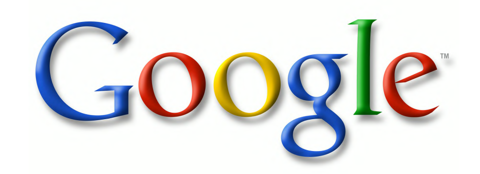


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



P. Germ 322.1

Bound
AUG 23 1900



Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

MRS. ANNE E. P. SEVER,

OF BOSTON,

WIDOW OF COL. JAMES WARREN SEVER,

(Class of 1817)

13 April —— 15 June 1900

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhundertster Band.

April bis Juni 1900.



Berlin
Verlag von Georg Stilke.
1900.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß

des

100. Bandes der „Preußischen Jahrbücher“.

Aufsätze.

Digitized by Google

Besprochene Werke.

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Digitized by Google

Digitized by Google

April 1900 Einhundertster Band Heft 1

Preußische Jahrbücher.

APR 13 1900

Herausgegeben
von
Hans Delbrück.

Inhalt:



Erscheint jeden Monat.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.
Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.

Berlin
Verlag von Georg Stilke
1900.

Kaiserl. und Königl. Hof-Pianofabrik

Julius Blüthner

Flügel und Pianos.

Filiale:
BERLIN W.,
Potsdamerstrasse 27 b.

Es Giebt Absolut Keinen Kahlkopf Mehr.

Für Haar-Erhaltung

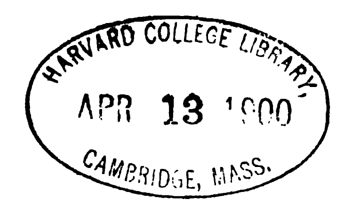
[illegible]

Probe-Zusendung gratis gegen 10 Pfg.-Marke.

General-Depôt **C. Schlechter, Berlin**, [illegible]

[illegible]

Digitized by Google



Luther als Deutscher und als Christ.

Rede am Todestage Luthers gehalten

von

Max Lehmann.

Verehrte liebe Festgenossen!

Wohin wir auch blicken mögen, überall ist es die Idee der Nationalität, die heute das öffentliche Leben beherrscht. In ihrem Namen sind die größten Thaten vollbracht worden. Sie hat die Franzosen, die sich ihr zuerst mit Leib und Seele ergaben, befähigt, dem Angriffe von Europa zu widerstehen; sie hat den Sturz Napoleons und seines Weltreiches bewirkt; sie hat den italienischen, sie hat den deutschen Staat erschaffen; sie zerreißt das Reich des Großtürken in Stücke. Für Millionen und aber Millionen ist sie an die Stelle der Religion getreten. Wer aber möchte sich darüber täuschen, daß ihr zu Liebe auch ungezählte Schändlichkeiten und Verbrechen begangen sind und noch tagtäglich begangen werden? Auf sie beriefen sich jüngst die Franzosen, als sie einen Unschuldigen in Ketten schmiedeten, mit ihr bemänteln die Edlen unter den Engländern den ruchlosen Krieg gegen ein kleines Volk, den die Gier nach dem Golde angefacht hat, und was Alles ist leider auch bei uns in ihrem Gefolge geredet und gethan worden. Ganz ungescheut verkündigen diejenigen, welche die neue Religion bekennen, den Grundsatz, daß Alles sittlich gut sei, was der eigenen Nation Vortheil bringe; oft sind es dieselben Leute, die nicht Worte des Zornes genug finden, um den gottlosen Grundsatz der Jesuiten, daß der Zweck die Mittel heilige, zu brandmarken. Da ist es wahrlich an der Zeit, sich zu besinnen auf die Schranken, die der Nationalität gesetzt sind, und

Digitized by Google

welcher Tag ist wohl mehr dazu geeignet als der Todestag des deutschen Helden, welcher der christlichen Religion wieder eine Stätte bereitet hat im Geistesleben der abendländischen Völker.

Wir wollen Luther betrachten erst als Deutschen, dann als Christen.

Es gehört nur eine geringe Kenntniß Luthers dazu, um inne zu werden, in welchem Maße er sich als Deutscher gefühlt hat. In derjenigen seiner Schriften, die wohl die größte Verbreitung erlangt hat und noch heute am meisten gelesen wird, in dem Büchlein „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung", tritt er geradezu als Sachwalter seiner Nation auf. „Wie kommen", so zürnt er, „wir Deutschen dazu, daß wir solch Räuberei, Schinderei unserer Güter von dem Papst erleiden müssen? Hat das Königreich zu Frankreich sich's erwehret, warum lassen wir Deutschen uns also narren und äffen? Warum müssen denn die Deutschen vor allen Christen auf Erden des Papstes und römischen Stuhles Gockelnarren sein, thun und leiden, was sonst Niemand leiden noch thun will?" Seitdem geht das Deutschthum wie ein tiefer und breiter Strom durch das Leben des Reformators. Er nennt sich den deutschen Propheten, scherzweise auch den deutschen Papst. Er eifert gegen den undeutschen Namen „Kirche", den er ersetzt sehen will durch den anderen des christlichen heiligen Volkes. Er beräth seinen Fürsten, einen Deutschen; er wendet sich an die Rathsherren deutscher Städte; er freut sich der Vereinigung deutscher Fürsten und Städte; sein Deutschland will er bewahren vor dem Erbfeinde, den Türken; noch die letzte umfangreiche Schrift, die er verfaßt hat, ist durchweht von nationalem Geist. „Ich danke Gott", sagt er einmal, „daß ich in deutscher Zunge meinen Gott höre und finde."

Von dem Wirken anderer, auch großer Deutschen reden nur noch die Blätter und Bücher der Geschichte: dieser Deutsche hat den Stempel seines Geistes der Nation so fest und tief aufgeprägt, daß er sichtbar ist bis zu dieser Stunde. Wir hören im Gotteshause die Sprache Luthers. Die Klänge der Lutherischen Bibelübersetzung sind es im protestantischen Deutschland, die das Ohr umschmeicheln und umdröhnen überall, wo das Göttliche mit dem Irdischen in feierliche Verbindung tritt. Es ist Luthers Werk, daß der lateinischen Messe ein Ende gemacht ist und die Gebete der Gemeinde in deutscher Sprache gen Himmel steigen. In seiner Uebersetzung werden Epistel und Evangelium gelesen. In seiner

Digitized by Google

Uebersetzung ertönt, wenn die Gläubigen sich zur Feier des höchsten Mysteriums vereinigen, der Prolog zu den Einsetzungsworten, der eine Harmonie von Form und Inhalt, von Poesie und Prosa, von Musik und Sprache darstellt, wie sie auch dem Sprachgewaltigsten nur selten glückt: „In der Nacht, da er verrathen ward, nahm er das Brot, dankte und brach's, und gab's den Jüngern, und sprach". Hier wirkt die stete Wiederholung des A-Lautes wie Glockenschläge, die den Hörer vorbereiten auf das Erhabenste, das der gläubigen Seele zu Theil werden soll. Noch immer feiern die protestantischen Deutschen Weihnacht mit dem Liede Luthers: „Vom Himmel hoch da komm ich her", noch immer demüthigen und trösten sie sich mit seinem Liede: „Aus tiefer Noth schrei ich zu Dir", noch immer braust das „Ein feste Burg ist unser Gott" durch die Hallen, wenn wir uns bewußt werden wollen, wo die starken Wurzeln unsrer Kraft ruhen. Und wie von Luther eine Einwirkung auch auf die alte Kirche ausgegangen ist, wie sie, um dem Abfall aus den eigenen Reihen zu wehren, wichtige Theile seiner Kritik sich zu eigen gemacht hat, so dürfen wir bei jeder deutschen Predigt, die an katholische Gläubige ergeht, seiner gedenken. Mehr noch, fast jedes Bibel-Citat, das deutsch aus katholischem Munde kommt, ist für den Protestanten ein lebendiges Zeugniß von der Macht, die dieser Erzketzer auch auf seine Widersacher ausübt. Schon der Erste, der nach ihm die Bibel übersetzte, schrieb ihn einfach ab: „Sie stehlen mir", resignirte er sich, „meine Sprache". — So der von Luther geordnete Gottesdienst der deutschen Gemeinde; nicht anders das sittlich-religiöse Leben des Einzelnen in ihrer Mitte. Noch immer empfängt das Kind das Sittengesetz in der Formulirung des deutschen Katechismus von Luther; noch immer schließt der Erwachsene den ehelichen Bund mit den Worten der Lutherischen Bibelübersetzung: „Wo Du hingehest, da will ich auch hingehen"; noch immer wird das müde Gebein zu Grabe gebracht mit den Worten: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden."

Wenden wir uns nun von der Kirche zum Staat: wie ist es doch gekommen, daß wir ein Volk wurden?

Wir hatten zuerst Eine Sprache und Eine Literatur.

Während des ganzen Mittelalters hatte es keine allgemeine deutsche Schriftsprache gegeben, keine Sprache, in der auch nur die jeweiligen Gebildeten übereingestimmt hätten; es waren immer nur geadelte Dialekte gewesen, in denen die Literaturwerke zur Auf-

1*

Digitized by Google

zeichnung gelangten, und eben deshalb hatten sie auch nur eine territorial beschränkte Verbreitung finden können. Erst Luther hat den Deutschen eine einheitliche Schriftsprache gegeben, indem er hier den schweizerischen, dort den niedersächsischen, dort den rheinfränkischen Dialekt zurückdrängte. Diese Sprache selber aber, sie war mit sein Werk. Die papierne Sprache, die er zu Grunde legte, hatte alle die Untugenden, die in Kanzleien zu entstehen pflegen: sie war unbeholfen, schwerfällig und weitschweifig. Er, der Bauernsohn, der mit dem Volke groß geworden war, bereicherte sie durch eine Menge origineller Worte und Wendungen, und, was wichtiger war, er lieh ihr etwas von seinem Genius; er gab ihr Gedrungenheit und Kürze, Leichtigkeit und Kraft, Fülle und Wärme, Schwung und Tiefe. Wer die Herrschergewalt dieses Titanen begreifen will, der mag sich an ein paar Zahlen erinnern lassen, die, wie oft auch wiederholt, immer und immer wieder unser Staunen erwecken. Bis zum Jahre 1517 schwankt die Zahl der jährlich in deutscher Sprache erschienenen Drucke zwischen 35 und 55. Sofort, nach dem ersten Auftreten Luthers steigt sie auf 71, dann schnell in die Hunderte; 1523 erreicht sie 498. Und dieser enorme Zuwachs kommt auf die Rechnung von Wittenberg und hier wieder von Luther: von den zuletzt genannten 498 Drucken hat er nicht weniger als 183 selbst verfaßt. Wird hiermit die Wirkung auf die Zeitgenossen erklärt, so ist es auch keine Uebertreibung, wenn man behauptet, daß wir alle die Sprache Luthers reden, von dem durch ihn in das deutsche Idiom gesenkten Schatze zehren. Denn wenn wir diejenigen überschauen, welche seit Luther die Gabe der Rede in Wort und Schrift geübt und die Sprache ihrerseits weiter gebildet haben, so sei es zwar fern von uns, in dieser Stunde hochmüthig auf unsre andersgläubigen Volksgenossen herabzusehen. Aber die Wahrheit zwingt zu dem Geständniß: wie klein, wie beschämend klein ist bis in unser Jahrhundert unter jenen die Zahl der römischen Katholiken. Derjenige Deutsche, der am tiefsten von Allen in den Geist unsrer Sprache eingedrungen ist, Jakob Grimm, konnte das Neuhochdeutsche als den protestantischen Dialekt bezeichnen, dessen Freiheit athmende Natur längst schon, ihnen unbewußt, Dichter und Schriftsteller des katholischen Glaubens überwältigt habe. Und wie die Form, so der Inhalt. Erst mußten die Fesseln der römischen Hierarchie zerbrochen werden, ehe die deutsche Literatur und die deutsche Wissenschaft den Aufschwung nehmen konnten, der das 17. 18. und 19. Jahrhundert unsrer

Digitized by Google

Geschichte verherrlicht. Alle die großen Denker und Künstler, die das Feuer der Idee am Heerde der nationalen Gemeinschaft wach erhalten haben, die Leibniz und Pufendorf, Klopstock und Lessing, Goethe und Schiller, Herder und Kant, Fichte und Hegel, Ranke und Helmholtz, sie sind Protestanten.

Die Einwirkung Luthers auf die Entstehung des deutschen Volks und Staats reicht aber noch weiter.

Der preußische Staat ist erwachsen aus der Vereinigung der beiden Kolonien zwischen Elbe und Oder und zwischen Weichsel und Memel. Wie ist dies geistliche Land der Deutschordensherren unter das Szepter der Hohenzollern gekommen, wie konnte die Brücke geschlagen werden von der Aristokratie ritterlicher Mönche hinüber zu einer weltlichen Monarchie? Nur durch die Reformation. Luther hat dem Hochmeister den entscheidenden Rath gegeben, weltlich zu werden und eine Dynastie zu stiften. Niemals würde dann der neue Herzog von Preußen, nie würden seine eifrig evangelischen Stände, nie würden die eifrig evangelischen Stände der Mark eingewilligt und mitgewirkt haben zur Vereinigung von Preußen und Brandenburg, wenn nicht der Kurfürst von Brandenburg Protestant gewesen wäre. So ruht denn auch die Erwerbung jenes Stücks der jülich-klevischen Erbschaft, aus dem unsre Rheinprovinz und unsre Provinz Westfalen hervorgegangen sind, auf dem Protestantismus; niemals würde Brandenburg in diesen überwiegend evangelischen Gebieten Eingang gefunden haben, wenn es nicht evangelisch gewesen wäre wie sie. Niemals würden ferner die Liegnitzer Herzöge sich auf eine Erbverbrüderung mit dem Hause Brandenburg eingelassen haben, wenn dieses bei der alten Kirche verharrt wäre. Und der Kern der sechsten hier zu nennenden Provinz unsres Staates sind die beiden säkularisirten Bisthümer Magdeburg und Halberstadt. Nun stimmen heute ja alle wahrhaft gebildeten und von Menschenfurcht freien Deutschen darin überein, daß dieser brandenburgisch-preußische Staat lange Zeit nur das Seine suchte. Schließlich aber sind preußisches Staats- und deutsches Nationalbewußtsein versöhnt worden, und das war wieder ein Werk des Protestantismus. Der Genius Luthers zog in dem Frühlingsbrausen des Jahres 1813 vor seinem heiligen Volke einher wie die Feuersäule vor dem Volke Israel in der Wüste. Der größte aller deutschen Katholiken jener Zeit, einer der größten Deutschen überhaupt, Neidhart v. Gneisenau, der Besieger Napoleons,

Digitized by Google

konnte sich der Macht des protestantischen Geistes nicht entziehen: das spezifisch Katholische in ihm ist ganz erloschen.

So gewaltig ist die Einwirkung Luthers auf die deutsche Kirche, das deutsche Haus, die deutsche Sprache, den deutschen Geist, den deutschen Staat. Es scheint, als wenn diejenigen Recht behielten, die ihm seine Stelle anweisen wollen nur in der Geschichte Deutschlands.

Jeder große Denker darf beanspruchen, über sich selbst Zeugniß ablegen zu dürfen, und da kann es keinem Zweifel unterliegen, daß Luther eine nationale Beschränkung kategorisch abgelehnt hat. „Ich halte es," sagt er, „gar nicht mit denen, die nur auf eine Sprache sich so gar geben und alle andere verachten. Denn ich wollte gerne solche Jugend und Leute aufziehen, die auch in fremden Landen könnten Christo nütze sein." Und ein ander Mal: „Es ist das ärgste Laster und eine lautere Teufelshoffahrt, daß wir uns selbst lassen gut dünken und kitzeln, wenn wir eine Gabe sehen oder fühlen an uns, und Gott nicht dafür danken, sondern stolz werden und jedermann verachten und so gar die Augen damit füllen, daß wir nichts dafür sehen, was wir sonst thun; meinen, es sei alles schön an uns." Das tadelt er an den Juden am meisten, daß sie sich erheben und alle Menschen stölzlich und hochmüthiglich verachten, daß sie voll seien und trunken von eiteler Heiligkeit.

Wer so redete, konnte nicht zu den Schmeichlern gehören, die ihrem Volke unaufhörlich vorreden, es sei das beste und dazu berufen, über alle anderen zu herrschen. Alle wahrhaft großen Männer wirken als Erzieher, und so nahm sich auch Luther das Recht, seiner eigenen Nation die Wahrheit zu sagen, unverschleiert und ungeschminkt, so wie er sie jederzeit seinem Fürsten gesagt hat. „Wir Deutschen," klagt er, „sind ein wild, roh, tobend Volk, mit dem nicht leicht ist etwas anzufahen, es treibe denn die höchste Noth." Wie oft hat er sie gescholten wegen ihrer Trunksucht: „Darum ist ja Deutschland ein arm, gestraft und geplagtes Land mit diesem Saufteufel, und gar ersäuft in diesem Laster, daß es sein Leib und Leben und dazu Gut und Ehre verzehret." Wie nachdrücklich rückt er ihnen ihre Unbeständigkeit vor: „Denn das ist unsre Weise, wenn etwas Neues vorfällt, daß wir sehr heftig und hitzig darauf sind, gehen hinan mit allen Sprüngen, und dürfen's wohl, wie ein blindes Pferd, durch Feuer und Wasser wagen; sobald aber dieselbige erste Hitze ein wenig verrauscht,

Digitized by Google

lassen wir bald ab, und so sehr wir im Anfang darzu geeilet haben, so leichtlich und balde lassen wir's auch wiederum fallen."

Indeß, um Luther gerecht zu werden, müssen wir noch tiefer graben; wir müssen suchen bis dahin vorzudringen, wo die Quellen seines geistigen Ichs sprudeln.

Aus seinem Knaben-, seinem Jünglings-, seinem ersten Mannesalter ist keine einzige Aeußerung national-politischer Art überliefert: er lebte, nachdem er einmal das theologische Studium ergriffen, nur der Erkenntniß des Höchsten. Er war 35 Jahre alt, als in seine Seele zum ersten Male die Töne der nationalen Opposition klangen, die Deutschland aus dem 15. in das 16. Jahrhundert geleitet haben. Eine Zeit lang wieder zurückgedrängt, wurden sie auf das gewaltigste verstärkt durch den Einfluß Ulrichs von Hutten, des nationalsten unter den nationalen Denkern jener Tage: in der Schrift „An den christlichen Adel", von der wir ausgingen, erreicht die national-politische Stimmung Luthers ihren Höhepunkt. Freilich, sehen wir schärfer zu, so gewahren wir dicht neben dieser Schrift andere, in denen das national-politische Moment nicht nur zurücktritt, sondern ganz verschwindet: diejenigen über die babylonische Gefangenschaft der Kirche und von der Freiheit eines Christenmenschen. Dennoch konnten in der That Fernstehende im Jahre 1520 zweifeln, ob er sich nicht schließlich doch noch in den Streit der politischen Parteien begeben würde. Die Entscheidung brachte jener Reichstag von 1521, den man allzu oft nur vom Standpunkt des Gegensatzes zwischen römisch-katholisch und evangelisch angesehen hat. Die Mehrheit der in Worms versammelten Reichsstände war entschlossen, auf Luthers Seite zu treten, sobald er sich nur dazu verstand, einen Theil seiner Sätze, nämlich diejenigen welche gegen das Dogma gerichtet waren, preiszugeben. Er that es nicht. Er verschmähte es, der Führer einer nationalen Opposition zu werden, er ließ es darauf ankommen, ob die Folge eine Spaltung seines Volkes sein werde. Höher als die Nation stand ihm das Gottesreich; er war zunächst Christ, dann erst Deutscher.

„Was sind", fragt er, „alle Könige und Fürsten mit aller ihrer Macht und Regiment gegen Jesus, der da sitzet und regieret in dem Stuhl göttlicher Majestät?" Darin sieht er den Unterschied zwischen Gesetz und Evangelium, daß jenes an den Berg Sinai und an das Volk Israel gebunden ist, dieses aber wird auf das freieste auf den Bergen ausgebreitet, das ist: unter die Völker und in alle Lande. „Gleichwie die Sonne mit ihren Strahlen den

Digitized by Google

ganzen Erdkreis erleuchtet, also wird das Evangelium allen Menschen verkündiget.“ Und umgekehrt: wo das Evangelium gepredigt wird, da ist gewißlich Christus, da findest du gewißlich die Kirche, es sei in der Türkei, bei den Russen, Böhmen oder wo es wolle.

Gesetz und Evangelium: zusammen sind sie das Wort Gottes. Dieses allein soll herrschen in der gläubigen Gemeinde. Dadurch ist Luther, dadurch sind diejenigen, die sich nach ihm nennen und halten, für immer bewahrt vor nationaler Ueberhebung. Denn fremde Nationen, in Sprache und Sitte grundverschieden von den deutschen, sind es, welche die ihm über Alles theuren heiligen Bücher geschrieben, zusammengetragen und aufbewahrt haben. Jene herrlichen Worte, die in ihrer Lutherischen Prägung hoffentlich das unveräußerliche Eigenthum des deutschen Volkes bleiben werden, sie sind ursprünglich undeutsch. Wollte Luther sie verstehen, so mußte er des Hebräischen und des Griechischen mächtig sein; wollte er seine Glaubesgenossen vor einer Verfälschung des Gotteswortes bewahren, so mußte er für Schulen sorgen, in denen jene Sprachen gelehrt wurden. Und da er, bewußt oder unbewußt, demjenigen, was die Altgläubigen Tradition nennen, einen Raum in seiner Lehre ließ, da er in den großen abendländischen Kirchenvätern des 4. und 5. Jahrhunderts Bahnbrecher und Vorläufer sah, so nahm er noch die dritte Religionssprache, das Lateinische, hinzu. Was, fragte er, ist die Schuld, daß unser Glaube also zu Schanden wird? Daß wir die Sprachen nicht wissen, und ist hier keine Hülfe, denn die Sprachen wissen. Die Sprachen sind die Scheide, darin das Messer des Geistes stecket. Sie sind der Schrein, darinnen man dies Kleinod träget. Sie sind das Gefäß, darinnen man diesen Trank fasset. Lasset uns das gesagt sein, daß wir das Evangelium nicht wohl werden erhalten ohne die Sprachen.

Es ist wahr, die lebenden Nationen hat Luther nicht durchweg gerecht beurtheilt. Am wenigsten die Italiener. Seine Meinung über sie war gegeben durch sein Verhältniß zum Papstthum. Daß dieses damals wesentlich italienisches Landesfürstenthum geworden war, konnte ihm nicht entgehen; war er doch selbst in Rom gewesen und hatte gesehen, wie sehr die Interessen des Papstes und der Italiener zusammenfielen. So will er denn von den Wälschen wenig wissen, er hält sie für listig und tückisch. Aber selbst hier gewahren wir, wie die religiöse Idee es bei ihm davonträgt über die nationale Abneigung. Dem edlen Märtyrer Savonarola rühmte er nach, daß er mit dem rechten Panzer der Gerechtig-

Digitized by Google

keit und dem Helm des Glaubens angethan gewesen, und als in Venedig evangelische Lehren sich regten und ihre Bekenner seine Fürsprache bei den deutschen Fürsten erbaten, war er hoch erfreut über diese Gesinnungsgenossen „im Gebiete des Antichrists selber"; in rührenden Worten hat er sie berathen. Näher stand er den Franzosen, die ja, wie man weiß, unter allen romanischen Nationen die meiste Empfänglichkeit für die Ideen der Reformation bekundet haben. In jener Krisis des Jahres 1518, da sein Kurfürst sich von ihm loszusagen schien, war er nicht abgeneigt, nach Paris zu gehen; geradeso wie er nichts dagegen gehabt hätte, wenn Melanchthon der Einladung des französischen Königs Folge leistete. Der größte aller evangelischen Franzosen, Calvin, stand bei ihm hoch in Gunst, und den Herzog von Savoyen, der ihm als ein Liebhaber der wahren Religion bezeichnet war, ermahnte er, fortzufahren, wie er begonnen, auf daß ein Feuer ausgehe von seinem Hause, gleich wie von dem Hause Josefs, und ihm ganz Frankreich sei gleich als Stoppeln, und dieses heilige Feuer Christi darinnen auch brenne und lodere, und dermaleins Frankreich mit Wahrheit möge vom Evangelio das christliche Reich geheißen werden. Den Sieg des Evangeliums in England hat er nicht erlebt; um so bemerkenswerther ist, daß er sich überwand, dem Könige dieses Landes, mit dem er eine leidenschaftliche Fehde ausgefochten hatte, einen Brief zu schreiben, der von der Hoffnung eingegeben war, ihn für die Sache des Evangeliums zu gewinnen. In Skandinavien sah er das Reich des Antichrists zusammenbrechen; er forderte den dänischen König auf, die Eintracht der Lehre zu bewahren und für eine würdige Ausstattung der Kirche zu sorgen; den schwedischen König ermahnte er, die Wissenschaften zu pflegen. Am engsten war, wie sich versteht, sein Verhältniß zu den Böhmen; hatte er doch ihrem Reformator mit den Worten gehuldigt: „Wir sind alle Hussiten." Eine Schrift der böhmischen Brüder begleitete er mit einer Vorrede, in der sich die denkwürdigen Worte finden: „Weil ich nun gerne sehen wollte, daß alle Welt mit uns und wir mit aller Welt einträchtig würden in einerlei Glauben Christi, zum wenigsten, wo es mit den Sprachen nicht könnt geschehen, doch mit dem Herzen und Sinn, hab ich dies Büchlein lassen ausgehen, auf daß alle frommen Christen lesen und sehen, wie nahe oder fern wir von einander oder bei einander sind, ob Gott seine reiche Gnade dazu geben wollte, daß der Spaltung weniger würde — bis wir zuletzt mit einerlei Wort und Weise des Mundes ein-

Digitized by Google

helliglich Christum preisen möchten.“ Wie hoch erheben sich diese Worte über nationale Beschränkung; sie machen es begreiflich, daß Luther den Gedanken eines Concils grundsätzlich nicht abgewiesen hat. „Wir brauchen“, sagte er zu jenem päpstlichen Legaten Vergerio, der später selbst von der Macht des evangelischen Gedankens ergriffen und überwältigt wurde, „wir brauchen ein Concil nicht für uns und die Unsrigen, denn wir haben schon die feste evangelische Lehre und Ordnung; die Christenheit braucht es, damit der Theil, der noch im Irrthum gefangen ist, Irrthum und Wahrheit kennen lerne.“

Das ist der Schlüssel zu dem Problem, das wir gestellt haben. Die christliche Idee, in der Luther wurzelt und die er wieder auf ihren ursprünglichen Gehalt zurückgeführt hat, will nicht, so oft es auch behauptet ist, die nationalen Individualitäten aufheben. Die erschütternde Klage Christi über sein Jerusalem, das nicht bedenken wollte, was zu seinem Frieden diente, beweist für ewig, daß Vaterlandsliebe und Christenthum einander nicht ausschließen. Was dagegen nothwendig zum Christenthum gehört, was es, historisch betrachtet, konstituirt hat, was es unterscheidet sowohl von dem partikularistischem Judenthum wie von dem polytheistischen Heidenthum wie von dem erobernden Islam, ist die Doppelforderung: Trennung des politischen Reichs vom Gottesreiche und Zugehörigkeit aller Nationen zum Gottesreiche. Im Gottesreiche giebt es durchaus keinen Vorrang der Rasse.′ Hier gilt nur ein einziges Privilegium, das der Gotteskindschaft, und dieses kann sich jeder, wes Geblütes er auch sei, zu jeder Zeit erwerben, durch Hingabe an das Haupt und an die Idee des Reiches und durch Thaten, die er vollbringt zur Mehrung und Festigung des Reiches.

Digitized by Google

Friedrich der Große und Maria Theresia am Vorabend des Siebenjährigen Krieges.

Publikationen aus den Kgl. Preußischen Staatsarchiven. Veranlaßt und unterstützt durch die Kgl. Archivverwaltung. 74. Band. G. B. Volz und G. Küntzel: Preußische und österreichische Akten zur Vorgeschichte des Siebenjährigen Krieges. Leipzig. Verlag von S. Hirzel. 1899.

Vor wenigen Jahren noch schien den Geschichtsforschern kein Satz in ihrer Wissenschaft fester zu stehen als der, daß der Ursprung des Siebenjährigen Krieges in einer gegen Preußen gerichteten, dem Abschlusse nahen Offensivallianz Oesterreichs mit Frankreich und Rußland zu suchen sei, und daß die Eröffnung des Kampfes nur deshalb von Preußen ausgegangen wäre, weil Friedrich der Große sich aus militärischen Gründen entschlossen hätte, seinen Feinden das Prävenire zu spielen. Da veröffentlichte Max Lehmann, Universitätsprofessor in Göttingen, eine Schrift, in welcher er den Nachweis zu führen versuchte, daß jene Offensivallianz nicht dem Abschlusse, sondern, trotz aller Gegenbemühungen des angriffslustigen Oesterreich, welches Schlesien um jeden Preis wiederhaben wollte, dem Scheitern nahe gewesen wäre, als Friedrich der Große seinerseits den Krieg erklärte, nicht um sich zu vertheidigen, sondern weil er den Augenblick für gekommen ansah, einem seit langer Zeit gehegten Plane gemäß der Eroberung von Schlesien die von Sachsen und Westpreußen folgen zu lassen. Der Kaiserin Maria Theresia beabsichtigte Friedrich Böhmen zu entreißen und den Herrscher von Sachsen und Polen mit der Krone dieses Landes zu entschädigen:*) „Zwei Offensiven stießen auf einander,“ so formulirt Lehmann seine These.

*) „Friedrich der Große und der Ursprung des Siebenjährigen Krieges von Max Lehmann.“ Leipzig. Verlag von S. Hirzel. 1894.


Digitized by Google

Die Veröffentlichung Lehmann's hat in den gelehrten Kreisen eine ungewöhnlich ausgebreitete und heftige Diskussion hervorgerufen, an welcher sich auch die Historiker Oesterreichs und Frankreichs lebhaft betheiligt haben. In erster Reihe wurde Lehmann's Theorie bekämpft durch Reinhold Koser, den gegenwärtigen Direktor der preußischen Staatsarchive, zumal der zuletzt genannte Geschichtsforscher die ältere Auffassung vom Ursprunge des Siebenjährigen Krieges seiner kurz vor dem Lehmann'schen Buche erschienenen Biographie Friedrich's des Großen zu Grunde gelegt hatte. Die so glänzende zeitgenössische Geschichtsliteratur der Franzosen bereicherte Richard Waddington durch ein der bezeichneten wissenschaftlichen Streitfrage gewidmetes Werk, welches, von den Schätzen der französischen und britischen Archive voll, als eine ganz ausgezeichnete gelehrte Leistung anerkannt werden muß.*) Auch Waddington wies die Behauptungen Lehmann's positiv zurück, und ebenso wie er urtheilten volle drei Dutzend von tüchtigen Forschern aus aller Herren Länder, welche mit der größten Entschiedenheit die Lehmann'sche Theorie verwarfen und die Koser'sche verfochten. Auf Lehmann's Seite stellten sich nur Delbrück, meine Wenigkeit und einige andere Gelehrte**), so daß die Lehmann'sche Theorie, äußerlich angesehen, eine eklatante Niederlage erlitt. Da aber unsere Gegner Männer der strengen Wissenschaft waren, welchen mehr daran lag, Recht zu haben als Recht zu behalten, so ist von Albert Naudé, Professor zu Marburg, einem hervorragenden Bekämpfer Lehmann's, in den Wiener und Berliner Archiven Nachforschung nach allen für die charakterisirte Kontroverse erheblichen Aktenstücken gehalten worden, in der Absicht, die durch diese Arbeit erzielte Materialiensammlung der Oeffentlichkeit zu übergeben. Da Naudé vor Lösung der Aufgabe, welche er sich gestellt hatte, leider starb, ist sein Werk durch zwei junge Doktoren in einer Anerkennung verdienenden Weise vollendet und unter den Auspizien Koser's publizirt worden.

*) „Richard Waddington. Louis XV et le renversement des alliances. Préliminaires de la guerre de sept ans. 1751–1756. Paris 1896."

**) Vgl. „Preußische Jahrbücher" Band 79 und Band 84: Hans Delbrück: „Friedrich der Große und der Ursprung des Siebenjährigen Krieges". Derselbe in Band 86: „Ueber den Ursprung des Siebenjährigen Krieges. (Nachtrag)." In Band 80: Friedrich Luckwaldt: „Die Westminsterkonvention." Ferner: Wagner: „Friedrich der Große und Frankreich." Hamburg 1895. Von demselben die werthvolle Studie: „Die europäischen Mächte in der Beurtheilung Friedrichs des Großen. 1746–57". Mittheilungen des Instituts für österr. Geschichtsf. Okt. 1899. Ich nenne noch Ruville und Brode, die wenigstens in der Hauptsache Lehmann zustimmen.

Digitized by Google

Im Siebenjährigen Kriege befand sich auf der einen Seite das Genie Friedrich, während auf der anderen Seite die Talente Maria Theresia und Kaunitz standen. Das Ringen blieb unentschieden. In dem literarischen Kampfe um den Siebenjährigen Krieg dagegen, welcher auf der einen Seite von Lehmann, auf der anderen von Koser und Waddington geführt worden ist, ist die Entscheidung jetzt gefallen. Geniales Wirken hat etwas Dämonisches an sich, und es wird einem geringen Sterblichen beinahe unheimlich zu Muthe, wenn er sieht, wie die Anhänger der älteren Auffassung, durch die Zauberkraft des Lehmann'schen Genies verwirrt, sich mit ihren eigenen Waffen geschlagen haben. Jene archivalischen Kollektaneen haben die Hinfälligkeit der Koser'schen Theorie, welche sie zu stützen bestimmt waren, wider den Willen ihrer Urheber vollständig bewiesen und die Stichhaltigkeit der Lehmann'schen Theorie, welche sie endgiltig beseitigen sollten, dokumentarisch erhärtet. Die Talente haben gegen das Genie gekämpft, das Genie hat gesiegt!

Etwa fünfviertel Jahre vor dem Ausbruche des Siebenjährigen Krieges (am 1. Mai 1755) hatte der k. k. Botschafter am Hofe zu Versailles, Graf Starhemberg, eine Unterredung mit dem Staatssekretär des Auswärtigen Rouillé über den englisch-französischen Krieg, dessen demnächstiger Ausbruch unvermeidlich zu sein schien. Bei dieser Gelegenheit äußerte Rouillé, daß man sich französischerseits über die Inferiorität der eigenen Flotte gegenüber der britischen keine Illusionen mache und es deshalb nicht bei einem Seekrieg bewenden lassen sondern daneben den Kontinentalkrieg eröffnen würde. Graf Starhemberg faßte die Bemerkung des Franzosen als eine gegen seine Souveränin gerichtete Kriegsdrohung auf, indem er bei dem Kabinet von Versailles die Idee voraussetzte, die österreichischen Niederlande zu erobern und sie beim Friedensschlusse gegen etwa verloren gegangene französische Kolonien auszutauschen, wie das den Diplomaten Ludwig XV. auf dem Friedenskongresse zu Aachen schon einmal gelungen war. Daß er die Gedanken Rouillé's richtig errathen hatte, erkannte der k. k. Botschafter nach ein paar Monaten, während deren die englisch-französischen Beziehungen immer gespannter geworden waren, in einer zweiten Besprechung mit dem Staatssekretär des Auswärtigen. Es wäre Frankreich keineswegs willkommen, so sagte Rouillé zu Starhemberg, wenn sich die Zahl seiner Feinde noch vermehre, aber die französischen Interessen ließen einen bloßen

Digitized by Google

Kampf auf dem Meere und in Amerika absolut nicht zu. An hinlänglichen Ursachen zur Kriegserklärung an Oesterreich fehle es dem Kabinet von Versailles nicht, und jede andere Rücksicht müßte gegen das Bestreben zurücktreten, die Engländer direkt oder indirekt zur Raison zu bringen. Graf Starhemberg kenne die Friedensliebe des Königs von Frankreich und seine Freundschaft für die Kaiserin, aber die Engländer wollten es so, und die Franzosen wüßten sich nicht anders zu helfen.*)

Die österreichischen Niederlande umfaßten neben dem heutigen Großherzogthum Luxemburg den größten Theil des modernen Königreichs Belgien, und ihre Wichtigkeit für die Gesammtmonarchie war demgemäß eine ganz außerordentliche. Von den 170 000 Mann, welche die k. k. Armee stark war, standen 25 000 in Belgien und auf dem belgischen Etat, und von den 40 Millionen Gulden, auf welche sich nach Abzug der für die Verzinsung der Staatsschuld verpfändeten Einkünfte die Revenüen der Donaumonarchie beliefen,**) steuerten die Niederlande volle 5 Millionen bei.***) Ungefähr um die Zeit, von welcher ich gegenwärtig erzähle, gelang es der österreichischen Regierung, einen Kriegsschatz von 4 Millionen Gulden anzulegen, eine bescheidene Errungenschaft, wenn man bedenkt, daß in den verschiedenen Tresors und Kriegskassen des Königs von Preußen damals 14 Millionen Thaler lagen, aber selbst jener Nothgroschen wäre nicht zusammengekommen ohne die belgischen Kapitalisten, welche auf Grund der Ertheilung eines Lotterieprivilegiums die genannte Summe hergaben†): „Bekanntermaßen", so heißt es in einem Gutachten von Kaunitz, „sind die Niederlande der Mittelpunkt des europäischen Kommercii: Ihre Lage ist hierzu ungemein vortheilhaft, das Volk besitzt großen Reichthum und besondere Gaben zu Manufakturen, Handelschaft

---

*) „Publikationen" S. LXXIII: Starhemberg an Kaunitz.

**) Arneth „Geschichte Maria Theresia's" IV. S. 69 (wo der Ertrag der Militärkontribution etwas zu hoch angeschlagen ist). Dazu derselbe VI 257, (wo die Militärkontribution nicht mitgerechnet ist).

***) „Publikationen" S. 176.

†) „Publikationen" S. 251: Maria Theresia an Starhemberg. Wien 6. März 1756. Max Lehmann befindet sich mithin der Sache nach nicht vollständig im Recht, wenn er erzählt: „Die Hoffnung der Kaiserin, aus allerhand Ersparnissen einen kleinen Fonds zu sammeln, der wenigstens die Mobilmachungs-Kosten decken half, ging nicht in Erfüllung." Seite 23 in „Friedrich der Große und der Ursprung des Siebenjährigen Krieges." Leipzig 1894.

Digitized by Google

und Schifffahrt, als worinnen sie fast alle anderen Nationen übertreffen, und die Geschichte voriger Zeiten dient zur Probe, wie weit ein Souverän dieser Länder seine Macht treiben könne, wenn er sich die Gaben der Natur ohne Hinderniß zu Nutzen machen kann. Dem . . . . . Erzhaus würde der Besitz derer Niederlanden zu weit größerem Vortheil gereicht haben, wenn nicht die Seemächte die Hauptzuflüsse durch den westfälischen Frieden und den Barrièretraktat gehemmt hätten. Sollten aber diese Lande in die Hände der Krone Frankreich gerathen, so erhielte dieselbe einen solchen Zuwachs an Macht zu Land und zur See, welcher ganz Europa eifersüchtig machen müßte."

Man sollte glauben, daß es den Oesterreichern nicht schwer gefallen sein müßte, für die Vertheidigung ihrer niederländischen Provinzen eine Stütze an England zu gewinnen, zumal die Franzosen König Georg II. auch in seiner Eigenschaft als Kurfürsten von Hannover mit einem Angriffe bedrohten. Eine Besetzung Hannovers aber und eine Entwaffnung der hannöverschen Armee, mochten sie direkt durch Frankreich oder durch Friedrich II., als den langjährigen Alliirten Frankreichs geschehen, mußten von dem Kabinet von St. James als das Vorspiel französischer gegen England gerichteter Landungsversuche angesehen werden, denn ein nationales Landheer besaßen die Engländer in dieser Epoche ihrer Geschichte nicht, sodaß sie für die Garnirung ihrer einheimischen Küsten auf hannöversche und hessische Miethstruppen angewiesen waren.*) Oesterreich hatte nach London hin erklärt, daß es den Einmarsch preußischer Truppen in die deutschen Besitzungen des Königs Georg mit einer nach Berlin gerichteten Kriegserklärung beantworten würde,**) denn man war in der Hofburg überzeugt, daß der König von Preußen hannöversche Landestheile, welche er einmal besetzt hatte, nicht wieder herausgeben würde. Trotz der geschilderten natürlichen Interessengemeinschaft, welche zwischen Oester-

*) Als im Mai 1756 der Krieg mit Frankreich wirklich zum Ausbruch kam, und das ganze Weltreich nicht mehr als 40000 Mann Nationaltruppen aufwies, zog die Regierung, von beiden Häusern des Parlamentes einstimmig darum angegangen, 20000 Hannoveraner und Hessen nach England herüber, denn Vorbereitungen zur Invasion der britischen Inseln, welche man in den feindlichen Häfen wahrnahm, riefen panischen Schrecken hervor. In welchem Maße sich die Engländer für ihre erfolglos gebliebene Bekämpfung der nordamerikanischen Rebellion auf deutsche Miethstruppen stützen mußten, ist bekannt.

**) Vgl. Waddington „Louis XV. et le renversement des alliances. Préliminaires de la guerre de sept ans. 1754—56". Paris 1896. S. 137. Oesterreichische Verbalnote vom 1. Juni 1755.

Digitized by Google

reich, England und Hannover obwaltete, vermochte das schwache Ministerium Newcastle nicht, die für einen Kontinentalkrieg erforderlichen Kredite durch das Unterhaus zu bringen und zwar umso weniger, als nach den ersten in der bezeichneten Richtung gethanen Schritten, durch ihre Unpopularität erschreckt, der Schatzkanzler Legge aus dem Kabinet ausgetreten war. Die öffentliche Meinung verabscheute den Kontinentalkrieg, von dem sie sich einbildete, daß er nur im dynastischen Interesse des Kurfürsten von Hannover geführt werden sollte. Die Nation verlangte, daß alle finanziellen Hilfsquellen des Reiches nur zu Gunsten der Marine fließen sollten, welche in der That arg vernachlässigt worden war, sodaß sie erst nach mehrjährigen Rüstungen eine zuverlässige Superiorität über die französische Flotte zurückgewonnen hat. Im Parlamente machte sich zum Organ der nationalen Stimmung und der mißtrauischen Steuerzahler der ältere Pitt, der innerlich den Kontinentalkrieg für nothwendig hielt, der aber dennoch, skrupellos wie der Staatsmann sich zuweilen zeigen muß, alle Geldopfer zu Gunsten Hannovers und Belgiens leidenschaftlich bekämpfte, weil er zur Opposition gehörte und das Ministerium stürzen wollte, um selber ans Staatsruder zu gelangen. Die schwache Regierung wich der Strömung, verzichtete darauf, wieder wie zur Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges eine „pragmatische Armee“ in den Niederlanden agiren zu lassen, brach die darauf bezüglichen Unterhandlungen mit Kaunitz ab*) und beschäftigte sich fortan ausschließlich mit den Vorbereitungen für den See- und Kolonialkrieg.

Infolgedessen war Oesterreich diplomatisch und militärisch vollständig isolirt, denn seine Defensivallianz mit dem ehrlich befreundeten Rußland konnte ihm ohne eine zweite Allianz nichts nützen, weil „die 60000 Russen auf dem Papier“**) ganz ohne ausländische Subsidien nicht zu marschiren vermochten. Ueberhaupt war Oesterreich aus finanziellen Gründen außer Stande, ohne das Bündniß mit einer der beiden Subsidien zahlenden Westmächte seine Großmachtstellung zu behaupten, denn in den Kriegen des 18. Jahrhunderts ließ sich das Problem der Beschaffung der pekuniären Mittel nicht so leicht lösen wie in denen des 19.; vielmehr war für die Kampagnen Maria Theresia's Geld fast in demselben Maße der nervus rerum wie für die Feldzüge Monte-

*) Vgl. Waddington S. 148. Staatssekretär Holdernesse an Keith, Botschafter in Wien, 6. August 1755.

**) Vgl. Waddington S. 138. Oesterreichische Verbalnote vom 1. Juni 1755.

Digitized by Google

cuculi's: Das Erzhaus schwebt in drangvoller Lage! ruft Kaunitz angesichts der geschilderten Verhältnisse ein Mal über das andere in seinen an die Kaiserin gerichteten Denkschriften aus. Preußen, so äußerte sich der Hof- und Staatskanzler weiter, arbeitet nur auf unsern Untergang hin und wird ihn menschlichem Ermessen nach bewirken, wenn wir ihm nicht zuvorkommen. Wir können nur einen kleinen Theil unseres Heeres in Belgien aufstellen, weil wir einen friedensbrüchigen Einfall Preußens in das Herz der österreichischen Monarchie zu besorgen haben.*) Die französische Diplomatie intriguirt bei der Pforte, in Polen und an den meisten europäischen Höfen in und außerhalb des Reiches gegen uns; die Entsendung des Herzogs von Nivernais nach Berlin ist beschlossene Sache; der Herzog soll mit dem König Friedrich den französisch-preußischen Feldzugsplan gegen Oesterreich feststellen und dazu die nöthigen politischen Abmachungen treffen, welche für das Haus Oesterreich verderblich sein werden. Der Marschall Belle-Isle**) ist nach Compiègne berufen und findet, wie Starhemberg und der modenesische Gesandte übereinstimmend berichten, mit seinen nicht nur Belgien sondern auch die Lombardei, vielleicht sogar die k. k. Erbländer umfassenden Operationsplänen bei Hofe viel Gehör.***) Auch die Fortdauer unserer guten Beziehungen zu Spanien und zu dem Königreich beider Sizilien ist nicht als gesichert zu betrachten, und verschiedene Spuren in unseren geheimen Informationen führen bereits heute zu der Annahme, daß Frankreich die Neapolitaner zu einem Angriff auf die k. k. Besitzungen in Italien zu bestimmen bemüht ist.†) Auch dem sardinischen Hof dürfen wir nicht trauen, denn nachdem er sich schon einmal auf Kosten des Hauses Oesterreich vergrößert hat, ist der Verdacht gerechtfertigt, daß die Sardinier nur auf eine günstige Gelegenheit lauern, um den Rest der italienischen Staaten der Kaiserin an sich zu reißen. Nur der Petersburger Hof ist durch ein unzerreißbares Band der Interessengemeinschaft an den Wiener Hof gekettet,

*) „Publikationen" S. 145 und 159. Vortrag des Staatskanzlers Kaunitz in der Konferenzsitzung vom 2. August 1755. Wien 28. August 1755.

**) Marschall Belle-Isle hatte im österreichischen Erbfolgekriege die nach Böhmen marschirte französische Armee befehligt.

***) „Publikationen" S. 190: Vortrag des Staatskanzlers Kaunitz über die Konferenzsitzung vom 20. November 1755. Wien 26. November 1755.

†) „Publikationen" S. 152: Oben zitirter Kaunitz'scher Vortrag vom 21. August. Ferner S. 728. **Mémoire du chancelier de cour et d'état comte Kaunitz, exposant et justifiant la manière, dont le traité secret d'alliance avec la France a été négocié.** Undatirt. (Juli 1756.)

Digitized by Google

aber um ihn in Bewegung zu bringen und in eine aktionsfähige Verfassung zu versetzen, wären Subsidien erforderlich, die wir nicht in der Lage sind, unseren eigenen Kassen entnehmen zu können. Und mit solchen Alliirten hat das Haus Oesterreich sich gegen Frankreich, Preußen und die Türkei zu behaupten, also gegen drei Feinde, von denen jeder Einzelne stark genug ist, um alle k. k. Streitkräfte zu beschäftigen! Wenn zwei dieser feindlichen Mächte uns zugleich angreifen, wird keiner von unseren Freunden das Erzhaus vor der Vernichtung zu bewahren vermögen.*)

Das war die Lage Maria Theresias ein Jahr vor dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges! Unter dem niederschlagenden Eindrucke des Bildes, welches Kaunitz von der Gefährdung und Isolirung der Donaumonarchie entwarf, wurde (am 16. August 1755) die Allerhöchste Entschließung gefaßt, daß das Wohl Oesterreich „nicht gestatte, an den gegenwärtigen Kriegsunruhen einigen Antheil zu nehmen, wann gleich Frankreich die Niederlande und Hannover feindlich überziehen sollte.**) Laut diesem verzweifelten Entschlusse sollte also Belgien ohne Gegenwehr aufgegeben werden. Eine an den k. k. Botschafter zu St. Petersburg, den Grafen Esterhazy, „nur allein zu Deiner geheimen Belehrung“ gerichtete Depesche bereitete den genannten Diplomaten auf den geplanten außerordentlichen Schritt der österreichischen Politik vor. England, so informirte der Hof- und Staatskanzler den Botschafter, verlange, daß Oesterreich den größten Theil seiner Armee in den Niederlanden den Franzosen entgegenstelle, ohne selber seinen bundesmäßigen Verpflichtungen nachkommen zu wollen und sei nur auf die Verstärkung seiner Marine bedacht. Es sei nun aber eine Thatsache, daß die k. k. Streitkräfte zur Vertheidigung der Niederlande einerseits und zur Sicherung der deutschen Erbländer andererseits keineswegs hinreichten, und daß der König von Preußen nur auf den Augenblick warte, wo Oesterreich anderwärts in Krieg verwickelt und von Truppen entblößt sei, um mit einer zahlreichen Armee in das Herz der Erbländer einzudringen. Und selbst wenn Preußen mit der Ausführung seiner Absichten

*) „Publikationen“. S. 728: Soeben zitirtes Memoire.

**) „Publikationen“ S. 196: Oben zitirter Kaunitz'scher Vortrag vom 28. November 1755. Ferner Arneth „Geschichte Maria Theresias“ IV. S. 549. Referat über die Sitzung der Geheimen Konferenz vom 16. August 1755: „Hierauf folgte endlich J. K. M. entscheidender Ausspruch, daß . . . . . . weit rathsamer wäre, bey dem nicht mehr zu vermeidenden Krieg auf dem festen Land völlig still zu sitzen und die Niederlanden dem Schicksal lediglich zu überlassen, als“ u. s. w.

Digitized by Google

noch wartete, würde es für diesen Staat schon ein großer Vortheil sein, wenn das Erzhaus sich inzwischen an Truppen und allen übrigen Kriegserfordernissen erschöpfen müßte. Aus den angeführten Gründen habe die Kaiserin entschieden, daß vorläufig keine Truppen nach den Niederlanden abgeschickt werden sollten, sondern daß die Armee beisammen und bereit zu halten sowie daß die weitere Entwickelung der politischen Verhältnisse mit Gelassenheit abzuwarten wäre. Eine derartige Haltung Oesterreichs würde wenigstens den Nutzen haben, daß der König von Preußen nicht leicht wagen dürfte, sich mit in das Spiel zu mischen und dem Erzhause einen empfindlichen Streich beizubringen.*)

Traurig nannte Kaunitz, der, weit entfernt, eine Offensive zu betreiben, fast für jede Provinz des Kaiserstaates zitterte, in einem anderen diplomatischen Aktenstück die Situation der Kaiserin; Ihre Majestät, sagte er, befände sich sowohl in Bezug auf die Gegenwart als auch hinsichtlich des allem Anschein nach Kommenden „in den gefährlichsten und violentesten Umständen." Aus dieser gedrückten Stimmung riß den Hof- und Staatskanzler eine Nachricht, welche ihm aus Hannover oder aus Wolfenbüttel zukam, und welche völlig zuverlässig war. Sie besagte, daß dank der Vermittelung des regierenden Herzog von Braunschweig eine preußisch-englische Entente im Begriffe wäre, sich zu bilden.**) Kaunitz bedachte sich keinen Augenblick, den diplomatischen Vorgängen, welche ihm aus den protestantischen Ländern gemeldet wurden, eine ungeheure Tragweite beizumessen; er erblickte in ihnen die Vorboten des totalen Umsturzes sämmtlicher Allianzverhältnisse im europäischen Staatensystem. Seit dem Aachener Frieden hatte Kaunitz nicht aufgehört, seiner Monarchin den Eintritt eines solchen Umsturzes vorherzusagen; König Friedrich's unersättliches Streben nach Machtvergrößerung, so führte der Hof- und Staatskanzler in immer neuen Wendungen aus, wäre mit den Interessen Frankreichs auf die Dauer unverträglich, müßte deßhalb das französisch-preußische Bündniß sprengen und ein französisch-österreichisches hervorrufen. Im Jahre 1750, wo Kaunitz als k. k. Botschafter nach Paris gegangen war, hatte er sich vorher von der Kaiserin ermächtigen lassen, wenn sich ihm die Freundschaft Frankreichs und Preußens in Feindschaft zu verwandeln schiene, dem französischen Kabinet eine gegen

*) „Publikationen" S. 165: Maria Theresia an Esterhazy. Wien 9. Sept.
**) „Publikationen" S. 161: Oesterreichische Verbalnote an Frankreich. Wien 21. August 1755.

Digitized by Google

Friedrich II. gerichtete österreichisch-französische Offensivallianz vorzuschlagen. Maria Theresia und Kaunitz suchten einen neuen Krieg mit dem furchtbaren Gegner nicht etwa deßhalb, weil sie Revanche an ihm nehmen und Schlesien absolut wiederhaben wollten, sondern weil sie sich sagten, daß Oesterreich entweder, wenn die Gunst der Stunde ihm zu zuverlässigen Verbündeten verhülfe, Preußen niederschlagen müßte oder von diesem Rivalen abermals angegriffen und niedergeschlagen werden würde. Nur dem Zwecke der Vertheidigung sollte das gegen König Friedrich erstrebte Angriffsbündniß dienen, weil eben in gewissen Fällen die Offensive nichts als die wirksamste Form der Defensive ist. In diesem Einen Punkte ist es dem Urkundenwerke Naudé's gelungen, Lehmann einen großen Irrthum nachzuweisen, welcher freilich der Koser'schen Theorie nichts weniger als zu gute kommt, denn er besteht lediglich darin, daß Lehmann seine Theorie noch nicht radikal genug formulirt hat. Nicht zwei diplomatische Offensiven sind im Siebenjährigen Kriege zusammengestoßen, sondern die Politik Oesterreichs ist vom Aachener Frieden an bis zum Ausbruch des Siebenjährigen Krieges dem Wesen nach eine durchaus defensive gewesen, und eine wirkliche Offensive hat es nur auf der preußischen Seite gegeben; davon wird sich der Leser, wie ich zuversichtlich hoffe, auf Schritt und Tritt überzeugen.

Als Botschafter bei Ludwig XV. war Kaunitz nicht in die Lage gekommen, von jener ihm ertheilten Allerhöchsten Ermächtigung irgendwelchen Gebrauch zu machen, denn die ganzen drei Jahre seiner gesandtschaftlichen Thätigkeit hindurch hatte Kaunitz das Verhältniß zwischen den Höfen von Versailles und Potsdam so ausgezeichnet gefunden, daß er sich tolldreist vorgekommen wäre, wenn er den Ministern oder der Marquise de Pompadour gegenüber auch nur andeutungsweise von einem Bündnisse gegen Preußen zu sprechen gewagt hätte. Auch der Nachfolger von Kaunitz, Graf Starhemberg, den wir schon kennen, hatte in seiner amtlichen Thätigkeit den uralten zwischen den Häusern Oesterreich und Frankreich obwaltenden Gegensatz nicht aus der Welt zu schaffen oder auch nur zu vermindern vermocht. Die Folge der geschilderten Mißverhältnisse zusammen mit der immer fühlbarer werdenden Erkaltung der österreichischen Beziehungen zu England war gewesen, daß der Wiener Hof zwischen 1748 und 1755 eine überaus friedfertige Politik verfolgt und in Bezug auf auswärtige Angelegenheiten sich eigentlich nur das eine positive Ziel gesteckt hatte, den kleinen Erzherzog Josef zum Römischen Könige zu machen. Auch dieses

Digitized by Google

Projekt war von dem Kurfürsten von Brandenburg mit der Hilfe Frankreichs zu Falle gebracht worden.*)

Jetzt, nach sechsjährigem vergeblichen Harren, dessen Qual den Grafen Kaunitz zuweilen so mürbe gemacht hatte, daß er an der eigenen Urtheilskraft sowie an der Zukunft Oesterreichs verzweifelte, begannen die Ereignisse, welche der Hof- und Staatskanzler kraft seines durchdringenden Verstandes hatte kommen sehen, einzutreten. Gewillt, sein lächerlich zerrissenes und widernatürlich gestaltetes Staatsgebiet durch neue Eroberungen abzurunden, sobald ihm der Ausbruch des englisch-französischen Krieges Gelegenheit dazu geben würde, zweifelte König Friedrich mit jedem Tage stärker daran, die Zustimmung der Franzosen zu der Annexion Sachsens und Westpreußens erreichen zu können; bedeutete doch das Verschwinden eines Staates wie Sachsen von der Landkarte geradezu den Umsturz des Systems des Westfälischen Friedens! Je klarer aber dem König wurde, daß der Nutzen des preußisch-französischen Bündnisses für ihn erschöpft wäre, desto weniger konnte er zögern, sich mit dem Rivalen Frankreichs, mit England, zu alliiren. Ernste Hindernisse in Bezug auf die Erweiterung der Grenzen des preußischen Staates hatte Friedrich von dem Londoner Kabinet kaum zu befürchten; das war auch die Ansicht von Kaunitz, der (am 21. August 1755) von den Engländern schrieb: „Daß die überzeugendste Proben ihres festgestellten systematis vor Augen liegen, des Königs in Preußen so gefährliche Macht ehender zu vergrößern als zu vermindern. England hat einen einzigen aemulum und Feind an der Kron Frankreich; auf Preußen setzet es seine künftige Hoffnung, wann . . das . . Erzhaus unterdrücket worden."

Sobald Kaunitz von den britisch-preußischen Pourparlers unterrichtet war, hielt er den Moment für gekommen, um mit dem großen Projekt, welches ihm zu Versailles drei Jahre hindurch auf den Lippen geschwebt hatte, ohne daß er verwegen genug gewesen wäre, den Mund zu öffnen, in der genannten Residenz vollständig unverhüllt hervorzutreten. Auf Grund eines Beschlusses der Kaiserin (vom 21. August) ließ sich Graf Starhemberg (am 30. August) bei Frau von Pompadour, welche er für die einflußreichste Person an dem französischem Hofe hielt**), melden. Die Marquise war

*) Arneth „Geschichte Maria Theresias" IV. Besonders Zwölftes Kapitel: „Kaunitz in Paris".

**) Vgl. Arneth „Maria Theresia" IV 361. Kaunitz hatte Starhemberg überlassen, ob er die erste Eröffnung der Frau von Pompadour oder dem Prinzen Conti machen wolle. „Publikationen" S. 157.

Digitized by Google

nichts weniger als eine Feindin des preußisch-französischen Bündnisses, und es ist bloßer Hofklatsch, wenn gesagt worden ist, die Maitresse hätte daran gearbeitet, die Allianz zwischen Frankreich und Preußen zu unterminiren, um sich wegen der auf ihre Kosten gerissenen Berliner Witze Friedrich's zu rächen. Erstens galt der König von Preußen in den Versailler Hofkreisen allerdings für eine interessante Zeiterscheinung aber doch bloß für einen Emporkömmling, und die Erste Maitresse des Allerchristlichsten Königs sah ich für viel zu vornehm an, als daß sie die Malicen des roi-parvenu an der halbbarbarischen Spree nicht hätte verwinden können. Zweitens war Frau von Pompadour auch eine sehr gescheidte Frau, welche sich durchaus im Klaren darüber befand, daß sie ihren ganzen Einfluß für die Aufrechterhaltung des Weltfriedens, besonders des Kontinentalfriedens in die Wagschale werfen mußte, sowohl weil die innere Lage Frankreichs keine Erschütterung vertrug, als auch, weil ein Krieg leicht nationale Erregungszustände hervorzurufen vermochte, welche den Hof und den König ergreifen und die Stellung der Maitresse umstürzen konnten. Was die Mittel zur erfolgreichen Durchführung einer Friedenspolitik anbetraf, so verließ sich Frau von Pompadour durchaus auf den Rath der diplomatischen Fachmänner.*) Besonderes Vertrauen hegte sie zu dem designirten Botschafter in Madrid, Abbé Grafen Bernis, einem wirklich sehr guten politischen Kopf.

Jener allmächtigen Dame, in deren Gesellschaft sich als diplomatischer Adlatus Abbé Bernis befand, las Graf Starhemberg eine sehr inhaltschwere Verbalnote seiner Regierung vor. Dieselbe theilte der französischen mit, sie hätte Grund zu glauben, daß unter der Vermittelung einiger protestantischer Staaten ein geheimes Abkommen zwischen Preußen und England im Werke wäre. Wenn diese Wendung der Dinge sich wirklich vollzöge, was das Kabinet von Versailles leichter als das von Wien zu ergründen vermöchte, würde die Kaiserin bereit sein, auf eine Versöhnung ihrer Interessen mit denen des Hauses Bourbon zu denken. Wären es ja doch nur blinde Animosität und altes Vorurtheil, wodurch bisher eine so heilsame und für die Aufrechterhaltung der katholischen Religion und der Ruhe Europas so wünschenswerthe Entwickelung verhindert worden sei. Die Kaiserin würde Frankreich einen Plan vorlegen lassen, welcher beiden

*) Am besten schildert den Einfluß der Marquise auf die auswärtige französische Politik Waddington „Renversement“ S. 361, 231, 177 und passim.

Digitized by Google

Mächten ihre volle Sicherheit verbürge. Er beruhe auf der Versorgung Don Philipps*) in den Niederlanden, für welche als Entgelt der Verzicht Frankreichs auf die Allianz mit dem König von Preußen gefordert würde: „da derselbe ja auch bereit ist, Frankreich seinen Absichten und der von ihm geplanten Liga zwischen den protestantischen Mächten aufzuopfern.**)

Zugleich mit der Verbalnote gingen dem k. k. Botschafter Instruktionen zu, welche die Frankreich gemachten und noch zu machenden Anträge überaus erschöpfend erörterten: „Wann man Alles sagen wollte, was gesagt werden könnte," fügte Kaunitz, der ein fürchterlich umständlicher Depeschenschreiber war, hinzu, „so hätte das Reskript in ein Volumen anwachsen müssen." Der Kern der österreichischen Propositionen war, daß das Herzogthum Luxemburg von der Kaiserin an Don Philipp abgetreten werden solle: „Dieses wäre vor Frankreich fast ebenso viel, als wann sich die Cession in seinen Händen befände; Don Philipp müßte sich nach seinem Wink richten und machte als ein spanischer Prinz nicht soviel Aufsehen." Gleichwohl wäre die Kaiserin geneigt, Frankreich noch außerdem eine direkte Grenzberichtigung zuzugestehen, an welcher die Franzosen ein großes Interesse nehmen müßten, weil die belgische Grenze so nahe an Paris läge. So große Opfer, erklärte Kaunitz, wolle Oesterreich jedoch nur unter drei Bedingungen bringen: Erstens müßte für Luxemburg Parma an das Erzhaus abgetreten werden, und zweitens habe sich Frankreich einer gegen Preußen zu Stande zu bringenden Offensivallianz, bestehend aus Oesterreich, Rußland, Schweden, Sachsen und anderen deutschen Mittelstaaten, anzuschließen. Zwar beanspruchte Kaunitz nicht die Cooperation einer französischen Armee, aber der Hof von Versailles sollte hergeben, was nur eine der Westmächte hergeben konnte, und was unbedingt eine der Westmächte hergeben mußte, wenn die Koalition sollte marschiren können, nämlich Subsidien: „Ohne der englischen oder französischen Mitwirkung wäre es nicht nur sehr gefährlich sondern in gewisser Maß ohnmöglich, Preußen einen rechten Streich beizubringen, . . . da ohne diesen Vorgang nicht nur zu keinen werkthätigen Operationen gegen Preußen geschritten sondern nicht einstens mit Rußland etwas Schließliches zu Stand gebracht noch mit Zuverlässigkeit an Vorbereitung der erforderlichen

*) Schwiegersohn Ludwig's XV. und regierender Herzog von Parma.

**) „Publikationen S. 161: Verbalnote an Starhemberg. Wien, 21. August 1755.

Kriegsanstalten gearbeitet werden könnte."*) Die dritte Bedingung, an deren Erfüllung der Wiener Hof die belgischen Abtretungen knüpfte, war der Rückfall Schlesiens an Oesterreich und die Zustimmung des französischen Kabinets zu einer noch weiter gehenden Zerstückelung der preußischen Monarchie, von welcher z. B. Vorpommern zu Gunsten Schwedens, Magdeburg zu Gunsten Sachsens, Cleve und Mark zu Gunsten von Churpfalz abgerissen werden sollten. Diese scheinbar so überaus radikalen Vorschläge entsprangen in Wirklichkeit einem unabweisbaren diplomatischen Bedürfniß, denn wie viele Staaten setzten sich wohl dem Risiko eines Kampfes mit dem Heere Friedrich's des Großen aus, wenn ihnen im Falle des Sieges keine Gebietserwerbungen winkten?**) Nicht einmal Sachsen, das ohne genauere Kenntniß der auf seine Annexion gerichteten Bestrebungen des Königs von Preußen war und, wie alle Welt, der Potsdamer Politik viel eher Absichten auf die Erwerbung weiterer k. k. Erbländer zutraute, sodaß nach der Auffassung der Hofburg sogar die Möglichkeit eines preußisch-sächsischen Bündnisses in Frage kam!***)

Es versteht sich von selbst, daß die Kaiserin die Abtretungen in Belgien nicht eher perfekt werden zu lassen beabsichtigte, als bis Schlesien erobert war; in den Genuß Eines bedeutenden Vortheils jedoch sollte Frankreich auf der Stelle treten, sobald es die Offensivallianz gegen Preußen unterzeichnet hatte: Man bot ihm nämlich österreichischerseits für die Dauer seines Krieges mit England das Recht zur Besetzung Ostendes und der benachbarten Hafenstadt Nieuport an, und es ist sehr bezeichnend für die Nothlage der Donaumonarchie, wie Kaunitz jene anscheinend unbedachte Konzession seinem Mitarbeiter in Versailles gegenüber rechtfertigt: „Hierbei scheinet zwar bei dem ersten Anblick sehr bedenklich zu sein," schrieb er an Starhemberg, „daß man selbsten Frankreich Gelegenheit geben sollte, sich von den ernannten zwei Städten zu bemeistern und wegen der Wiederraumung in Gefahr zu setzen. Da es aber ohnedem schon von der französischen Willkür abhanget, sich nicht nur von den ernannten zwei nieder-

*) „Publikationen" S. 258: Maria Theresia an Esterhazy. Wien, 13. März 1756. Ferner S. 281: „Kurze Anmerkungen über des Herrn Grafen Starhemberg Berichtschreiben vom 27. Februar 1756 und die darinnen enthaltenen Aeußerungen des französischen Hofs in Ansehung des diesseitigen geheimen Vorschlags."

**) Vgl. S. 26.

***) Ibidem.

Digitized by Google

ländischen Städten sondern von den ganzen Niederlanden zu bemächtigen und alle Einkünfte sich zuzueignen, so wäre das diesseitige Anerbieten ein sehr ersprießliches Mittel, das ohnvermeidlich bevorstehende größere Uebel in ein geringeres zu verwandeln."

„Das ohnvermeidlich bevorstehende größere Uebel" im Sinne des Hof- und Staatskanzlers ist der Eintritt des Kriegszustandes zwischen Frankreich und Oesterreich, und daß die Franzosen dann dazu schreiten: „sich . . . von den ganzen Niederlanden zu bemächtigen und alle Einkünfte sich zuzueignen," ohne daß die habsburgische Monarchie, durch die Expansivbestrebungen Friedrich's II. gelähmt, Belgien zu vertheidigen vermag. Nur um dieses größere Uebel in ein geringeres zu verwandeln, um eine Kompensation zu finden für die Frankreich gegenüber zu befürchtenden Gebietsverluste, proponirt Kaunitz dem Versailler Hofe den Austausch Belgiens gegen Schlesien, sodaß die auswärtige Politik Oesterreichs nur in taktischer Beziehung offensiv auftritt, in strategischer dagegen, wie immer seit 1748, sich in der Defensive hält.

Aufs Eindringlichste beschwor Kaunitz den Botschafter, mit dem höchsten Eifer an der Unterhandlung zu arbeiten: „Wollte Frankreich an dem Vorschlage aufrichtigen Antheil nehmen, so stünde mit so vieler Wahrscheinlichkeit, als von künftigen Dingen geurtheilt werden kann, anzuhoffen, daß der gefährlichste Feind des . . . . Erzhauses in seine eigenen Fallstricke gerathen . . . werde . . . . Daß . . Preußen denen Friedenstraktaten vielfältig und offenbar zuwidergehandelt habe, und daß es uns keineswegs an gerechtesten Ursachen zum Kriege ermangle, ist Niemand besser als dem französchen Hof bekannt, maaßen der König in Preußen schon seither etlichen Jahren dem besagten Hof seine Vorschläge eröffnet und dahin angetragen hat, J. M. feindlich zu überfallen.*) Es wäre also unverantwortlich, wann man nicht auf Mittel bedacht sein sollte, solchen gewissen und determinirten bösen Absichten noch in Zeiten bevor zu kommen.

Wir haben also die Gerechtigkeit auf allen Seiten vor uns . . . . . . Preußen muß übern Haufen geworfen werden, wenn das . . . Erzhaus aufrecht stehen soll. Wir sind uns und sonst unseren Alliirten unnütz. Die beständige Gefahr ist da . . . . Wir wissen sicher, daß es (Preußen) nur auf unseren Untergang bauet und

*) Kaunitz hat die Jahre 1752 und 1753 im Auge. Uebrigens hat er seine Behauptung nicht korrekt formulirt, in der Sache ist sie aber richtig. Vgl. Lehmann S. 71.

Digitized by Google

solchen menschlichem Ansehen nach bewürken würde, wann wir ihnen nicht bevorkommen".

Die Unterhandlung mit Starhemberg wurde französischerseits durch Bernis geführt. Rouillé und die anderen Minister erhielten vorläufig keine Kenntniß von den Pourparlers, deren strenge Geheimhaltung Oesterreich erbeten hatte. Kaunitz sagte von den Anträgen, mit welchen er an den König von Frankreich herangetreten war: „Wann er unser Anerbieten ausschlagen sollte, . . . so ziehen wir wenigstens den Vortheil, daß wir alle Hoffnung, den französischen Hof recht denken machen zu können, vor beständig verlieren." Und in der That! Frankreich schlug das Anerbieten Oesterreichs vollständig aus, durch eine von Bernis verfaßte und (am 9. September 1755) übergebene schriftliche Note*), welche die Zweifel des Wiener Kabinets an der Fortdauer der preußisch-französischen Allianz für absolut unbegründet erklärte, so daß der Hof- und Staatskanzler nach der Lektüre der bezeichneten Note und, wie ich nicht müde werde, zu wiederholen, nur Ein Jahr vor dem Beginn des Siebenjährigen Krieges urtheilte: „Es sei dermalen nicht mehr die Frage noch an der Zeit, die Idee wegen des Königs in Preußen weiters zu betreiben. Und so unverantwortlich es gewesen wäre, eine Gelegenheit, die als vortheilhaft angeschienen, ohnversucht aus Händen zu lassen, so wenig würde mit dem allerhöchsten Dienst übereinkommen, wann man die Entschließungen anderer Höfen so zu sagen erzwingen und auf einen Plan, der zwar an sich vor gut zu halten ist aber nicht mit denen Umständen übereinkommt, allzusehr versessen sein wollte".**) Kaunitz mag sich in diesem Momente wohl vorgestellt haben, daß er den Nachrichten aus den norddeutschen Kleinstaaten eine übertriebene Wichtigkeit beigelegt habe, und daß Friedrich mit den Engländern hauptsächlich deshalb unterhandele, um dadurch auf die Franzosen einen Druck auszuüben und sie so zu größeren Zugeständnissen zu bestimmen.

Nachdem die französische Note (vom 9. September) das Bündniß mit Oesterreich, welches die k. k. Regierung vorgeschlagen hatte, refüsirt hatte, schlug sie ihrerseits eine freilich auf ganz anderen Grundlagen beruhende Allianz zwischen den beiden Kabineten vor: Die habsburgische Monarchie sollte, wie das ihre Pflicht als Garant des Aachener Friedens wäre, beim Eintritt des zu erwartenden englischen Friedensbruches Frankreich beistehen, und zwar u. A.

*) „Publikationen" S. 168.

**) „Publikationen" S. 176: Vortrag des Staatskanzlers Kaunitz über die Konferenzsitzung vom 24. September 1755.

Digitized by Google

auch in der Weise, daß für die Dauer des Krieges eine gewisse Zahl französischer Truppen Ostende und Nieuport besetzen dürfte. Wenn sich die Kaiserin außerdem mit dem König über den Austausch Parmas gegen ein noch näher zu bestimmendes Aequivalent in den Niederlanden verständigen wolle, so würden diese Schritte der k. k. Staatskunst unfehlbar zu einem soliden und vielleicht ewigen Bündniß Oesterreichs mit Frankreich und mit Frankreichs Alliirten (also auch mit Preußen) führen.

Mit anderen Worten: Frankreich wollte gegen die Abtretung Belgiens die Integrität des übrigen Kaiserstaates garantiren, und dieses Arrangement proponirte es, wie die Note mit nur leicht verhüllter Drohung sagte: „um ja den Bruch und jedes Zerwürfniß zwischen der Kaiserin und dem König zu vermeiden." Aber Kaunitz war entschlossen, diesen abschüssigen Weg auf keinen Fall einzuschlagen; ehe man die Niederlande ohne das schlesische Aequivalent abträte, so äußerte er sich, müßte man lieber auf die Allerhöchste Entschließung (vom 16. August) zurückgehen, Belgien zwar unvertheidigt lassen, aber seinem künftigen Schicksal nicht vorgreifen. Ebenso wenig beabsichtigte Kaunitz zuzustimmen, wenn die Franzosen etwa ihre Absichten auf die Niederlande fallen ließen und die französische Garantie für die Integrität der Staaten der Kaiserin allein von Oesterreichs Beistand England gegenüber abhängig machten, denn England war seit dem Zeitalter Ludwig's XIV. der traditionelle Alliirte des Kaiserstaates gegenüber „dem geborenen Feinde des Hauses Oesterreich", wie Kaunitz fortfuhr, den Hof von Versailles zu bezeichnen. Verfeindete sich die Donaumonarchie ernstlich mit England, so gerieth sie in eine unerträgliche Abhängigkeit von Frankreich, denn eine dritte Großmacht, welche hohe Subsidien zu zahlen im Stande war, gab es nicht. Allerdings nahm der Hof- und Staatskanzler an, daß das Kabinet von Versailles möglicherweise auf die positive Unterstützung der Oesterreicher Großbritannien gegenüber verzichten und sich mit der einfachen Neutralität des Wiener Hofes begnügen würde, aber auch von einer derartigen diplomatischen Taktik erwartete Kaunitz eine so üble Rückwirkung auf das Verhältniß der Habsburgischen Monarchie zu dem traditionellen Alliirten, daß er der Ansicht Ausdruck verlieh, sich für neutral zu erklären, würde gleichfalls Oesterreich zum Verderben gereichen, weil es in jenem Falle alle seine Feinde auf dem Halse behielte, seine Freunde jedoch für immer verlöre. Außerdem würde eine k. k. Neutralitätserklärung

Digitized by Google

zur Folge haben, so führte Kaunitz weiter aus, daß Frankreich freie Hand bekäme, im Bunde mit dem König von Preußen Hannover mit Krieg zu überziehen, und das Erzhaus könnte doch unmöglich als müßiger Zuschauer mitansehen, wie Preußen durch eine derartige Einmischung in den Kampf seine Macht erweitere und seine weitaussehenden Vergrößerungsabsichten fördere.

Der Refrain aller Vorträge, welche der Hof- und Staatskanzler Ein Jahr vor dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges der Kaiserin hielt, war, daß das Erzhaus in drangvoller Lage schwebe, und daß er zwar keineswegs den Muth verlöre im gegenwärtigen „unglücklichen Moment", jedoch sich rathlos bekennen müßte. Inzwischen wurde Starhemberg in Versailles viel freundlicher als früher behandelt, denn man glaubte jetzt französischerseits, daß Oesterreich zu freiwilligen Abtretungen in den Niederlanden würde vermocht werden können, und ferner hatte man erst aus jener k. k. Verbalnote (vom 30. August) erfahren, daß Oesterreich von dem Bündniß mit England virtuell zurückgetreten war. Die Franzosen hatten immer gewünscht, die Aktion gegen Hannover allein den Preußen überlassen zu können,*) ein Arrangement, welches erst ausführbar wurde, wenn Oesterreich neutral blieb. In für die Hofburg wohlwollender Absicht befahl König Ludwig XV. (im Oktober 1755), daß Rouillé, ferner der Staatssekretär des Marinedepartements Machault und schließlich der Generalkontroleur der Finanzen Séchelles in das Geheimniß eingeweiht werden und daß die genannten Minister zusammen mit Bernis ein Komitee bilden sollten, dem die Fortsetzung der Unterhandlungen mit der Hofburg obzuliegen hätte. In Wien betrachtete man es mit Recht als ein sehr gutes Zeichen, daß dem natürlichen Anwalt eines großen Kontinentalkrieges, dem Kriegsminister Argenson gegenüber, die mit Oesterreich angeknüpften Beziehungen nach wie vor sekret behandelt wurden, während die Inhaber der Ressorts für Marine und für Finanzen, welche natürlich am liebsten einen bloßen See- und Kolonialkrieg gesehen hätten, Antheil an den Pourparlers erhielten. Noch mehr fühlte sich das beklommene Herz des Hof- und Staatskanzlers erleichtert, als die Franzosen Starhemberg im Vertrauen die Instruktionen mittheilten, welche im auswärtigen Amt für den als außerordentlichen Botschafter nach Berlin bestimmten Herzog von Nivernais entworfen worden waren. Nivernais sollte Friedrich II. die Einladung des

*) Vgl. Koser „König Friedrich der Große" Stuttgart 1893. I. S. 572.

Digitized by Google

Allerchristlichsten Königs überbringen, das auf 15 Jahre geschlossene, im Juni 1756 ablaufende preußisch-französische Bündniß auf eine fernere Reihe von Jahren zu verlängern. Zugleich sollte der Herzog die Kooperation Preußens gegen das Kurfürstenthum Hannover erwirken, und seine Instruktionen erlaubten ihm, dem König Friedrich eine Entschädigung auf Kosten des genannten Mittelstaates in Aussicht zu stellen. Jedes territoriale Wachsthum der preußischen Monarchie bedeutete der österreichischen Auffassung zufolge eine Schädigung der eigenen vitalen Interessen, aber Kaunitz war schon so mürbe geworden, daß er fand, vom österreichischen Standpunkt aus müßten die Instruktionen des Herzogs von Nivernais als eine durchaus erfreuliche Erscheinung aufgefaßt werden, und er wolle nur hoffen, daß sie nicht geändert werden würden. Unmöglich könnten die Vorschläge, welche Nivernais dem König von Preußen zu überbringen haben würde, von diesem Monarchen beifällig aufgenommen werden, denn sie gäben nicht die geringste Erbitterung gegen das Haus Oesterreich zu erkennen, stimmten also nicht mit den weitaussehenden preußischen Absichten überein, indem sie dem König Friedrich keinerlei Perspektive auf Eroberungen in den k. k. Erbländern eröffneten.*)

Kaunitz interpretirte die Propositionen, welche die Franzosen in Potsdam machen lassen wollten, durchaus richtig, aber während er früher um Hannovers willen einer österreichischen Neutralitätserklärung entschieden entgegengetreten war, fing er jetzt an, sich mit dem Gedanken einer Preisgebung des Kurfürstenthums vertraut zu machen; soweit war trotz der verhältnißmäßigen Besserung der Beziehungen zu Versailles unter der Pression der „gefährlichen und violenten Umstände" der Muth des österreichischen Premierministers gesunken. Und als nun gar in den letzten Tagen des Jahres 1755 das von England schwer beschimpfte Frankreich nothgedrungenermaßen, so aufrichtig auch Frau von Pompadour und ihre Minister den Frieden wünschten, in London ein Ultimatum hatte übergeben lassen, dessen Ablehnung bei der Kriegslust des englischen Volkes gewiß war, da glaubte selbst ein so bedeutender Staatsmann wie Kaunitz, die habsburgische Monarchie nicht mehr retten zu können. Er war der Ansicht, wenn Frankreich nun auch an Oesterreich

*) „Publikationen" S. 193: „Vortrag des Staatskanzlers Kaunitz über die Konferenzsitzung vom 20. November 1755. Wien, 26. November 1755. Vgl. über die Nivernais'schen Instruktionen auch Waddington." S. 241.

Digitized by Google

ein Ultimatum richte und von dem Wiener Hofe eine Neutralitätserklärung beanspruche, dann müßte die Rücksicht auf die Gegenwart der Rücksicht auf die Zukunft vorgehen und eine Unterwürfigkeit geübt werden, welche in der Gegenwart schwere Nachtheile, nämlich mindestens die Einverleibung Hannovers in die preußische Monarchie, und in der Zukunft das Verderben bringen würde.*)

Unterdessen hatte Rouillé die Instruktionen des Herzogs von Nivernais auch dem Baron von Knyphausen, dem preußischen Botschafter am Versailler Hofe, mitgetheilt. König Friedrich behauptet in seiner Histoire de la guerre de sept ans, die Franzosen hätten die Kooperation preußischer Truppen gegen Hannover dadurch zu erzielen versucht, daß sie ihm vorgestellt hätten, eine wie schöne Gelegenheit zum Plündern ihm ein so reiches Land wie das Kurfürstenthum böte. In Wahrheit besagte die betreffende Stelle in den Nivernais'schen Instruktionen, der König könnte sich für die Unkosten seiner Kooperation mit der französischen Armee eine reiche Entschädigung in Hannover suchen. Frankreich bot also Preußen als Preis für die Verlängerung des Bündnisses, welches die beiden Staaten mit einander verknüpfte, Hannover an. Allerdings formulirte Rouillé dieses Angebot nicht ganz präzise; dazu meinte er wohl noch Zeit zu haben, wenn die Unterhandlung sich fortspann; wozu sollte er von vornherein deutlich den höchsten Preis nennen, welchen er für die preußische Allianz zu bezahlen gedachte? Das ist nicht die Art der Geschäftsmänner und der Diplomaten, welche vielmehr mit Kaunitz für richtig finden, „daß . . . . bei dergleichen wichtigen Unterhandlungen sich gleich allen anfangs nicht allzuviel blosgegeben oder zu freigiebig erzeiget, sondern die anderseitige Verlangen abgewartet und durch beiderseitiges Nachgeben ein Ganzes gemacht werden könne".**) In diesem Sinne hatte der Hof- und Staatskanzler den Franzosen zuerst partielle Abtretungen offerirt, obgleich er von vornherein, wenn nöthig, die ganzen Niederlande für Schlesien hinzugeben beabsichtigte.***)

König Friedrich hat sich also mehr pikant als korrekt ausgedrückt; es ist den französischen Staatsmännern gar nicht ein-

*) „Publikationen" S. 732: Mémoire du chancelier de cour et d'état comte Kaunitz, exposant et justifiant la manière dont le traité secret d'alliance avec la France a été négocié. Undat. (Juli 1756.)

**) „Publikationen" S. 271.

***) „Publikationen" S. 385. Vortrag des Staatskanzlers Kaunitz über die Abtretung der gesammten Niederlande. Laxenburg, 29. Mai 1756.

Digitized by Google

gefallen, einen Fürsten gering zu schätzen oder vollends insultiren zu wollen, in welchem sie, um mit Kaunitz zu reden, dem Strebepfeiler unter dem Gebäude ihrer Allianzen erblickten. Aber das bewiesen die Nivernais'schen Instruktionen freilich eklatant, daß Preußen und Frankreich fürderhin nicht zusammengehen konnten. Hannover war ja ein schönes Stück Speck, aber leider hatte Friedrich keine Schiffe für den Walfischfang. Sich ohne triftige Gründe mit den unnahbaren Insulanern unversönlich zu verfeinden — dazu ließ sich Preußen von Frankreich in der folgenden Geschichtsperiode drängen, unter dem Ministerium Haugwitz, aber nicht unter Friedrich dem Großen.

Außer dem Kurfürstenthum Hannover boten die Franzosen dem König noch die westindischen Inseln Tobágo, St. Vincent und St. Lucie an. Es war im achtzehnten Jahrhundert positiv unmöglich für ein Land, ohne Kolonien reich zu werden, und speziell Niederlassungen in Westindien hatten einen äußerst hohen ökonomischen Werth*), aber König Friedrich fand es trotzdem bizarr, daß der Hof von Versailles ihn verleiten wollte, die verfrühten kolonialpolitischen Entwürfe des Großen Kurfürsten verfrüht wiederaufzunehmen. Er entsagte jetzt für immer der Hoffnung, daß Frankreich ihm etwas Vernünftiges bieten würde, und schloß deshalb, einen jähen, den Franzosen völlig unerwartet kommenden Allianzwechsel vollziehend, am 16. Januar 1756 mit England die Westminsterkonvention, welche den Franzosen die Okkupation Hannovers und Hessens untersagte, den Engländern jedoch freie Hand ließ, ihre deutschen Miethstruppen überseeisch zu verwenden. Die Westminsterkonvention deckte also die britischen Inseln gegen eine feindliche Landung und machte ferner englische Nationaltruppen für Angriffe auf das französische Kolonialreich disponibel.**) Wahrlich! Es ist nicht immer ein dankbares Geschäft für eine alte Macht, einem jungen aufstrebenden Volke die Hand zu bieten; mit Frankreichs Hilfe wurde Preußen in den schlesischen Kriegen zur Großmacht, um sich gleich darauf kühl von dem Versailler Hofe abzuwenden und seine eigenen Wege zu gehen. Ganz dieselbe Erfahrung scheinen die Franzosen heute mit Italien zu machen. Im geschichtlichen Leben gilt nun einmal das grausame Gesetz sic vos non vobis.

*) Vgl. Bryan Edwards „The history of the West-Indies". London 1801. 3 Volumes. Ferner Roloff „Die Kolonialpolitik Napoleon's I." Historische Bibliothek X. München und Leipzig 1899 S. 4 u. f.

**) Den authentischen Text der Westminsterkonvention siehe bei Schäfer „Geschichte des Siebenjährigen Krieges". Berlin 1867. I. 582.

Digitized by Google

Sehr richtig hatte Starhemberg nach Wien geschrieben, ob Frankreich wolle oder nicht, es könnte sich nicht auf den See- und Kolonialkrieg beschränken, sondern müßte auch den Kontinentalkrieg führen.*) Kaunitz pflichtete dem vollkommen bei und bezeichnete als den Effekt der Westminsterkonvention: „daß der König in Engeland wegen seiner hannoverischen Landen außer aller Beisorge und andurch in den Stand gesetzet worden, sowohl seine eigenen als die hessische und andere in englischem Solde stehende Truppen nach . . . Engeland zur Verhinderung einer descente abzusenden und solcher Gestalten alle französische Offensivprojecten zu vereitelen".**) Diese sowohl als auch die andere Tendenz des preußisch-englischen Bündnisses, nämlich die Rückendeckung, welche es der um sich greifenden preußischen Politik gewährte, wurde von Starhemberg in Versailles sofort zur Sprache gebracht: „Ich gab anheim, zu bedenken, ob es wahrscheinlich wäre, daß der König von Preußen den soeben vollzogenen Schritt gethan haben würde, wenn er nicht geglaubt hätte, daß er sich davon Vortheile von der allergrößten Bedeutung versprechen dürfte. Ich gab zu verstehen, es wäre ganz natürlich, daß dieser Fürst, in der Erkenntniß, daß Frankreich zu nichts die Hand bieten wollte, was seine Vergrößerungsbestrebungen begünstigen konnte, auf anderen Wegen sein Ziel zu erreichen suche . ."***) Die Minister, aufs Stärkste gegen das abtrünnige Preußen gereizt, erwiderten Starhemberg, sie gäben jetzt zu, daß Friedrich ein König wäre, der eine unredliche Politik befolge und, von zügellosem Ehrgeiz erfüllt, gefährliche Pläne zu verwirklichen bestrebt wäre. Ein französischer Diplomat hätte jetzt keinen Grund mehr, vor einem österreichischen zu verschweigen, daß der König von Preußen zu Beginn der obwaltenden Krisis Frankreich förmlich gedrängt habe, in Hannover und in Belgien einzurücken, und daß er dem Abschlusse eines französisch-sächsischen Bündnisses durch seine Vorstellungen alle nur erdenklichen Hindernisse zu bereiten beflissen gewesen wäre.†) Angesichts dieser Thatsache dächte man in Versailles über den König von Preußen jetzt ebenso wie in Wien, und der französische Hof erwarte, daß Oesterreich auf seine Verbalnote (vom 21. August) zurückkommen würde. Allerdings glaube

*) „Publikationen" S. 147.

**) „Publikationen" S. 224: Maria Theresia an Esterhazy. Wien, 11. Febr. 1756.

***) „Publikationen" S. 219: Starhemberg an Kaunitz. 7. Februar 1756.

†) „Publikationen" S. 207: Maria Theresia an Starhemberg. Wien, 27. Januar 1756. Vgl. über jene diplomatischen Schachzüge Friedrich's: M. Lehmann S. 72.

Digitized by Google

sich Frankreich hauptsächlich an der Errichtung einer Defensiv-Allianz interessirt, eine Offensivallianz gegen Preußen käme für die französische Regierung erst in zweiter Linie in Betracht. Auf jeden Fall würde es für die Franzosen angenehm sein, wenn die Oesterreicher nicht schon in dem laufenden sondern erst im folgenden Jahre Preußen den Krieg erklärten; Frankreich wäre nämlich der preußisch-schwedischen Defensivallianz vom Jahre 1747 beigetreten, welche erst im Mai 1757 erlösche, und da die Westminsterkonvention in ihrer Eigenschaft als Defensivvertrag formell nicht gegen ein internationales Abkommen verstieße, so wolle Frankreich dergleichen auch nicht thun.*)

Die letzten Aeußerungen verfolgten dilatorische Zwecke. Der Herzog von Nivernais hielt sich nämlich noch in Berlin auf und ließ im Interesse seines Nachruhmes alle Minen springen, um doch noch die Verlängerung des preußisch-französischen Bündnisses durchzusetzen. Sein Hof verfolgte die Bemühungen des Herzogs mit ängstlicher Spannung, und sämmtliche Minister Ludwig's XV. waren einig darin, daß man sich sofort mit Preußen wieder alliiren müßte, wenn es sich entschlösse, den Engländern noch nachträglich den Laufpaß zu geben. Friedrich seinerseits fuhr nicht nur fort, Frankreich mit Freundschaftsbetheuerungen geradezu zu überhäufen, sondern er stellte sogar dem außerordentlichen französischen Botschafter in Aussicht, daß er, wenn es ihm glücke, sich mit dem Kabinet von Versailles verständigen, die Westminsterkonvention wieder kündigen würde.**) Es lag in des Königs Hand, den bezeichneten Ausweg ohne Vertragsbruch zu benutzen, da die Westminsterkonvention keinen terminus ad quem enthielt. Aber alle Konferenzen zwischen Friedrich und Nivernais führten regelmäßig auf denselben todten Punkt hin: „Ich überantworte Euch Hannover", sagte Friedrich, „aber gebt mir?!" Was er eigentlich haben wollte, das verrieth der König nicht, sondern er wartete, daß die Franzosen ihrerseits mit der Sprache herauskommen sollten. Sie mußten nunmehr ja wissen, daß sein Ehrgeiz noch nicht befriedigt war. Aber er wartete vergebens, und wenn Rouillé zu Knyphausen sagte, Frankreich wäre dem König von Preußen doch auf die ehrendste Art begegnet; man hätte ihm einen Pair de France geschickt, welcher noch obendrein den Vorzug

*) „Publikationen" S. 221: Starhemberg an Kaunitz. 7. Febr. 1756. Ferner „Publikationen" S. 228: Starhemberg an Kaunitz. 16. Februar 1756.

**) Waddington S. 309 unten. Waddington S. 252.

Digitized by Google

genösse, zu den intimen Freunden der Frau von Pompadour zu zählen, dann konnte Friedrich nur achselzuckend erwidern: „Nicht auf den Unterhändler, sondern auf die Angebote kommt es an.“

Kaunitz erfüllte sich jetzt mit einem zuversichtlichen Optimismus und sagte befriedigt: „daß der französche Hof in der That anfinge, die Augen mehrers zu öffnen und einzusehen, . . . was sich in die Länge für widrige Folgen von den weitaussehenden preußischen Vergrößerungsabsichten zu versprechen seie.“ Der König von Preußen würde sich genöthigt sehen, während des englisch-französischen Krieges völlig aus dem Spiel zu bleiben, da er der Hoffnung beraubt wäre: „sich mehrers geltend zu machen und im Trüben fischen zu dürfen.“*) Es ist gewiß interessant, zu beobachten, wie sich bloß sechs Monate vor dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges der angeblich so revanchebedürftige österreichische Premier darüber freut, daß er hoffen darf, den englisch-französischen Krieg nicht von einem damit parallel gehenden preußisch-österreichischen begleitet zu sehen.

Wenn Preußen sich aber doch in den Kampf der Westmächte einmischte, indem es Hannover wirklich vertheidigte, dann verstand es sich von selbst, daß die Franzosen den Kontinentalkrieg über das Kurfürstenthum hinaus auf Preußen ausdehnen mußten, und so entschlossen sich die Minister in Versailles, als Friedrich die Westminsterkonvention nicht rückgängig machen wollte, widerstrebend, neben dem Defensivbündniß auch ein Offensivbündniß prinzipiell zu acceptiren. In der Unterhaltung mit Starhemberg genehmigten sie ohne Widerspruch, daß die Kooperation Frankreichs gegen Preußen in der Form von Subsidien geleistet werden solle, nachdem der österreichische Botschafter ihnen erklärt hatte: „Es ist unbedingt nothwendig, daß Frankreich einwilligt, zu den Unkosten beizutragen, welche die Ausführung unserer gegen den König von Preußen gerichteten Pläne erfordern wird. Das war der Sinn der Proposition sechs in unserem ersten Projekt, welche besagte, man würde sich mit Frankreich über die zur Ausführung erforderlichen Unkosten verständigen.**) Als sich die französischen Diplomaten erkundigten, welche Summe verlangt würde, forderte Kaunitz — der Werth des Geldes war ja damals sehr viel größer als heute — für Oesterreich, Rußland und die deutschen Mittelstaaten zusammen 12 Millionen Gulden für jede Kampagne. Rußland müßte

*) „Publikationen“ S. 210.
**) „Publikationen“ S. 246: Starhemberg an Kaunitz. Paris, 27. Februar 1756.

Digitized by Google

5 Millionen Gulden haben: „Nachdem bei dem ernannten Hof der größte Anstand zu wichtigen Unternehmungen in dem Geldmangel bestehet, und wir gar wohl vorsehen, daß ohne eine nahmhafte und dem englischen Subsidienversprechen ($1/2$ Million Pfund Sterling) schier gleichkommende Geldaushilfe die russische Armee nicht in Bewegung zu bringen sein dürfte." Die Kaiserin würde, so forderte Kaunitz weiter, solange als ihre Armee nicht auf feindlichem Grund und Boden ihre Verpflegung fände, jährliche Subsidien von mindestens 4 Millionen Gulden nöthig haben, denn wenn Oesterreich den Feind im Lande hätte, müßten seine außerordentlichen militärischen Ausgaben auf wenigstens 12 Millionen Gulden pro Kampagne angeschlagen werden. Die restirenden 3 Millionen Gulden dachte Kaunitz den deutschen Mittelstaaten zu, welche gegen Preußen marschiren würden. Was die österreichischen Subsidien betraf, so ermächtigte er den k. k. Botschafter, sie bei erfolgendem Widerspruch nöthigenfalls nachzulassen; andererseits instruirte er Starhemberg positiv, auf der Bewilligung der übrigen 8 Millionen als auf einer conditio sine qua non zu bestehen*): „Da . . leicht vorzusehen stehet, daß die größte und unumgänglich nöthige Geldaushilfe und der erste Vorschuß nur allein von dem ernannten Hof anzuhoffen seie . . . . . können wir uns von dem ganzen Vorhaben keinen vergnüglichen Ausschlag versprechen, insolang wir nicht zum Voraus vollkommen versichert sind, daß Frankreich an der Ausführung aufrichtigen und begierigen Antheil nehme; in welchem Falle Alles gar leicht auf einen Mittelpunkt zu führen und an einem glücklichen Erfolg nicht wohl zu zweifeln sein würde. Wobei wir Deiner eigenen vernünftigen Beurtheilung anheimgestellt sein lassen . . ., welcher Gestalten mit der . . Aeußerung hervorzugehen seie . . . . ., daß wir uns zu keinem werkthätigen Unternehmen ohne genügsame Sicherheit jemalen vermögen lassen werden." Im Hinblick auf die ohnehin so schwere Belastung der französischen Finanzen äußerte Bernis sich ganz entsetzt über die finanziellen Ansprüche des Wiener Hofes, aber Starhemberg hatte dennoch den Eindruck, daß er in diesem Punkte vorläufig keine Konzessionen zu machen brauche. Er antwortete mit ruhiger Ironie, die Geldfrage mache ihm am wenigsten Sorge; man wäre in Versailles zu einsichtig, um nicht anzuerkennen, daß ohne Geld kein Krieg geführt werden könnte. Man brauche nur zu wollen, um in einem

*) „Publikationen" S. 251: Maria Theresia an Starhemberg. Wien, 6. März 1756. Ferner S. 297: Kaunitz an Starhemberg. Wien, 28. März 1756.

Digitized by Google

Lande wie Frankreich immer so viel zu finden, wie man nöthig habe; und das für viel weniger wichtige Dinge als die im Augenblick auf dem Spiele stehenden.

Viel schwieriger als das Problem der Subsidien war das der Gebietsveränderungen zu lösen. Starhemberg beanspruchte für Oesterreich: „freie Hände, Schweden, Sachsen, Pfalz und andere Höfe durch die Hoffnung zu Länderacquisitionen mit in das Konzert gegen Preußen einzuziehen und durch Versammlung einer dritten Armee dem Unternehmen einen geschwinden und glücklichen Ausschlag zu geben." *) Während zweier langer Konferenzen, welche der bezeichneten Frage gewidmet wurden, unterbrach Bernis, indem er den k. k. Botschafter nur mit halbem Ohre zuhörte, die Ausführungen desselben nach jedem Satze mit der Erklärung, der König von Frankreich würde die Zerstückelung Preußens niemals genehmigen.**) Kaunitz faßte die Opposition, welche der Versailler Hof in dieser Sache machte, überaus ernst auf. Bernis beabsichtige also, daß die Offensivmaßregeln gegen Preußen allein mit der k. k. und der russischen Kriegsmacht unternommen werden sollten, da andere Höfe, wenn sie keine Hoffnung zu wesentlichen Vergrößerungen vor sich sähen, sich nicht durch bloße Subsidienversprechen zur werkthätigen Theilnahme an dem Kriege vermögen lassen würden.***) Auf einem solchen Fuß wäre es keineswegs rathsam, mit Frankreich zum Schluß zu schreiten und sich in einen Krieg mit dem König von Preußen einzulassen. Denn wenn die Krone Frankreich außer der Abreißung Schlesiens von der preußischen Monarchie keine weitere Schwächung des genannten Staatswesens gestatte, folglich den Weg, andere Höfe mit in das Spiel zu ziehen, versperre und an Sachsen, Bayern u. s. w. Subsidien nur deßhalb bewillige, damit diese Mächte still verblieben und keinem Theile beiständen, so müßten hieraus die bedenklichen Konsequenzen entstehen:

a) Daß der König von Preußen zwei hinreichend starke Armeen, die eine gegen die Oesterreicher, die andere gegen die Russen, in das Feld stellen und den Ausgang des Kriegs zweifelhaft machen oder doch wenigstens den Kampf durch verschiedene Kampagnen hinziehen könnte.

*) „Publikationen" S. 275: Kurze Anmerkungen über des Herrn Grafen Starhemberg Berichtschreiben vom 27. Februar 1756 und die darinnen enthaltenen Aeußerungen des französischen Hofes in Ansehung des diesseitigen geheimen Vorschlags. Wien, 27. März 1756.

**) „Publikationen" S. 247.

***) „Publikationen" S. 275.

Digitized by Google

b) Daß Frankreich inzwischen der Versuchung ausgesetzt sein würde, seinen Frieden mit England zu schließen und, um ihn vortheilhaft zu gestalten, „die große Idee“ aufzuopfern, eine Wendung der europäischen Lage, bei der das Erzhaus schwerlich ohne einen neuen Gebietsverlust jedenfalls aber nicht ohne ungemein große Kosten und innerliche Entkräftung davonkommen dürfte.*) Angesichts derartiger Gefahren müßte man österreichischerseits positiv daran festhalten, daß, wenn Frankreich die Entwerfung eines Operationsplanes unmöglich mache, welcher menschlichem Ermessen nach „keinen gegründeten Anstand wegen einen glücklichen Ausschlag übrig ließe“, der Angriff auf Preußen überhaupt zu unterbleiben hätte.**)

Auch die Gebietsveränderungen in den österreichischen Niederlanden, welche die Hofburg in Vorschlag gebracht hatte, fanden den Beifall der französischen Staatsmänner nicht. Sie erklärten, Don Philipp würde in den Austausch von Parma gegen Luxemburg nicht willigen; der Infant verlange für sein italienisches Herzogthum die belgische Seeküste. Kaunitz gab in diesem Punkte sehr rasch nach und konzedirte für Parma das Gebiet von Tournai, die Grafschaft Flandern und ein Stück von Brabant „bis an die Stadt Anvers“. Und da er den Eindruck hatte, daß die Franzosen, nachdem sie dieses Zugeständniß erreicht, noch viel größere Opfer fordern würden, so resolvirte sich der Hof- und Staatskanzler und schrieb der Kaiserin: „Ich kann nicht in Abrede stellen, und es geben auch die bisherigen Aufsätze und Reskripten genugsam zu erkennen, daß ich mir niemalen mit der Hoffnung geschmeichelt, die große Idee ohne Aufopferung der ganzen Niederlanden zur Vollkommenheit bringen zu können“.***) Gewillt, wenn nöthig, einen so hohen Preis dafür zu bezahlen, glaubte Kaunitz, die Zustimmung der Franzosen zu der Zerstückelung der preußischen Monarchie schließlich doch erlangen zu können und zweifelte demgemäß nicht an dem Zustandekommen der Koalition. Also schickte der Hof- und Staatskanzler (am 13. März 1756) an Esterhazy eine Depesche, in welcher dem Botschafter aufgetragen wurde, die russischen Minister davon in Kenntniß zu setzen, daß Oesterreich

*) „Publikationen“ S. 282.

**) „Publikationen“ S. 296.

***) „Publikationen“ S. 384: Vortrag des Staatskanzlers Kaunitz über die Abtretung der gesammten Niederlande. Laxenburg, 29. Mai 1756.

Digitized by Google

und Frankreich über ein gegen den König von Preußen zu schließendes Offensivbündniß unterhandelten. Im Falle, daß die österreichisch-französische Allianz zu Stande käme, freilich nur in diesem Falle, gedächte Oesterreich beider Ostmächte gefährlichsten Feind und Nachbarn anzugreifen, um ihm engere Grenzen zu setzen und die Wiedereroberung von Schlesien zu versuchen. Der österreichische Hof ließe nun den russischen anfragen, ob Rußland zu gleicher Zeit mit Oesterreich gegen die preußische Monarchie zu Felde ziehen wolle und könne und zwar mit mindestens 60 000 bis 70 000 Mann, während das Erzhaus mit mindestens 80 000 zu agiren gedächte. Zweitens bäte der österreichische Hof um Auskunft darüber, ob es möglich wäre, die russischen Operationen noch im Jahre 1756 zu beginnen, oder ob sie bis zum Frühjahr 1757 hinausgeschoben werden müßten. Im Uebrigen läge auf der Hand, daß die Bewegungen des russischen Heeres und die des österreichischen ineinandergreifen müßten, es würde darum den k. k. Generalen nicht sonderlich damit gedient sein, wenn die Russen sich damit begnügten, in Ostpreußen Kontributionen einzuziehen, zu brennen und zu sengen. Vielmehr wäre erforderlich, daß die Hauptarmee der Zarin durch Polen nach der Oder marschire, sodaß Russen und Oesterreicher in Schlesien und Brandenburg zu kooperiren vermöchten. „Wir würden“, so fügte Kaunitz hinzu, „wenn alle übrigen Schwierigkeiten behoben werden könnten, unsere äußersten Kräfte anwenden, um dem russischen Hof gleich anfänglich mit einer ergiebigen Geldsumme unter die Arme zu greifen. Es ist aber leicht zu erachten, wie schwer uns solches fallen und wie daher darauf zu sehen sein würde, sich in keine übermäßige oder ohnmöglich zu erfüllende Versprechen einzulassen. Du hast also alle Geschicklichkeit anzuwenden, daß der ernannte Hof desfalls am ersten zur Sprache komme, unsere Umstände beherzige und seine Verlangen möglichst mäßige.“ *)

Die Zarin Elisabeth war eine unversöhnliche Feindin Friedrichs, nicht gerade wegen seiner boshaften Witze, wie man behauptet hat, denn in dieser Hinsicht hatte die Kaiserin über die Franzosen, mit welchen sie sich gern gegen König Friedrich verbünden wollte, gleichfalls Grund zu klagen, **) sondern wegen der preußischen Politik.

*) „Publikationen“ S. 261: Maria Theresia an Esterhazy. Wien, 13. März 1756. Dazu S. 316: Esterhazy an Maria Theresia. Petersburg, 22. April 1756.

**) Vgl. Bernhardi „Geschichte Rußlands“ II, 2 S. 170.

Digitized by Google

Die russische Politik ging während der Regierung der genannten Autokratin im Allgemeinen nicht auf Eroberungen aus, das Kabinet von Berlin jedoch arbeitete in den ungeheuren Ländermassen, welche sich von Konstantinopel über Warschau nach Stockholm erstreckten, dem Kabinet von St. Petersburg überall systematisch entgegen. In dem Politischen Testament von 1752 räth Friedrich seinem Nachfolger, einen eventuellen Versuch der Schweden, Livland wiederzuerobern, preußischerseits zu unterstützen und für die geleistete Hilfe sich Schwedisch-Pommern, also Stralsund, Greifswald und Rügen, abtreten zu lassen.*) Livland umklammert zusammen mit dem damals noch zu Schweden gehörenden Finnland die Landschaft von Petersburg, sodaß die damalige preußische Politik sich mit dem Gedanken trug, Rußland wieder von der Ostsee wegzudrängen und in die Zeiten des Zaren Feodor zurückzuschleudern. Da die Beziehungen zwischen dem Zarenreiche und der preußischen Monarchie so außerordentlich feindselige waren, erhielt Esterhazy von den Ministern Elisabeths eine sehr freundliche und auch der Sache nach durchaus befriedigende Antwort. Rußland antwortete auf die Eröffnungen des k. k. Botschafters, zunächst hätte ein zwischen den beiden Kaiserhöfen zu errichtendes Offensivbündniß vorauszugehen, welches der Zarin für den Fall, daß Schlesien wieder an das Erzhaus käme, Kurland und eine Grenzberichtigung auf polnische Kosten zusicherte. Nach der Erfüllung dieser Vorbedingung würde nichts im Wege stehen, daß die russischen Truppen gegen Preußen marschirten und zwar noch im August des schwebenden Jahres. Die russischen Streitkräfte wären bereits mobil. Sie würden 130 000 Mann stark sein, und — so heißt es in der kais. russischen Note: „Alles ist in einem nicht nur zum Marsch, sondern auch zu Kriegsoperationen fertigen Stand, daß man gleich nach dem zwischen beiden kaiserlichen Höfen zu erfolgenden Konzert den König in Preußen zu Land und zu Wasser angreifen kann. Die ganze Flotte wird solchergestalten ausgerüstet, daß selbe nicht allein die Galeeren (Transportschiffe) bedecken und die preußische Küsten beunruhigen sondern auch selbe die Festungen bombardiren und bloquiren kann.“ Auf den Antrag Esterhazy's, daß das russische Hauptheer an die Oder vorrücken solle, antworteten die Staatsmänner an der Newa sehr entgegenkommend, daß sie dem durchaus nicht abgeneigt wären; der Wiener Hof möchte nur einen

*) Lehmann S. 62.

Digitized by Google

Operationsplan einsenden und zugleich sein Kriegsmanifest, damit man das der Zarin darnach einzurichten vermöchte: „Die hiesige Gedanken", schrieb Esterhazy, „gehen dahin, das russische Manifest nicht ehender, als wenn die hiesigen Truppen das hosticum betretten haben werden, publiziren und durch die Tartaren und Kalmucken ausstreuen zu lassen."*)

Die angeführten Erklärungen der Regierung der Kaiserin Elisabeth enthielten einen Passus, welcher für den Wiener Hof später der Ausgangspunkt großer diplomatischer Unannehmlichkeiten geworden ist, nämlich die von den Russen auf ein territoriales Aequivalent für Schlesien erhobenen Ansprüche, aber im Großen und Ganzen konnte Kaunitz mit der Haltung des Kabinets von St. Petersburg zufrieden sein. Am 1. Mai 1756 kam auch der österreichisch-französische Defensivvertrag zu Stande, in welchem König Ludwig XV. die Integrität der Habsburgischen Monarchie garantirte und für den Fall, daß die Kaiserin angegriffen wurde, sich verpflichtete, ihr je nach ihrer Wahl entweder 24 000 Mann Hilfstruppen zu stellen oder per annum 4 200 000 Gulden Subsidien zu bezahlen. Frankreich versprach also die gesammten Gelder, welche Kaunitz für erforderlich gehalten hatte, um der k. k. Armee als solcher den Kampf gegen Preußen zu ermöglichen, Subsidien für Rußland und die dritte Armee jedoch**) sah der Defensivtraktat nicht vor. In einem Postskriptum, welches Starhemberg der Meldung von dem Abschlusse des Traktates hinzufügte, sagte der Botschafter: „Frau von Pompadour ist von dem Zustandekommen dessen, was sie als ihr eigenes Werk ansieht, ganz entzückt und hat mich versichern lassen, daß sie ihr Bestes thun würde, damit wir nicht auf halbem Wege stehen blieben."

Die Marquise von Pompadour nahm jetzt ein gewisses persönliches Interesse an der politischen Verschwisterung der beiden katholischen Großmächte, denn sie war in Folge ihres immer noch wachsenden Einflusses auf Ludwig XV. zur Hofdame ernannt worden und glaubte der bezeichneten Stellung die Bethätigung kirchlicher Gesinnung schuldig zu sein. Maßgebend jedoch hinsichtlich der auswärtigen Politik blieben für sie stets die realpolitischen Erwägungen der Minister, und ebenso korrekt benahm sich in dieser Beziehung Ludwig XV. Trotzdem er persönlich

*) „Publikationen" S. 321 u. f.: Esterhazy an Maria Theresia. Petersburg, 22. April 1756.

**) Vgl. S. 25.

Digitized by Google

durchaus kein Freund Friedrich's des Großen war, beehrte er Rouillé, der sich viel borussophiler als Bernis zeigte, mit seinem ganz besonderen Vertrauen.*)

Der Traktat wurde in der Tagespresse publizirt und an allen Höfen, wo Oesterreich und Frankreich diplomatische Vertreter unterhielten, von diesen gemeinschaftlich den respektiven Regierungen zur amtlichen Kenntniß gebracht. Es ist deutlich, daß das Begraben der Streitaxt zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon die diplomatische Situation Oesterreichs unendlich verbesserte: Seine Isolirung hatte ihr Ende gefunden, und wenigstens das letzte Ziel des politischen Testamentes von 1752 und der preußischen Politik von 1756, die Losreißung Böhmens aus dem Gefüge der Habsburgischen Monarchie und die Versetzung der Wettiner von Dresden nach Prag, ließ sich jetzt kaum noch erreichen. Auch verbarg Kaunitz nicht, daß ihn das geleistete Stück Arbeit stolz machte: „Eine Großmacht überreden zu wollen", heißt es in einer seiner Denkschriften, „daß das System, nach welchem sie alle Triebfedern ihrer Politik konstruirt hatte, schädlich für ihre Interessen wäre, ihr beweisen zu wollen, daß das Mittel, welches sie für das einzige wirksame hielt, um sich England gegenüber aus der Verlegenheit zu ziehen, nichts taugte; sie überzeugen zu wollen, daß sie falsche Maßregeln ergriffen hätte, indem sie den König von Preußen unterstützte, den sie doch für den Strebepfeiler unter dem Gebäude ihrer Allianzen ansah; mit einem Wort, ihre uralte Rivalität gegenüber dem Hause Oesterreich aus der Welt schaffen zu wollen, schließlich, den Nationalcharakter aller ihrer Minister in der Wurzel ändern zu wollen — das war in der That ein Unternehmen, welches allein die Vorsehung zu inspiriren, zu lenken und zu vollenden vermochte, und unter ihren Auspizien ist das Werk ja auch begonnen worden!"**)

Aber nicht immer befand sich der Hof- und Staatskanzler in so triumphirender Stimmung; häufig beschlich ihn auch die Furcht, daß das Erreichte wieder verloren gehen und daß „die Verschaffung mehrerer Sicherheit vor das Erzhaus", welche er in der österreichisch-französischen Defensiv-Allianz erblickte, nicht dauern möchte. Blieb es nicht denkbar, daß Preußen mit seinen Bemühungen um die Freundschaft Frankreichs eines Tages doch reüssirte, und daß Frankreich dann der Hofburg den Defensivvertrag kündigte?***) Und hiervon

*) „Publikationen" S. 595: Starhemberg an Kaunitz. Paris, 22. September 1756.
**) „Publikationen" S. 729.
***) „Publikationen" S. 286.

Digitized by Google

abgesehen — in wie „violenten Umständen“ schwebte wiederum das Erzhaus, wenn sich in Rußland ein Thronwechsel ereignete und der enragirte Preußenfreund Peter mit seiner unberechenbaren Gemahlin Katharina die Regierung antrat? Esterhazy schrieb, mit der Gesundheit der Zarin stände es schlecht; ihre Füße wären so geschwollen, daß sie gegen ihre Gewohnheit nur noch wenig und selten tanze. Sie könnte keine Treppen mehr steigen und müßte sich deshalb vermittelst einer eigens zu diesem Zwecke konstruirten Maschine in das Theater begeben. Die Aerzte befürchteten Wassersucht und prognostizirten ihr kein langes Leben mehr, „zumalen dieselbe nach wie vor sehr unordentlich lebet.“*) Noch pessimistischer hieß es in einer der folgenden Depeschen des k. k. Botschafters: „Zu bedauern ist, daß es mit der Frauen ihrer Gesundheit ehender arger als besser zu werden das Ansehen gewinnet.“**) Jetzt, mit dem letzten von ihm eingegangenen Kurier, äußerte sich Esterhazy: „Die hiesige Monarchin ist dermalen gesund, und ist sehnlichst zu wünschen, daß ihr Gott bis nach erreichtem Endzweck das Leben geben möge, zumalen sonsten . . wenig für etwas Gutes stehen wolle . . “***)

Angesichts der Eindrücke, welche Esterhazy am Zarenhofe empfing, konnte der Hof- und Staatskanzler nur für Augenblicke bei der Ansicht bleiben, daß durch das österreichisch-französische Bündniß „die künftige Sicherheit der österreichischen Monarchie befestiget . . . würde.“ In der That durchdrang er sich sehr rasch wieder mit seiner alten Ueberzeugung, daß der Defensivallianz der Abschluß einer Offensivallianz auf dem Fuße folgen müßte, deren Objekt, „die Wiedereroberung Schlesiens, mithin die mehrere Schwächung des Königs in Preußen als des gefährlichsten Nachbarn und heimlichen Feindes“, das Objekt der Defensivallianz ja in sich schlösse. Die Chancen zur Erreichung eines solchen Offensivbündnisses, schrieb Kaunitz an Starhemberg, ständen jetzt so günstig, wie sie sich vielleicht in Jahrhunderten nicht wieder darbieten würden: Frankreich mit England in Krieg verwickelt, der französisch-preußische Traktat just zur nämlichen Zeit zu Ende gehend, und der preußische Hof mit dem französischen aus vielen und wichtigen Ursachen entzweit.

Bernis übergab jetzt (am 13. Mai 1756) Starhemberg eine Note,

*) „Publikationen“ S. 188: Esterhazy an Maria Theresia. Petersburg, 13. November 1755.

**) „Publikationen“ S. 235: Esterhazy an Zinzendorf. Petersburg, 23. Februar 1756.

***) „Publikationen“ S. 320: Esterhazy an Maria Theresia. Petersburg, 22. April 1756.

Digitized by Google

in welcher die französische Regierung deutlich aussprach, welchen Gewinn sie ihrerseits beanspruchte, wenn Schlesien wieder österreichisch würde. Die Note, deren Ueberreichung der Abbé die mündliche Bemerkung vorausgehen ließ, wenn man einen Rock mache, dürfte man ihn nicht zu eng zuschneiden, verlangte die gesammten österreichischen Niederlande für Frankreich. Der König von Frankreich, besagte das genannte diplomatische Aktenstück weiter, würde selber entscheiden, welche belgische Landschaft sein Schwiegersohn als Entschädigung für Parma erhalten sollte. Das hieß mit anderen Worten, Frankreich zog seinen Antrag, daß Don Philipp an der Küste etablirt werden sollte, zurück und verlangte Flandern mit Nieuport und Ostende und außerdem Brabant für sich selbst.*) Indem Starhemberg die französische Note nach Wien einsendete, begleitete er sie mit dem Rathe, sich in das Unvermeidliche zu schicken und die Forderungen des Versailler Hofes zu acceptiren. Außerdem fügte der Botschafter hinzu: „Es ist gewiß, daß wir Alles Frau von Pompadour verdanken, und daß wir auch in Zukunft Alles nur von ihr zu erwarten haben werden. Sie will, daß man sie achtet, und sie verdient es in der That.“**)

Kaunitz beherzigte diesen Wink Starhemberg's und schrieb für Frau von Pompadour, als ostensiblen Beweis seiner Achtung, ein verbindliches Briefchen, aber die Note (vom 11. Mai) hatte einen so schlechten Eindruck auf ihn gemacht, daß er Starhemberg eine Rüge ertheilte, weil der Botschafter das Schriftstück angenommen hatte.***) So stand es ein viertel Jahr vor dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges um die österreichisch-französischen Beziehungen. Ueber die Beweggründe der Denkweise des Hof- und Staatskanzlers belehrt uns ein Memorandum, welches er in der belgischen Frage an Maria Theresia richtete. Die Niederlande, so führte Kaunitz aus, wären sowohl in politischer Beziehung als auch in finanzieller ein edles Kleinod des Erzhauses; das würde von Niemandem in Abrede gestellt oder verkannt werden. Nur die Erlangung eines noch größeren Vortheiles für die Monarchie und dazu die äußerste Noth könnten die Abtretung so werthvoller Provinzen rechtfertigen. So gewiß und klar nun diese Sätze wären, so gewiß und unanfechtbar sei andererseits, daß der König

*) „Publikationen“ S. 351: Ajouté à la dernière réponse du Roi T. C. Versailles, 11. Mai 1756. Dazu „Publikationen“ S. 386.

**) „Publikationen“ S. 354: Starhemberg an Kaunitz. Paris, 13. Mai 1756.

***) „Publikationen“ S. 418: Starhemberg an Kaunitz. Paris, 18. Juni 1756.

Digitized by Google

von Preußen als der gefährlichste Feind des Erzhauses angesehen werden müßte, daß seine Macht sich durch die Erwerbung von Schlesien verdoppelt hätte, daß eine neue Gebietserweiterung vermittelst der Waffen oder durch andere mögliche Ereignisse ihm das völlige Uebergewicht geben würde, daß das gespannte Verhältniß, in welchem die beiden Mächte zur Zeit zu einander ständen, auf die Dauer so nicht bleiben könnte, sondern daß schließlich die eine oder die andere Macht das dauernde Uebergewicht gewinnen müßte, daß also beständig die größte Gefahr über dem Erzhause schwebe, und daß es sich zur Stunde um nicht weniger handele als um die Aufrechterhaltung der katholischen Religion, der Autorität des Kaiserthums, der Reichsverfassung und, wenn es freimüthig bekannt werden dürfte, geradezu um die künftige Existenz des Erzhauses. Es lägen mithin Gründe genug vor, um auch sehr schmerzliche territoriale Verzichtleistungen zu rechtfertigen, aber sowie Frankreich die Abtretung Belgiens jetzt vollzogen wissen wolle, würden England und Holland sie nimmermehr leiden sondern bis aufs Messer dagegen kämpfen. Andererseits würde man den Eintritt derartiger Komplikationen für beinahe ausgeschlossen ansehen dürfen, wenn die Kaiserin zwar die ganzen Niederlande abzutreten sich entschlösse, jedoch nur diejenigen Landschaften, welche schon vormals unter französischer Botmäßigkeit gestanden hätten, nämlich das Herzogthum Luxemburg und das Pays Rétrocédé, vermehrt vielleicht um einen Theil des Hennegaues oder des Gebiets von Tournai, direkt an die Krone Frankreichs fielen, die Hauptmasse Belgiens indessen unter Aufrechterhaltung der in dem genannten Lande bestehenden Verfassung an Don Philipp käme. Auf diese Weise würde Frankreich einen Vortheil davontragen, der zwar sehr beträchtlich sei, jedoch die allgemeine Eifersucht nicht aufs Höchste zu steigern vermöchte. Oesterreich würde allerdings durch den Verlust der Niederlande von England und Holland räumlich vollständig getrennt werden, aber es hätte dafür auch nicht länger zu besorgen, in alle Kriege gegen die Krone Frankreichs mitverwickelt zu werden. Der beste Theil Belgiens würde sich fortan in den Händen eines spanischen Prinzen befinden, welcher dereinst bei den beiden Seemächten, bei Spanien und vielleicht auch bei dem Erzhaus eine kräftige Unterstützung gegen Frankreich finden könnte. Denn nur von der ersten Generation müßte man annehmen, daß sie Frankreich ganz ergeben sein würde; derartige persönliche Gesinnungen pflegten durch das eigene Interesse gar bald abgeändert

Digitized by Google

zu werden; das beweise schlagend die engländerfreundliche Politik des regierenden Königs von Spanien.

So wenig auch die Seemächte zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges in die Vereinigung der Kronen Frankreich und Spanien eingewilligt haben würden, so leicht wären sie zuletzt auf den Vorschlag eingegangen, einen französischen Prinzen auf den spanischen Thron zu setzen. Und so gewiß auch einerseits vorauszusehen sei, daß ein Wechsel in Bezug auf den Herrscher in den Niederlanden England, Holland und den anderen Mächten sehr unangenehm sein würde, ebenso gewiß wäre auch andererseits, daß die Ausführung des ganzen Vorhabens weit größeren Bedenken und Schwierigkeiten unterworfen sein ja vielleicht unmöglich werden würde, wenn sich die Kunde von der Absicht, die niederländischen Seeküsten der französischen Monarchie einzuverleiben, in Europa verbreite: „Aus diesen und mehr anderen höchst wichtigen Ursachen", so schloß der Hof- und Staatskanzler sein Memorandum über die belgische Frage, „trage ich so billiges als pflichtmäßiges Bedenken, Ihrer Majestät die Fortsetzung der geheimen Negociation und die Abgabe der gesammten Niederlanden auch in dem Falle einzurathen, wann Frankreich auf dem vorerwähnten Verlangen ohnabänderlich beharren sollte".*)

Kaunitz wollte also, wie gesagt ein viertel Jahr vor dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges, lieber gar keine Koalition gegen Preußen als eine solche, wie sie zu haben war. Er hatte Starhemberg immer davor gewarnt, in Versailles gegen Preußen zu hetzen: „Da wir zum Voraus zuverlässig wissen, daß das dortige Verlangen zum Frieden alle übrige Betrachtungen weit vorwiege, und daß unsere Gegenbearbeitungen nichts fruchten, wohl aber einen höchst nachtheiligen Eindruck verursachen würden".**) In der That hatte sich Graf Starhemberg vor einer so ungeschickten diplomatischen Taktik sorgfältig gehütet, zumal er gleich Kaunitz der Ueberzeugung gewesen war, daß die österreichisch-französische Offensive sich in kurzer Zeit vollständig von selber machen müßte. Jetzt sah er sich in derselben Depesche, in welcher er die indiskutablen belgischen Prätentionen Frankreichs anzeigte, (vom 13. Mai 1756) genöthigt, seinem Chef zu melden, daß Frankreich selbst nach der Unterwerfung unter diese indiskutabeln Prätentionen, nach der Ab-

*) „Publikationen" S. 384: Vortrag des Staatskanzlers Kaunitz über die Abtretung der gesammten Niederlande. Laxenburg, 29. Mai 1756.

**) „Publikationen" S. 292: Maria Theresia an Starhemberg. 27. März 1756.

Digitized by Google

tretung der niederländischen Seeküste, die Herbeiführung einer aktionsfähigen Offensivallianz noch nicht ermöglichen würde, daß die Erhaltung der Großmachtstellung Preußens den Franzosen wichtiger erschiene als die Erwerbung Belgiens. Er erblicke eine Schwierigkeit, meldete der Botschafter: „welche mich erschreckt . . Diese Schwierigkeit besteht in der Abneigung, welche man hier seit dem Anfang der Unterhandlungen kundgegeben hat, und welche trotz der Veränderung des Systems anhält, einer solchen Schwächung der Macht des Königs von Preußen zuzustimmen, daß dieser Fürst durch die dem Kriege folgende Pacifikation absolut außer Stand gesetzt wird, uns wieder zu beunruhigen und auf irgend eine Weise die Ruhe und den Frieden Europas zu stören. Die bezeichnete Abneigung kommt mir, wie ich gestehen muß, recht verdächtig vor."*)

Die letzte Starhemberg'sche Depesche bewies dem Hof- und Staatskanzler, daß er in den jüngsten neun Wochen die politische Situation viel zu sanguinisch beurtheilt hatte, oder daß, um seine eigenen Worte zu gebrauchen: „noch nicht mit Zuverlässigkeit vorzusehen stehet, ob auch der französische Hof durch die vortheilhafteste Bewilligungen zu vermögen sein werde, in die Sache selbsten aufrichtig und mit werkthätigem Eifer einzugehen.**) Zu dieser pessimistischen Auffassung zurückgekehrt, that Kaunitz den Schritt, welchen die Umstände von ihm erpreßten. In dem Zeitalter der Zarin Elisabeth verhielt es sich schon ebenso wie in dem Alexanders III., daß, wenn ein allgemeiner Krieg bevorzustehen schien, aus natürlichen und geschichtlichen Gründen Rußland als erster unter allen Staaten sein Heer an der Grenze zu konzentriren strebte. Sofort nach dem Empfang der Kaunitz'schen Anfrage über das Maß der Aktionsbereitschaft Rußlands hatten Elisabeth's Minister den Aufmarsch der Armee an der preußischen und polnischen Grenze angeordnet. Schwerfällig genug mag sich also des k. k. Hof- und Staatskanzlers Feder über das Papier hin bewegt haben, als er — drei Monate vor dem Beginn des Siebenjährigen Krieges an Esterhazy schrieb, aus dem Kriege gegen Preußen könnte bis aufs Weitere nichts werden, und Rußland müßte seine militärischen Vorbereitungen, welche einen provozirenden Eindruck hervorriefen, so weit wie möglich wieder rückgängig machen. König Ludwig XV., Frau von Pompadour und Abbé Bernis, so führte die

*) „Publikationen" S. 349. 13. Mai 1756. Präs. 20. Mai 1756.

**) „Publikationen" S. 406: Maria Theresia an Starhemberg. 9. Juni 1756.

Digitized by Google

österreichische Depesche weiter aus, fingen schon an sich zu der Ueberzeugung zu bekehren, daß die vom Wiener Hof Frankreich angebotenen Vortheile die Schwächung des Königs von Preußen aufwögen, aber ganz vermöchten sie sich noch immer nicht von der Vorstellung zu emanzipiren, daß die Machtverstärkung des Königs von Preußen ein sehr werthvolles Resultat des österreichischen Erbfolgekrieges bilde, weil dieser Herrscher die österreichische und die russische Macht paralysire und „die Balance“ im Norden aufrecht erhielte. Der russischen Kaiserin Majestät und ihr Ministerium wären einsichtig genug, um ohne weitläufige Ausführung von selbst zu erkennen, wie schwer es fiele, dergleichen politische Grundsätze und die seit Jahrhunderten eingewurzelten Vorurtheile vollständig über den Haufen zu werfen, zumal Alles, was aus Oesterreich oder aus Rußland käme, am Hofe zu Versailles mit Mißtrauen angesehen zu werden pflege. Daher rühre es auch, daß Frankreich noch immer große Rücksicht auf Preußen nähme und bisher die Offensivallianz mit dem Erzhause nicht hätte abschließen wollen. Auf der anderen Seite erschöpfe sich König Friedrich den Franzosen gegenüber förmlich in Liebkosungen, und es erschiene nicht als ausgeschlossen, daß die Defensivallianz vom 1. Mai die Wiederverbündung der Höfe von Versailles und Berlin nicht zu vereiteln sondern nur aufzuhalten vermöchte. Jedenfalls stände jedoch die Thatsache fest, daß, selbst wenn die gegenwärtig im allerkritischsten Stadium befindlichen Unterhandlungen über die Offensivallianz auch noch so glücklich verliefen, doch allem Anschein nach die Transaktionen erst nach mehreren Monaten zu einem endgiltigen Ergebniß führen würden: „Alsdann wäre die Zeit schon allzu sehr verstrichen, als daß noch in diesem Jahr die Armeen zusammengezogen, in Marsch gesetzet und die Operationen zu gleicher Zeit angefangen werden könnten, daß also diese bis in das künftige Frühjahr ausgesetzt werden müßten.“ Es sei zu hoffen, daß inzwischen der König von Preußen: „aus Antrieb seiner allzu lebhaften und zugleich forchtsamen Gedenkungsart zu neuen und solchen Fehltritten verleitet werde, welche ihn immer mehrers von der französischen Zuneigung entfernen und dasjenige befördern helfen möchten, was unsere überzeugendste Vorstellungen und Anbringen zu bewürken nicht vermögend wären; maaßen wir gar wohl einsehen und erkennen, wie schwer und bedenklich es dem französischen Hof fallen müsse, von seinem festgestellten Staatssystemate und denen eingewurzelten Vorurtheilen auf einmal abzuweichen und ganz neue Verbindungen einzu-

Digitized by Google

schlagen."*) So wenig glaubte der österreichische Premier noch an die Anziehungskraft der belgischen Lockspeise, mit so dürren Worten sagte er, daß das Projekt des Koalitionskrieges gegen Preußen Bankrott gemacht hätte!

Rußland antwortete durch eine Note (am 7. Juni 1756), es bedauere sehr, nutzlos die großen Rüstungsausgaben gemacht zu haben, hätte indessen nach dem Wunsche Oesterreichs den ferneren Aufmarsch seiner Truppen sistirt. Der Ton der betreffenden russischen Note war ein durchaus freundlicher.**) Der Hof- und Staatskanzler verdiente solche Rücksichtnahme auf seine peinliche Lage umso mehr, als er sich, um eine Einigung mit Frankreich, das im Hinblick auf die Westminsterkonvention mit Oesterreich weiter unterhandelte, zu erleichtern, zu einem Zugeständniß entschloß, von welchem man bezweifeln konnte, ob es mit der Ehre der österreichischen Politik noch völlig verträglich wäre. Die Franzosen verlangten nämlich, daß, wenn der Angriff der beiden Kaiserinnen auf Preußen mißglücke, ihnen die Subsidien zurückgezahlt werden sollten.***) Als Faustpfand für diese Gelder forderten sie das Besatzungsrecht in Ostende und Nieuport, welches ihnen Oesterreich, wie wir wissen, nur bis zum Seefrieden hatte einräumen wollen.†) Starhemberg erklärte ein Eingehen auf derartige Bedingungen für hoch bedenklich, denn wenn Frankreich sicher wäre, einen Theil der Niederlande unter dem Namen einer Hypothek zu erlangen, würde es ja seine Verbündeten inmitten der Aktion im Stiche lassen können.††) Gleichwohl ermächtigte Kaunitz den Botschafter, das Prinzip der Ersetzung der Subsidien nach einem etwaigen Scheitern des Angriffes anzunehmen und auch in die Verpfändung zwar nicht der Seestädte wohl aber des Herzogthums und der Festung

*) „Publikationen" S. 367: Kaunitz an Esterhazy. Wien, 22. Mai 1756. S. 373: Maria Theresia an Esterhazy. Wien, 22. Mai 1756. Das Präsentantum auf der Starhemberg'schen Depesche ist der 20. Mai. („Publikationen" S. 344.)

**) „Publikationen" S. 424: Beilage zu Esterhazy's Bericht an Kaunitz vom 25. Juni 1756.

***) „Publikationen" S. 353 u. 352.

†) Vgl. S. 24.

††) „Publikationen" S. 520: Starhemberg an Kaunitz. Paris 20. August 1756. Es ist bei denjenigen Depeschen, welche von den französischen Besatzungsrecht in den niederländischen Seestädten handeln, im Auge zu behalten, daß in ihnen der Ausdruck place de sureté zuweilen promiscue gebraucht wird, indem in dem einen Falle Sicherung gegen eine englische Landung in Belgien, in dem anderen Sicherheit für die vorgestreckten Subsidien gemeint ist.

Digitized by Google

Luxemburg einzuwilligen.*) Ließ es sich nun wohl erwarten, daß die Hofburg im Falle eines sehr unglücklich verlaufenden Krieges gegen König Friedrich im Stande sein würde, die zur Auslösung von Luxemburg erforderlichen Summen aufzutreiben? Wie so häufig in vergangenen Jahrhunderten berührten sich auch in diesem Falle die Begriffe der territorialen Verpfändung und der territorialen Abtretung sehr nahe.

Der Hof von Versailles jedoch wies nicht nur Luxemburg als Versatzstück weit von sich**), sondern wollte überhaupt die Zerstückelung der preußischen Monarchie unter keinen Umständen acceptiren, selbst dann nicht, wenn ihm die Chance geboten wurde, nach einer Niederlage der Koalition die niederländischen Seestädte auf unbestimmte Zeit behalten zu können. Ihre weitere Annäherung an das Ideal der Rheingrenze hielten die Franzosen nicht für so nothwendig, als daß den Erbfeinden der bourbonischen Monarchie in Osteuropa, den Häusern Habsburg und Romanow, gegenüber ein mächtiges Haus Brandenburg bestehen blieb: „Macht, daß der König von Preußen uns noch mehr Ursache zur Unzufriedenheit giebt", sagte Bernis zu Starhemberg, „wenn Ihr wollt, daß Frankreich auf Eure Wünsche eingehen soll."***) Diese Aeußerung klingt beinahe, als ob der diplomatische Ablatus der Frau von Pompadour beabsichtigt hätte, die Staatsmänner an der Donau zu herausfordernden Schritten aufzureizen, aber in Wahrheit dienten die zitirten Worte einer defensiven, nicht einer offensiven Tendenz. Mobilmachung und Aufmarsch des Heeres vollzogen sich in der Donaumonarchie zwar nicht so langsam wie in Rußland, aber unendlich viel schwerfälliger als in Preußen†): „Der große Unterschied und Vortheil auf königl. preußischer Seiten", so urtheilt mit Recht Kaunitz, „besteht allezeit darinnen, daß dieser König sich in solche Verfassung gesetzt hat, eine ansehnliche Armee mit allen Kriegserfordernissen, wenn er es für gut befindet, in sehr kurzer Zeit marschiren zu lassen; da hingegen die Zusammenziehung unserer in Hungarn und andere entlegene Erblande verlegter Truppen wie auch die übrige Veranstaltungen eine ziemliche Zeit erforderten

*) „Publikationen" S. 403. Dann S. 539: Beilage 4 zu Starhemberg's Bericht an Kaunitz vom 20. August 1756.

**) „Publikationen" S. 520.

***) „Publikationen" S. 448: Starhemberg an Kaunitz. Paris, 3. Juli 1756.

†) Vgl. „Preußische Jahrbücher" Band 84, Jahrgang 1896, S. 46: Delbrück: „Friedrich der Große und der Ursprung des Siebenjährigen Krieges."

Digitized by Google

und über das unsere Grenzen von Festungen entblößt sind."*) In den politisch und militärisch maßgebenden Kreisen Oesterreichs drängte man deshalb den Hof- und Staatskanzler, einige Rüstungen zu gestatten, damit man einem plötzlichen Angriffe Preußens besser zu widerstehen vermöchte: „sonst," meinte Kabinetssekretär Baron von Koch, „dürfte es uns mehr Mühe kosten, den König von Preußen aus Böhmen oder Mähren zu delogiren, als wir zur Wiedereroberung Schlesiens aufwenden zu müssen glauben." Koch, welcher auf politischem wie auf militärischem Gebiete allgemein als Autorität galt, und welcher die Lage der Monarchie wo möglich mit noch viel ernsteren Blicken als Kaunitz ansah, machte bei dieser Gelegenheit auch auf die im Königreich Ungarn besonders unter Protestanten und Griechisch-Orthodoxen weit verbreitete Unzufriedenheit aufmerksam. Das in Kroatien und Slavonien vor Kurzem ausgebrochene Feuer glimme unter der Asche noch fort, auch wäre nicht unmöglich, daß der König von Preußen den Plan faßte, an die werkthätigen Sympathien seiner Glaubensgenossen in Ungarn zu appelliren und eine Diversion in dem genannten Königreiche zu versuchen.**) In demselben Sinne wie Koch unternahm auch der kommandirende General in Böhmen, Browne, auf den Hof- und Staatskanzler einzuwirken.***)

Bernis meinte also mit seiner oben angeführten Aeußerung nur, daß die Oesterreicher, wenn sie gewisse nothwendige Vorsichtsmaßregeln militärischer Natur ergriffen, für etwaige unbeabsichtigte Folgen von Frankreich nicht verantwortlich gemacht werden würden. Kaunitz aber hielt die diplomatische Situation des Kaiserstaates noch für so unsicher, daß er nicht einmal Defensivrüstungen gestatten zu dürfen glaubte.†) Er bedauere das sehr, in diesem Sinne äußerte er sich über seinen Entschluß, aber vorzeitige Truppenkonzentrationen könnten Alles verderben, weil die Unterhandlungen mit Frankreich noch nicht die gehörige Konsistenz bekommen

*) „Publikationen" S. 504: Maria Theresia an Starhemberg. Schloß Hof. 11. August 1756.

**) „Publikationen" S. 376: Copia eines geheimen Vortrags an der Kaiserin-Königin M. von dem Kabinetssekretario Herrn Baron von Koch; kommunizirt den 26. Mai 1756. Daß Friedrich im Juni 1756 wirklich daran dachte, einen Religionskrieg in Ungarn hervorzurufen, beweist Koser I. S. 594.

***) „Publikationen" Seite 421: Browne an den Hofkriegsrath. Prag, 24. Juni 1756.

†) Vgl. Lehmann S. 37.

Digitized by Google

hätten.*) So kam es, daß sich die k. k. Armee noch vollständig auf dem Friedensfuß befand, als Preußen, ungefähr vier Wochen, nachdem Kaunitz den Bankrott seines Koalitionsprojectes offiziell festgestellt hatte, im Juni 1756 mobil zu machen anfing. Selbstverständlich rüstete nun auch die Habsburgische Monarchie mit aller Kraft, und man zweifelte in der Hofburg um so weniger, daß der mit Händen greifbare Eintritt des Deutschen Reiches in die kritischsten Verhältnisse die Vollendung der österreichisch-französischen Offensivallianz herbeiführen würde, als Starhemberg meldete, Frankreich hätte dem preußischen und dem sächsischen Hofe mittheilen lassen, wenn Preußen Oesterreich angriffe, würde französischerseits nicht allein die in dem Defensivvertrag stipulirte Hilfe geleistet sondern die Kaiserin mit des Königs gesammter Macht vertheidigt werden.**) Der Hof- und Staatskanzler erblickte in der bezeichneten Meldung Starhemberg's ein überaus hoffnungsvolles Vorzeichen und schrieb dem Botschafter in der gehobensten Stimmung, die kräftigen Aeußerungen Rouillé's trügen einen ebenso freundschaftlichen wie bundestreuen Charakter. Deshalb möchte der Botschafter dem französischen Minister in den gewähltesten Worten aussprechen, daß die Kaiserin über das Verhalten des Königs sehr gerührt gewesen wäre. Sie ließe dem Könige ihren freundschaftlichsten Dank abstatten und zugleich die Versicherung geben, daß Oesterreich ein so bundesfreundliches Auftreten von dem Versailler Hofe zwar erwartet, es aber doch für zu früh gehalten hätte, ein förmlich dahin gerichtetes Ansuchen stellen zu lassen. Nachdem nun jene charaktervolle Erklärung ohne einen Antrag Oesterreichs aus eigenem Antriebe erfolgt war, hätte sie der Kaiserin umso größeres Vergnügen verursacht.***)

Je höher die Oesterreicher in diesem Augenblick ihre Erwartungen gespannt hatten, eine desto tiefere Depression entstand in der Hofburg, als sich herausstellte, daß Rouillé's Behauptung, er hätte in Sanssouci einen drohenden Ton anschlagen lassen, der Wahrheit nicht entsprach. Kaunitz schrieb an Starhemberg, er fände die französische, dem Könige von Preußen wegen seiner Rüstungen

*) „Publikationen" S. 467: Kaunitz an Esterhazy. Wien, 10. Juli 1756. Dazu „Publikationen" S. 475: Maria Theresia an Esterhazy. Wien, 17. Juli 1756.

**) „Publikationen" S. 480: Starhemberg an Kaunitz. Compiègne, 18. Juli 1756.

***) „Publikationen" S. 492: Maria Theresia an Starhemberg. Wien, 27. Juli 1756.

Digitized by Google

übermittelte Erklärung weder so nachdrücklich noch so charaktervoll, wie Rouillé vorgegeben hätte. Denn sie besage ja nur auf die höflichste Art und Weise, Frankreich müßte die Verpflichtungen des Defensivvertrages erfüllen, falls König Friedrich den Wiener Hof angriffe, von einem weiter gehenden Beistande wäre bei der betreffenden Gelegenheit keine Erwähnung geschehen. Aufs Stärkste pikirt, wie der Hof- und Staatskanzler war, setzte er dann noch hinzu, da den Gegenstand der erwähnten Erklärung Oesterreich, die über Oesterreich schwebende Kriegsgefahr und die Bethätigung der vor Kurzem abgeschlossenen österreichisch-französischen Defensivallianz gebildet hätten, so würde es der Lage der Verhältnisse und der zwischen Wien und Versailles bestehenden politischen Freundschaft entsprochen haben, wenn die französische Regierung vor der Ausführung ihres Vorhabens den bei ihr beglaubigten Vertreter Oesterreichs benachrichtigt und seine Meinung eingeholt hätte.*)

Ich bin jetzt mit meiner Erzählung an den Punkt gelangt, wo ich des bisherigen Verlaufs des inzwischen (im Mai 1756) wirklich ausgebrochenen Krieges zwischen Frankreich und England Erwähnung thun muß. Der Kampf ließ sich für Großbritannien überaus ungünstig an. Gleich zu Beginn des Krieges verloren die Engländer das damals von ihnen besessene Minorca, den Maulkorb Toulons, und dazu eine Seeschlacht im Mittelländischen Meere, worauf die modernen Karthager den geschlagenen Admiral am Hauptmaste seines Flaggschiffes erschießen ließen. Auch in Amerika erlitten sie nicht lange nach der Kriegserklärung empfindliche Niederlagen. Daß die Dinge diese Wendung nahmen, rührte theils von den schweren Gebrechen her, unter welchen Armee und Marine Englands litten, theilweise mußte die Ursache in dem Mangel kontinentaler Mitkämpfer gesucht werden: „Groß ist der Staatsfehler von England gewesen", so heißt es in einem, aus der Feder des Hof- und Staatskanzlers geflossenen diplomatischen Aktenstück, „daß diese Krone auf einmal von dem Beispiel und den Grundsätzen ihrer Vorfahren abweichen, nach einer ganz neuen Art zu Werke gehen und sich des Kontinentis völlig entschlagen wollen, wodurch aber dem französischen Hof die Augen eröffnet und diesen veranlaßt hat, sein Hauptaugenmerk auf das Seewesen zu richten und durch Verlegung seiner Landmacht längst deren Küsten Engeland in beständiger Beisorge einer Descente zu erhalten und solchergestalt

*) „Publikationen" S. 503.

Digitized by Google

einen großen Theil seiner Flotte gleichsam unnutz zu machen."*) In demselben Sinne wie der österreichische schrieb der britische Premierminister an einen politischen Freund: „... Es ist augenscheinlich, daß wir entweder, wie ich zugebe, unter großen Kosten einen Gegenbund organisiren müssen, welchen wir dem ... (österreichisch-französischen) entgegenstellen oder uns zu einem mehrjährigen Ringen gegen Frankreich mit ungleichen Kräften**) zu verstehen haben, in welchem unserer eine Schlappe nach der anderen harrt; darauf deuten die niederschlagenden Erfahrungen hin, um welche wir reicher geworden sind, indem wir unsere Heere in Amerika und unsere Flotten im Mittelmeere die Flucht ergreifen sahen. Und ferner, ich wage kaum, es Ihnen einzugestehen, besitzen wir fast kein einziges Schiff, welches wir zu unseren Geschwadern stoßen lassen und kein einziges Bataillon, welches wir nach Amerika oder in das Mittelländische Meer schicken könnten. Was sollen wir thun? Heute mit Frankreich Frieden schließen? Wir können es nicht, wir wagen es nicht! Die Thorheit der Nation .... die Bosheit unserer Alliirten haben uns in die Schwierigkeiten verwickelt, in welchen wir uns befinden".***)

Die einer Kriegserklärung beinahe gleichkommende Anfrage Friedrichs vom 18. Juli†), ob die Rüstungen der Kaiserin gegen Preußen gerichtet wären, war längst nach Wien gelangt, als Kaunitz von der jüngst bewiesenen Unaufrichtigkeit Rouillé's erfuhr. Der Hof- und Staatskanzler faßte infolge dieses unerquicklichen Vorfalles die Tendenzen der französischen Politik als von seinem Standpunkte aus betrachtet recht wenig erfreulich auf. Er schrieb an Starhemberg, falls die Franzosen im nächsten Jahre ihre Operationen gegen England auf den Kontinent ausdehnen sollten, würde die Offensivallianz gegen Preußen als den vertragsmäßigen Beschützer Hannovers wohl Chance haben, zu Stande zu kommen.

*) „Publikationen" S. 505.

**) Man muß, um diesen Passus zu verstehen, bedenken, daß England und Schottland damals nur 8—9 Millionen Einwohner zählten, während das Königreich Frankreich von 20 Millionen Menschen bewohnt wurde. Vgl. Waddington: „La guerre de sept ans. Histoire diplomatique et militaire. Les débuts." Paris 1899. S. 218.

***) Waddington Préliminaires S. 356.

†) In der Depesche, in welcher Friedrich den Baron Knyphausen von der am 18. Juli an den österreichischen Hof gerichteten Anfrage in Kenntniß setzt, schreibt er ganz positiv: „Der Krieg ist für mich unvermeidlich." Politische Korrespondenz Friedrich's des Großen. XIII. Berlin 1885. S. 128: Au conseiller privé de légation baron de Knyphausen à Compiègne. Berlin 26 juillet 1756.

Digitized by Google

Vorläufig jedoch wolle der französische Hof das Angriffsbündniß wider König Friedrich keineswegs, sondern einzig und allein den maritimen und kolonialen Krieg mit der Krone England, welche man durch die zuletzt genannten Mittel in die Enge zu treiben und zu einem baldigen, den französischen Interessen entsprechenden Frieden zu zwingen hoffe.*) Schon vier bis fünf Monate früher hatte der Hof- und Staatskanzler einmal in Erwägung gezogen, daß die großen Westmächte sich unter einander vertragen und dann gemeinsam dem Kontinent Frieden gebieten könnten. Er hatte jedoch in der Möglichkeit des Eintritts derartiger Verhältnisse nicht etwa eine Aussicht auf die Rettung des Erzhauses erblickt, sondern im Gegentheil den Anfang vom Ende.**)

Die Unterhandlungen zwischen Frankreich und Oesterreich waren um diese Zeit, d. h. in dem Monat, in welchem der Siebenjährige Krieg ausbrach, noch so weit davon entfernt, zu einer Verständigung zwischen den beiden genannten Mächten geführt zu haben, daß Starhemberg (am 7. August) einer ihm überreichten französischen Note gegenüber geradezu die Annahme verweigerte.***) Die Franzosen besaßen damals schon Kenntniß von der Anfrage, welche Friedrich am 18. Juli nach Wien gerichtet hatte, aber sie wußten noch nichts von der weiteren Anfrage, welche Friedrich am 2. August an Maria Theresia hatte ergehen lassen, und welche noch viel kriegerischer klang.†) Nachdem auch diese am Sommerlager des Hofes zu Compiègne bekannt geworden war, vermochte Starhemberg (am 11. August) nach der Donau hin zu melden, er hätte die Unterhandlung nunmehr mit größerem Erfolg in Gang gebracht, sodaß: „die Hoffnung, daß unsere Negociation annoch ein erwünschtes Ende erlangen dürfte, täglich zuzunehmen scheinet.“††) Die französischen Diplomaten entsagten jetzt endgültig der Hoffnung, den Ausbruch des preußisch-österreichischen Krieges bis zur

*) „Publikationen“ S. 504 u. 505.

**) Vgl. S. 127. Es ist also nicht richtig, wenn Delbrück Band 79 S. 269 sagt: „Niemand bereitete Friedrich mit seiner drohenden Anfrage eine größere Freude als seiner Feindin, der Kaiserin Maria Theresia.“ Die Kaiserin muß damals ebenso niedergeschlagen gewesen sein wie ihr Hof- und Staatskanzler, denn die diplomatischen Vortheile, welche die Oesterreicher von neuen preußischen Provocationen erwarteten (S. 37) und auch erwarten durften (S. 39), zögerten einzutreten.

***) „Publikationen“ S. 512, Anmerkung.

†) „Politische Korrespondenz Friedrich's des Großen.“ XIII. Berlin 1885. S. 233: Immediatbericht Knyphausen's. Compiègne 8. August 1756.

††) „Publikationen“ S. 512 Anm.

Digitized by Google

Erringung des Seefriedens hinhalten und dann in Deutschland als Schiedsrichter auftreten zu können. Sie erkannten endlich, daß ihre ehrlich gemeinten Bemühungen, mit Preußen in Frieden und Freundschaft zu leben, absolut gescheitert waren, und daß sie vor der Alternative standen, entweder dem Umsturz des Systems des Westfälischen Friedens zuzustimmen oder mit dem König von Preußen zu fechten. Wie Kaunitz erklärte, verfolgte die protestantische Partei im Reiche mit der Westminsterkonvention die Tendenz, ein protestantisches Kaiserreich Deutschland mit dem Hause Brandenburg an der Spitze zu errichten.*) Auch die Franzosen dieses Zeitalters glaubten, daß die Aera der Religionskriege noch nicht für immer geschlossen wäre, und trauten König Friedrich zu, daß er sie wieder eröffnen würde. In dem Bande, welches Preußen, England, Hannover, Hessen und Braunschweig in der Form der Westminsterkonvention umschlang, erblickte der Hof von Versailles eine protestantische Liga. Selbst eine so unkirchliche Natur, wie der allmächtige Pariser Börsenfürst Paris Du Verney, dessen ich in dieser Zeitschrift in meinen Aufsätzen über Ferdinand von Braunschweig öfter gedacht habe, gab sich der Befürchtung hin, Europa durch eine Erhebung der deutschen Protestanten unter Friedrichs des Großen Führung erschüttert zu sehen,**) und in der That hat sich der König mit Säkularisationsplänen getragen.***) Da nun die Franzosen von 1756 eine protestantische Umwälzung in Deutschland mit ebenso scheelen Augen ansehen mußten wie die von 1866, die nationalliberale Umwälzung in unserem Vaterlande, so ließ der Hof von Versailles im Hinblick auf das unmittelbar bevorstehende Losschlagen der protestantischen Liga gegen das Erzhaus seine bisherigen schweren Bedenken fallen und stimmte der Zerstückelung Preußens im Prinzipe zu. Das Maß jedoch und die Art der Anwendung des bezeichneten Prinzips behielten die Franzosen genauerer Vereinbarung zwischen den beiden kontrahirenden Höfen vor.†) Der Hof- und Staatskanzler trug daraufhin kein Bedenken, in Versailles erklären zu lassen, der kaiserliche Hof dächte den kooperirenden Staaten Ländergewinne lediglich im Verhältniß zu

---

*) „Publikationen" S. 223. Maria Theresia an Esterhazy. Wien, 11. Febr. 1756.

**) Lettres de Paris Du Verney. London 1792. 3 Volumes. Die Briefe nach der Schlacht bei Roßbach.

***) Lehmann S. 61.

†) „Publikationen" S. 541: Beilage 6 zu Starhemberg's Bericht an Kaunitz vom 20. August 1756.

Digitized by Google

ihrer werkthätigen Hilfe zu.*) Die Frage der Zerstückelung Preußens, deren Lösung sich bisher so hoffnungslos angelassen hatte, schien mithin in der Hauptsache erledigt zu sein und die Aussicht auf ein Zustandekommen der französisch-österreichischen Offensivallianz sich überaus erfreulich gestaltet zu haben.

Max Lehmann behauptet, Kaunitz hätte als conditio sine qua non für den Abschluß der Offensivallianz neben seinen anderen Bedingungen auch gefordert, daß die Franzosen selber mit gegen Preußen zu Felde ziehen müßten.**) In der That haben die Oesterreicher in Versailles eine vierte Armee, 60 000—70 000 Mann stark und aus französischen Nationaltruppen bestehend, verlangt. Der Hof- und Staatskanzler stellte der vierten Armee die Aufgabe, Hannover und die übrigen protestantischen Reichsstände von aller und jeder Unterstützung des Königs von Preußen abzuhalten und außerdem die österreichischen Operationen direkt zu unterstützen.***) Lehmann hat sich jedoch insofern unzweifelhaft getäuscht, als er geglaubt hat, die Mitwirkung der vierten Armee gegen Preußen selber wäre von der Hofburg für eine conditio sine qua non angesehen worden. Das war so wenig der Fall, daß Kaunitz ausdrücklich an den k. k. Botschafter bei dem französischen Hofe schrieb: „Wie guten Grund man auch französischerseits haben mag, sich auf eine derartige Maßregel nicht einlassen zu wollen, es wird doch immer nöthig sein, auf ihr zu bestehen, solange bis wir Frankreich positiv inklinirt finden, die Sache (die Offensivallianz) zu wollen, so wie wir sie wollen, und wie sie uns paßt, jenen Punkt allein ausgenommen. Lediglich in diesem Falle können Sie als Ihre Privatansicht durchblicken lassen, daß es uns nicht einfallen würde, Wortklauberei zu treiben (que nous ne chicanerons jamais sur des mots), und daß wir uns ebensowenig auf eine Bedingung versteifen würden, falls eine andere, denselben Dienst thuende dem Theile, welchem ihre Erfüllung obläge, angenehmer sein sollte. Mit einem Wort: Man würde schon Mittel finden, sich zu verständigen, wenn man in Versailles ebenso ernstlich dazu gewillt wäre wie in Wien.“†)

Was Kaunitz hiermit zu sagen beabsichtigte, war, daß Starhem-

*) „Publikationen“ S. 614: Maria Theresia an Starhemberg. Wien, 10. Oktober 1756.

**) S. 33.

***) „Publikationen“ S. 296.

†) „Publikationen“ S. 413: Kaunitz an Starhemberg. Wien, 18. Juni.

Digitized by Google

berg auf die Stellung einer vierten Armee gegen Preußen drängen sollte, um die dritte Armee in möglichst hoher Stärke durchzusetzen. Der Botschafter verfuhr demgemäß und schrieb nach Hause: „Ich habe bisher immer auf der vierten Armee bestanden; nicht daß ich mir je geschmeichelt hätte, sie durchzusetzen, oder daß ich sie nur für so unentbehrlich befunden hätte, wie ich hier bestrebt gewesen bin, glauben zu machen, sondern um einen Punkt zu haben, in welchem ich nachlassen und als Entschädigung für den ich eine Vermehrung der Subsidientruppen und der Gelder herausschlagen kann."*) Die Franzosen boten in dem Moment, wo sie die Zerstückelung der preußischen Monarchie acceptirten, 25 000—30 000 Mann Subsidien-Truppen an; Starhemberg erklärte ihnen, wenn sie 35 000—40 000 stellten, würde sein Hof auf die Aktion der vierten Armee gegen König Friedrich verzichten.**) Man sieht, der Gedanke einer militärischen Kooperation Frankreichs gegen Preußen wurde von den k. k. Diplomaten nur deshalb poussirt, um ein Kompensationsobjekt zu haben, etwas, was sie sich bei dem unvermeidlichen Feilschen abhandeln lassen konnten, ohne an ihren eigentlichen Plänen Schaden zu leiden. Was die andere Aufgabe anbetraf, welche die Oesterreicher auf die Schultern einer französischen Nationalarmee zu legen gedachten, die Inschachhaltung der Alliirten Englands, so gingen die Franzosen leicht darauf ein***), denn wenn es ihnen vermittelst ihrer maritimen Operationen nicht bald gelang, den Frieden mit England herbeizuführen, mußten sie ja doch Hannover angreifen.

Es ist etwas ermüdend, die zahlreichen Fäden zu entwirren, welche bei einer so verwickelten Unterhandlung durcheinanderlaufen, und deshalb bitte ich den Leser um Entschuldigung dafür, daß ich ihn von einem detaschirten Korps der vierten Armee noch besonders unterhalten muß: Die Dinge entwickelten sich nämlich so, daß wenige Tage, nachdem die österreichisch-französischen Unterhandlungen über die Offensivallianz eine günstigere Wendung zu nehmen angefangen hatten, die preußischen Truppen in Sachsen einrückten. (Am 29. August 1756.) Der preußisch-österreichische Krieg war da; Preußen machte den Angreifer, folglich lag für Frankreich, welches mit Oesterreich den Defensivtraktat vom 1. Mai 1756 geschlossen hatte, casus foederis vor. Der Vertrag von

*) „Publikationen" S. 519: Starhemberg an Kaunitz. Paris, 20. August 1756.
**) „Publikationen" S. 517.
***) „Publikationen" S. 448. Dazu S. 517.

Digitized by Google

Versailles verpflichtete für solchen Fall Ludwig XV., der Kaiserin je nach ihrer Wahl 4 200 000 Gulden Jahressubsidien zu zahlen oder ihr 24 000 Mann zu Hilfe zu schicken, und zwar, wohin es der Kaiserin beliebte. „Angesichts des unerhörten preußischen Friedensbruchs“ *) forderte der Hof- und Staatskanzler im ersten Schrecken von den Franzosen Geld**), aber nach ein paar Wochen besann er sich und verlangte die Hilfeleistung in Truppen, welche auf der Stelle nach Böhmen in Marsch zu setzen wären.***) Die Franzosen vermochten nicht zu leugnen, daß sie vertragsmäßig verpflichtet waren, die ihnen angesonnene Detaschirung vorzunehmen, aber sich auf ein Mannöver dieser Art einzulassen, war den maßgebenden französischen Generälen äußerst unangenehm, und den Diplomaten des Königreichs entging nicht, daß Kaunitz nur deshalb auf dem Buchstaben des Vertrages vom 1. Mai 1756 bestand, um ein Pressionsmittel für die Unterhandlungen über den zweiten Vertrag — von einem Offensivvertrage konnte man ja nach dem Ergreifen der Offensive durch Friedrich nicht mehr reden — in Händen zu haben.

Unter dem Eindruck der zweiten Anfrage des Königs von Preußen an Maria Theresia hatten die Franzosen in Bezug auf den Entwurf einer Offensivallianz auch die 12 Millionen jährliche Subsidien bewilligt, welche der k. k. Botschafter von vornherein gehofft hatte, erwirken zu können. Der Hof von Versailles erklärte sogar, sich im Fall eines unglücklichen Ausgangs der Unternehmung mit der Rückerstattung der Hälfte der Subsidien begnügen zu wollen, sodaß der österreichische Botschafter in Bezug auf den letzgenannten Punkt weniger zuzugestehen brauchte, als wozu Kaunitz ihn ermächtigt hatte.†) Erst jetzt durchdrangen sich die Oesterreicher mit dem Gefühl, auf die politische Freundschaft der Franzosen bauen zu dürfen, eine Empfindung, welcher sie sich nach dem Abschluß des Vertrages vom 1. Mai 1756 noch nicht getraut hatten, zu überlassen. Damals hatte Baron von Koch ausgeführt, zur Formirung der dritten Armee vermöchte Oesterreich vorläufig nichts beizutragen als einige tausend Kroaten, da man Frankreichs wegen noch nicht wagen könnte, die belgischen, und Frank-

*) „Publikationen“ S. 571: Kaunitz an Starhemberg. Wien, 2. September 1756.

**) Ibidem.

***) „Publikationen“ S. 590: Kaunitz an Starhemberg. Wien, 18. September 1756.

†) „Publikationen“ S. 520.

Digitized by Google

reichs und Neapels wegen noch nicht, die lombardischen Regimenter heranzuziehen: „Es dunket mir“, so drückte sich der Kabinetssekretär aus, „es lasse sich wegen der niederländischen so wenig als wegen deren wellischen ein eigentlicher Entschluß der Zeit noch fassen, bevor mit Frankreich man näher des Königs von Preußen wegen zu Stand gekommen.“*) Nachdem diese Wendung nunmehr eingetreten war, zögerte man an der Donau nicht, die niederländischen und italienischen Streitkräfte nach dem Kriegsschauplatze zu dirigiren. Auch aus Ungarn zog die Hofburg mehr Truppen heran, als Koch vorher für erlaubt gehalten hatte. Zwar maßen alle Kabinete Europas dem osmanischen Reich eine ungeheure Offensivkraft bei, aber der Hof- und Staatskanzler hatte so ziemlich aufgehört, von den Türken etwas zu befürchten, denn der König von Frankreich wurde von der Pforte als ihr natürlicher Alliirter angesehen, und die französischen Residenten erfreuten sich am Goldenen Horne seit Jahrhunderten des maßgebenden Einflusses. Im Ganzen beschloß der Wiener Hof, 40 000 Mann über den Koch'schen Anschlag (80 000 Mann) hinaus gegen Preußen ins Feld zu stellen.**) Jenes Plus sind die Truppen Dauns, welche nach der Einschließung der ersten Armee***) in Prag bei Kolin Oesterreich gerettet haben.

Zwei große Fragen prinzipieller Natur, welche hinsichtlich des Planes einer Offensivallianz gegen Preußen zwischen Frankreich und Oesterreich geschwebt hatten, erstens, ob der Angriff auf König Friedrich überhaupt nöthig wäre und zweitens, ob die Zerstückelung der preußischen Monarchie nach ihrer Niederschlagung gleichfalls unvermeidlich sei, waren beide gelöst, die eine dadurch, daß König Friedrich selber angegriffen hatte, die andere durch die Nachgiebigkeit Frankreichs. Was wurde nun aus der dritten großen Frage, welche bis dahin auf keine Weise hatte gelöst werden können, aus dem Problem der belgischen Gebietsveränderungen? Kaunitz sträubte sich nach wie vor, die Zukunft der österreichischen Niederlande so zu gestalten, daß die Engländer dieses Arrangement und also auch seine Voraussetzung, die Wiedervereinigung Schlesiens mit Oesterreich, nothwendig bis aufs Messer bekämpfen mußten. Ehe der Hof- und Staatskanzler sich in eine solche Lage begab, gedachte er sich lieber vorläufig mit dem Defensivtraktat zu begnügen

*) „Publikationen“ S. 378.
**) „Publikationen“ S. 596: Kaunitz an Esterhazy. Wien 23. September 1756.
***) Zweite Armee hießen in der Hofburg die Russen.

Digitized by Google

und zu versuchen, ob Versailles sich nicht durch ein unerbittliches Bestehen der Kaiserin auf dem französischen Hilfskorps kirre machen ließe. Erst nach der Schlacht von Lobositz unterwarf sich der Hof- und Staatskanzler dem Zwange der Verhältnisse, zumal damals eine Depesche Starhemberg's anlangte, welche die Hofburg inständig beschwor, nachzugeben, weil sonst bei den Franzosen keinerlei Unterstützung zu finden sein würde.*) So entschloß sich denn Kaunitz schweren Herzens, an Starhemberg zu schreiben, in dem französischen Entwurf zu dem zweiten Vertrage bilde unzweifelhaft den bedenklichsten Artikel, daß Frankreich die einzigen mit Seehäfen versehenen Städte Flanderns, Nieuport und Ostende, für sich auszubedingen und so das Mittel in die Hände zu bekommen strebe, um nicht nur den gesammten niederländischen Handel an sich zu ziehen, sondern auch der Krone England die nächste Verbindung mit Deutschland und folglich einen sehr ansehnlichen Theil ihres Handelsverkehrs zu nehmen „und sich von den Küsten längs der Manche Meister zu machen." Trotz dieser in unverminderter Stärke fortbestehenden Bedenken solle der Botschafter ermächtigt sein, wenn er den zweiten Vertrag nicht anders zu Stande zu bringen vermöchte, die Annexion der belgischen Küste an Frankreich und auch die Verpfändung von Nieuport und Ostende zu konzediren.**)

Nachdem man so in Bezug auf die Prinzipien einig geworden war, hat die Verständigung über die Details noch immer unendliche Schwierigkeiten bereitet, sodaß der zweite Versailler Vertrag erst am 1. Mai 1757, genau ein Jahr nach dem ersten, unterzeichnet werden konnte. Die Aktenpublikation, auf welcher dieser Aufsatz beruht, gestattet nicht, den weiteren Verlauf der Unterhandlungen zu verfolgen, und die Herausgeber der Veröffentlichung haben auch ganz recht gethan, ihre Materialiensammlung nicht weiter anschwellen zu lassen, weil bereits sämmtliche Dokumente von ihnen gegeben worden sind, deren die Forschung zur Lösung der Kontroverse über den Ursprung des Siebenjährigen Krieges bedurfte. Es steht jetzt ganz fest, daß Friedrich II. nach dem Aachener Frieden um Schlesien viel ruhiger hätte schlafen können als Wilhelm I. um Elsaß-Lothringen nach dem Frankfurter Frieden. Die beiden großen Westmächte bewarben sich wetteifernd

*) „Publikationen" S. 602: Starhemberg an Kaunitz. Paris, 29. September 1756.

**) „Publikationen" S. 611 und 614: Maria Theresia an Starhemberg. Wien, 10. Oktober 1756.

Digitized by Google

um die Gunst des Hofes von Potsdam. Frankreich freute sich, Schlesien in preußischen Händen zu sehen, weil die vergrößerte preußische Monarchie gegenüber den beiden Erbfeinden des Versailler Hofes, Oesterreich und Rußland, „die Balance im Norden hielt.“ England verlangte von König Friedrich nichts, als daß er Hannover in Ruhe ließ; sein Bündniß mit Frankreich hätte der König um der Engländer willen nicht aufzugeben brauchen.*) Die Franzosen ihrerseits würden gleichfalls damit zufrieden gewesen sein, wenn Preußen in dem Kriege zwischen Frankreich und England-Hannover neutral geblieben wäre.**) Rußland hegte freilich der preußischen Monarchie gegenüber aggressive Velleitäten, aber es war ohne französisches oder englisches Geld quantité négligeable. Und was schließlich die habsburgische Monarchie anbetraf, so konnte sie sich auf ihren historischen Alliirten England nicht mehr verlassen, war rings von mächtigen Feinden umgeben und zitterte in dem Gefühl der Gefahren ihrer Isolirung für Belgien, für die Lombardei, für Toskana, für Böhmen, ja man ängstigte sich in der Hofburg sogar mit der Vorstellung, die Türken zum dritten Male vor Wien erscheinen zu sehen. Vom Aachener Frieden bis zur Epoche der Westminsterkonvention ist die auswärtige Politik Oesterreichs nur auf die Erhaltung der Integrität des Staatsgebiets und der Existenz des Erzhauses gerichtet gewesen; zur Wiedererlangung Schlesiens haben die k. k. Staatsmänner nicht einen Schritt gethan.

Die Ursache des Siebenjährigen Krieges ist vielmehr einzig und allein in dem Ehrgeiz der preußischen Politik zu suchen. Friedrich wollte Sachsen und Westpreußen erobern, um den dürren und schlotternden Staatskörper Preußens zu saturiren, um der „Improvisation Friedrich's des Großen“ eine Gestalt zu verleihen, welche sich als lebensfähig bewähren konnte, wenn das Staatsoberhaupt Preußens auch einmal kein Genie war.***) Wir sahen, Kaunitz behauptete nach dem Abschlusse der Westminsterkonvention,

---

*) Besonders deutlich zeigt dies die Darstellung des Beginnes der preußisch-englischen Verhandlungen bei Waddington Renversement S. 202 u. ff.

**) Waddington Renversement S. 159: Mémoire sur la rupture de l'Angleterre et la France en 1755. Französisches Nationalarchiv. Angleterre. Mémoires. Documents. Vol. XLI.: „. . . . Reserrer sans perte de temps les liens de l'alliance avec le roi de Prusse . . . . . l'employer contre le Hannovre si possible, le laisser neutre s'il prefère ce parti . . . . .“

***) Vgl. Lehmann S. 61.

Digitized by Google

die Partei des Königs von Preußen im Reiche erstrebe, ihr Oberhaupt zum evangelischen Kaiser zu machen. Und in der That, wie nahe würden die Hohenzollern der Verwirklichung ihrer providentiellen Bestimmung gekommen sein, wenn in Hubertusburg Oesterreich Böhmen verloren, Preußen aber Sachsen und Westpreußen gewonnen hätte, ein titanischer Umsturz der Machtverhältnisse, welcher Friedrich dem Großen ermöglicht haben würde, sowohl seine Säkularisirungs- und Mediatisirungsprojekte als auch seine Absichten auf Mecklenburg und Anspach-Baireuth*) erfolgreich durchzuführen! Aber der Siebenjährige Krieg führte nicht nur nicht zu einer Verjüngung Deutschlands sondern nicht einmal zu einer besseren Arrondirung unserer engeren Heimath. Preußen ging aus dem Siebenjährigen Kriege physisch-territorial ebenso schwach hervor, wie es in den Kampf eingetreten war. Moralisch jedoch hatte Friedrich der Große unschätzbare Eroberungen gemacht; in dem krankhaft geformten Körper des Staates lebte von nun an ein unsterblicher politischer Geist. Glücklicherweise braucht sich der Ehrgeiz der preußischen Politik heutzutage nicht mehr auf so gehässige Ziele wie den Ruin einer deutschen Dynastie zu richten, aber fortlebt der unersättliche preußische Ehrgeiz Gott sei Dank bis zu dieser Stunde, und immer klarer wird uns Allen die Erkenntniß, daß ein historisches Gesetz es den großen Völkern verbietet, behaglich auf dem Erworbenen zu ruhen, daß mächtige Staaten entweder beständig weiter wachsen oder untergehen müssen.

Dr. E. Daniels.

*) Politisches Testament von 1752. Bei Lehmann S. 95.

Digitized by Google

Ludwig Bamberger.

(† 14. März 1899.)

Von

Hermann Oncken.

Erinnerungen von Ludwig Bamberger. Herausgegeben von Paul Nathan. Berlin, Georg Reimer. X, 541 Seiten. 1899.

Es bleibt für den Menschen immer ein wohlthuendes Gefühl, zu beobachten, wie ein reiches Leben in innerlicher Harmonie friedevoll ausklingt. Mit Antheil sehen wir auf die Kämpfe eines rastlosen Daseins die wohlverdienten. Jahre thätig-beschaulicher Muße folgen: es ist uns, als ob es zu einem ganzen Menschenleben gehörte, zu guterletzt selber die Summe der Arbeit zu ziehen und am Abend das Irren und Gelingen des Tages noch einmal in der Erinnerung zu durchleben, mit sich allein zunächst, und wenn einer ein Großer war, zugleich für die Andern, um von den menschlichen Gemeinschaften, denen er diente, den langen Abschied zu nehmen.

Dürfen wir das ein Glück nennen, so war es Ludwig Bamberger beschieden. Es war dem Siebzigjährigen kein fremder Gedanke, das Vorrecht des Alters zu ergreifen und sich selber historisch zu fassen. Als er in seinen letzten Jahren unter seinen geistvollen Plaudereien auch Gedanken über das Alter niederschrieb, da sah er das eigentliche Problem darin, daß der alternde Mensch doch nie aufhöre, auch der junge zu sein, der er einst gewesen: die Kontinuität des Ich empfand dieser bewußte Individualist stärker als alle Wandlungen und Störungen, denen es im Laufe einer langen Entwicklung unterliegt; ihr bei sich selber rückblickend

Digitized by Google

nachzuspüren, bildete zuletzt ein gutes Stück seines inneren Lebens. Ein äußerer Anlaß traf mit dieser Stimmung zusammen. Im Jahre 1893 hatte er der parlamentarischen Thätigkeit entsagt; befreundete Anregung vermochte ihn, von 1894 bis 1898 alljährlich einen Band seiner gesammelten Schriften herauszugeben. So fügte es sich, daß er gleichzeitig als Einführung in diese Sammlung und als eine Art Ergänzung eine Skizze seines persönlichen Entwicklungsganges aufzuzeichnen begann. Er wollte absichtlich keine Denkwürdigkeiten im eigentlichen Sinne schreiben, aber die behagliche Kunst des Erzählers sprengte bald den strengen Rahmen der ursprünglichen Absicht und mit dem Reiz des Erinnerns und Neugestaltens wuchs und wandelte sich der Plan unter seinen Händen. So hinterließ er doch, mitten aus dieser ihm lieb gewordenen Arbeit hinweggerufen, einen stattlichen Memoirenband, der nun, am Ausgange seines Todesjahres, der Allgemeinheit dargeboten wird. Allerdings hat das Ergänzungsverhältniß, wie der Autor es sich dachte, nicht ganz seine Geltung verloren. Der Leser der Memoiren wird öfter einen Band der Schriften zur Hand nehmen, und wer mit diesen bekannt ist, wird manchen vertrauten Ton in jenen wiederfinden. Beide gehören zu einander, aber stehen auf eigenen Füßen.

Da Bamberger die Feder mit jähem Abschluß niederlegen mußte, war es ihm nicht vergönnt, selber die Blätter durchzusehen, etwa um den Stoff künstlerisch abzurunden, Wiederholungen auszuscheiden und Verwandtes zusammenzurücken. In dem ersten Entwurfe halten wir sie in den Händen: um so unmittelbarer wirken sie. Einer der feinsinnigsten und gewandtesten Plauderer unserer Literatur — und wie wenige hat sie aufzuweisen — konnte getrost auch das unvollendete Buch in die Hände eines Andern legen. Er erscheint in der ungezwungensten Haltung; wie Neigung und Stimmung ihn fesselten, lenkt er aus der fortlaufenden Geschichtserzählung heraus, mit Vorliebe Altes und Neues verknüpfend, manchmal gar wie im belebten Gespräch durch die loseste Gedankenverbindung von Einem zum Andern geführt. Das giebt den Erinnerungen einen ganz persönlichen Charakter und setzt seine schriftstellerischen Vorzüge nur noch in ein helleres Licht. Denn wo finden wir so bald einen Schriftsteller bei uns, der bei aller Feinheit des Esprits niemals gesucht wird und in aller Schärfe des Urtheils immer liebenswürdig bleibt; nur einen Meister der Feder konnte ein sicheres Gefühl davor bewahren, jemals lang-

Digitized by Google

weilig oder prätentiös zu werden. Daß solche Vorzüge ihm keineswegs die entsprechende Stellung in der deutschen Literatur verschafften, hat seine ganz bestimmten Gründe. Man pflegte in Bamberger in erster Linie den Politiker zu sehen, der im Nebenamte auch schriftstellerte, vorwiegend aber diese Gabe in den Dienst seines obersten Berufes stellte. Ein Politiker aber wird auch als Schriftsteller nicht so leicht ein allgemeines literarisches Publikum finden, weil die verschiedenen fraktionell erzogenen Gruppen, halb aus Engherzigkeit, halb aus Vorsicht, nur ihre Leute lesen und die Andern den Andern überlassen. Und wenn der Politiker auf literarische Freundschaft zunächst nur unter den Gesinnungsgenossen rechnen darf, so war der Kreis für Bamberger nicht eben weit gezogen; vielleicht nicht so eng, wie die Zahl der Reichstagsmitglieder seiner Fraktionsgruppe heute schließen läßt, aber doch beschränkt auf gewisse wirthschaftlich bestimmt umgrenzte und gesellschaftlich abgeschlossene Schichten. So möchte man heute wünschen, daß die Erinnerungen des Dahingegangenen ein größeres Publikum fänden als die Schriften des Lebenden.

Die Sammlung der Schriften umspannt den ganzen geistigen Entwicklungsgang eines halben Jahrhunderts, von dem ersten jugendlich stürmischen Leitartikel bis zu der milden Weisheit seiner letzten Tage. Die Erinnerungen haben von diesen fünf nur die beiden ersten Jahrzehnte des Manneslebens begleiten können. Aber sie brechen nicht unvermittelt ab, sie umfassen doch ein in sich abgeschlossenes Ganze. Sie lehren uns, wie dieser Mann geworden ist, nicht aber, was er nach langer Vorbereitungszeit, als Fünfundvierzigjähriger in das Vaterland zurückgekehrt, hier gewirkt hat; nur bis zum Jahre 1866 etwa ist der Erzähler vorgeschritten, bis zum Abschluß seiner französischen Epoche, nicht ganz bis zum Beginn seiner 1868 einsetzenden politischen Thätigkeit in Deutschland. Daher werden wir nicht unmittelbar angeregt, über den Antheil Bamberger's an der Reichsgründung und seine Stellung in der neudeutschen Politik des vergangenen Menschenalters nachzudenken. Es ist die Zeit auch wohl noch nicht gekommen, den Versuch eines unbefangenen Gesammturtheils zu wagen, und der praktische Politiker und der Nationalökonom werden mit Recht noch das erste Wort verlangen, wenn es gilt die tiefgehenden Wirkungen seiner parlamentarischen Thätigkeit abzumessen.

Eine andere Aufgabe möchte sich der Historiker zur Würdigung von Bamberger's Erinnerungen stellen; ist sie vielleicht bescheidener,

Digitized by Google

so sind ihre Wege doch einer unbefangenen Erfassung schon zugänglicher geworden. Es ist das Problem der Wendung in den deutschen Dingen im Jahre 1866, die Frage, welcher Herkunft und Richtung die zum Antheil an der Reichsgründung Bismarcks aufgerufenen Kräfte aus dem liberalen und radikalen Lager gewesen sind. Handelt es sich zunächst auch nur um eine persönliche Entwicklung, die auf eigenthümlich verschlungenen Pfaden zum Eingreifen in die deutschen Geschicke gelangt, so haben wir in diesem Individuum zugleich den Typus eines Einschlages in die 1866 vollzogene Entwicklung Deutschlands. Und es scheint mir, als ob jenes Problem gar nicht schärfer gestellt werden könnte, als in dieser an Geist und Charakter glänzend begabten Persönlichkeit. Er war Jude und blieb Jude; aus dem Revolutionskampf um die deutsche Reichsverfassung als ein zum Tode verurtheilter Flüchtling hinausgetrieben, fand er in Frankreich ein neues Vaterland; die Jahre, die den Mann machen, und darüber hinaus die besten Mannesjahre fast führten ihn tief in das geistige und gesellige Leben des Paris unter dem zweiten Kaiserreich und zugleich in die Interessenkreise einer internationalen Großfinanz. Ist es zu verwundern, daß heute gewisse Richtungen, die einer tiefgehenden Stimmung des Volkes entgegenkommen, um eine Formel zur Erklärung dieses Phänomens nicht verlegen sind: der halbfranzösirte jüdische Bankier, der, nachdem die preußischen Waffen den Tag von Königgrätz entschieden, in die Heimath zurückeilt, um das Deutsche Reich als Bundesgenosse Bismarck's mit „gründen" zu helfen? Man fragt nicht mehr nach den Zusammenhängen, die jene Konstellation möglich machten und nach ihrer innern Berechtigung, man verschließt sich ihrem historischen Verständniß. So mag der Versuch einer unbefangenen historischen Würdigung dieses Lebenslaufes auch der allgemeinen Erkenntniß der Zusammensetzung der reichsbildenden Elemente von 1866 und 1871 zu Nutze kommen. Mittelbar auch der Erkenntniß der Gegenwart, denn die damals wirksamen Kräfte leben noch heute in dem fortdauerndem Gährungsproceß, allerdings nicht mehr in dem ursprünglichen Verhältniß: eben die Wandlung dieses Verhältnisses hat in der Entwicklung nach 1871 den wichtigsten Markstein gebildet.

* * *

Mit Recht sucht die psychologische Analyse einer Individualität zuerst die kräftigsten und sichtbarsten Wurzeln bloßzulegen, die dem

Digitized by Google

Baume aus den Tiefen des Erdreichs die meisten Säfte zuführen, die großen historischen Voraussetzungen: Familie und Erziehung, Landschaft und Stammesart, schließlich der Staat und der Charakter der in das Leben des Einzelnen eingreifenden staatlichen Funktionen. Es sind die Fragen nach der sittlichen und geistigen Anlage, die in den Menschen hineingeboren, durch Erziehung und Umgang gepflegt, in der Luft der großen Gemeinschaften Richtung und Farbe erhält. Für das Leben Bamberger's enthüllt die Antwort auf diese Fragen bezeichnenderweise durchweg Voraussetzungen, deren Wirkung mehr nach der negativen als nach der positiven Seite liegt.

Bamberger spricht in seinen Erinnerungen so gut wie gar nicht von seiner Familie; Vater und Mutter, Geschwister, der Geist des häuslichen Lebens, nicht einmal Jahr und Tag seiner Geburt, alles das wird gar nicht erwähnt. Es liegt nicht daran, daß unser Autor selber unhistorisch empfände; er war tief gebildet genug und auch deutsch genug, um sich ganz in diese Auffassung einzuleben; noch kurz vor dem Kriege hat er den Franzosen gepredigt, wie schwer der Mangel an historischem Denken auf ihrem Geistesleben laste. Aber was er von Hause mitbrachte, das waren nur die allgemeinen Tugenden des Fleißes, der Mäßigkeit, der Ordnung; aus der gebundenen Enge und Starrheit des spezifisch jüdischen Lebens in der Familie war ihm nichts in das Blut übergegangen. Er war auch geistig nicht ein Sohn der Synagoge, sondern der Judenemanzipation. Man kann nicht sagen, daß die Emanzipation eine Entwicklung gleichsam auf einer kahlen, voraussetzungslosen Fläche aufbaut, denn ihr wohnen selber wiederum ganz bestimmte Voraussetzungen inne; aber es ist gewiß, daß ihre Tendenzen sich den bestehenden Gewalten des Lebens, eben jenen historischen Voraussetzungen, mit verneinender und auflösender Kraft gegenüberstellen. Befreiung und Freiheit sind grundverschiedene Dinge. Bamberger hat selber einmal in Alexander Herzen die Elemente seiner geistigen Individualität feinsinnig aufgewiesen, die deutsch-akademische Bildung, darüber die dem vornehmen Russen so wahlverwandte französische Schicht: „Der Untergrund behielt natürlich Züge des Russischen, besonders jenen Zug der gradlinigen äußersten Konsequenz, die das Produkt des unvermittelten Uebergangs aus der barbarischen Nacht zum freidenkerischen Tag zu sein pflegt.“ Er vergegenwärtigte sich im Augenblick dieser treffenden Bemerkung wohl kaum, daß auch das deutsche emanzipirte Judentum ein ähnliches Produkt ist und daher auch in großen Gruppen Züge

Digitized by Google

ähnlicher Wirkungen aufweist. Wie häufig hat es nicht in unserem Jahrhundert die Wege eines in seiner formalistischen Dialektik bis ans letzte Ende stürmenden Radikalismus beschritten: auch den jungen Bamberger werden wir so anfangen sehen.

Das Wenige, was die Erinnerungen aus den Studienjahren erzählen, beweist jedenfalls, wie diese Naturanlage nur noch weitere Förderung erfuhr. Durch das juristische Fachstudium zunächst, mehr noch durch die Lieblingsbeschäftigung mit der damals unter dem Zeichen der Junghegelianer stehenden Philosophie. Das Disputiren über die höchsten Fragen war diesen jungen radikalen Philosophen so gut wie das tägliche Brod. Bamberger erzählt, wie er sich einst mit seinen Freunden über die Untersuchung des ontologischen Beweises für das Dasein Gottes besonders erhitzt hatte und sich dann durch ein gleich darauf genommenes Bad in der Lahn einen Anfall von Blutspeien zuzog. „Aber einer unserer Philosophen, der sich gerade besonders dem Kant gewidmet hatte, beruhigte mich einfach mit der Betrachtung: „Was liegt daran, ob Du etwas früher oder später stirbst, die Zeit ist ja doch kein Ding an sich, sondern nur eine Form der Anschauung.“ Und natürlich, daß Bamberger an diesem jugendlichen Selbstgefühl seinen gewichtigen Antheil hatte. Als er im vierten Semester von Gießen nach Heidelberg ging, gab ihm Moritz Carriere eine Empfehlung an den Privatdozenten H. B. Oppenheim — der später sein persönlicher und politischer Freund fürs Leben werden sollte — mit, in der neben manchem Guten zu lesen stand, daß der Ueberbringer leider schon „zu fertig“ sei.

Er war schon radikal zur Universität gekommen. Das Staatswesen, in dem er groß geworden, hatte ihm ebenso wenig historische Voraussetzungen bieten können wie die Herkunft. In Mainz 1823 geboren, erfreute er sich hessen-darmstädtischer Staatsangehörigkeit. Wie ein neuer Eindringling, wie ein Gebilde von gestern stand der Staat selber hier in der Stadt der ersten Kurfürsten des alten Reiches und der Erzkanzler für Germanien. Der Mainzer aber und überhaupt der „Rheinhesse“, wie die unhistorische Bezeichnung lautete, blickten auf den „hungrigen“ Darmstädter mit der gleichen hochmüthigen Abneigung herab wie der Kölner und Trierer auf die altpreußischen Eroberer: nur daß diese wenigstens in ein großes Staatswesen mit ruhmreichen Erinnerungen und erprobten Institutionen eintraten und damit, wenn auch noch so widerwillig, einen Antheil an einer großen historischen Respektabilität gewannen,

Digitized by Google

während der Mainzer im Jahre 1815 durch den Wechsel seines Fürsten weder eine stolzere Vergangenheit noch eine kräftigere Gegenwart eingetauscht hatte. Man betont mit Recht, daß der Ansturm der Revolution an dem Widerstand der partikularen Kräfte in den Einzelstaaten gescheitert ist: wo sie den besten Boden fand, das waren großentheils die 1815 neu annektirten Landestheile dieser Staaten, die Tausende von „Seelen", die von der Kabinetspolitik des Wiener Kongresses hin und her geschoben waren. Der große Denker des historischen Konservatismus, Leopold Ranke, sagte seinem König in einer Denkschrift vom März 1849: „Der Mensch lebt in allgemeinen Ideen, die den Geist nähren, indem er ihnen nachhängt oder sie hervorbringt: wie der Religion, so bedarf er des Vaterlandes. Läßt sich aber erwarten, daß ein Nassauer oder ein Neuwürttemberger im Gefühle seiner neuen und aufgedrungenen Landesherrschaft seine Seele befriedigt fühlen sollte. Er gewann weder geschichtlichen Grund und Boden, noch eine Aussicht auf die Zukunft." Das war es, was die künstlichen Staatsbildungen des Südwestens zum eigentlichsten Sitze deutsch-unitarischer Gesinnung gemacht hat. Dieser radikale Unitarismus ist der stärkste politische Gedanke des jungen Bamberger gewesen. Seinetwegen mußte er 1849 Deutschland verlassen, und seinetwegen kehrte er, als die Zeiten andere geworden, nach zwei Jahrzehnten wieder zurück.

In Mainz selber stand bis zum Jahre 1848 die deutsche Gesinnung hinter ganz anderen Neigungen zurück, hinter den Erinnerungen der Franzosenzeit. Mehr als irgend eine deutsche Stadt war das goldene Mainz eine Herberge des französischen Revolutionsgeistes gewesen und fuhr auch nach 1815 fort sich an diesen Ideen zu erbauen. Wenn somit bei Bamberger Abkunft und Staatsangehörigkeit mehr indirekt dem Radikalismus Vorschub leisteten, so führte eine positive Linie seines historischen Stammbaums, der öffentliche Geist seiner Vaterstadt und -landschaft, unmittelbar in den Radikalismus der Ideen von 1789 zurück. Er hat selbst später einmal einen historischen Versuch über den Ursprung des französischen Geistes am Rhein, speziell in Mainz, geschrieben*): es ist ein Stück seiner eigenen Entwicklungsgeschichte. Der Kampf der Mainzer Klubisten gegen das ancien

*) Die Französelei am Rhein, wie sie kam und wie sie ging. Zuerst 1861 in den Demokratischen Studien, herausgegeben von L. Walesrode; wiederholt: Ges. Schriften 1, 126—191.


Digitized by Google

régime in allen seinen Erscheinungsformen treibt sie schließlich zum freiwilligen Anschluß an die große Nachbarrepublik: es sind Gegensätze, die 1848 wiederum ausbrechen, nun aber statt des fremden Ideales um den Kampfpreis der deutschen Republik ringen. Stärker als die Episode von 1792/93 hat in Mainz die lange Franzosenzeit von 1797 bis 1814 nachgewirkt. Wie man keinen Antheil an dem nationalen Sturm des Freiheitskrieges gewonnen hatte, so konnte man auch nicht mit herzerhebendem Stolz auf die deutschen Waffenthaten zurückblicken; was man da vor den Augen hatte, war das Treiben des österreichischen und preußischen Militärs, das als Sieger eingezogen war und als Besatzung zurückblieb; der Dünkel der fremden Offiziere und die barbarische Disziplin des Exerzierplatzes ließen sie diesen Städtern wenig liebenswerth erscheinen. Statt dessen fuhr man fort, sich an der Erinnerung napoleonischer Gloire andächtig zu erbauen und in den Veteranenvereinen einen Kaiserkultus zu treiben; die hessische Regierung aber — „Monsieur de Darmstadt“ hatte ja an denselben Dingen seinen Antheil gehabt — ließ diesen ungefährlichen Imperialismus lieber gewähren als deutsch-radikale Neigungen. Die eigentliche Wurzel der Anhänglichkeit an das Fremde aber saß im bürgerlichen Rechtsleben, und nirgends haftete die Französelei fester als in dem Juristenstande selbst, in den Bamberger 1845 zur praktischen Vorbereitung als „stagiaire“ eintrat. Begreiflich, daß man mit Stolz in der Einheit und Klarheit des code Napoléon lebte, wenn man sich im eigenen Lande mit den Ordnungen des Starkenburger, Solmser, Lycher, Katzenelnboger Landrechts abfinden mußte; und was man von deutscher Rechtspflege in nächster Nähe kennen lernte, war das Treiben der sog. schwarzen Kommission zur Demagogenverfolgung. Gar zu gern knüpfte sich die halbkokettirende Vorliebe an die Eitelkeiten der fremden Form. „Schauer der Unendlichkeit, so erzählte Bamberger damals, rieselten den Rücken herab, wenn die Sprache auf die rothen Talare des Pariser Kassationshofes kam, und mit ehrfurchtsvoller Rührung erzählten die ergrauten Kanzlisten uns spätgeborenen Kandidaten, wie zur guten alten Zeit der Assisenpräsident seinen feierlichen Aufzug gehalten und einer Schildwache vor seiner Thüre genossen habe.“ Genug: wir sehen in diesen stillen Lehrjahren auf vielfach verzweigten Kanälchen den radikalen halbfranzösirten Mainzer Geist in den jungen Juristen einziehen. Wenn er sich später mit rascher Empfänglichkeit in französische Verhältnisse einlebte, so war der Boden dafür längst bereitet.

Digitized by Google

Die deutsche Revolution, die in Mainz der Französelei erst ein Ende machte, entschied auch über Bamberger's Leben. Gleich vielen unserer besten Deutschen ist er ein Sohn des Jahres 1848. Wie manche schlummernde politische Talente der Nation hat nicht der Sturm dieses zeugungskräftigen Frühlings ans Licht gerufen, aus der Stille der Studierstube und des Bureaus auf den Markt des Lebens, aus partikularer Beschränkung in die jauchzend erwachte Oeffentlichkeit eines großen ganzen Volkes geführt! Gewiß ein Segen, wenn eine außergewöhnliche Konstellation auch einmal die Kräfte losreißt, die an die Scholle des Berufs und die niedern Sprossen einer Amtshierarchie gefesselt, im natürlichen Lauf der Dinge ihre Bestimmung niemals hätten finden können. Und mancher damals einsetzende große Lebenslauf des neuen Deutschlands trägt auch die Zeichen seiner politischen Geburtsstunde, denn für sie auch gilt die Weisheit des orphischen Urwortes: „wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen, die Sonne stand zum Gruße der Planeten, bist also fort und immer fort gediehen". Der größte Sohn des Jahres, Bismarck, ist allerdings — eines der viel selteneren Beispiele, nicht aus der Bewegung, sondern aus ihrer Gegenwirkung herausgekommen; aber auch für ihn blieben auf gewissen Gebieten der innern Politik die Erfahrungen von 1848/49 Zeit seines Lebens beherrschend. Bamberger dagegen mußte — das konnte nach seiner ganzen Entwicklung nicht zweifelhaft sein — zu den Tausenden gehören, die sich über Kopf in den wogenden Strom stürzten.

Der erste Tag zeigte, daß er schwimmen konnte. Es war der Tag, an dem für Hessen die Preßfreiheit verkündigt wurde: er gab Deutschland einen seiner besten Publizisten. Als wenn ein lange unterdrücktes, nach Entfaltung drängendes Talent ihn getrieben hätte, keine Minute mehr zu verlieren, so stürzte er damals in die Redaktion der Mainzer Zeitung und schrieb seinen ersten Leitartikel. Und nun war jeder Tag ein Erfolg, in wenig Wochen hatte er die Leitung des Blattes in den Händen, der unbekannte junge Jurist war eine politische Macht in seiner Vaterstadt. Mit jugendlicher Sicherheit und Ueberschwänglichkeit führt er die Feder: „Jugend, deine Zeit ist da," ruft er bald am Anfang im seligen Gefühl des freiesten Wirkens aus. Und er ist kein Unfertiger und kein Schwätzer; was er sagt, verräth mannigfache Kenntnisse und geschultes Denken, mit gewandtester Dialektik wird es in eine gute Form gebracht, mit demagogischer Meisterschaft auf eine fort-

Digitized by Google

reißende Wirkung berechnet. Als sein Radikalismus ihn im Mai vorübergehend in seiner Stellung unmöglich machte, durfte er es wagen, siebenundzwanzig dieser Leitartikel unter dem zärtlichen Titel „Flitterwochen der Preßfreiheit" in Buchform herauszugeben; und noch mehr, nach einem halben Jahrhundert konnte der Greis unbedenklich — wer würde in gleicher Lage den Muth finden? — eine Auswahl in die Sammlung seiner Schriften aufnehmen.*) Ihm konnte diese Probe jugendlichen Beginnens nur seinen Lieblingssatz bestätigen, „daß der Mensch im Laufe der Jahre sich zwar ändert, aber doch in Vielem derselbe bleibt." Und in Wahrheit: wie viel Axiome seines spätern politischen Glaubensbekenntnisses sind hier schon im Keime vorhanden! Fertig ist der Unitarier sans phrase; die kleinen Staaten sind kein Boden, politische Charaktere zu bilden, weil sie dem Staatsmann die großen Probleme gar nicht bieten; da der Einigung Deutschlands nur die Interessen der Fürsten im Wege stehen, so vermag er sich keine andere Lösung vorzustellen als durch das radikale Heilmittel der Republik; also müssen die Fürsten gehen, wie er in einem äußerst charakteristischen ökonomischen Vergleiche ausführt: „der moderne Geist, der unerbittlich dahinschritt über die unglücklichen durch verbesserte Produktionswerkzeuge brodlos gewordenen Proletarier, wird früher oder später auch den Arbeitern an der deutschen Staatsmaschine verkünden, daß sie entlassen sind, weil das Werk durch eine neue Erfindung, die deutsche Einheit, vervollkommnet wurde." St. Manchester wird auch den deutschen Bund schmerzlos kuriren: es klingt wie der kalte philosophische Trost jenes Kantischen Freundes. Aber wer einmal, wie Bamberger, von der Gleichung ausging: „der Staat ist nichts als ein erweiterter Haushalt", den mochte die konsequente Abstraktion wohl zu dem Schlusse führen, daß aus der freien Konkurrenz auch das harmonische Gleichgewicht in der deutschen Reichsverfassung hervorgehen würde.

So klingen die ersten Trompetenstöße, man kann sich denken, welche Reise die Entwicklung geht. Bald drängt er in die nächste Arena: in die Volksversammlung. Um Mitte April erficht er den ersten Erfolg als Redner. Wiederum der Beginn einer großen Laufbahn, nach deren Abschluß ihm der Nachruf Th. Mommsen's das Zeugniß eines der glänzendsten Redner des Jahrhunderts ausstellen konnte. Natürlich war er so links, wie man es irgend

*) Ges. Schr. 3, 7—58.


Digitized by Google

sein konnte. Der Neuling gehörte ja nicht in das erste Glied der alten liberalen Vorkämpfer noch in das zweite der bekannten „Männer des öffentlichen Vertrauens“ aus den letzten Jahren, die nun beide in die Paulskirche einzogen; er konnte sich jugendhalber nicht einmal aktiv an der Wahl betheiligen und fand sich in der Phalanx jener Journalisten und Volksredner, die jenseits der äußersten Parlamentslinken stand und in Volksversammlungen u. dergl. mit Heftigkeit auf die „Parlamentler“ drückte. Der Mainzer Vertreter Zitz lieferte in Frankfurt gleich am Anfang der Tagung den Beweis, daß er der Radikalsten einer war; er gehörte nachmals zu den Rednern der Pfingstweide, die vor dem Septemberaufstande das Volk haranguirten, endlich einmal „Fraktur zu schreiben.“ Nun liest man gar in Bamberger's Erinnerungen, daß dieser gesinnungstüchtige Mainzer Demokrat und Preußenfresser — er war wie der Kölner Raveaux aus dem volksthümlichen Amte des Karnevalspräsidenten in die politische Führerolle hineingewachsen — anfänglich noch gar nicht so roth war, sondern sich erst von unserem jungen Redakteur — eben das war der Erfolg seines ersten öffentlichen Auftretens — in der Frage der deutschen Republik weiter nach links drängen ließ; ja, die „Wohlgesinnten“ erklärten bald den schmächtigen Jüngling für seinen bösen Geist.

Nun können wir Bamberger nicht durch den ganzen Verlauf des Revolutionsjahres begleiten. In angespanntester Thätigkeit ging er den üblichen Weg politischer Karriere. Er war Berichterstatter beim Vorparlament und bei der Nationalversammlung; hier schloß er Bekanntschaften mit Julius Fröbel, Arnold Ruge, Johann Jacoby, Ludwig Simon, mit denen er noch lange in politischer und persönlicher Freundschaft, bis ihre Wege sich wieder trennten, verbunden blieb. Er gründete in Mainz einen demokratischen Verein und dehnte dessen Organisation über die ganze Landschaft aus, er redete in Volksversammlungen in Stadt und Land, bei Festbanketten und in Turnvereinen; er nahm als Vertreter seines Vereins am demokratischen Kongreß in Berlin Theil; heftige Zeitungskämpfe mit der Regierung und den „Wohlgesinnten“ liefen zwischen durch. Bis Anfang Mai 1849 ging das fort, bis nach der Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm jede Aussicht schwand, mit den Fürsten das neue Einheitsreich zu begründen. Dann war die Zeit der Leitartikel ebensogut zu Ende wie die der Parlamentsreden; auch Bamberger hatte einen anderen

Digitized by Google

Platz einzunehmen als den im Parlamente, in das ihn eine tumultuarische Spätlingswahl noch als Ersatzmann für seinen Freund Zitz entsenden wollte.

Die Führer konnten nicht mehr anders als losschlagen. Man hatte sich und Andere so lange mit revolutionären Phrasen berauscht, bis man mit der Dialektik an die äußerste Grenze gelangt war und nur noch das letzte Mittel der Entfesselung der revolutionären Kräfte vor sich sah: man mußte einen Versuch machen. Die Gewehre gingen nun wirklich los, und die Volksredner und Redakteure mußten vor die Front. Manche von ihnen mochten sich gewöhnt haben, in Ueberschätzung der eigenen Kräfte die Redensarten als Realitäten zu fassen, bei den meisten fand sich doch eine Unterströmung des Mißtrauens gegen sich selber, ja, der Hoffnungslosigkeit, zurückgedrängt vor den Genossen, selten ganz betäubt, das Geheimniß des Einzelnen. Bamberger erzählt: „Mit einem Herzen voll Unruhe, aber mit dem klaren Bewußtsein eines unvermeidlichen „Muß“ entschlossen wir uns zum äußersten Schritt.“ Auch in ihm war häufig der nagende Zweifel aufgestiegen, denn sein Radikalismus hatte seinen nüchternen Blick für die Wirklichkeit niemals getrübt. Er mochte sich als Fanatiker geben und so erscheinen, innerlich war er das Gegentheil, der geborene Skeptiker. Schon nach seinen ersten persönlichen Erfolgen hatte er im April 1848 in einem vertraulichen Briefe geschrieben: „Der Mangel an tüchtigen Leuten ist ebensosehr die Ursache dieser leichten Karriere, als das, was einen darin nicht froh werden läßt. Ist es nicht ein Armuthszeugniß für die ganze Geschichte, daß ich so schnell an die Spitze gedrungen bin, und daß ich, trotzdem ich lange nicht so viel von mir halte wie die Leute, und wie die Leute meinen, trotzdem nur so wenige sehe, die sich mit mir messen können?“ Und immer war diese Stimmung zurückgekommen. Nach dem demokratischen Kongreß in Berlin urtheilte er: „Er war der Superlativ aller Erbärmlichkeiten, und ich war so von Ekel gegen die dummen Jungen erfüllt, welche das große Wort führten, daß ich an mir und an der Sache zu zweifeln anfing.“ Jetzt aber mußten die Zweifel schweigen, jetzt mußten die Hoffnungen und Kräfte zu der letzten großen Probe zusammengerafft werden. Und da stand Bamberger die schwerste Enttäuschung noch bevor.

Es scheint, als ob sein Antheil an der pfälzischen Revolution für seine innere Entwickelung noch mehr bedeutet, als er selber

Digitized by Google

annimmt. Er hat sich damals seinen Erlebnissen merkwürdig rasch objektiv gegenübergestellt; während der ersten Flüchtlingstage zeichnete er sie auf und gab sie in Druck.*) Die Memoiren enthalten hier eine Lücke: indem sie einfach auf diese Schrift verweisen, verzichten sie auch darauf, das Résumé zu ziehen. Der Ton des Berichtes enthält nichts von Rekrimination, dem Lieblingssport der Flüchtlinge, und nichts von Beschönigung, keine Spur von Tiraden gegen die Sieger. Er will wohl tadeln, aber ohne Selbstgerechtigkeit, denn er meint demüthig genug aus der Revolution gekommen zu sein. Es heißt allein für ihn: in ruhiger Erwägung praktische Lehren aus der Niederlage zu ziehen: „möge man sich in Deutschland daran gewöhnen, den Schwierigkeiten einer Revolution ins Auge zu sehen und sich von seinen Kräften Rechenschaft zu geben."

Aber er nahm doch noch bessere Lehren mit, als wie man Revolutionen zweckmäßiger vorbereite und inszenire. In diesem Pfälzer Monat kam er zur Erkenntniß, was die verhetzten Massen denn im ernsten Kampfe zu leisten vermochten, was Mangel an Disziplin und Schulung, an Einheitlichkeit und Sachkenntniß in der Leitung bedeuten mußten, Mangel an allen denjenigen Fähigkeiten, die die historischen Gewalten nur durch lange Uebung den Massen anerziehen: wie schmerzlich rief das zu den Pfälzern gerückte rheinhessische Hilfskorps von 1500 Mann, unter Zitz und Bamberger, nach einem ehemaligen preußischen Leutnant oder doch einem altgedienten Unteroffizier, und mußte froh sein, einen abgelegten und ganz unbrauchbaren Polen als General zu bekommen. Und ebenso neu war die Erkenntniß, daß in dem gelobten Lande des Radikalismus die Revolution gar nicht den breiten Boden besaß, von dem man in den Redaktionsstuben geträumt hatte; mit den Biedermännern der provisorischen Regierung der Rheinpfalz war ebensowenig anzufangen wie mit den zwangsweise ausgehobenen Revolutionssoldaten. So jagten sich in diesen Wochen die Rückschläge. Die lange schleichenden Zweifel an dem ganzen hoffnungslosen Treiben, der Ekel über die Genossen ist jedenfalls noch viel stärker ausgebrochen, als seine Darstellung verrathen durfte. Er war gewiß nicht zum Krieger geboren und gänzlicher Laie in militärischen Dingen; diese Freischärlergestalt paßte eher in die Karrikaturen aus der pfälzischen Revolution. Aber sein ganzes Ingenium war durch Erziehung

*) Veröffentlicht Juli 1849; wiederholt: Ges. Schr. 3, 59—158.

Digitized by Google

und Gewöhnung auf Ordnung im bürgerlichen Leben gestimmt und sträubte sich gegen den Jammer dieser heillosen Unordnung, es war mit scharfem Urtheil und Sinn für das Reale, mit großen praktischen Gaben ausgestattet und wurde nun in die klägliche Hilflosigkeit und Planlosigkeit des Ganzen hineingerissen. Von Anfang bis Ende eine Tragikomödie: das war das ernüchternde Wasserbad für die künstliche Siedehitze des Revolutionsjahres, für die himmelstürmenden Abstraktionen seiner politischen Theorie.

Nicht Jedem ist es beschieden, daß das Leben so prompt und streng ein Exempel an seinen Irrthümern statuirt, und die Wenigsten wissen dann den richtigen Gebrauch von der empfangenen Lehre zu machen, sondern mühen sich nur, sie immer von Neuem sich zu verdienen. Manchen, den meisten, ist die Flüchtlingsschaft keine vita nuova geworden, sondern der trübe Ausgang eines verlorenen Lebens. Bamberger war einer von denen, die sich durchkämpften, ausgetrieben von Vaterland, Familie und Beruf, von vorn anfingen. Als er am 22. Juni 1849 aus dem verunglückten Freischaarenzug mit Zitz in Basel eintraf, war sein Urtheil zwar noch längst nicht gesprochen (erst im Laufe der nächsten drei Jahre wurde er in Mainz zu 8 Jahren Zuchthaus und in Zweibrücken zum Tode verurtheilt, von kleineren Strafen ganz abgesehen), aber es konnte kein Zweifel für ihn sein, daß er sich das deutsche Vaterland verscherzt hatte, vielleicht für immer.

Die Sorge um die Zukunft meldete sich, und es war längst nicht mehr die Sorge um ihn allein. Ein ganz persönlicher Antrieb spielte für ihn mit, sich möglichst rasch aus der ihm antipathischen Unordnung und Bummelei des schweizerischen Flüchtlingslebens emporzuheben: er hatte sich einige Jahre zuvor mit einer jungen Base verlobt. Das Kapitel über die Entwicklung dieses Verhältnisses ist eines der ansprechendsten des ganzen Buches und führt uns den Erzähler menschlich am nächsten. Es ist die überraschende Kehrseite bei dem blutrothen Demagogen: wir sehen, daß er doch nicht ganz in dem radikalen Treiben des Revolutionsjahres aufgegangen war, sondern sich mitten darin die Wärme und Herzlichkeit menschlicher Empfindung bewahren konnte. Auch für den Biographen ist es ein Trost, wenn sich das Leben nicht wie ein kaltes Rechenexempel aus den allgemeinen Voraussetzungen heraus abspielt, sondern immer wieder aus der Tiefe individuellsten Begehrens seine besten Kräfte zieht. Es ist wieder einmal ein hübsches Beispiel, daß die Menschen nicht allein nach dem Charakter

Digitized by Google

ihres öffentlichen Auftretens zu beurteilen sind. Und ganz eigenartig war dieses Problem hier gestaltet. Bamberger durfte wohl von sich sagen, daß seine innersten Herzensschicksale sich mit politischen Bewegungen in eins verschmolzen, im Guten wie im Schlimmen, wie sie sich in den Besitz seines ganzen Fühlens theilten. Der Drang, vor der Braut die Fähigkeiten seines Ingeniums zu beweisen, hatte mitgewirkt, seinen Ehrgeiz so stürmisch voranzudrängen; glückstrahlend hatte er ihr die ersten Erfolge gemeldet, als wenn sie die erste Staffel einer gesicherten Laufbahn enthielten; und in diesen Briefen war auch die Stelle, wo seine geheimen Zweifel an sich selber und an seinem ganzen Thun sich auszusprechen suchten. Wie das Steigen und Fallen der großen Bewegung ihn mit sich forttrug, so stiegen auch seine vom Ernst der Abstraktion merkwürdig durchsetzten Liebesbriefe die ganze Skala zärtlicher Empfindung auf und ab. Beides war unzertrennlich ineinander verwoben. Der Privatmensch, so urtheilt er selbst, schlug und vertrug sich mit dem öffentlichen, die unmittelbare Empfindung mit doktrinärer Selbstanalysirung. Und je mehr ihn der Gedanke an das Gemachte des Revolutionstreibens überkam, drängte es ihn, in dieser freundlichen Beziehung „den eigentlichen Menschen" wiederzufinden; noch aus dem Freischaarenzuge eilte er manchmal zum Stelldichein hinüber.

Jetzt, nach dem Zusammmenbruch, blieb von der Romantik nur der Druck einer ernsten Verantwortung. Zuerst faßte er den Plan, zusammen mit Zitz und Friedrich Kapp eine internationale Advokatur in New-York zu begründen. Während die Freunde voraneilten, reiste Bamberger auf polizeilich abgesteckter Reiseroute durch Frankreich — ein freundlicher republikanischer Expräfekt dedicirte ihm unterwegs Bastiat's „Sophismes économiques" als Reiselektüre — nach England, um sich in das unmethodische Chaos der englischen Jurisprudenz einzuarbeiten. Nach wenigen Monaten aber faßte er einen Entschluß, einen ganz anderen Lebensweg einzuschlagen: in der alten Welt zu bleiben und Kaufmann zu werden. Die Anregung ging von seinen Verwandten mütterlicherseits aus. Es waren zwei mit Glück und Gaben begünstigte Bankiers Namens Bischoffsheim, Brüder seiner Mutter, Typen der internationalen jüdischen Großfinanz, die zuerst in dem liberalen belgischen Musterstaat emporgekommen, sich mit Geschick über den ganzen Westen Europas ausgedehnt hatten, Häuser in Brüssel, Antwerpen, Amsterdam, Paris und London besaßen; Bamberger's jüngerer Bruder

Digitized by Google

gehörte bereits der Firma an, auch für ihn selber boten sich auf diesem Wege gewissere Aussichten als in Amerika. So faßte er den Entschluß; der Republikaner, der aus Deutschland die Dynastien hatte wegfegen wollen, trat nun in den Dienst einer Dynastie jüngeren Datums und bestieg zunächst in London, dann in Antwerpen als Lehrling den Komptoirsessel. Unter schweren Beklemmungen fügte er sich in das neue Leben, manchmal nur durch die Pflicht, die ihn band, aufrechterhalten. Unendlich schwer fiel ihm der Uebergang aus einem akademischen Berufe, er meinte gar keine Gaben zum Geschäft mitzubringen und urtheilte noch am Ende seines auch auf diesem Gebiete erfolgreichen Wirkens, seine Fähigkeiten hätten eigentlich nicht nach der Seite des geschäftlichen Talents (er meinte allerdings besonders die Spekulation) gelegen. Aber er that sich damit wohl Unrecht. Das eigentümliche Ingenium seiner Rasse, in seiner Blutverwandschaft besonders glücklich bewährt, versagte sich auch bei ihm nicht. Trotz alles Zweifels an sich selber lebte er sich doch so rasch in seinen neuen Beruf ein, daß er im September 1851 mit erborgtem Kapital und der Hilfe seiner Verwandten ein bescheidenes Bankhaus in Rotterdam errichten und im Mai 1852 die Braut heimführen konnte. Und als nach einem Jahre selbständiger Geschäftsführung ihm der Antrag gemacht wurde, in das Pariser Haus Bischoffsheim selber einzutreten, nahm er ihn an.

So blieb er in der plötzlichen Wandlung seines Geschickes, während ungezählte Existenzen strandeten, davor bewahrt, den ganzen Jammer der deutschen Emigration in der Schweiz, in England und Amerika, mit ihrem Bodensatz von Noth und Gemeinheit, von kannegießerndem Müßiggang und schlechtem Verschwörerhandwerk — das Pamphlet von Karl Marx „Herr Vogt“ liefert ein unübertreffliches Gemälde dieses Treibens — an sich selber zu erfahren. In der nüchternen und gewissenhaften Pflichterfüllung seines Berufes wurde er der Verwilderung eines großen Theiles der alten Parteigenossen, für die in dem Paris des dezembristischen Kaiserreichs überhaupt kein Boden war, bald völlig entfremdet. In wenigen Jahren verwandelte sich der junge Mainzer Revolutionär in ein Mitglied der Pariser **haute finance**: Beweis genug, daß die Anpassungsfähigkeit seiner Natur ihn im Sommer 1849 doch nicht auf den ihr entsprechendsten Weg geführt hatte. Hatte schon damals, als seine Flüchtlingsfahrt ihn über Besançon führte, der Präfekt die schmale Gestalt mit der ironischen

Digitized by Google

Frage geantwortet: „Vous avez donc renversé des gouvernements?“, so sollte man es bald dem soliden Bankier und beliebten Plauderer der Salons nicht mehr ansehen, daß die Pariser politische Polizei ein dickes Fascikel Personalakten: Bamberger, Louis, chef des bandes qui ont ensanglanté le Palatinat“ zu führen fortfuhr und damit bei der Polizei mehrerer deutscher Bundesstaaten dankbare Gegenliebe fand.

* * *

Die kräftigste Epoche des Manneslebens, vom dreißigsten bis zum fünfundvierzigsten Jahre (1853—1868), hat Bamberger in Paris verbracht. Seine Lebenserfahrung, seine politische Bildung, seine geistige Individualität sind vollendet worden in einem Berufe, den er weder als das Ziel seines Strebens noch als das eigentliche Feld seiner Begabung ansah, und in einem Lande, in dem er bis zuletzt nur ein thatsächlich anwesender Fremdling blieb. Ein ganz außerordentliches Moment für die Analyse seines politischen Lebens. Auf den ersten Blick fällt vielleicht nur der Umweg ins Auge. Aber der größte Umweg, wenn er nur zum Ziele führt, bietet auch seinen Ertrag, freilich einen andern als die große Heerstraße. Was im Sinne normaler Entwicklung gewiß einen Verlust bedeutet, hat doch auch wieder seine positive Seite. Es ist natürlich, daß gerade ihr der Erzähler der Erinnerungen in dem starken Gefühle der Kontinuität seiner Persönlichkeit sich mit Vorliebe zuwendet. Der Historiker hat das Fördernde und Hemmende gleichmäßig zu beachten.

Mit der Wahl seines Berufes söhnte Bamberger sich nur langsam, erst nach dem ersten halben Jahrzehnt des Pariser Aufenthaltes aus. Die praktische Berührung mit großen Aufgaben des Kulturlebens und der tägliche Verkehr mit angenehmen und gebildeten Leuten verschiedenster Berufsarten befreiten sein Bewußtsein allmählich von allem Druck. Mit der Zeit lernte er die Vortheile der Schulung für das praktische Leben immer höher schätzen, in vollem Maße erst, als er sich später objektiv zu einer abgeschlossenen Periode stellen konnte. Was er damals an Belehrung davontrug und zur Sicherung einer ökonomischen Unabhängigkeit (erst seit dem Ausgang der fünfziger Jahre begann er ein wohlhabender und dann bald auch reicher Mann zu werden) erwarb, das mußte dem Rückblickenden später als die unersetzliche Vorbedingung für die Laufbahn seines Lebens erscheinen.

Es ist allbekannt zunächst, welche Früchte die spezifisch bank-

Digitized by Google

technische Erfahrung ihm in der Glanzzeit seiner politischen Thätigkeit im Vaterlande getragen hat. Sein verdienstvoller Anteil an der Einführung der Goldwährung und an der Begründung der deutschen Reichsbank — der auf privatwirthschaftlichem Gebiete seine Mitwirkung bei der Errichtung der Deutschen Bank zur Seite steht — ist vornehmlich die Frucht der Pariser Lehrjahre gewesen. Der weite, an große Verhältnisse gewöhnte Blick, die jahrzehntelange Vertrautheit mit den Lebensbedingungen des internationalen Geldmarktes und allen Zweigen industrieller Unternehmung: solche Vorzüge bildeten bei dem Ausbau der deutschen Reichsinstitutionen eine um so willkommenere Mitgift, als sie bei dem preußischen Beamtenthum und bei den unitarischen Politikern der Kleinstaaten nur sehr sparsam vertreten waren.

Und auch von dieser unmittelbaren Nachwirkung abgesehen, hat die Berufsthätigkeit Bamberger's einen tiefen allgemeinen Einfluß auf die Erziehung seiner politischen Anschauungen ausgeübt. Es ist erklärlich, daß die ausschließlich auf dem Gebiete der Privatwirthschaft gesammelten Erfahrungen sich ihm in ausgesprochen individuell-wirthschaftliche Ueberzeugungen umsetzten. Seine ganze Geistesrichtung kam der Ausprägung dieses Ideals entgegen. So wird später seine politische Wirksamkeit in Deutschland, im Parlament und in der Publizistik, gekennzeichnet durch die konsequenteste Vertretung der auf die Befreiung der individuellen Kräfte in Wirthschaft und Gesellschaft gerichteten Ideen, sowohl in der Periode ihres Sieges bis 1876, als in der Periode ihrer Zurückdrängung durch eine von der sozialen Motivationsweise beherrschten Ideenwelt. Man müßte die Geschichte seines ganzen politischen Lebens schreiben, wenn man den Nachweis dieser Zusammenhänge im Einzelnen durchführen wollte. Nur auf den Ursprung gewisser Schranken seiner politischen Bildung aus der Einseitigkeit seiner Erfahrungen möge hier noch hingewiesen werden. Bamberger hat die neudeutsche Kolonialpolitik niemals anders beurtheilt als vom Standpunkt des vorsichtigen Bankiers, der seine Hände nicht in unsolide Geschäfte steckt und unsichere Chancen als unsolide einschätzt. Er hatte in Paris zu häufig den lehrreichen Typus des windigen Projektenmachers kennen gelernt und den Geschäftsgrundsatz des zugeknöpften Portemonnaies als beste Abwehr erprobt: nun erschien ihm später jede koloniale Unternehmung wegen ihres zumal in den Anfängen unvermeidlichen abenteuerlichen Anstrichs von vornherein als ein Handel, bei dem es, scharf aus-

Digitized by Google

gedrückt, nur Betrüger und Betrogene geben könnte. Ein merkwürdiges Verhängniß, daß die im kleinen Bankierleben erworbene Geschäftsreellität ihm die Organe für die neue große Entwicklung der Weltwirthschaft abstumpfte; vielleicht würden Londoner Erfahrungen anders auf ihn gewirkt haben als die viel beschränkteren der Pariser Finanz. Er gehörte, wie viele der Besten seiner Zeit, zu denen, die in der freien Konkurrenz der wirthschaftlichen Tüchtigkeit der einzelnen Völker das Ideal der Weltwirthschaft erblickten. Er hat es später nicht sehen wollen, daß in den internationalen Wirthschaftsbeziehungen seit 1875 etwa das nationale Sonderinteresse die weltbürgerliche Arbeitstheilung zurückdrängte, und das Deutsche Reich, wie jede Großmacht, die sich in diesem Kampfe behaupten wollte, die Konsequenzen zu ziehen und die nationalen Machtmittel einzusetzen genöthigt wurde.*) Die Doctrin verschloß ihm den Blick für die wirthschaftliche Nothwendigkeit der deutschen Kolonialpolitik und einer starken Flotte; das natürliche Volksempfinden sollte das eher als dieser kluge und erfahrene Mann begreifen.

Aber daß die Behauptung der Nationen in ihrer Individualität innerhalb der großen Gemeinschaften der Erde das letzte Ziel aller Politik und daher der Kern aller weltgeschichtlichen Bewegung sei, das ist niemals seine Ueberzeugung gewesen. So gewiß er ein deutscher Patriot von reinem Streben war, ebenso gewiß scheint mir, daß er die nothwendige Einseitigkeit aller nationalen Kraft vornehmlich als störendes Moment in der allgemeinen Entwicklung auffaßte. Die ganze Richtung seines Bildungsganges ging dahin, und die Geschäftsthätigkeit in Paris mußte ihn darin bestärken. Das Milieu, in dem er sich hier bewegte, war kein Nährboden für die herbe Ursprünglichkeit nationalen Geistes: die ihrer Abstammung nach deutsch-jüdischen, aber in Frankreich naturalisirten Männer der Finanz, die Bischoffsheim, die Königswarter und alle Großen und Kleinen ihres Schlages: eben die Kreise, in die Bamberger selber eingetreten war. Er erzählt einmal in seinen Erinnerungen, wie der später als Unternehmer der türkischen Bahnen reich und berühmt gewordene Baron Moritz Hirsch — nebenbei Schwiegersohn des Brüsseler Bischoffsheim, also an-

*) Vgl. darüber neuerdings G. Schmoller, Die Wandlungen der europäischen Handelspolitik des 19. Jahrhunderts. Jahrb. f. Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft 24, 374—380.

Digitized by Google

geheiratheter Vetter Bamberger's — während des luxemburgischen Konfliktes zwischen Preußen und Frankreich zuerst Bismarck einen neuen Betriebsvertrag mit der Luxemburger Bahn angeboten und ihn mit der Aussicht auf eine wichtige Handhabe zur Beeinflussung des Landes und für militärische Bewegungen geködert habe, dann aber spornstreichs nach Paris zurückgeeilt sei, um auf die napoleonische Regierung mit der Demonstrirung dieser bedrohlichen Möglichkeiten zu drücken und ihr dadurch die vorher vergeblich verlangten Vortheile seitens der französischen Ostbahn, den eigentlichen Kern des Handels, abzunöthigen. Im Privatleben mag das ein Geschäft wie viele andere sein und im Sinne der geschäftlichen Individualmoral nicht als unsittlich bezeichnet werden. Und doch revoltirt unsere natürliche Empfindung sofort dagegen. Wer sich Bamberger's Urtheil: „sein Scharfsinn und seine erfinderische Kombinationsgabe lieferten bei dieser Gelegenheit ihre erste Meisterprobe", gefallen lassen will, wird sich doch das Recht vorbehalten, zur Charakteristik der glücklichen Gaben des Herrn Hirsch anders nuancirte Bezeichnungen zu wählen, und hinterdrein mit Befriedigung lesen, daß Bismarck dem Unternehmer das Stück nicht vergaß, sondern während des Berliner Kongresses sich weigerte, von ihm Notiz zu nehmen. Das sittliche Urtheil — nicht das des Deutschen in specie, sondern ebensogut das des Franzosen — giebt sich hier mit der Individualmoral nicht zufrieden, sondern fordert die soziale Motivationsweise, die Anwendung des Sittengesetzes der nationalen Gemeinschaft. Wir kommen nicht darüber hinweg, daß in der Luxemburger Frage zwei große Kulturvölker von der nationalen Erregung an den Rand des Krieges gedrängt sind, und daß diese Spannung von einem deutsch-französischen Spekulanten zur Erringung privaten Vortheils ausgebeutet wird. Es giebt Momente im Leben der Völker, wo Jeder zu den Seinen stehen muß, wo diese zwieschlächtigen Wesen dem gesunden Empfinden der Volksgemeinschaft unerträglich sind.

Es liegt mir fern, Bamberger mit diesen Elementen auf eine Stufe zu stellen. Er unterschied sich von ihnen durch den wirklichen Gehalt eines unverwüstlichen deutschen Idealismus; er hatte, um mich eines volksthümlichen Ausdruckes zu bedienen, doch etwas unter den Füßen, was jene anderen seines Kreises nicht besaßen. Was einem im Herzen wohnt, kann einem das Milieu nicht rauben; aber daß es immerhin anders wirkte, als die stete Berührung mit der vaterländischen Mutter Erde gethan haben würde, das

Digitized by Google

läßt die Weitherzigkeit in Bamberger's Urtheil doch auch wieder ahnen.

Im Vergleich zu seiner Geschäftsthätigkeit erschien Bamberger sein Antheil an dem geistig-geselligen Leben doch als die wärmende und leuchtende Sonne seines Daseins. Mit welcher Liebe er noch als Greis bei diesen Erinnerungen verweilte, verräth uns die nun in der Pariser Zeit ganz behaglich werdende Ausgiebigkeit des Erzählers. Man wird es nachfühlen, wenn man diesen Reichthum persönlicher, durch eine feine Geselligkeit zusammengehaltener Beziehungen überschaut. Die Ausbildung der geistigen, insbesondere auch der schriftstellerischen Individualität Bamberger's hat aus diesem eigenartigen deutsch-französischen Milieu die bleibendsten Anregungen geschöpft.

In den ersten Jahren steht die deutsche Flüchtlingsgruppe mit ihren Neigungen und Verbindungen noch im Vordergrunde des Verkehrs, wenn auch auf einen kleinen Freundeskreis beschränkt: da war Ludwig Simon, der Trierer Advokat, einst in der Paulskirche gleich hinreißend durch radikale Redegewalt und zierliche Schönheit, jetzt gleichfalls Kommis in einem Bankgeschäft (sein Chef Königswarter blickte selbstgefällig auf die Vergangenheit seines Untergebenen); dann der Dichter Moritz Hartmann, schon als Sänger von „Kelch und Schwert" zum Mitglied der Frankfurter Linken berufen, auch auf dem Krankenlager ein verwöhntes liebes Kind der Frauen; der schwäbische Naturbursche und Dichter Ludwig Pfau, den die Freunde wegen seines Berufes als Kunstgärtner ohne Erfolg in den Gärten des Barons Rothschild zu Ferrières seßhaft zu machen versuchten; vor Allem der scharfsinnige und kluge H. B. Oppenheim, schon seit der Studentenzeit Bamberger's diesem verbunden und noch im Reichstage sein Fraktionsgenosse; ab und zu kam auch der joviale Karl Vogt von Genf herüber und brachte einen Luftzug aus der Atmosphäre der schweizerischen Flüchtlingsschaft mit. Einen Anschluß an diesen Kreis suchte auch das bewegliche Völkchen deutscher Journalisten und Zeitungskorrespondenten, unter denen das jüdische Element gleichfalls stark vertreten war. Berührungen mit den Mitgliedern anderer Emigrationen waren dagegen seltener; außer einigen Ungarn trat Bamberger der „herkulisch-milden Gestalt" Iwan Turgenieff's näher. Im Laufe der Jahre verschwanden die Schicksalsgenossen in dem rein französischen Umgang. Den Uebergang bildeten auf der einen Seite einzelne ganz französirte Deutsche

Digitized by Google

seines Umganges, wie der Maler Heilbuth und der Orientalist Jules Mohl, und vor Allem die deutsch-jüdischen Kreise der Finanz, auf der anderen Seite die elsässischen Journalisten, wie August Nefftzer, der Begründer des „Temps“ und Louis Ulbach, die Kreise der „Revue germanique“ (später „Revue moderne“), meistens zur anti-napoleonischen Fronde gehörig und daher den radikalen Deutschen in der Oppositionsstimmung verwandt, sonst reine Franzosen, nur aus alemannischem Blute und mit deutschen Namen.

Bamberger erörtert, ein gewichtiger Zeuge, an dieser Stelle das nach seiner Meinung unlösbare Problem der deutschen Politik, die Elsässer nach 1871 mit ihrem Schicksal zu versöhnen. „Die Deutschen“, urtheilt er, „haben durch eigene Fehler zum Mißlingen beigetragen, aber es wäre nicht gelungen, auch wenn sie Engel vom Himmel gewesen wären . . . im Grunde war weder mit guten, noch mit bösen Künsten etwas zu machen. Das ganze französische Leben mit seiner Gravitation nach Paris, selbst mit seiner, nur adoptirten Sprache, war den elsässischen Bürgerkreisen zur lieben Gewohnheit geworden, und da es ebensoviel anziehende Eigenthümlichkeiten hatte, wie namentlich das norddeutsche abstoßende, so blieb das dem entsprechende Gefühl ausschlaggebend. Die Elsässer fühlten sich nicht als Deutsche und entbehrten die französische Lebens- und Staatsgemeinschaft schmerzlich. Das ist eine Thatsache, die jenseits von Lob und Tadel, als ein Ereigniß auf eigenen Füßen steht.“ Er hält die Wirkung „des eigenthümlichen Reizes, den französisches Wesen auf die Menschen ausübt“, für unüberwindlich. Es hat wohl sein Urtheil mit bestimmt, daß er selber diese Wirkung auf das Tiefste erfahren hatte. Er vermochte sich ganz in dieses französische Wesen einzuleben. Die lebendige Anpassungsfähigkeit seiner Rasse traf hier mit den besonderen Einflüssen aus seiner Mainzer Jugendzeit zusammen, um ihm den Uebergang zu erleichtern. Der Reiz einer politisch, national, religiös vorurtheilsfreien Geselligkeit mochte um so stärker auf ihn wirken, als er sie in dieser Ausdehnung in Deutschland niemals erfahren und jedenfalls in dem überstandenen Parteikampfe nicht genossen hatte.

Schon der geschäftliche Verkehr vermittelte ihm manche äußerliche Bekanntschaft. Es ist charakteristisch für die Anforderungen und Gewohnheiten des Pariser Lebens, daß viele Größen, auch aus der Schriftstellerwelt, in ihren Finanznöthen die Hilfe des Bankiers in Anspruch nehmen mußten; aus allen politischen Lagern kamen sie, die


Digitized by Google

Männer der Februarrevolution, wie Alphonse de Lamartine mit der chronischen Verlegenheit des **grand seigneur** und der süd-französische Jude Adolphe Crémieux, der Orleanist Mortimer Ternaux, der Historiker der Schreckenszeit so gut wie der Imperialist van Heeckeren, von Haus aus des Namens d'Anthès, aus Colmar gebürtig und durch das Duell bekannt, in dem er seinen Schwager Puschkin erschoß. Und allmählich erschlossen Bamberger's ausgezeichnete gesellschaftliche Gaben ihm und seiner Frau auch den intimen Umgang mit den erlesensten Vertretern französischen Geistes: in eine reiche Galerie französischer Charakterköpfe, Männer und Frauen führen uns die „Erinnerungen“ hinein. Durchweg gehören sie wie der größte Theil des literarischen Paris dem Lager der Opposition gegen das Kaiserthum an: der Historiker Pierre Lanfrey, dessen Geschichtswerk geradezu zur Diskreditirung der Napoleonischen Legende bestimmt war, Emanuel Arago, schon durch seine Herkunft aus der republikanischen Aristokratie zu seiner politischen Laufbahn prädestinirt, der radikale Graf d'Alton-Shée, der einst die Pairskammer durch sein „**Moi qui ne suis ni Catholique ni Chrétien**“ entsetzt hatte, der vielgewandte Jules Simon (ob man aber, wie die anonyme Anspielung Bamberger's anscheinend möchte, seinen Charakter und seine Laufbahn mit Miquel vergleichen darf?); Gelehrte wie Littré, Renan, Henri Martin und Schriftsteller wie Prosper Mérimée, Stendhal, Sainte-Beuve, dessen geistvolle Plauderart den literarischen Charakter unseres Erzählers vorbildlich beeinflußt haben dürfte; die Maler Gustav Ricard und Paul Chenavard (ihm widmete Bamberger noch vor wenigen Jahren einen Freundesnachruf) und der begabte Bohémien Henri Monnier, der Schöpfer der Gestalt des Monsieur Joseph Prud'-homme; die Gräfin d'Agoult und die George Sand und die verschiedenen Damen, deren Salons diese angeregte Gesellschaft — nur einige Namen sind hier herausgegriffen — zu vereinigen pflegten, wie Mme. Didier, Mme. Juliette Adam. Als die werthvollste dieser Erinnerungen bewahrte Bamberger noch lange in seine deutsche Zeit hinein seine Beziehungen zu dem berühmten Salon der Mme. Karoline Jaubert, der Schwester d'Altons. Ihr rühmt er nach, daß sie durch den gemeinsamen Sinn für die Freuden der praktischen Psychologie, den auf Wohlwollen nnd Beobachtungsfreude gegründeten Reiz der feinen Wechselbeziehungen ihm besonders eng verbunden gewesen sei. So war ihr Umgang nicht nur eine der reichsten Quellen, aus der er für seine Kenntniß des französischen

Digitized by Google

Lebens schöpfen konnte, sondern bot ihm noch mehr, eine Freundschaft bis zum Ende.

Wenn er bald auf eine befestigte Stellung in der Pariser Gesellschaft blicken durfte, so war er selbst nicht ohne Verdienst daran. Er verfügte nicht nur über eine ausgedehnte und vielseitige Bildung, sondern auch über die den Menschen willkommenere Gabe, sie im Kleinverkehr belebten Gespräches auszumünzen. Und indem sich die aus der Jugend und dem Studium überkommene abstrakte Denk- und Sprechweise allmählich verlor, wurde er ein glänzender und doch nicht oberflächlicher Causeur, dessen graziöse Form beide Sprachen gleich sicher bemeisterte: so kennt ihn die deutsche Literatur, so zeigt er sich noch in dem Buche, von dem wir sprechen, manchmal von seiner liebenswürdigsten Seite, wenn er über Redner und Publikum und Claque, über Unternehmer und Spekulanten, über französische Chansonniers oder etwa den jüdischen Hang zu grotesker Komik, mit reifer Erfahrung plaudert, vor Allem, wenn er in feinen Umrissen das Bild einer Persönlichkeit entwirft. Wie Vieles brachte er dazu mit! Er gehörte selbst zu den Lebenskünstlern. Er gesteht einmal: „Mich interessirten immer und überall die Menschen mehr als die Dinge. Ich habe mich nie mit Anempfinden von Kunstgenüssen genarrt, für die mir die technischen Voraussetzungen fehlten, und an den schönen Künsten nur so viel Freude gehabt, wie ein Mensch mit gesunden Sinnen und nach einiger Belehrung aus Leben und Lernen natürlicherweise empfinden kann." Mehr als die Kunst zogen ihn die erlesensten künstlerischen Reize des Lebens, die intimen Freuden der Geselligkeit und Menschenbeobachtung an. Und dieser für andere Individualitäten aufgeschlossene Sinn fand seine Wurzel in einem echten menschlichen Wohlwollen, in der Liebenswürdigkeit des Herzens: wie es ihm einmal eine Dame als Grund einer rasch sich bildenden Harmonie bezeichnete: „je remarquais que vous ne teniez pas à vos idées," daß Sie nicht auf Ihre Ideen versessen sind. Das Leben selber besiegte die jugendliche Selbstgewißheit des Radikalen von 1848 und die Einbildung seiner unbarmherzigen Dialektik. Leben und Leben lassen, das entsprach dem überzeugten Individualisten viel besser, nicht mehr richten, sondern verstehen. Ja, auch die Kehrseite dieser Entwicklung bleibt nicht aus. Wir sehen die Kunst, sich keinem Menschlichen fremd zu fühlen, zuweilen zu einer für ein positiver veranlagtes Empfinden unerfreulichen Weitherzigkeit des sittlichen Urtheils führen. Man kann gewisse charakteristische Züge des

Digitized by Google

französischen Wesens kaum feiner zeichnen als Bamberger, z. B. den Einfluß der persönlichen, insbesondere der geschlechtlichen Beziehungen auf Gesellschaft und Sittlichkeit, und doch möchte man wünschen, daß die deutsche Art zu empfinden sich mit einem stärkeren Bewußtsein der Unterscheidung von der gallischen Leichtlebigkeit und ihrem Firniß von elegantem Esprit abhöbe.

So werden wir noch einmal zu der Frage zurückgelenkt, wie diese französische Epoche sich zu den Forderungen nationaler Erziehung und nationaler Kultur verhält, die das deutsche Volk wie jedes andere in seinen Führern auf politischem Gebiete erfüllt wissen will.

Niemals hat Bamberger ein Hehl aus seinem Bedauern gemacht, von dem Inhalt jenes gemeinsamen Lebens durch den Krieg von 1870 und seine Folgen wie durch einen unheilbaren Schnitt getrennt zu sein. Gelang es ihm auch, mit manchen der alten Freunde allmählich ein äußerliches Verhältniß wieder herzustellen, mit einzelnen sogar die Intimität ungestört zu bewahren, die meisten konnten es nicht verwinden, den gastfreundlich aufgenommenen, fast zu einem der Ihrigen gewordenen Fremden plötzlich im Lager der Feinde, unter den Führern der deutschen Reichsgründung zu erblicken. Und man versteht, daß sie sich so entschieden. Es ist wohl ein Lieblingsgedanke Bamberger's und ein Stück seiner individualistischen Ideale, daß die Menschen in ihrem rein persönlichen Verhalten eine viel höhere Stufe der Kultur erlangen als in allen öffentlichen, durch Vorurtheile eingeengten Beziehungen. Der Gedanke ist nichts weniger als unanfechtbar: das zeigt sich in dieser Frage. Wir sind nun einmal nicht allein Einzelwesen, sondern auch Glieder von überindividuellem Ganzen, und unser Sittlichkeitsbegriff nimmt seine Motive aus beiden Sphären. Der höchste dieser menschlichen Verbände, die weniger auf individualistischen als sozialen Beweggründen beruhen, ist das Vaterland, und sein Sittengesetz voranzustellen, bleibt immer das Postulat eines stark empfindenden Volkes. Das ist kein Vorurtheil, das ist etwas Großes an sich. So ehrenwert Bamberger's Bemühen war, zwischen 1866 und 1870 für eine Annäherung und Verständigung der beiden Völker zu wirken, so natürlich war auch die Absage, die er persönlich nach dem Kriege erfuhr.

Denn dasselbe nationale Sittengesetz hatte ihn ja selber inzwischen dem Leben seines Volkes wiedergegeben. Niemals war er das Gefühl losgeworden, daß diese Pariser Jahre für ihn doch

Digitized by Google

der schönsten Vollendung entbehrten. Ist der Mensch nach dem Aristotelischen Worte von Natur ein politisches Wesen, so blieb ihm die wichtigste menschliche Funktion, die Krone des Ganzen, versagt; er war hier nichts als ein staatloses Geschöpf, ungleich den alten Parteigenossen in den Vereinigten Staaten, die sich in ein kulturverwandtes Ganze einleben konnten; selbst das „droit de domicile civil“, die Rechtsstellung gleich dem Inländer im bürgerlichen Prozeß, wurde ihm von der kaiserlichen Regierung dauernd versagt. Die politische Anlage Bamberger's bewahrte ihn davor, Kosmopolit zu werden. Die große Leidenschaft des einen und freien Deutschlands hatte in dem Revolutionsjahr den ganzen Menschen ergriffen, sie ließ ihn nicht wieder los. Wenn in diesen Jahren ein Grundton innerer Unzufriedenheit niemals zur Ruhe kam, so geschah es, weil ihm die Möglichkeit eines aktiven Antheils an den vaterländischen Dingen versperrt war. Gewiß war die Stellung eines deutschen Patrioten in Frankreich nicht unbedenklich; sie hat ihm die inneren Konflikte so wenig ersparen können, wie den Vorwurf einer allzu starken Empfänglichkeit für das fremde Wesen; daß wir allerdings heute das Exil in Frankreich mit etwas kritischeren Augen ansehen als das seiner Leidensgefährten in Amerika, das liegt an der Nachwirkung der Ereignisse von 1870. Er hat wie alle Schicksalsgenossen anderer Zeiten den Tribut mit der Entfremdung von der nationalen Arbeit, der unvermeidlichen Folge jeder dauernden äußerlichen Entfernung, zahlen müssen. Aber müssen wir, Söhne einer glücklicheren Zeit, des neuen Deutschen Reiches, aufwachsend unter den gleichmäßigen Bedingungen einer sich immer positiver gestaltenden nationalen Kultur, darum ungerecht werden gegen die Generationen, die dieses Glückes nicht theilhaftig, nicht auf dem geraden Wege zum Ziel gelangten, sondern erst auf beschwerlicher Reise die Kraft ihres nationalen Charakters bewähren mußten? Mancher würde sich in diesem Zwiespalt nicht mit dem Takte haben behaupten können, der Bamberger vor jeder wirklich schiefen Stellung bewahrt hat. Es war darum eine ungerechtfertigte Verdächtigung, wenn Bismarck, schonungslos wie er war gegen den parlamentarischen Gegner, in den achtziger Jahren den Führer der Sezession als „sujet mixte“ zu brandmarken versuchte; da er selber die Worte nicht aufrecht erhielt, wird es nicht ausdrücklicher Vertheidigung dagegen bedürfen. Bamberger war doch ein anderer als die vaterlandslosen Zwittergeschöpfe der internationalen Großfinanz; er war auch kein Winckelmann, der in bewußtem Entschluß

Digitized by Google

Glauben und Vaterland hinter sich ließ, um nur seiner individuellen Bestimmung nachzuleben; flüchtend, wider Willen hatte er vielmehr die Heimath verlassen müssen, weil er im Kampfe um sein Ideal eines deutschen Vaterlandes unterlegen war. Wie man in der italienischen Renaissance fast zwei Klassen von Politikern unterschied, die intrinseci, die in der Vaterstadt weilten, und die extrinseci, die zeitweilig vor der herrschenden Partei in die Verbannung gewichen waren, so war auch er ein Besiegter in der großen Entscheidung der deutschen Frage, ein Verbannter, immer des Umschwunges und der Rückkehr gewärtig. Schon die erste Möglichkeit einer Annäherung ergriff er mit ganzem Herzen und zu seinem Theile begann er aus der Ferne mitzuarbeiten an der Wendung der Dinge. So konnte der Umsturz der Entscheidung von 1849 im Jahre 1866 auch ihm den Weg zurück zu seinem Vaterlande und zum Berufe seines Lebens bahnen.

* * *

In der zweiten Hälfte der Pariser Epoche setzt der Antheil Bamberger's an der deutschen Politik langsam wieder ein, nun auf einem neuen Wege.

Die Wendung brachte der Neujahrstag von 1859. Bamberger war sofort überzeugt, daß der Entschluß Napoleons zum Kriege mit Oesterreich und zur Einigung Italiens eine die Zukunft Deutschlands entscheidende Rückwirkung ausüben müsse. Es ist bekannt, daß der Krieg eben deswegen auch in Deutschland zu der stärksten Parteienverschiebung seit 1848 führte; in allen Lagern trennten sich alte Freunde, von den preußischen Legitimisten über die Elite der Erbkaiserlichen hinweg bis in die revolutionäre Linke hinein ging der Zwiespalt. In dieser Verwirrung griff der Publizist Bamberger zum ersten Mal fast nach einem Jahrzehnt wieder zur Feder, in der Schrift „Juchhe nach Italia."*) Mit dem scharfen Blicke des geborenen Politikers entdeckte er in der süddeutschen Begeisterung für Oesterreich die verborgenste Triebfeder, die Sorge der Kleinen um die Erhaltung ihrer partikularen Landessouveränitäten, die durch ein neues Anfachen der nationalen Bewegung in Europa und die Erschütterung des österreichischen Absolutismus bedroht waren. Da saß für ihn der Kernpunkt der Frage: Konservirung

*) Wieder abgedruckt: Ges. Schr. 3, 164—192.

Digitized by Google

des Partikularismus oder freie Bahn für den Einheitsstaat; immer lenkt er dahin zurück, daß es sich für ihn in dieser Krisis nicht um Bonaparte und Italien handle, sondern um die Zukunft der deutschen Einheit. Deren Gegner aber erblickte er zur Zeit nicht in Napoleon, sondern im Hause Habsburg und den ihm ergebenen kleinen Höfen. Darum sollte Preußen keinen Finger für Oesterreich rühren, sondern die Gelegenheit benutzen. Denn, so schloß er, „das ist und bleibt doch der einzige Ausweg aus Deutschlands Jammerzustand, daß Preußen möglichst weit das Raubstaatensystem absorbire.“ Von einem ganz anderen Ausgangspunkt und unter ganz anderen Beweggründen gelangte der große preußische Realpolitiker damals zu einer verwandten Auffassung der Lage. Sympathien in dem Streite selbst kannte Bismarck ebensowenig: „wer in Frankreich oder Sardinien herrscht, ist mir, nachdem die Gewalten einmal anerkannt sind, ganz gleichgültig“, schrieb er im Mai 1860 an seinen Freund Gerlach*); allein mit seinem preußischen König wollte er stehen und fallen. Und von hieraus sah er noch in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ (1, 281 f.) in der preußischen Politik von 1859 eine versäumte Gelegenheit: „die Situation wurde nicht unter dem Gesichtspunkt einer vorwärtsstrebenden deutschen Politik betrachtet . . . Mein Gedanke war, immerhin zu rüsten, aber zugleich Oesterreich ein Ultimatum zu stellen, entweder unsere Bedingungen in der deutschen Frage anzunehmen oder unsern Angriff zu gewärtigen.“ Bismarck wurde von seinen Parteigenossen des Bonapartismus beschuldigt; manche alten Freunde Bamberger's, die jetzt im österreichischen Lager standen, sprachen von der Clique, die sich an der Tafel des Prinzen Napoleon schmarotzend mäste oder, wie Fröbel, von den revolutionären Bankiers unter dem Schirme des französischen Kaiserreichs.

Verleugnete Bamberger seine Vergangenheit, als er den Weg beschritt, der ihn aus dem revolutionären Lager an die Seite des Schöpfers von Kaiser und Reich führte? Soviel ist klar: die treibende Kraft seiner politischen Lehrjahre, der Unitarismus, ist in voller Stärke wieder aufgewacht. Das Ziel ist das gleiche geblieben, aber die Mittel, es zu erreichen, werden jetzt anders gewählt; eben ihre Modifikation zeigt die Linie an, in der er mit dem Werke Bismarck's zusammentreffen wird. Damals hatte er der

*) Briefe Bismarck's an den General Leopold von Gerlach, herausgegeb. v. H. Kohl, S. 346.


Digitized by Google

großen deutschen Republik zu Liebe die Fürsten insgesammt beseitigen wollen; das war ihm in Wahrheit der Siegespreis gewesen, selbst als er unter dem Banner der deutschen Reichsverfassung mit dem preußischen Erbkaiser ins Feld zog. Die Unmöglichkeit dieses Beginnens hatte er am eigenen Leibe erfahren müssen. Das republikanische Ideal war ihm weniger an sich, denn als Voraussetzung der deutschen Einheit erstrebenswerth; einer theoretischen Schwärmerei zu Liebe wollte er nicht auf das Ziel selber verzichten, wenn statt des ungangbaren Weges eine andere Möglichkeit des Sieges sich bot. Er stellte sich auch wohl die Frage: Sollten die Demokraten den Anschluß an die Entscheidung der deutschen Geschicke verlieren oder nicht? In den nächsten Jahren erlebte er, wie der mächtige Einfluß seines Freundes Herzen im „Kolokol" zu Falle kam, als er im Polenaufstand von 1863 aus Doktrinarismus für die Polen Partei nahm und sofort von den slavischen Patrioten und dem radikalen Jungrußland im Stich gelassen ward. Auf der anderen Seite sah er Italien auf einem anderen Wege sich dem Siege nähern, als Mazzini einst gewollt hatte, und auch für Deutschland schien ihm eine ähnliche Wendung allein noch das Heil bringen zu können: die Erzwingung der Einheit durch den einen Starken und Lebensfähigen in der deutschen Staatenwelt, als den Nothhelfer gleich dem sardinischen Königreich, als den Vollstrecker des allmächtigen Willens der Nation.

Die Betheiligung an der politischen Kontroverse von 1859 ließ ihn von neuem an Zusammenschluß der Gesinnungsgenossen denken. In den Jahren 1860/61 fanden sie sich in dem auf seine Anregung gegründeten und von Ludwig Walesrode geleiteten „Demokratischen Studien" zusammen, vor allen Dingen sein spezieller Freundeskreis, H. B. Oppenheim, K. Vogt, Ludwig Simon, Moritz Hartmann, Fr. Kapp, neben anderen auch Ruge und Lassalle. Als Oppenheim dann in Folge der Amnestie nach Berlin zurückkehrte, bot seine Monatsschrift „Deutsche Jahrbücher für Politik und Literatur" (Septbr. 1861 bis Dezbr. 1864) ein Organ; von hier aus trugen dann neue Anknüpfungen mit den preußischen Fortschrittspolitikern, v. Unruh, Löwe-Calbe, v. Rappard, Twesten dazu bei, Bamberger auf dem eingeschlagenen Wege festzuhalten. Der publizistische Kampf dieser Unitarier richtet sich besonders scharf gegen die Mittelstaaten als Gegner Preußens und der deutschen Einheit. Aus diesem Grunde nahm Bamberger lebhaften Antheil an der Entstehung von Friedrich Kapp's „Geschichte


Digitized by Google

des deutschen Soldatenhandels", die nicht aus Liebe zu historischen Studien, sondern in erster Linie der politischen Tendenz gegen die Mittelstaaten halber (die Idee ist schon im „Juchhe nach Italia" angeschlagen) geschrieben wurde und in den Seelenverkäufern des vorigen Jahrhunderts ihre Nachfolger im Jahre 1864 treffen wollte; er empfahl das ihm gewidmete Buch in einem Artikel der „Deutschen Jahrbücher"; deswegen besprach er 1865 mit revolutionärer Schärfe die Waldheimer Zuchthauserlebnisse eines Opfers sächsischer Reaktion; deswegen hießen die „Demokratische Studien" eine anonyme Abhandlung (von Alfred Klauhold): „Kurhessen unter dem Vater, dem Sohn und dem Enkel", ihren packendsten Beitrag, willkommen. Alle fürstenfeindlichen Tendenzen der achtundvierziger Demokraten erhoben sich hier von neuem, aber sie werden nicht mehr wie damals auf das Haupt des mächtigsten Fürsten gesammelt, sondern gegen die preußen-feindlichen Regierungen, die zugleich die Feinde der neuerwachten Einheitsbestrebungen sind, abgelenkt.

So wurde Bamberger ein Bundesgenosse Bismarck's, aber nur bis zum nächsten Ziel des Kampfes. Bismarck wollte die Hegemonie der fridericianischen Monarchie in Deutschland; so viel dazu an Verstärkung Preußens durch Gebietserweiterung oder Verfügung über die gesammten Machtmittel der Nation nothwendig war, wollte er erkämpfen; indirekt mußte sein Plan den Traum der deutschen Einheit realisiren. Was ihm nur ein Hebel zur Erreichung seines Zieles war, das bedeutete für Bamberger den leitenden Gedanken, die Einheit selbst, zentralistisch wie er sich 1848 seine Republik vorgestellt hatte, auf eine ausgedehnte Mitwirkung des geeinten Volkswillens gestützt, repräsentirt durch das in Deutschland aufgehende Preußen. Die Differenz liegt klar zu Tage; sie mußte später deutlich werden, als Bismarck nach errungenem Siege in dem Reiche auch dem Föderalismus sein Daseinsrecht sicherte und den Volksrechten und den Zentralisirungsversuchen des parlamentarischen Unitarismus gegenüber auch die Macht der preußischen Krone und die individuellen Kräfte des preußischen Staates in ihrer Ursprünglichkeit erhielt. Im Jahre 1866 trat diese Differenz zurück. Als Bismarck selber im letzten Momente mit der Proklamirung des Deutschen Parlamentes auch die Mithilfe der liberalen und radikalen Unitarier aufrief, als der Verbündeten des neuen Italiens selbst vor einer Anknüpfung mit Kossuth und Klapka nicht zurück-

Digitized by Google

scheuend, für den einen großen politischen Zweck jedes Mittel in die Wagschale warf: da konnte auch der ehemalige Parteigänger der deutschen Einheitsrepublik, der Feind des Partikularismus, der seinen hessischen Spezialfeind von 1848, den Minister von Dalwigk, nun als den Bestgehaßten der kleinstaatischen Gegner Bismarck's, im anderen Lager wiederfand, den Sieg der preußischen Waffen mit ungetheilter Freude begrüßen.

Die Zeit der Verbannung war damit auch für ihn zu Ende. Nachdem er nach dem Nikolsburger Frieden zu mehreren Malen längere Zeit in Deutschland geweilt hatte, kehrte er im Jahre 1868 dauernd zurück. Als Vertreter seiner Vaterstadt im Zollparlament begann er seine politische Laufbahn.

Der Sieg der Politik Bismarck's hatte ihm die Rückkehr zu einer nationalen Wirksamkeit geschaffen: unter ihrem Zeichen nahm er auch von dem gastlichen Nachbarlande Abschied. Im Februar 1868 veröffentlichte er einen historisch-politischen Essay „Monsieur de Bismarck“ in der „Revue moderne“ (die „Revue des deux mondes“ hatte ihn als zu preußisch abgelehnt)*); sein Grundgedanke war, den gebildeten Franzosen eine andere als die durchgängige Auffassung von dem Inhalt der letzten großen Ereignisse, zum Zwecke besseren Einvernehmens zwischen der öffentlichen Meinung in Frankreich und dem neugestalteten Deutschland, beizubringen und zumal ihnen die führende Persönlichkeit ins rechte Licht zu rücken. Und die Persönlichkeit dieses Einzigen, für den feinen Beobachter immer eine Quelle unerschöpflichen Studiums, begrenzt fortan Bamberger's Wirken in dem neugewonnenen Vaterlande: literarisch sogar, denn das letzte Erzeugniß seiner Feder ist der im vorigen Jahre, noch kurz vor seinem eigenen Hingang unternommene Versuch, den großen Todten in dem Buche „Bismarck Posthumus“ von seinem Standpunkt aus zu würdigen. Vor Allem aber politisch: das Zeitalter Bismarck's ist der Hintergrund seiner eigenen parlamentarischen Thätigkeit und das Maß, an dem diese gemessen werden muß, sowohl während des ersten Drittels, als die Bundesgenossen von 1866 noch nebeneinander streiten konnten, in schöpferischer Thätigkeit für den Ausbau der deutschen Reichsinstitutionen wirkend, und dann in der Zeit nach 1876, in der die Bedingungen eines gemeinsamen Wirkens in der Haupt-

*) Wiederholt: Ges. Schr. 3, 344 – 443.


Digitized by Google

sache geschwunden waren und die unausbleibliche Trennung auch wieder die verschiedene Herkunft ihrer politischen Ueberzeugungen offenbaren mußte. Die beiden Epochen dieser Entwicklung, in deren Abwandelung das wichtigste Problem neudeutscher Reichsgeschichte liegt, führen uns über die Grenze schon hinaus, an denen die „Erinnerungen“ Bamberger's stehen geblieben sind. Wir entbehren sie von jetzt an weniger, denn sie würden die Kämpfe der Gegenwart erzählt haben, in denen wir Alle leben, und es war ein sichtbarer Platz, den der Dahingeschiedene in ihnen einnahm.

Digitized by Google

Der Rückgang der deutschen Sprache in der Schweiz.

Von

E. Blocher,
reformirtem Pfarrer in Sitten (Wallis).

Man hat darüber gestritten und streitet noch darüber, ob die deutsche Sprache in der Schweiz Fortschritte mache oder Rückschritte. Die Ansicht, daß das Deutsche dem Französischen gegenüber im Nachtheil sei, wiegt aber im Allgemeinen unter denen, die die Frage untersucht haben, doch vor, und wird jedenfalls von allen denen getheilt, die Gelegenheit haben, den stillen Kampf der Sprachen aus der Nähe zu beobachten. Nur besteht der Rückgang der deutschen Sprache nicht in einer Verschiebung der Sprachgrenze: denn wenn das Deutsche etwa geographisch an Gebiet verloren hat, ist es an andern Orten wieder im Vormarsch begriffen. Unsere Muttersprache verliert aber dadurch an Macht und Ausdehnung, daß fortwährend tausende von deutschen Schweizern, die in die welschen*) Kantone ausgewandert sind, hier romanisirt werden. „Das Ueberwiegen des Französischen in der Sprachbewegung entspringt wesentlich dem Prozeß der Romanisirung der in welsches Gebiet auswandernden Deutschschweizer“ sagt der Aarauer Professor Hunziker in einer Schrift, die wir noch mehrfach werden anzuführen Gelegenheit haben.**) Aber wenn der unter seinen welschen Landsleuten wohnende deutsche Schweizer

*) Mit dem kurzen und bequemen Wort welsch bezeichnet man in der Schweiz französisch im weiteren, sprachlichen, nicht politischem Sinne.

**) Der Kampf um das Deutschthum. 10. Heft, Schweiz. Von Professor Dr. Hunziker in Aarau. München 1898.

Digitized by Google

romanisirt wird, hebt sich dieser Verlust des Deutschen nicht durch eine gleichwerthige Verdeutschung der in deutsches Gebiet ausgewanderten welschen Schweizer auf? Nein, denn nicht nur hält der Welsche an seiner Muttersprache mit größerer Zähigkeit fest als der Deutsche, sondern die Einwanderung der Welschen ins deutsche Sprachgebiet ist neben der der Deutschen ins französische unbedeutend. Das zeigt die tägliche Beobachtung; es ist aber auch statistisch nachzuweisen. Eine Uebersicht der Bevölkerungsbewegung in der Schweiz zeigt merkwürdiger Weise etwas wie eine stetige Wanderung von Osten nach Westen: während der Osten und der Norden der Schweiz von Reichsdeutschen überfluthet werden, die in ihrer Heimath keinen Platz finden, wandern die Schweizer jener Gegenden nach Westen und zum großen Theil in die französische Schweiz, wo sie wiederum eine große Zahl ihrer welschen Landsleute verdrängen, die ihrerseits in dem nicht übervölkerten Frankreich eine neue Heimath suchen.*) Die deutsche Einwanderung nach der welschen Schweiz ist so stark, daß die Fortdauer der französischen Sprache in der Schweiz geradezu in Frage gestellt wäre und die Sprachgrenze sich allmählich den Thoren Genfs nähern würde, wenn nicht die französische Nationalität die Kraft besäße, das fremde Element aufzusaugen. Es soll nun im Folgenden versucht werden, die Schnelligkeit und die Leichtigkeit, mit der sich dieser Aufsaugungsprozeß fast ohne Widerstand von Seiten des deutschen Schweizers vollzieht, auf Grund zahlreicher persönlicher Beobachtungen zu erklären.

Der wichtigste und mächtigste Grund, auf den sich alle andern zum Theil zurückführen lassen, wird immer sein der Mangel an Rassen- oder Nationalbewußtsein, der dem Deutschen auch anderwärts eigen sein soll, in der Schweiz aber ganz besonders stark hervortritt. Für den Schweizer hat die Sprache mit Patriotismus natürlich nichts zu thun. Wenn das Kind einer Basler Familie zur französischen Sprache übergeht, so wird es dadurch zwar in der Vaterstadt seiner Eltern etwas fremd, nicht aber in seinem Vaterland überhaupt, während ein Reichsdeutscher, der nur französisch könnte, eben dadurch wirklich seinem Vaterland verloren ginge. Das Französische ist in der Schweiz eine zweite Landessprache, bei deren

*) Auf diese moderne Völkerwanderung macht der Verfasser einer interessanten kleinen Schrift aufmerksam, die vor Kurzem in Freiburg erschienen ist: Déplacement religieux et national dans la population suisse, par F. Buomberger, Fribourg 1899.

Digitized by Google

Gebrauch man ein guter Schweizer bleibt, während ein nur hochdeutsch sprechender Schweizer „kein rechter Schweizer*)“ und unter seinen Landsleuten ein Fremder wäre, weil das Hochdeutsche als Umgangssprache nicht oder noch nicht eine schweizerische Landessprache geworden ist. In der Schweiz versteht man denn auch allgemein unter einem Deutschen einen Reichsdeutschen. Daß er selber in einem andern, im nationalen oder sprachlichen Sinn auch zu den Deutschen gezählt werden könne, giebt der deutsche Schweizer nur ungern zu. So ist er denn auch gegen seine Muttersprache ziemlich gleichgiltig und giebt sie auf, wenn er es irgend wie für vortheilhaft hält. So lange er unter seines Gleichen lebt und die Sprachenfrage garnicht an ihn herantritt, hält er wohl an seiner schweizer-deutschen Muttersprache fest, schilt und höhnt wohl gar gelegentlich auf die welschen Landsleute als über eine niedriger stehende Rasse. Aber sobald er ins französische Sprachgebiet kommt, ändert sich das. Da wird der Berner oder Basler zahm und schämt sich wohl gar seines Deutschthums, das, wie er meint, seinem Geschäft schaden könnte; vom Stolz einer gleichberechtigten Mehrheit, die politisch und wirthschaftlich die französische Minderheit mit Leichtigkeit an die Wand drücken könnte, merkt man in der Schweiz nichts.

Diese schüchterne Anpassungssucht des Deutschen läßt sich natürlich der Welsche sehr gern gefallen, und da er von jeher daran gewöhnt worden ist, so wundert er sich garnicht einmal darüber. Was Zimmerli**) über die Verhältnisse in der Stadt Freiburg sagt, gilt von der ganzen französischen Schweiz, ja in gewissem Sinne auch von der deutschen: „Der Franzose nimmt eben als durchaus selbstverständlich an, daß der deutsche Nachbar sprachlich sich ihm unterordne und anpasse, und diese Voraussetzung findet er in neunundneunzig von hundert Fällen durch die Erfahrung gerechtfertigt.“ Das französische Nationalgefühl hat in der Schweiz nichts Gehässiges oder Kampflustiges, es besteht in jener stillen Ueberzeugung einer unbestreitbaren Ueberlegenheit, die jedem Welschen, auch dem eigentlichen Franzosen, der daneben noch Deutschenhaß und Engländerfurcht pflegt, sozusagen angeboren ist. Das aber ist das eigentlich Bedenkliche für die Zukunft der deutschen Sprache in unserem Vaterland, daß der Deutsche jenem

*) Adolf Socin, Basler Mundart und Basler Dichter. Basel 1895.

**) J. Zimmerli, Die deutsch-französische Sprachgrenze in der Schweiz. 3 Bde. Basel und Genf, H. Georg. Eine für die Sprachenfrage grundlegende Untersuchung von großem Werth.

Digitized by Google

französischen Selbstbewußtsein und Sprachstolz nichts ähnliches entgegenzusetzen hat, sondern sich ruhig als minderwerthig behandeln läßt. Geradezu verblüffend ist das in einem Land, wo sich der gewöhnliche Mann sonst auch von höher stehenden nicht auf die Füße treten läßt, und gern bei jeder Gelegenheit sein Stückchen Volkssouveränetät geltend macht.

Gestärkt wird das Rassenbewußtsein der welschen Schweizer auch durch die Thatsache, daß sie in der Minderheit sind. Eine leise Angst, man könnte vom mächtigeren Nachbarn erdrückt werden, hält den welschen Schweizer wachsam. Dafür sind gewisse politische Vorgänge bezeichnend. Während die große Mehrheit in den französischen Kantonen mit der radikalen Partei wählt und stimmt, findet diese Partei, deren Programm unter anderem auf Zentralisation zielt, d. h. auf eine fortschreitende Stärkung des Bundes auf Kosten der Kantonssouveränetät, bei den meisten Versuchen, auf diesem Weg einen Schritt weiter zu gehen, die radikalen Welschen auf der Seite der Gegner, und muß stets mit den besonderen Wünschen dieser Partikularisten rechnen, wenn sie etwas erreichen will. Diesem Partikularismus liegt nichts anderes zu Grunde, als die Furcht vor einem Einheitsstaat, in dem die französische Schweiz nur ein Glied zweiter Ordnung wäre, von deutsch sprechenden Beamten überfluthet würde und auf keinem Verwaltungsgebiet mehr eigene, französische Ueberlieferungen und Anschauungen pflegen könnte, während die heutigen Kantone Genf, Waadt und Neuenburg noch national französische Staatswesen sind. So beklagen sich denn schon jetzt die welschen Zeitungen beständig über sprachliche Vergewaltigung. Da wird bald über die eidgenössischen Briefkasten geseufzt, an denen die Worte „Nächste Leerung" über den französischen „Prochaine levée" zu lesen sind, bald mit Entrüstung auf einen Postwagen hingewiesen, der sich mit der deutschen Aufschrift „Post" am hellen Tage in Neuenburg oder Genf umherzufahren herausgenommen hätte, besonders aber behauptet, alle französischen Veröffentlichungen der eidgenössischen Verwaltung seien in einem geradezu schauderhaften Französisch abgefaßt und offenbar von Deutschen besorgt. Diese Klage ist freilich nicht ganz unberechtigt. Das sogenannte Bundesfranzösisch ist für Jemand, der gern gutes Französisch liest, und nun vollends für Jemand, der diese Sprache als seine Muttersprache liebt, ungenießbar. Der Franzose ist eben dem Deutschen auch an Sprachgefühl überlegen; er selber bringt seinem Sprachgefühl beständig

Opfer, indem er z. B. auf bequeme Abkürzungen und Fremdwörter verzichtet, um seiner Sprache nicht Gewalt anzuthun. Seine Muttersprache will er mit Liebe und Achtung behandelt wissen, auch vom Fremden, während wir der unsrigen keinerlei Pflege angedeihen lassen und jedem erlauben, sie zu mißhandeln wie er will. Uebrigens ist es natürlich, daß das Französische in der Schweiz dem Einfluß des Deutschen nicht ganz entgehen kann. Man merkt es dem Schweizer Französisch recht wohl an, wie sich die fortwährende Aufsaugung so viel fremder Elemente an der Sprache selbst rächt. In der welschen Schweiz sind eine Menge von Ausdrücken ganz gebräuchlich, die man in Frankreich nicht kennt, und die einfach aus dem Deutschen herüber genommen sind.*)

Wird man es lächerlich finden, wenn wir zu den Dingen, die der Verbreitung und Erhaltung der deutschen Sprache schaden auch die Eitelkeit zählen? Oder ist es etwas anderes als Eitelkeit, wenn in einem Bauerndorf bei Basel, wo kein Fremder hinkommt und kein Welscher wohnt, wo außer etwa dem Pfarrer und einigen Frauen, die vor Jahren einmal in Genf oder Paris als Köchinnen gedient haben mögen, Niemand geläufig französisch sprechen kann, die Schneider und Schuster auf ihre Aushängeschilde tailleur und cordonnier (auch etwa cordonier mit Orthographiefehler) malen lassen, wenn ein in Basel dienendes Berner Bauernmädchen, das kein Wort französisch gelernt hat, auf die Adresse seiner Briefe Berne schreibt, wenn in allen Städten der deutschen Schweiz die Kaufleute ihre Ladenfenster mit französischen Wörtern zieren, die von neun Zehntheilen ihrer Kundschaft nicht verstanden werden?**) Jedenfalls ist es für den, der den Kampf der Sprachen aus der Nähe betrachtet, ganz unleugbar, daß hunderten von Familien das Deutsche darum verloren geht, weil der Deutsche eine kindische Freude daran hat, in fremden Zungen zu reden. Es ist ja sehr natürlich, daß wir uns gern in einer mit eigener Anstrengung er-

*) Wir meinen hier nicht etwa jene auffallenden Germanismen der schweizerischen Studentensprache, wie: organiser un commers, faire un bummel, frotter un salamandre, sondern allgemein übliche Ausdrücke wie: chambre à manger statt salle à manger, chambre à lessive statt buanderie, il fait cru für rauhes Wetter, oser im Sinn von dürfen, aider ohne Unterschied mit dem Dativ konstruirt, venez-vous avec? statt avec nous, allez seulement statt allez toujours und unzählige andere.

**) Es handelt sich hier nicht um Fremdwörter, die in den Sprachgebrauch des Deutschen übergegangen sind, sondern um wirklich französische Wörter, die nur der versteht, der französisch gelernt hat. Diese Inschriften wollen eigentlich sagen: „in unserem feinen Geschäft bedient man sich der französischen Sprache“; sie lügen also und aus Eitelkeit.

Digitized by Google

lernten Sprache reden hören, sobald wir sie einigermaßen beherrschen. Jeder Satz ist uns ein erfreulicher Beweis unserer Erfolge auf einem wichtigen Gebiete geistiger Arbeit. Französisch aber sprechen wir auch gerne um der Sprache selbst willen. Es giebt wohl Niemand, der diese Sprache beherrscht und sie nicht gerne spräche; denn sie ist wie keine zweite wohl ausgebildet und dazu geeignet, uns zum genauen, folgerichtigen und wohllautenden Ausdruck zu erziehen. Aus diesem Zauber des Französischen erklärt es sich gewiß zum Theil, daß manche Deutsche in der welschen Schweiz auch unter sich französisch reden und nur etwa zum Scherz einmal auf das Deutsche zurückkommen, wie um sich über diese grobe Sprache — d. h. über den bäurischen Dialekt, der ihnen allein geläufig ist — lustig zu machen. Aber es ist denn doch noch etwas mit dabei. Wir sind in der Schweiz das aus dem 18. Jahrhundert und aus der Zeit, wo Deutschland ein geographischer Begriff war, stammende Vorurtheil noch nicht ganz los geworden, französisch sei vornehmer als deutsch, französisch sei die Sprache, die der guten Gesellschaft gezieme. Es giebt besonders einen Ort, wo dieses Vorurtheil noch ungebrochen ist, Bern. In dieser alt- und urdeutschen Stadt hat sich unter der Mitwirkung verschiedener Umstände das Französische als Umgangssprache der feinen Welt bis heute erhalten, während Basel seit dem Verschwinden der französischen Uniformen aus dem benachbarten Mülhausen von dieser Krankheit etwas geheilt worden ist. Als im Jahre 1830 die Patrizierherrschaft in Bern gestürzt wurde und die adeligen Geschlechter sich schmollend in die Stille ihrer Landgüter zurückzogen, blieb die französische Bildung eines der Privilegien, die ihnen keine demokratische Verfassung nehmen konnte und wurde darum schon als Standesabzeichen gepflegt. Achtzehn Jahre später wurde Bern schweizerische Bundeshauptstadt; eine Menge welscher Bundesbeamten zog ein und gab dem Französischen aufs Neue einen starken Rückhalt, wenn auch nicht gerade in den vornehmsten Kreisen. Dazu kommt noch, daß gerade in Bern die Kraft des Dialektes noch sehr stark ist und hier weniger hochdeutsch gesprochen wird als irgendwo in der Schweiz, finden doch die Verhandlungen der Behörden und der Gerichte noch meist im Dialekt statt. In vielen guten Familien läßt man noch immer die Kinder durch welsche Kindermädchen französisch lehren, bevor sie deutsch können, und der Verfasser erinnert sich aus seinen Kinderjahren, daß, als in der Klasse eines vielbesuchten Privatgymnasiums in Bern mit

Digitized by Google

dem Unterricht im Französischen begonnen werden sollte, ernstlich davon die Rede war, damit noch ein Semester länger zu warten, weil es sich zeigte, daß etwa die Häfte der Schüler französisch sprechen konnte, obwohl kein einziger aus einer wirklich französischen Familie stammte. Man stelle neben eine solche Thatsache die Sprachfeigheit der im französischen Sprachgebiet angesiedelten Deutschschweizer und die nationale Zähigkeit des Welschen, und man wird sich nicht enthalten können, von einer wirklichen Inferiorität des Deutschen zu reden. Bedeutend besser als in Bern steht es in dieser Hinsicht schon in Basel, wo man sich seiner deutschen Bildung sehr bewußt ist, auch unter dem Einfluß einer starken reichsdeutschen Einwanderung steht, und noch deutscher ist Zürich, das durch seine geographische Lage dem französischen Einfluß schon mehr entzogen ist. In Zürich leben 50 000 Ausländer, meist Deutsche und Oesterreicher; da muß der deutsche Einfluß siegreich wirken. Aber auch anderwärts ist sein Vordringen seit dem politischen und wirthschaftlichen Aufschwung Deutschlands sichtbar und sein schließlicher Sieg unzweifelhaft.

Auf dem Vorurtheil, französisch zu sprechen sei feiner als seine Muttersprache zu gebrauchen, beruht auch die vielen Norddeutschen an uns Schweizern so anstößige Neigung französische Wörter in die deutsche Rede einzuflechten. Da ist vorerst noch der ganze altfränkische Kram gutmüthiger, in Deutschland längst aus der Mode gekommener Fremdwörter, die wir dem 18. Jahrhundert verdanken, wie excusez, pardon, merci, Parapluie, Linge, Gilet. Hier wie auf anderen Gebieten der Sprache, ist die deutsche Schweiz in der Entwickelung hinter den anderen Theilen des deutschen Sprachgebietes zurückgeblieben; bewußte Bevorzugung des französischen Wortes liegt in diesen Fällen nicht vor. Diese Fremdwörter gehören einfach zum Wortschatz der schweizer-deutschen Umgangssprache. Erst in der obersten Klasse des Basler Gymnasiums ist uns von einem eben aus Norddeutschland berufenen Deutschlehrer verboten worden, beim Empfang korrigirter Arbeiten mit „merci" zu antworten; keiner unser früheren Deutschlehrer hatte daran Anstoß genommen.

Die puristische Bewegung, die in Deutschland eine ganze Fluth von Fremdwörtern aus den Gebieten des öffentlichen Lebens und aus der Verwaltungssprache weggefegt hat, hat die Schweiz noch ziemlich unberührt gelassen. Wir sagen noch Präsident, Sekretär, Sektion, Billet, Coupon, Postbureau, Zollbureau. Auch

Digitized by Google

in Deutschland sind, wie ich höre, diese und ähnliche Wörter zwar aus der Amtssprache ausgewiesen, haben sich aber im Leben bisher zäh behauptet. Von bewußter Bevorzugung des französischen Wortes ist nicht zu reden; die neuen deutschen Bezeichnungen sind einfach noch nicht eingedrungen. Immerhin sind auch hier schon Veränderungen zu bemerken; so hat z. B. das neue, dem deutschen nachgebildete Exerzierreglement im Heerwesen eine Anzahl alter Fremdwörter durch deutsche Bezeichnungen ersetzt.

Andererseits haben wir in der Schweiz manches treffliche deutsche Wort, das in Deutschland noch ungebräuchlich ist. Während die deutschen Bundesfürsten in ihren Ländern durch eine königliche oder großherzogliche „Gendarmerie" Ordnung halten, genügen in der Schweiz für diesen Zweck schlichte deutsche „Landjäger" Wir sagen Franken und Rappen, nur die deutschen Touristen wollen ihre Gasthofrechnungen durchaus in Francs und Centimes bezahlen. Bouillon, Chaussée, Renseignement, Passage, Friseur. Raseur sagt in der Schweiz Niemand, wenn er deutsch spricht. Das lächerliche Abstraktum Restauration für Wirthshaus ist zwar in der deutschen Schweiz sehr gebräuchlich und sogar jetzt in die französische Schweiz eingedrungen; aber ganz sicher ist das Wort in Deutschland entstanden. Uebertroffen wird es nur noch von dem Wort Destillation, mit dem man in Berlin die Branntweinschenken bezeichnet. Ein in der Schweiz reisender Franzose hat nicht übel gefragt: „Restauration? Schreiben die guten Schweizer da ihr politisches Programm an ihre Mauern?" Dem Verfasser ist in Berlin aufgefallen, wie gerade dort die Heimath einer ganzen Menge geschmackloser, lächerlich betonter und ausgesprochener, falsch gebildeter oder mit unrichtigem Artikel oder unrichtiger Bedeutung versehener französischer Wörter ist.

Besonders aber müssen wir unsern Stammesbrüdern aus dem Norden vorwerfen, daß sie unsere alten deutschen Namen für Orte, die im welschen Sprachgebiet liegen, nicht nur nicht annehmen, sondern durch ihren literarischen Einfluß auch unter uns geradezu ausrotten. Deutscher, norddeutscher Einfluß ist es, wenn wir jetzt anfangen für Neuenburg Neuchâtel zu sagen und zu schreiben. Wenn wir deutsch sprechen, sagen wir Sitten, Siders, Visp; die deutschen Zermattpilger allein sagen Sion, Sierre, Viège (und dabei liegen die beiden letzten Orte sogar im deutschen Sprachgebiet!); so steht es eben auf der Fahrkarte und leider auch im Bädeker (wenigstens für Sion mache ich ihn verantwortlich). Wie viele Leute

Digitized by Google

giebt es in Deutschland, die wissen, daß die in deutscher Wiege geborene Rhone dort oben, im deutschen Oberwallis, den uralten deutschen Namen Rodden trägt, der nur leider nicht in die gemeine deutsche Schriftsprache übergegangen ist? Auch die deutschen Namen Losanen, Aelen, Ifferten, Vivis, Morsee sind in unserm, der „deutschen Bildung" weniger zugänglichen Volk noch allgemein gebräuchlich, während sie in der Schriftsprache durch die französischen Namen Lausanne, Aigle, Yverdon, Vevey, Morges längst verdrängt worden sind. Schon hört man von jüdischen und anderen Geschäftsreisenden aus Frankfurt und Berlin sagen: „kennen Sie Genève?" — und was gilts, das Wort wird salonfähig! Das Verschwinden der deutschen Ortsnamen wird freilich durch die heutigen Verkehrsverhältnisse begünstigt. Die Gleichberechtigung der Landessprachen bringt es mit sich, daß für französische Orte amtlich der französische Name ausschließlich gebraucht wird; für die eidgenössische Post- und Telegraphenverwaltung kann es weder ein Genf noch ein Bâle geben, sondern nur Genève und Basel. Aber wir Deutsche müßten eben genug Sprachgefühl haben, um die Homogenität unserer Muttersprache nicht einem Eisenbahnkursbuch zu Liebe dran zu geben, und um ein deutsches Wort festzuhalten, auch wenn es sich nicht des amtlichen Schutzes der schweizerischen Bundesverwaltung erfreut. Leider scheint aber jetzt überhaupt der unästhetische Grundsatz aufzukommen, fremde Namen nur in der Ursprache zu gebrauchen und die hergebrachten deutschen Bezeichnungen (vergleiche Buda und Ofen) aufzugeben. Die Franzosen werden immer Cologne, Francfort und Munich sagen und trotz der störenden Verwechselung mit der südfranzösischen Stadt Vienne die Hauptstadt Oesterreichs niemals Wien nennen, und noch weniger werden die in der Anpassung des Fremden noch geschickteren Italiener jemals anders als Colonia, Francoforte und Monaco schreiben, während uns die neueren Ausgaben unserer Atlanten auf eine Zeit vorbereiten, in der man sagen wird: „ich komme von Kjöbenhavn und reise über Milano nach Roma". Es liegt ja am Ende nicht so viel daran, ob wir Vevey oder Vivis schreiben: aber diese leichtfertige Drangabe des eigenen Sprachgutes zu Gunsten des fremden ist eines der auffallendsten Zeichen der Schwäche des deutschen Sprachbewußtseins und darum allerdings für jeden bemerkenswerth, dem die geistige Kraft des deutschen Volkes am Herzen liegt. Dem Deutschen wird es eben besonders leicht sich dem Fremden anzupassen, während der Romane umgekehrt das

Digitized by Google

Fremde sich anpaßt. In Frankreich — nicht so freilich in der welschen Schweiz — wird man oft, wenn man einen deutschen Namen nennt, gebeten, ihn zu übersetzen. Es ist eine völlig vergebliche Mühe, einen Franzosen zum Aussprechen eines deutschen Namens veranlassen zu wollen; er wird nicht ruhen, bis er ihn übersetzt oder sich mundgerecht gemacht hat. Es giebt deshalb in Frankreich viele Deutsche, die nur unter ihrem Vornamen bekannt sind und auch auf Adressen immer Monsieur André oder Monsieur Oscar genannt werden, während ihre Frau Madame André oder Madame Oscar heißt.

Haben wir also gefunden, daß auf dem Gebiete der hergebrachten Fremdwörter der Schweizer kaum mehr sündigt, als der Reichsdeutsche, so ist andererseits freilich wahr, daß er dafür im Gespräch gern dem Französischen alle möglichen Wörter entlehnt, die ihm gerade gelegen kommen. Zwar so viele französische Wörter, wie wir sie in den Briefen finden, die König Wilhelm von Preußen während des französischen Feldzuges an seine Gemahlin geschrieben hat, flicht heute kein deutscher Schweizer in seine Rede oder Schrift ein. Doch wird hierin wirklich von Schweizern viel geleistet. Nur hat das einen bestimmten psychologischen Grund. Die Meinung, daß der Gebrauch des Französischen ein Zeichen von Vornehmheit sei, ist für den Schweizer nicht so ganz falsch. Der Gebildete möchte sich gern durch seine Sprache vom Ungebildeten unterscheiden; das ist ein natürliches Bedürfniß aristokratisch fühlender Seelen. Dem Norddeutschen, der sich gern feiner ausdrücken möchte als ein Droschkenkutscher, steht dafür das Hochdeutsche zur Verfügung, das der gemeine Mann nur unvollkommen spricht. Der vornehme Basler aber, der, wie alle seine Landsleute, immer und ausschließlich seinen Basler Dialekt spricht, greift, wenn er sich „distinguiren“ will, zu französischen Wörtern als dem einfachsten und nächsten Mittel anders zu reden als das gemeine Volk. Wenn er von einer deliziösen Birne, von einem emotionnanten Schauspiel, von einem exzellenten Witz berichtet, so ist er sicher, daß er etwas sagt, was ihm sein Dienstmädchen nicht so leicht nachsprechen wird. Diese Fremdwörter nehmen sich höchst geschmacklos aus, sind aber übrigens harmlos, denn sie verdanken ihren Gebrauch einer Eingebung des Augenblicks und werden nie dauernd ein deutsches Wort verdrängen. Sie beweisen nur — und darauf kommt es uns hier gerade an — wie nahe dem deutschen Schweizer die Sprache seines welschen Landsmannes liegt, und wie

Digitized by Google

gerne er sich ihrer bedient, um sich damit ein besonderes Ansehen zu geben — also aus einer Art Eitelkeit. Und diese Freude am Gebrauch der fremden Sprache ist natürlich nicht dazu geeignet, den deutschen Schweizer, wenn er ins welsche Sprachgebiet übersiedelt, zum Kampf gegen die Romanisirung zu wappnen.

Wir haben eben des allgemeinen Gebrauchs der Mundart in der deutschen Schweiz erwähnt. Diese Thatsache ist ein weiterer wichtiger Grund der Inferiorität des Deutschthums. Das betont auch Hunziker, der in bemerkenswerther Weise darthut, daß an der Sprachgrenze in der Schweiz „die französische Weltsprache einer lokalen, in jeder Beziehung beschränkten Mundart begegnet.“ Und wenn Hunziker diese Thatsache als eine für das Deutsche ungünstig wirkende Ungleichheit ansieht, so giebt ihm hierin die Erfahrung recht: bei jedem Individuum, um das sich die beiden Sprachen streiten, ist das Deutsche dadurch in Nachtheil gesetzt, daß es dem Schweizer nur als lokale Mundart geläufig ist. Bei dem steigenden Verkehrsleben wird es auch immer fühlbarer werden, daß der französischen Weltsprache, die von 50 Millionen Menschen gesprochen und von den Gebildeten der meisten gesitteten Völker einigermaßen verstanden wird, die schweizerdeutsche Mundart nicht Stand halten kann, die über Straßburg und Ulm hinaus nicht mehr verständlich ist.*) Wenn jemals die 30 000 Bewohner des deutschen Oberwallis romanisirt werden sollten, wie gewisse Welsche träumen, so müßten außer der Anmaßung der welschen Eisenbahnbeamten und der besonderen geographischen Lage die ungenügende deutsche Bildung und die ungebrochene Herrschaft des Dialekts dafür verantwortlich gemacht werden.

Daß in der Schweiz deutsche Mundarten gesprochen werden, ist nicht zu beklagen; aber daß diese Mundarten von allen Klassen der Bevölkerung ausschließlich gesprochen werden, hat für die Erhaltung und den Einfluß der deutschen Sprache bedenkliche Folgen. Die deutsche Schweiz ist wohl das einzige zivilisirte Land, wo alle

*) Der Verfasser hat als Knabe auf einer Ferienreise durch Süddeutschland naiv seine Schweizermundart gebraucht und ist damit bis Karlsruhe zwar oft ausgelacht worden, aber doch durchgekommen. In Heidelberg aber mußte er sich zum Hochdeutschen bekehren, um verstanden zu werden. — Deutsche, die in die Schweiz kommen, wundern sich zuweilen, den berüchtigten Dialekt so gut zu verstehen. Das ist ein Irrthum. Was sie für Dialekt ansehen, ist in den Augen derer, die es sprechen Hochdeutsch, d. h. es ist fehlerhaftes Hochdeutsch; besonders das Kauderwelsch, das die Kutscher, Bergführer und Hotelangestellten mit den Fremden sprechen, soll Hochdeutsch sein. Wirkliches Schweizerdeutsch versteht nur, wer im Lande einige Zeit gelebt hat.


Digitized by Google

Schichten der Bevölkerung dieselbe und dazu eine ungeschriebene Sprache reden. Für das gute Einvernehmen der verschiedenen Stände ist dieses Verhältniß gewiß von großem Werth. Auch hat die schweizer-deutsche Umgangssprache nicht wenig dazu beigetragen, der deutschen Schweiz in unserer Zeit der Gleichmacherei ihre Eigenart zu erhalten. Die Schweizer sind sich dessen wohl bewußt; sie hangen mit leidenschaftlicher Liebe an ihrem Dialekt, und wer über dessen Fortbestand Zweifel äußert, gilt meist als ein schlechter Patriot. Nun, an „Abschaffung" des Dialektes denkt ja kein vernünftiger Mensch;*) bloß bedauern wir, daß sein ausschließlicher Gebrauch den gebildeten wie den ungebildeten Schweizer an der tüchtigen Erlernung der hochdeutschen Umgangssprache hindert und ihn Fremden gegenüber in Nachtheil setzt. Die Behauptung, daß auch die gebildeten Schweizer nur recht unvollkommen hochdeutsch sprechen (zu schreiben verstehen sie es meist sehr gut), wird zwar manchen unter ihnen empören, ist aber nichtsdestoweniger wahr. Dafür sollen nicht etwa allerlei Provinzialismen als Beweis angeführt werden, wie sie auch dem besten Schriftsteller, z. B. Conrad Ferdinand Meyer, noch mit unterlaufen.**) Wir müssen uns täglich in Zeitungen, Zeitschriften und Romanen norddeutsche Wörter und Redensarten als Schriftdeutsch gefallen lassen; warum sollte da nicht auch der Schweizer Wörter, die ihm geläufig sind, in sein Hochdeutsch aufnehmen dürfen? Wenn man, wie mir eine deutsche Hausfrau versichert, in Hannover keinen Topf gleich benennt wie in Frankfurt, warum soll dann nicht auch die Schweizerin einen Eimer Kessel und eine Kasserolle Pfanne nennen dürfen?

*) Dialekte lassen sich künstlich weder halten noch abschaffen: höchstens kann ihr Verschwinden etwas beschleunigt werden. Ueber das, was in Sprachsachen eine Regierung mit ihren Organen ausrichten kann, herrschen in weiten Kreisen noch sehr übertriebene Vorstellungen. Ein alle geistigen Bewegungen mit Wärme verfolgender süddeutscher Landesfürst wurde vor etwa 20 Jahren darauf aufmerksam gemacht, daß Schule und Kaserne unablässig und zum Theil bewußt an der Zersetzung der alten Mundarten seines Landes arbeiteten. Er antwortete darauf: „Lassen Sie es überall bekannt machen, daß Ich die Erhaltung der Volkssprache wünsche." Es ist indessen fraglich, ob die naturnothwendige Entwickelung der sprachlichen Verhältnisse durch diesen fürstlichen Wunsch auch nur um einen Tag aufgehalten worden Auch das Umgekehrte, die Ausrottung einer Volkssprache, läßt sich nicht künstlich ins Werk setzen. Der große König konnte mit seinen Dragonern die reformirte Kirche seines Reiches zerstören; ob es ihm, wenn er sich so etwas hätte einfallen lassen, auch gelungen wäre, jenen Sevennenbauern ihre uralte langue d'oc wegzunehmen, ist eine andere Frage.

**) C. F. Meyer kennt wie alle seine Landsleute keinen Unterschied zwischen verreisen und abreisen und sagt für beides verreisen, ja sogar verreiten für wegreiten.

Digitized by Google

Auch das Recht einer eigenthümlich gefärbten Aussprache des Hochdeutschen, sobald sie nur verständlich ist, wird man den Schweizern so gut zugestehen können, wie den Hannoveranern, Balten und Württembergern.

Das aber ist bedenklich, daß es dem Schweizer nicht wohl ist, wenn er hochdeutsch spricht, daß er dabei das Gefühl hat, eine fremde Sprache zu sprechen, sich genirt, den Ausdruck suchen muß und dabei oft die gewöhnlichsten Wörter nicht findet. Das begegnet gelegentlich Lehrern und Pfarrern. Dafür ein Beispiel. Eines Tages gab in einer Klasse eines der besten schweizerischen Gymnasien ein Lehrer, daneben Privatdozent an der Universität, schriftliche Arbeiten zurück und ließ dabei einen nach dem andern der Schüler an sein Pult kommen. Einer davon, dessen Arbeit scharf kritisirt worden war, ballte, während er nach seinem Platz zurückging, ärgerlich das erhaltene Blatt in der Faust zusammen und steckte es so in die Tasche. Zornig fuhr der Lehrer von seinem Sitz auf: „das ist eine Unverschämtheit, eine Arbeit, die du eben aus meiner Hand erhalten hast, zu . . . zu . . ." Da kam der aufgeregte Herr Doktor nicht weiter; das schweizerdeutsche Wort „verrumpfen" konnte er doch nicht brauchen, ein anderes fiel ihm nicht ein; so fuhr er fort: „zusammenzulegen!" Das schriftdeutsche Wort zerknittern gehörte nicht zu dem lebendigen Wortschatze dieses Lehrers. — Ein anderer Lehrer theilte in einer der obersten Klassen derselben Lehranstalt seinen Schülern als etwas Besonderes mit, daß man eine Anzahl aufgeschichteter Hefte einen Stoß nenne, und ein Schüler, der einen nur hochdeutsch verstehenden norddeutschen Mitschüler fragte: „hast du schon welche geseh'n?" mußte sich wegen dieser gezierten Redensart „welche" von der halben Klasse auslachen lassen. — Die Schweizer Studenten, die nach norddeutschen Universitäten kommen, verständigen sich zwar dort ganz leidlich mit den Leuten, sind aber meist nicht im Stande, einer lebhaft geführten Unterhaltung zwischen norddeutschen Kommilitonen zu folgen. Sie schreiben das freilich nicht ihrer ungenügenden Kenntniß des Hochdeutschen zu, sondern der „undeutlichen Aussprache" der Norddeutschen! Der Unterschied zwischen norddeutschem und schweizerischem Hochdeutsch ist schon in der Aussprache so groß, daß ein bekannter, aus der Schweiz gebürtiger, Professor im Norden, wo er einige Jahre lehrte, von den Studenten immer erst drei Wochen nach Anfang des Semesters pflegte verstanden zu werden.

Digitized by Google

Adolf Socin, der in seinem Basler Neujahrsblatt über Basler Mundart und Basler Dichter treffliche Urtheile über den Dialekt ausspricht, sagt: „Von Handelsleuten und Industriellen, die sonst ganz geläufig ein gutes Deutsch schreiben, haben wir oft versichern hören, sie zögen für die Konversation, wenn sie nicht schweizerdeutsch sein könne, das Französische dem Hochdeutschen vor, weil sie bei Letzterem die gleichen Wörter ganz anders aussprechen müßten, wofür unser Redwerk nicht eingeölt ist, und weil sie sich nicht durch unwillkürliche Provinzialismen blamiren wollten. Den Tonfall und das leichte Sprechen des Norddeutschen, seine Schnelligkeit brächten sie ohnehin nie fertig und setzten sich in Folge dessen in Nachtheil.“*) Die Bemerkung ist sehr zutreffend, jedenfalls für Basel und für Bern, schon weniger für Zürich, wo es jetzt große Cafés giebt, in denen die Kellner die Gäste hochdeutsch anreden und auch die Stadtbahnangestellten angewiesen sind, mit dem Publikum hochdeutsch zu reden.**) Socin setzt übrigens hinzu, daß sich beim jüngeren Geschlecht die Verhältnisse bedeutend zu Gunsten des Deutschen geändert hätten. Bei allem trutzigen Stolz auf sein Schwizerdütsch schämt man sich eben dessen doch zuweilen schon. Wenn man etwa in einem der großen meist nur von Fremden besuchten Hôtels in Luzern oder Interlaken an der Wirthstafel speist, so wagt man es nicht, mit dem Kellner Dialekt zu sprechen; auch im Schnellzug zweiter Klasse wird man heute kaum mehr einen unbekannten Mitreisenden schweizerdeutsch anreden; höchstens ein Basler aus ganz vornehmen Kreisen wird sich das herausnehmen. Der Berner wird in solchen Fällen französisch sprechen, der Zürcher oder Ostschweizer hochdeutsch.

Socin beschreibt auch sehr gut die Selbstzersetzung der Schweizer Mundart, die keinem Beobachter entgeht, und zwischen den Zeilen

*) Ob sich die Leute wohl einbilden, sie brächten den Tonfall, das leichte Sprechen und die Schnelligkeit des Franzosen fertig? Der Franzose, der froh ist, nicht deutsch mit ihnen sprechen zu müssen, wird sich wohl hüten, ihnen darüber die Wahrheit zu sagen. Thatsache ist aber, daß man bei fast allen deutschen Schweizern, wenn sie französisch sprechen, nicht nur beim ersten Satz den Deutschen heraushört, sondern meist auch bald an der Aussprache erkennt, ob man es mit einem Basler, einem Zürcher oder einem Ostschweizer zu thun hat. Tadelloses Französisch ist eigentlich nur in der Stadt Bern einigermaßen verbreitet.

**) In Zürich wird in absehbarer Zeit, vielleicht noch ehe zwanzig Jahre verflossen sind, das Hochdeutsche Geschäftssprache sein und der Dialekt nur noch im vertraulichen Verkehr angewendet werden. Zürich und die Ostschweiz sind eben allen neuen Bewegungen und Regungen viel zugänglicher als die westliche Schweiz, und es ist nicht zufällig, daß die Reformation von Zürich ausgegangen ist.

Digitized by Google

ist deutlich zu lesen, was er in einem Basler Neujahrsblatt freilich nicht ausdrücklich sagen will, daß die Tage der Mundart auch in der Schweiz gezählt sind. Sie ist wie seiner Zeit die alten Giebelhäuser, Stadtmauern, Thore und Gräben, deren Verschwinden unser geschichtliches Gefühl und unsere Ehrfurcht vor der Vergangenheit tief verletzt hat, ein Verkehrshinderniß geworden, das ganz von selbst allmählich der Nothwendigkeit erliegen wird.

Kommt nun aber der heutige Deutschschweizer, ohne Uebung in der hochdeutschen Umgangssprache, in das französische Sprachgebiet, so ist er schon darum im Nachtheil, weil er die Kenntnisse seines welschen Landsmannes, der deutsch, aber natürlich hochdeutsch, gelernt hat, nicht zu seinem Nutzen verwenden kann. Denn spricht er deutsch mit ihm, so ist ihnen beiden nicht wohl; greift er zum Französischen, so ist wenigstens einer von den beiden in seinem Element. Das wiederum wird den Welschen zum Erlernen des Deutschen nicht ermuthigen. Hat er sich redlich Mühe gegeben, diese für ihn nicht leichte Sprache zu erlernen, so macht er hernach die Entdeckung, daß er damit bei dem deutschen Landsmann doch nichts ausrichtet. Daher auch jene Verachtung des Deutschen, die der von Hunziker angeführte Freiburgische Schulinspektor mit den Worten ausdrückte: „ce n'est pas une langue, c'est un vilain patois.“ Dazu erschwert die Mundart dem Welschen schon die Erlernung des Deutschen. Es ist für einen Familienvater, der seine Kinder mit großen Opfern ins deutsche Sprachgebiet schickt, recht unerfreulich, wenn sie ihm dann mit einem sonderbaren Gemisch von Schriftsprache und Mundart zurückkommen, mit dem nichts Rechtes anzufangen ist. Was wunder, wenn da viele lieber auf das Deutsche ganz verzichten? Die Verachtung der deutschen Mundart geht dann vom Welschen bald auf den Deutschen selbst über, der zu Hause den Mangel an einer weithin verständlichen, mit der Schrift übereinstimmenden Umgangssprache nicht fühlt, im Umgang mit den Welschen aber dessen inne wird und sich nun seiner Muttersprache geradezu schämt. Besonders verliert er dann auch den Muth, bei seinen Kindern das Deutsche durchzusetzen. Für diese ist es ein unzweifelhafter Vortheil, das Französische vorzuziehen, weil sie damit zugleich eine Schriftsprache lernen; die Kinder selber wissen das alle sehr gut, und hier liegt eine der Hauptursachen der raschen Verwelschung, der unsere deutschen Familien in der französischen Schweiz anheimfallen.

Digitized by Google

Darauf nämlich kommt es vor Allem an, den Kindern deutscher Eltern das Deutsche zu erhalten. Schwierig ist es ja immer, einer Familie im Gegensatz zur weiteren Umgebung, zur Schule und zu allen sonstigen auf die Jugend einwirkenden Mächten eine besondere Sprache zu erhalten. Doppelt schwierig, ja fast unmöglich scheint das aber, wo alle von uns angeführten Gründe zu Ungunsten des Deutschen zusammenwirken. So läßt sich denn mit fast verschwindenden Ausnahmen von den Deutschen der französischen Schweiz als Regel Folgendes sagen. Die Einwanderer selbst reden fast alle besser deutsch und lernen oft selbst in langen Jahren die fremde Sprache nicht oder nur sehr mangelhaft. Ihre Kinder lernen dann im Umgang mit den Eltern das Deutsche verstehen und werden, wenn sie dazu genöthigt sind, es auch etwas sprechen, betrachten aber Französisch als ihre Muttersprache und antworten sicherlich, sobald sie in die französische Schule gehen, auf die deutsche Anrede der Eltern französisch. Dann entspinnt sich ein kleiner Kampf, in dem die Eltern aber unterliegen: bald werden die französischen Antworten der Kinder angenommen, und die Unterhaltung bleibt zweisprachig, wenn nicht zuletzt auch die Eltern zum Französischen übergehen und dann für den Rest ihres Lebens jenes von Fehlern wimmelnde und schauderhaft ausgesprochene Französisch zu ihrer zweiten Muttersprache werden lassen, das eine ehrliche deutsche Seele nicht ohne Ingrimm anhören kann. Die Enkel verstehen dann nicht einmal mehr deutsch und die Verwelschung ist für immer vollendet.

Sich über Eltern, die ihren Kindern das Deutsche nicht zu erhalten wissen, zu entrüsten, wäre sehr ungerecht. Wer den Kampf nicht mitgekämpft hat, weiß nicht, wie schwer er ist. Wohl siegt auch zuweilen das Deutsche in einer solchen Familie. Aber es gehört zur Erreichung dieses Zieles nicht nur viel Energie, sondern gewisse Vorsichtsmaßregeln besonderer Art und die Anwendung von Mitteln, die nicht Jedermann zu Gebote stehen. Zuweilen sind Stock und Ruthe unerläßlich um deutsche Antworten zu erhalten. Auch muß für deutsche Dienstboten und für deutsche Gespielen gesorgt werden; ferner hat rechtzeitig ein deutscher Privatunterricht neben den öffentlichen französischen zu treten, und schließlich muß das Kind, wenn nicht doch Alles umsonst sein soll, ein Jahr oder zwei ins deutsche Sprachgebiet geschickt werden.

Man wird dazu sagen, das sei natürlich und könne nicht

Digitized by Google

anders sein. Man hat aber doch Beispiele vom Gegentheil. Die meisten Spanier in Algerien sprechen auch im vierten Geschlecht noch, nachdem Vater und Großvater schon die obligatorische französische Volksschule und den französischen Militärdienst mit durchgemacht haben, besser spanisch als französisch und lernen oft durch Selbstunterricht spanisch lesen und schreiben, während die deutschen Kolonistendörfer Algeriens genau in der beschriebenen Weise zum Französischen übergehen oder übergegangen sind. Auch die welschen Beamten in Bern wissen meistens ihren Kindern die französische Muttersprache zu erhalten. Nur der Deutsche giebt immer und überall nach. Hätte er Nationalgefühl, so würde er sich mit seinen Sprachgenossen zusammenthun, d. h. eine Kolonie bilden und dann auf diese Weise auch seinen Kindern den so sehr wichtigen Umgang mit deutschen Gespielen verschaffen. Der Ausdruck Muttersprache, der voraussetzt, daß das Kind die Sprache seiner Mutter annimmt, ist, so rührend er klingt, nicht ganz zutreffend. Denn sobald die Mutter auf dem Gebiete der Sprache Konkurrenten bekommt, zieht sie fast regelmäßig den Kürzeren, sodaß man eigentlich von einer Gespielensprache reden könnte. Die eigentliche Muttersprache, d. h. die Jugendsprache des Kindes, ist die, deren es sich bedient, wenn es im lustigen Reigen mit den Gespielen fröhliche Reime und Lieder singt. Diese Sprache kann ihm kein Mensch vom Herzen reißen.

Nun haben wir freilich unter den Ursachen, die das Deutsche dem Französischen gegenüber in Nachtheil setzen, noch eine zu nennen, gegen die sich in alle Ewigkeit nichts wird thun lassen. Die französische Sprache ist leichter zu erlernen, und wenn ein kleines Kind in der Lage ist, zwei Sprachen zu hören, so wird es die leichtere zuerst und lieber sprechen. Von zwei Sprachen weiß ein einjähriges Kind nichts; es sucht einfach die gehörten Wörter nachzusprechen, so gut es kann. Hört es nun, daß man einem Ding zwei verschiedene Namen giebt, so wird es sich jedesmal den aneignen, der ihm am leichtesten vom Munde geht und im Gedächtniß bleibt, d. h. in jedem einzelnen Fall das einfachere oder das hellere Lautgebilde wählen. Das phonetische Ideal ist für ein Kind, das zu sprechen anfängt, das Wort, in dem am regelmäßigsten entweder ein Vokal und ein Konsonant abwechseln, oder ein Vokal und eine jener den verschiedensten Sprachen gemeinsamen leichtesten Konsonantengruppen (besonders die sogenannte Muta cum liquida) wie pr, tr, pl, kl, fl, st, sp. Ideale Kinder-

Digitized by Google

wörter oder Lautgebilde sind z. B. Papa, Mama, Klara, lieb, bös, Kuß, écouter, adorer, perdu, grâce, restera. Einfache Vokale werden vom Kind den Diphtongen vorgezogen, Zisch- und Reibelaute, besonders mit anderen Konsonanten zusammen, ungern und schwer ausgesprochen. Je näher ein Wort diesem Ideal kommt, desto eher wird es vom Kind dem mit ihm rivalisirenden vorgezogen werden, und je mehr dergleichen leichte, hell klingende Wörter eine Sprache hat, desto mehr Aussicht hat sie, von dem Kind angenommen zu werden, das die Wahl zwischen zwei Sprachen hat. Und da ist nun eben das Deutsche mit seinen Konsonantenanhäufungen, seinen vielen Zischlauten und mannigfaltigen Diphthongen den sonoren romanischen Sprachen gegenüber entschieden im Nachtheil. Den lateinischen Vers gutta cavat lapidem non vi sed saepe cadendo wird jedes zweijährige Kind leicht nachsprechen. Man übersetze ihn ins Deutsche und sehe den Unterschied, wenn das Kind sich abmüht, Wörter wie Stein (schtein) und Tropfen (tropfn) hervorzubringen. Nun ist ja freilich das Französische schon viel dumpfer als das Latein, wie wir es aussprechen, aber immer noch viel sonorer als das Deutsche. Hat ein Kind die Wahl zwischen Lautgebilden wie ô (eau), gar (gare), sortir, kuto (couteau), dam (dame), ku (cou), vit (vite) und den entsprechenden wasr, banhof, auszin, mesr, frau, hals, schnell, so wird es selbstverständlich die Wörter der ersten Gruppe denen der zweiten vorziehen. Kommen nun noch zu Ungunsten des Deutschen, die schweren schweizerdeutschen Kehllaute dazu, so begreifen wir vollends, warum unsere Kinder in der deutschen Sprachdiaspora auf die Frage, weshalb sie nicht deutsch reden wollen, antworten: „cela me gratte la gorge.“

Fragen wir nun, was zur Stärkung und Erhaltung der deutschen Sprache gethan werden könne, so ist nur eine Antwort möglich: die Liebe zur deutschen Sprache und die Kenntniß der deutschen Schriftsprache müssen beim deutschen Schweizer gefördert werden. Der Staat kann zur Unterstützung des Deutschthums im bewußten Gegensatz zu welschem Wesen nicht in Anspruch genommen werden. Das erlauben weder die Gesetze noch die öffentliche Meinung: der Gleichberechtigung der Landessprachen gedenkt Niemand Abbruch zu thun. Selbst auf dem Gebiete der Schule ist vorläufig noch nicht viel zu machen. Das Schulwesen liegt in den Händen der Kantone, wie in Deutschland in den Händen der Bundesstaaten. So lange dem so ist, — und Niemand wünscht

Digitized by Google

im Ernst, daß sich das ändere, — können die sprachlichen Minderheiten kaum auf eine weitgehende Berücksichtigung ihrer Unterrichtsbedürfnisse Anspruch machen. Von den französischen Staaten (Genf*), Neuenburg und Waadt kann die Einführung deutscher Schulen wohl nicht verlangt werden, so wenig wie wir in Zürich oder St. Gallen französische Schulen eröffnen werden. Zur Zeit ist daher nur in den gemischten Kantonen Bern (Jura), Freiburg und Wallis, die von der Sprachgrenze durchkreuzt werden, ein Kampf um die Schule denkbar. Im Berner Jura wird früher oder später die Einrichtung deutscher Schulen zur Nothwendigkeit werden. Aber gerade dort zeigt es sich, daß wir nichts erreichen, wenn nicht in den deutschen Schweizern die Liebe zur Muttersprache kräftiger wird. Denn im Berner Jura sind thatsächlich deutsche Schulen wegen der Gleichgültigkeit der deutschen Bevölkerung eingegangen. Wie die Dinge dort liegen, darüber machen Zimmerli und Hunziker bemerkenswerthe Angaben. Nur ein Beispiel „In Willer (Envelier) findet sich eine Schule mit 25 deutschen und 8 welschen Kindern; der Lehrer spricht aber fast gar kein Deutsch." Aber, wie gesagt, unsere Deutschberner sind daran selber schuld. Ist einmal das deutsche Bewußtsein im Kanton Bern etwas stärker, so wird die Errichtung deutscher Schulen im Jura ohne Schwierigkeit durchgeführt werden. Wie es aber damit in Bern steht, zeigt der Umstand, daß das Unterrichtswesen dieses Kantons, der 450 000 Einwohner zählt (daneben 80 000 Welsche im Jura) seit fünfzehn Jahren einem Erziehungsdirektor anvertraut ist, der selber nur gebrochen deutsch spricht.**)

Die wichtigste Arbeit ist überhaupt nicht in der französischen, sondern in der deutschen Schweiz zu thun. Da muß das deutsche Bewußtsein gekräftigt werden. Zum Theil arbeiten die Verhält-

*) Die Stadt Genf hat eine kleine deutsche Schule, die mit der dortigen deutschen Pastoration im Zusammenhang steht.

**) Ueber das Deutsch des Erziehungsdirektors Gobat gehen in Bern allerlei lustige Geschichten um. Authentisch ist jedenfalls die folgende. Ein Lehrer war von der Erziehungsdirektion wegen unangebrachter körperlicher Züchtigung eines Schülers gemaßregelt worden. Lehrerschaft und öffentliche Meinung standen auf Seite des Lehrers und Herr Gobat hatte sich im Großen Rathe zu verantworten. Dabei begegnete ihm das Mißgeschick, zu bemerken, die Bernische Lehrerschaft „sei etwas roh". Nun großer Entrüstungssturm unter den deutschen Lehrern. Schon hofften diese, bei der Gelegenheit den unbeliebten Vorgesetzten loszuwerden, als sich die drohende Ministerkrisis dadurch in Heiterkeit auflöste, daß Herr Gobat erklärte, er habe sagen wollen: „etwas rauh!"

Digitized by Google

nisse selbst zu Gunsten des Deutschen. Unsere Geschäftsbeziehungen zu Deutschland sind im Zunehmen begriffen; das kräftige deutsche Reich verleiht dem Deutschthum auch in der Schweiz einen Rückhalt, den es früher entbehrte. Die deutschen Universitäten sind auf unsere studirende Jugend von großem Einfluß; denn jährlich ziehen einige hundert junger Leute nach dem Norden und lernen dort deutsche Wissenschaft, deutsche Denkmethode und deutsche Art kennen und schätzen. Ja, so merkwürdig es scheinen mag, selbst die deutsche Sozialdemokratie hat in der Schweiz ohne ihren Willen eine nationale Aufgabe erfüllt, — ganz wie vor und nach 1848 die vielen deutschen Flüchtlinge, die in der Schweiz eine neue Heimath fanden. Früher pflegten unsere radikalen Doctrinäre nach dem Westen zu blicken. Jetzt haben die deutschen Agitatoren mit ihrer naiven Glücksdoctrin und mit ihrer strammen Parteidisziplin unsere Arbeiter daran gewöhnt, deutschen „Genossen“ ihr Heil und ihre Zukunft anzuvertrauen.

Die Schule könnte durch den Geschichtsunterricht zur Stärkung des deutschen Rassenbewußtseins noch vieles thun. Ohne unschweizerisch zu werden, dürften wir unserem Volke zum Bewußtsein bringen, daß es dem großen deutschen Volksganzen angehört, und statt immer nur das Märchen von Tell weiter als Geschichte zu erzählen, sollten wir in der Volksschule auch von Barbarossa, Luther und von Friedrich dem Großen reden, — und warum nicht auch von den preußischen Befreiungskriegen, ohne die wir trotz Tell und Winkelried ein französischer Tributärstaat geblieben wären? Die Schweizer Geschichte geht mit der deutschen seit Jahrhunderten ganz parallel. Wir haben stets nebeneinander, wiewohl getrennt, gekämpft und gelitten und die Glaubensspaltung, die Religionskriege, die innere Zerrissenheit, die Vergewaltigung durch Frankreich und zuletzt das Ringen nach der Einheit mit einander erlebt. Die Vaterlandsliebe des Schweizers ist stark genug, um eine derartige weitherzigere Geschichtsbetrachtung zu ertragen, um so mehr als unsere Beziehungen zum deutschen Hohenzollernstaat von keiner Art peinlicher geschichtlicher Erinnerungen belastet sind. Weit bedenklicher und unpatriotischer ist jedenfalls die Verherrlichung, die man in der französischen Schweiz, d. h. im Kanton Waadt, dem „unvergeßlichen Laharpe“ angedeihen läßt, der nach heutigen Begriffen ein infamer Verräther war und das furchtbarste Unglück, und den unsäglichsten Jammer über die Schweiz herein-

Digitized by Google

gebracht hat, indem er im Jahre 1798 die Franzosen ins Land rief.*)

Endlich pflege man die deutsche Gemeinsprache mehr und sorge dafür, daß der Schweizer neben seiner heimathlichen Mundart auch die hochdeutsche Umgangssprache beherrschen lerne. Man sage auch dem Schweizer, daß 75 Millionen seiner Mitmenschen deutsch sprechen und er damit von Brüssel bis Siebenbürgen und vom Genfersee bis nach St. Petersburg durchkommen kann, es also höchst unpraktisch und unklug ist, die Kenntniß dieser Sprache bei seinen Kindern leichten Herzens dem Zufall eines Aufenthaltes in einem welschen Nachbarstädtchen preiszugeben. Ueberhaupt haben wir erst zu lernen, was dem Welschen längst in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß nämlich jeder Mensch nicht nur ein Interesse daran hat, die Sprachen seiner Nachbarn zu erlernen, sondern vor allem auch daran, daß seine Muttersprache sich ausbreite, weil jedes zu einer fremden Sprache übergehende Individuum sich dadurch mehr oder weniger seinem Einfluß entzieht, also einen persönlichen Verlust für ihn bedeutet.

---

*) Laharpes Mitschuldiger, der Basler Peter Ochs, ist in seiner Vaterstadt dermaßen dem allgemeinen Schimpf anheimgefallen, daß sich seine Familie vom Rath die Erlaubniß einen anderen Namen anzunehmen erwirkt hat.

Digitized by Google

Die Dienstbotenfrage:

Von

Dr. F. Damme.

Wer von der Dienstbotenfrage reden hört, kommt zunächst auf den Gedanken, daß es sich wieder einmal um die alte Klage handele, wie das Gesinde zum Nichtsthun neige, bei Arbeitsscheu und Lüderlichkeit stets höhere Ansprüche an Lohn und an Unabhängigkeit stelle, wie es Güte mit Untreue, persönliche Antheilnahme der Dienstherrschaft mit ausgesprochenem Mangel an Anhänglichkeit lohne. Das sind Klagen, welche man in alten und neuen Büchern, in der Prosa der obrigkeitlichen Verordnungen seit dem Mittelalter sowie in der Poesie der Neuzeit findet. Kein Geringerer als Goethe läßt seinen Hermann zu Dorothea sprechen:

„Aber Du hast gewiß auch erfahren, wie sehr das Gesinde
Bald durch Leichtsinn und bald durch Untreu plaget die Hausfrau."

Wir finden diese Klagen vom Humor gewürzt in Justus Möser's „Patriotischen Phantasien" und in den „Fliegenden Blättern" der Gegenwart, wir finden sie im trockenen Vortrage z. B. in Ebers Buche über das Breslauer Armenwesen von 1823 und in den parlamentarischen Ergüssen der jüngsten Tage. Die Dienstbotenfrage in diesem Sinne zieht sich also wie ein unausrottbares und, wenn wir den falschen Propheten glauben sollen, wie ein stets schlimmer werdendes Uebel durch die Geschichte der deutschen Kultur. Und dennoch hat diese Frage heute ein völlig anderes Gesicht, als sie es vor hundert, ja noch vor dreißig Jahren zeigte. Wir dürfen dabei freilich nicht vergessen, daß alle früheren Zeugnisse, welche wir über diese Frage besitzen, wohl ausschließlich oder

Digitized by Google

doch mit verschwindenden Ausnahmen von denjenigen herrührten, welche dem Gesinde als die Dienstherrschaft gegenüberstanden, daß wir es also mit Aeußerungen des Unmuths von solchen Personen zu thun haben, die das Verhältniß des Gesindedienstes nur einseitig von ihrem Standpunkte der Bequemlichkeit aus zu betrachten gewohnt waren. Der Dienende selbst, das Gesinde kam vormals gar nicht zu Wort. Wie hätte das auch geschehen sollen? Das Organ, sich bemerkbar zu machen, fehlte ihm, es hatte weder die Bildung, noch die Zeit, seine eigenen Empfindungen klarzulegen, und der Geist der Zeit war noch nicht wach geworden, welcher es dem Herrschenden ermöglichte, das Loos der Dienenden unbefangen und losgelöst vom eigenen Interesse zu betrachten. Dieser Zeitgeist ist heute lebendig geworden und wir freuen uns seiner als eines Zeichens der siegenden Gerechtigkeit im sozialen Leben. Wenn die Ueberlieferung besteht, daß die Zeiten von ehemals gekennzeichnet seien durch einen patriarchalischen Zug, der das Verhältniß zwischen Dienstherrn und Gesinde verklärt habe, so dürfen wir dadurch unsere Vorstellung nicht beirren lassen. Riehl's so anregende Darstellung in dem Kapitel „Das ganze Haus" seines Werkes „Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik" ist doch wohl etwas stark von dem Irrthum des Bestandes einer sogenannten „guten alten Zeit" durchsetzt. Das Phantom einer solchen Zeit in der deutschen Kulturgeschichte, insbesondere auf dem Gebiete des Gesindewesens, erfunden zur Erziehung der gerade lebenden Generation, gehört nicht weniger ins Reich der Mythe, wie die Vorstellung jenes goldenen Zeitalters der griechischen Sage. Zwar wird in einzelnen Gauen unseres Vaterlandes, zu gewissen Zeiten und in gewissen Schichten oder wenigstens Familien der Bevölkerung das Verhältniß zwischen Herr und Diener ein solches gewesen sein, wie wir es uns nach diesen Traditionen träumen lassen dürfen. Im Uebrigen müssen wir die Schwärmerei für die alten Verhältnisse mit dem nämlichen kritischen Geiste aufnehmen, zu welchem etwa Talleyrand's Aeußerung anregt: „Wer nicht vor 1789 gelebt hat, kennt nicht die Wonne des Lebens." Die Wonne war eben nur auf einer Seite und wäre auf jener Seite nicht alle Wonne und auf der anderen nicht alles Elend gewesen, so hätte Frankreich nicht die große Revolution über sich ergehen lassen müssen. Die Zeit der Gegenwart ist besser als die vor hundert Jahren. Wie es in Wahrheit mit dem vormaligen patriarchalischen Verhältnisse unserer

Digitized by Google

Väter zu ihrem Gesinde aussah, das lehren uns nicht nur private Aufzeichnungen, sondern vor Allem die Anordnungen der Obrigkeiten, aus deren Inhalt sich so viel für die Beurtheilung der gesellschaftlichen Zustände der Vergangenheit lernen läßt.

Von jeher ist im Deutschen Reiche der Gesindedienst als ein zweiseitiges Verhältniß angesehen. Im Sachsenspiegel, jener privaten Kodifikation des geltenden Rechts von der Hand des Ritters Eyke von Repkow aus der letzten Hohenstaufenzeit um 1250*) wird schon des Gesindes als eines besonders zu berücksichtigenden Rechtssubjektes gedacht, da nach dem Tode des Herrn von dessen Gut zu allererst der Gesindelohn gezahlt werden solle. Gegen Uebergriffe des Dienstherrn schützte der Satz des aus dem XIV. Jahrhundert herrührenden Kaiserrechts „wer seiner Arbeit lebt, soll des Reiches Frieden haben.“**) Auf dem platten Lande artete freilich das Gesindeverhältniß häufig in ein starkes Gewaltverhältniß zu Gunsten des Dienstherrn aus, namentlich, nachdem die Grundherren es schließlich durchgesetzt hatten, daß ihre Unterthanen ihnen ihre Kinder zu ein- oder mehrjähriger Dienstzeit zu stellen hatten. Immerhin blieb auch hier das Gesindeverhältniß als zweiseitiges u. A. an der Thatsache erkennbar, daß der Dienstherr zur Zahlung eines Lohnes verpflichtet war. In den Städten hat sich das Verhältniß nie derartig zu Ungunsten des Gesindes verschoben. In Folge des 30 jährigen Krieges riß eine allgemeine Verwilderung der Sitten ein, von welcher das Gesinde naturgemäß nicht verschont blieb, im Gegentheil in seinem Sinne Vortheil zog. Die Zügellosigkeit der dienenden Klasse erregte mit Recht den allgemeinen Unwillen, trug aber in der Folge zu einer ungerechten und schmählichen Behandlung des Gesindes durch die Herrschaft bei. Dieser Zeit entstammen die wohlgemeinten Anordnungen der Landesherren, welche im Sinne der allgemeinen Ordnung der Dinge im Staate lediglich als zu Gunsten der Herrschaft erlassen zu sein scheinen. Man würde indessen fehlgehen, wenn man annehmen wollte, daß die Herrscher aus den Zeiten der absoluten Monarchie, wie diese sich namentlich im XVIII. Jahrhundert ausgebildet hatte, sich allen Bedenken gegen die Befestigung des einseitigen Uebergewichtes der Dienstherrschaft

---

*) Buch I Art. 22. Eyke von Repkow's Halbstatue hat jetzt in der Siegesallee zu Berlin unter dem Standbilde des Markgrafen Albrecht II. Aufstellung gefunden.

**) Buch II Kap. 28.


Digitized by Google

im Verhältnisse zum Gesinde verschlossen hätten. Der Landesherr gab vielmehr oft erst dem Drängen der Stände nach. Die Rohheit der Auffassung von der Stellung des Gesindes, welche damals in den herrschenden Kreisen waltete, gab einem Könige von Sachsen und Polen zu der Bemerkung Anlaß: „Die Herrschaften mögen bedenken, daß Dienstboten ebenfalls Menschen seien.“ Der Lohn war dürftig. Im Havellande erhielt ein gewöhnliches Dienstmädchen als Jahreslohn zur Zeit des 30jährigen Krieges 2 Thaler und 8 Ellen Leinwand, im Jahre 1722 4 Thaler und 12 Ellen Leinwand. In Berlin waren im Jahre 1735 für eine Köchin 9—14, für ein Kindermädchen 4 Thaler jährlichen Lohnes bestimmt.*) Die schlechte Haltung des Gesindes Seitens der Herrschaft hielt auch ferner an. Die Behandlung des Gesindes mit der Peitsche gehörte zu den selbstverständlichen Zuchtmitteln und wir erfahren, daß Ende des XVIII. Jahrhunderts die schlechte Ernährung der Dienstboten ein vielbemerkter Mißstand war.**) Noch die Bestimmung der Preußischen Gesindeordnung von 1810 (§ 83), daß das Gesinde nicht gezwungen werden könne, „offenbar der Gesundheit nachtheilige und ekelhafte Speisen anzunehmen,“ läßt erkennen, daß damals die Dienstherrschaft derartige Zumuthungen an das Gesinde nicht selten gestellt hat.

Nach diesen Zeugnissen überwundener Kultur müssen wir unsere Anschauung von einem allgemeinen im guten Sinne patriarchalischen Verhältnisse zwischen Herr und Gesinde in früheren Jahrhunderten oder noch Jahrzehnten berichtigen, um nicht in den üblichen Fehler zu verfallen, die Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart zu preisen. Wir müssen uns vorhalten, daß es der humanen Auffassung des XIX. Jahrhunderts vorbehalten blieb, das Loos der Dienstboten zu verbessern und zwar zunächst thatsächlich. Es ist nun eine feine Beobachtung Tocqueville's, daß bisher vernachlässigte Klassen sich regelmäßig erst dann selbstständig zu regen beginnen, wenn der auf ihnen lastende Druck abzunehmen beginnt. Nach dieser Beobachtung dürfen wir uns nicht wundern, wenn heute, nachdem sich thatsächlich die Lage des Gesindes besser gestaltet hat, die Dienstboten selber den Ruf erheben, den

*) Vgl. die allerdings nur in ihrem ersten Theile S. 237—264 werthvolle Arbeit von Kollmann „Geschichte und Statistik des Gesindewesens in Deutschland in Hildebrand's Jahrbüchern 1868.

**) Vgl. Krünitz, Das Gesindewesen nach Grundsätzen der Oekonomie und Polizeiwissenschaft 1779.


Digitized by Google

vorhandenen ihnen günstigen Thatbestand in die Fesseln des Rechtes zu schlagen. Wir dürfen uns darüber umso weniger wundern, als es doch nur eine Frage der Zeit war, daß die Agitation, welche die Massen der gewerblichen Arbeiter erfaßt hat, nun auch versuchte, die Reihen der Dienstboten für ihre Zwecke zu gewinnen. Naturgemäß bot für eine agitatorische Bewegung unter den Dienstboten die Großstadt das erwünschte Versuchsfeld und als die günstigste Zeit für den ersten Angriff durfte mit gutem Grunde der Hochsommer angesehen werden, wo ein erheblicher Theil der Dienstherrschaften in der Sommerfrische weilt. So standen dem Gesinde freie Abende zum Besuche von Volksversammlungen*) zu Gebote, in denen ihre Sache verhandelt wurde. In Folge dieser Thatsachen machte im Jahre 1899 eine große Anzahl von Berliner Familien, als sie von ihren Sommerreisen nach Hause zurückkehrte, die Erfahrung, daß in dem Wesen ihres Gesindes eine bemerkbare Veränderung eingetreten war und Aufsässigkeit und Unverfrorenheit sich geltend machte, wo bis dahin ein gewisses Maaß von Unterordnung und Bescheidenheit bestanden hatte. Es zeigten sich hierin die ersten Folgen des keimenden Klassenbewußtseins unter den mehr als 60 000**) Dienstboten, welche die deutsche Kaiserstadt zur Zeit zählt. Man darf sich nun durch derartige Ausartungen der jungen Bewegung nicht irre machen lassen, wenn man der Prüfung der Forderungen nachgehen will, welche sich hieran knüpfen. Ignoriren läßt sich die aufgetauchte Frage nicht mehr, um so weniger, als sich mit Sicherheit voraussehen läßt, daß wir erst am Anfange der Bewegung stehen und daß in der kommenden Saison und in den nächsten Jahren die Agitation mit weiterem Erfolge und noch größerem Geschicke aufgenommen werden wird. Viel dienlicher, als über die Frage hinwegzugleiten, ist es vielmehr, ihr klar zu rechter Zeit ins Auge zu schauen. Mit gutem Grunde haben sich daher auch bereits der Berliner Frauenverein und der Verein Berliner Hausfrauen in ihren Versammlungen vom 19. Oktober und vom 22. November 1899 mit der Frage beschäftigt und gewisse Leitsätze aufgestellt, auf deren Inhalt später noch zurückzukommen sein wird. Es lag für die Frauenvereine besonders nahe, sich dieser Frage anzunehmen, da das wesentliche Kontingent der Dienstboten das

*) Die erste große Volksversammlung dieser Art fand am 19. August statt.

**) Nach der Berufszählung vom 14. Juni 1895.


Digitized by Google

weibliche Geschlecht stellt. Nach der Berufszählung von 1895 befanden sich unter insgesammt 1 339 000*) Dienstboten im Deutschen Reiche 1 314 000 weibliche und nur 25 000 männliche. In Berlin selbst ließen sich neben 60 000 Dienstmädchen nur 1145 männliche Bediente feststellen. Wiewohl sonach die weibliche Bevölkerung in erster Linie an der Gesindefrage interessirt ist, so leuchtet deren Wichtigkeit auch für die Männerwelt und für die Leser dieser Zeitschrift sofort ein, wenn man erwägt, welche Bedeutung der Dienstbote in der deutschen Familie überhaupt hat und wie ernst die Stellungnahme zu dem sich bietenden Problem ist, wenn man dieses eben nur als einen Theil der sozialen Frage im Allgemeinen betrachtet. Will man hier zu einer gerechten Beurtheilung gelangen, so wird man die Einrichtung des Gesindedienstes im Verhältnisse zum allgemeinen Volksleben und sodann die besonderen Verhältnisse betrachten müssen, unter welchen das Gesinde selbst lebt.

Ueber die Nothwendigkeit des Gesindewesens ein Wort zu sagen, hieße Säulen nach Athen tragen.

Diese Nothwendigkeit tritt nicht einmal in dem prozentualen Verhältniß der vorhandenen Dienstboten zur Gesammtbevölkerung des Deutschen Reiches so erheblich hervor, wie man meinen sollte. Denn nach der Zählung von 1895 befanden sich nur etwas mehr als 2 Prozent der Bevölkerung im Gesindedienst. Dreizehn Jahre früher bei der Zählung von 1882 erreichte das Verhältniß noch nahezu 3 Prozent. In diesem Zeitraume von 13 Jahren hat sich bei einer Bevölkerungszunahme von 15,5 Prozent das Dienstbotenpersonal nur um 15 000 Personen oder um 1 Prozent vermehrt. In Berlin machten die Dienstboten 1882 noch 5 Prozent der Bevölkerung, 1895 nur noch 3,8 Prozent dieser aus. Aehnlich ist das Verhältniß auch in anderen Großstädten, wie München, nicht so stark z. B. in Hamburg, Straßburg u. a. gesunken. Welchen Schluß dürfen wir hieraus ziehen? Jedenfalls den, daß der Zudrang zu Gesindestellen keinen Schritt mit dem Wachsthum der Bevölkerung hält. Das würde an sich bedeutungslos sein, wenn auch die Zahl der Familien, welche der Dienstboten benöthigt, ebenfalls nur in dem Verhältnisse wachsen würde, wie das Angebot der Dienstboten. Dies ist aber offenbar nicht der Fall, an vielen

*) Die Zahlen sind hier stets nach Tausenden derart abgerundet, daß Hunderte unter 500 außer Ansatz geblieben, Hunderte über 500 als volles Tausend gerechnet sind.


Digitized by Google

Orten, jedenfalls aber in Berlin ist der Dienstbotenmangel notorisch und erheblich. Die Berliner Bevölkerung ist von 1882 bis 1895 um 28 Prozent gewachsen, die Zahl der Dienstboten aber nur um 5 Prozent. Wäre das Wachsthum beiderseits gleich gewesen, so müßte Berlin heute etwa 20 000 Dienstboten mehr zählen als es thatsächlich hat. Da aber etwa zwei Drittel des Zuzuges der Gesammtbevölkerung keiner Dienstboten bedarf so reduzirt sich der wirkliche Fehlbetrag an Dienstboten auf etwa 6000. Forscht man nach dem Grunde für diese Erscheinung, so wird man ihn in dem Zuge des früheren Gesindematerials in die Fabriken und in andere freiere Stellungen zu finden geneigt sein. Diese Annahme wird durch die Thatsache unterstützt, daß der Abzug der natürlich noch mehr vom Freiheitsdrange erfüllten männlichen Dienstboten ein absoluter ist. Denn während im Jahre 1892 im deutschen Reiche noch 42 510 männliche gezählt wurden, gab es deren 1895 nur nur noch 25 359. In derselben Zeit ist die Zahl der männlichen Dienstboten in Berlin von 1906 auf 1145 gesunken.*)

Diese große und anhaltende Verringerung des Dienstbotenpersonals äußert ihre Folgen zunächst in einer Lohnsteigerung und gleichzeitig in der Erhöhung der sonstigen Ansprüche der Dienstboten an ihre Haltung Seitens der Dienstherrschaft. Diese Tendenz findet ihre Förderung durch das Institut der Gesindevermiether, welche aus den erwachsenen Verhältnissen auf ihre Art Vortheil ziehen.

Da der Gesindevermiether von der Vermittlung von Gesindedienstverträgen lebt, die Zahl dieser Verträge aber mit der Abnahme der Zahl der Dienstboten nothwendig abnimmt, so muß die Häufigkeit des Wechsels der einzelnen Dienstboten den Ausfall an Vermittlungsgebühren für die Einstellung neuer Dienstboten ersetzen. Der Vermittler sieht es also gern, wenn der Dienstbote, den er soeben vermiethet hat, alsbald diesen Dienst wieder aufgiebt. Er wird daher die Dienstboten zur Aufgabe des Dienstes ermuntern und hat damit Erfolg, wenn er einen höheren Lohn versprechen kann. Dies kann er aber, weil die Nachfrage nach Dienstboten steigt und dieses Geschäft hat für ihn noch besonderen Reiz, da er die Höhe seiner Gebühr nach der Höhe des Miethslohnes

*) Allerdings darf man hier nicht außer Acht lassen, daß für Berlin diese Abnahme theils auch dadurch ihre Erklärung findet, daß ein erheblicher Theil der männliche Dienstboten haltenden Familien inzwischen in die Vororte verzogen ist.


Digitized by Google

abstuft. Er hat also ein Interesse an der aufsteigenden Tendenz des Lohnes, vermittelt demnach nicht mehr als unparteiischer, ehrlicher Makler zwischen zwei Interessenten, sondern steht mit seinem Interesse vollständig auf Seiten der einen Partei, der Dienstboten. Dies ist ein unnatürlicher Zustand, dem durchaus durch Einrichtung von unabhängigen Dienstbotennachweisen, sei es kommunaler Bildung, wie es der Berliner Frauenverein fordert,*) sei es privater Art in Anknüpfung an große Vereine oder durch selbständige Bildung solcher zu eben diesem Zwecke, ein Ende bereitet werden muß. Von heute auf morgen wird das freilich nicht möglich sein und so werden sich die Folgen des steigenden Lohnes zunächst weiter bemerkbar machen. Ein Theil der Familien, welche sich vordem Dienstboten halten konnten, wird dies aufgeben müssen, weil sie diesen erhöhten Ansprüchen nicht mehr gerecht werden können. So tritt schon jetzt die Warnung an alle Familien heran, welche hiermit rechnen müssen, bei Zeiten ihre Töchter dazu anzuhalten, sich selbst bedienen und einen Haushalt nöthigenfalls auch ohne Dienstboten führen zu lernen. Auf der anderen Seite werden die Dienstherrschaften die künstlich gesteigerte Neigung des Gesindes zum schnellen Wechsel seiner Stellen nicht noch dadurch erhöhen dürfen, daß sie selbst die übliche Miethszeit von einem Vierteljahr mit sechswöchentlicher Kündigung auf einen Monat mit 14tägiger Kündigung herabsetzen. Der ganze Nutzen des leichten Wechsels der Dienstboten für die Herrschaft wird dadurch wieder aufgehoben, daß, wie wir auch schon aus Hermann und Dorothea lernen können, im Grunde doch nur die Fehler gewechselt werden. Der Wechsel des Dienstbotenpersonals tritt von selbst häufig genug ein. Er liegt in der Natur des Dienstbotenberufs. Denn dieser ist kein Lebensberuf, sondern eine Durchgangsstellung, wenigstens für die überwiegende Anzahl der in Betracht kommenden Personen. Diese Thatsache spiegelt sich in der Statistik deutlich wieder. Von allen Dienstboten sind heute nur 16 Prozent dreißig Jahre alt und älter, die große Masse von 84 Prozent dient nicht über das 30. Lebensjahr hinaus. Nach den Zählungen von 1882 und 1895 standen im Alter von 20 bis unter 30 Jahren 535 000 und 509 000 weibliche Dienstboten, im Alter von 30 bis 40 Jahren nur noch 97 000 und 102 000. Wie ist diese plötzliche rapide Abnahme um 81 Prozent im Alter von 30 Jahren zu erklären? Nur auf eine Weise.

*) Vgl. „Die Frau“ 1899 S. 120.

Digitized by Google

Auf den natürlichen Abgang durch Tod lassen sich nach allgemeinem Durchschnitt nur 18 Prozent abrechnen. Nur zu einem geringen Prozentsatz läßt sich ferner der Abgang nach anderen Berufsarten: im Handel und in Fabriken oder auf schlüpfrigen Pfaden veranschlagen, höchstens zu 10 Prozent. Der ganze Rest von 50 Prozent verschwindet offenbar dadurch, daß er geheirathet wird. Das Dienstverhältniß erscheint demnach für einen großen Theil der weiblichen Welt als Vorschule für die Ehe. Hierin liegt ein Theil der großen sozialen Bedeutung des Gesindedienstes. In vielen Hunderttausenden von bestehenden Ehen ist die Frau aus dem Dienstbotenberufe hervorgegangen. Diese für die Beurtheilung unseres Volkslebens so hoch bedeutsame Thatsache nöthigt uns, das Recht, unter welchem der Dienstbote lebt, nicht nur unter dem Gesichtspunkte zu betrachten, welchen das zeitweilige Verhältniß zwischen Herrschaft und Gesinde giebt, sondern unter einem höheren, von welchem aus auch die zukünftige Bestimmung des letzteren nicht außer Acht gelassen wird.

Die Gesetzgebung hat im Auge zu behalten einerseits die Forderungen, welche das Institut, dem gedient wird, d. i. die Ordnung in einem fremden Haushalt, an den Dienenden stellt und andererseits die billige Rücksicht auf die Person des letzteren selbst. Es wird gesagt, daß die bestehende Gesetzgebung bezüglich des Gesindes den ersteren Gesichtspunkt zu stark, den letzteren zu wenig beachte. Mit diesem Vorwurfe kann man aber nur die ältere partikulare Gesetzgebung der Bundesstaaten*) treffen wollen, denn die Gesetzgebung des deutschen Reichs hat nicht eine einzige Bestimmung, über welche die Dienstboten sich beklagen könnten, wie eine kurze Uebersicht erkennen läßt. Vor Allem schützt das Reichsrecht**) in bestimmter Weise den Lohn des Gesindes gegen den vorzeitigen Zugriff durch die Gläubiger und im Konkurse der Brodherren.***) Daß der Dienstbote nicht zum Schöffen und Geschworenendienste herangezogen wird†), liegt in der Natur der Aufgabe des Gesindedienstes. Ueberdies trifft diese Bestimmung nur die wenigen männlichen Dienstboten und hat für die ganze Masse der weiblichen Dienstboten keinen Belang. Begeht ein

*) Vgl. Neubauer, Zusammenstellungen des in Deutschland geltenden Rechtes 1880 S. 145—172.

**) Civilprozeßordnung § 850 Ziffer 1.

***) Konkursordnung § 61 Ziffer 1.

†) Gerichtsverfassungsgesetz § 33 Ziffer 5.



Dienstbote einen Diebstahl oder eine Unterschlagung an Sachen von unbedeutendem Werthe, so wird er nicht schlechter behandelt wie ein Angehöriger seines Dienstherrn, indem diese Strafthaten nicht von Amtswegen, sondern nur auf Antrag des verletzten Dienstherrn verfolgt werden dürfen. Das soeben in Kraft getretene Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich endlich hat zwar die landesgesetzlichen Vorschriften des Gesinderechts im Allgemeinen unberührt gelassen*), jedoch eine Reihe sehr wichtiger und tief zu Gunsten der Dienstboten in das Leben einschneidende Bestimmungen getroffen, welche durch die Landesgesetzgebung fortan zwar noch zu weiteren Gunsten, nicht aber zu Ungunsten des Gesindes verändert werden dürfen. Danach steht zunächst dem Dienstherrn ein Züchtigungsrecht dem Gesinde gegenüber nicht zu.**) Diese Bestimmung ist als unbedingtes Verbotsgesetz von größter Tragweite. Denn, wenngleich auch jetzt schon z. B. in Preußen insbesondere nach der Gesindeordnung v. 8. November 1810 dem Dienstherrn ein Züchtigungsrecht gegenüber dem Gesinde nicht zugesprochen ist***), so darf fortan auch kein Bundesstaat, also auch nicht Preußen ein solches Recht dem Dienstherrn zusprechen. Man mache sich demgegenüber klar, daß das ganze Züchtigungsrecht der Lehrer gegenüber den Schülern lediglich auf Verwaltungsvorschriften in den einzelnen Bundesstaaten beruht. Man mache sich ferner klar, daß nach der Reichsgewerbeordnung der gewerbliche Lehrling der „väterlichen Zucht“ seines Lehrherrn unterworfen ist, und man mache sich endlich klar, daß das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich†) dem Vater gestattet, „angemessene Zuchtmittel“ gegen das Kind anzuwenden. Gegenüber Dienstboten soll aber jedes Zuchtmittel ausgeschlossen sein. Nun wird es uns nur mit Genugthuung erfüllen, wenn wir wissen, daß ältere Dienstboten, welche ohnehin der Zucht entwachsen sind, gegen den rohen Zorn ihrer Herrschaft geschützt sein sollen. Bedenken wir aber, daß es im Jahre 1882 in Deutschland 64 000 Dienstboten unter 15 Jahren und im Jahre 1895 186 000 Dienstboten unter 16 Jahren gab, so legt man sich doch die Frage vor, weßhalb diese große Menge ganzer und halber Kinder, welche zu ihrer eigenen Schulung und

*) Strafgesetzbuch § 247.

**) § 95 der Einführungsges. zum Bürgerl. Ges. Buch.

***) Vgl. Urtheil des Reichsgerichts v. 12. April 1880 in den Entscheidungen in Strafsachen Bd. II S. 7.

†) § 1631.

Digitized by Google

Ausbildung in den Gesindedienst eintreten, mit dem Eintritt in diesen aller jener Zuchtmittel überhoben sein sollen, welchen der gleichaltrige Schüler und Lehrling und das Hauskind unterworfen bleiben.

Die zweite wichtige Bestimmung des Bürgerl. Gesetzbuchs*), welche hierher gehört, ist die, daß der nicht etwa in Folge eigenen groben Verschuldens erkrankte Dienstbote auf die Dauer von 6 Wochen, aber allerdings nicht über die Dauer des Dienstverhältnisses hinaus, von der Dienstherrschaft verpflegt werden muß. Es kommt also in Zukunft nicht mehr wie bisher, nach der altpreußischen Gesindeordnung**) nur der Fall in Frage, wo der Dienstbote die Krankheit sich durch den Dienst oder die Gelegenheit desselben zugezogen hat, sondern auch z. B. der, wenn der Dienstbote sich bei einem Tanzvergnügen ohne eigenes grobes Verschulden einen Armbruch zugezogen hat.

Endlich bestimmt dasselbe Gesetzbuch, daß der Dienstherr in Ansehung der Wohn- und Schlafräume, der Verpflegung sowie der Arbeits- und Erholungszeit diejenigen Einrichtungen und Anordnungen zu treffen hat, welche mit Rücksicht auf die Gesundheit, die Sittlichkeit und die Religion der Dienstboten erforderlich sind. Für verständige und human denkende Dienstherrschaften versteht sich der Inhalt dieser Bestimmungen von selbst. Anders steht es allerdings mit der Möglichkeit, diese durchzuführen, und namentlich sie in einem Sinne durchzuführen, welcher nicht zu den größten Unbilligkeiten gegen die Herrschaft führt, wird eine Aufgabe der Weisheit der Polizei- und der richterlichen Behörden sein. In sehr vielen Fällen, auf dem Lande wie in großen und kleinen Städten, wird der Dienstherr selbst weder für sich noch für seine Familie im Stande sein, Wohn- und Schlafräume, Verpflegung, Arbeits- und Erholungszeit so einzurichten, wie dies nach dem Bürgerl. Gesetz-Buch erforderlich erscheinen mag.

Immerhin werden jene Vorschriften für die Einführung einer angemessenen Wohnungspolitik einen wirksamen Rückhalt bieten und wenigstens die Allgemeine Aufmerksamkeit stets aufs neue auf die Einhaltung einer verständigen Lebensführung aller Klassen der Bevölkerung lenken. So dürfen wir auch von diesen Gesichtspunkten aus das bedeutende Gesetzeswerk der deutschen Nation als

*) § 617.

**) § 86 u. 88.


Digitized by Google

einen unschätzbaren Fortschritt in der allgemeinen Gesittung begrüßen.

Gegenüber diesen hochmodernen gesetzgeberischen Auslassungen erscheinen allerdings die älteren Gesindeordnungen der einzelnen deutschen Staaten, insoweit sie nicht im Hinblick auf das Bürgerl. Gesetzbuch bereits revidirt sind, zum Theil überlebt. So die Gesindeordnung für die altpreußischen Provinzen vom 8. November 1810, welche nunmehr bald auf ein Alter von 90 Jahren zurückblicken kann und die zum Theil dieser nachgebildeten Gesindeordnungen für die Hohenzollernschen Lande von 1843, für die Rheinprovinz vom 19. August 1844 und für Neuvorpommern und Rügen vom 11. April 1845. Im vormaligen Kurhessen gilt eine Gesindeordnung von 1816, in Nassau eine solche von 1819, in Frankfurt a. M., Schleswig-Holstein sind Bestimmungen aus den Jahren 1822 und 1840, im Hannoverschen sechs verschiedene Verordnungen aus den Jahren 1838—59, insgesammt in Preußen 18 verschiedene Gesindeordnungen in Geltung. Nun läßt sich nicht verkennen, daß alle diese Gesetze aus den im Eingange dieses Aufsatzes geschilderten Gründen ausgehen von dem Interesse der Dienstherrschaft und, wenn auch keineswegs, wie das übertriebene Urtheil oft lautet, die Rechte der Dienstboten mißachten, so doch weniger betonen. Indessen wird man hier sagen dürfen, daß der größte Theil der den Dienstboten ungünstigen Bestimmungen durch die Uebung längst überwunden ist. Die Kritik Mengers, daß das deutsche Gesinderecht noch an die Zeiten der Leibeigenschaft erinnere, ist ganz gewiß übertrieben. Eine von mehr paritätischen Grundsätzen ausgehende Neuordnung der Dinge würde weniger neues Recht schaffen als vielmehr eine bereits bestehende Gewohnheit sanktioniren. Insoweit erscheint auch die Forderung die Umgestaltung der Gesindeordnungen durchaus nicht revolutionär, sondern vielmehr zum überwiegenden Theile nur zeitgemäß. Dem haben inzwischen in den letzten Jahren eine große Reihe deutscher Bundesstaaten, wie Bayern, Würtemberg, Sachsen, Hessen, Oldenburg, Hamburg u. A. Rechnung getragen, indem sie die Gesindeverhältnisse theils durch selbständige Gesetze, theils, wie Bayern, in dem Ausführungsgesetze zum Bürgerl. Gesetzbuche neu geregelt haben. In Preußen scheint eine solche Neuregelung allerdings z. Zt. nicht in Aussicht zu stehen. Aber manche Einrichtungen des Preußischen Rechtes sind auch hier nicht mehr lebendig. Insbesondere wird die Frage, bo die zwangsweise Rückführung des entlaufenen Gesindes durch die

Digitized by Google

Polizei noch eine Einrichtung praktischen Rechtes sei, eher verneint als bejaht werden können. Denn selten wird eine Dienstherrschaft einen widerwilligen Dienstboten in ihren Haushalt zurückwünschen. In Würtemberg und Hamburg ist denn auch bereits gesetzlich jeder Zwang beseitigt. Auch über die Frage der Beibehaltung der Dienstbücher, deren Führung durch die Verordnung vom 29. September 1896 in Preußen obligatorisch gemacht ist, läßt sich streiten. In den deutschen Reichslanden Elsaß-Lothringen kommt man ebenso wie in Frankreich seit mehr als hundert Jahren ohne Dienstbücher aus. Die Zeugnisse der Dienstherrschaften sind überdies sehr oft nichtssagend und werthlos, deren Fälschung aber leicht und nur schlecht zu kontroliren. Auch erscheint die Erwägung nicht durchschlagend, daß das, was für das vorgeschrittene Dienstbotenmaterial des Westens gut und verständig sein möge, erzieherisch bedenklich für das Dienstbotenmaterial des zurückgebliebenen Ostens sei. Allerdings bilden in dieser Hinsicht, wie das auch in den Motiven zum Bürgerl. Gesetzbuch anerkannt ist, die Territorien des deutschen Reiches eine heterogene Masse. Allein auch hier wird mit Hülfe der Erleichterung des Ortswechsels der Ausgleich in unseren Tagen weit schneller erfolgen, als ehemals.

Neben der Abschaffung der Gesindebücher spielt die Forderung der Ausdehnung der obligatorischen Kranken- und Unfallversicherung auf Dienstboten eine hervorragende Rolle in der Agitation unter dem Gesinde. Es läßt sich annehmen, daß, wie bereits die Invaliditäts- und Altersversicherung seit dem Reichsgesetz vom 22. Juni 1889 den Dienstboten zu Gute kommt, allmählich auch die grundsätzlichen Bedenken gegen die Ausdehnung der anderen Reichsversicherungsgesetze auf diese Klasse der Bevölkerung schwinden werden.*)

Die fernere Forderung nach guten Schlafräumen für das Gesinde ist gewiß begründet, läßt sich aber nicht sofort allgemein erfüllen, da sie zunächst eine folgerichtige Wohnungspolitik im großen Stile voraussetzt.

Wenn aber soeben im Berliner Hausfrauenverein die Behauptung aufgestellt ist, die Bezeichnung „Gesinde" sei nicht mehr zeitgemäß, man solle die Dienstboten fortan als „Angestellte im Hausdienst" bezeichnen, so ist dies ein Ausfluß überspannter sozialer Empfindlichkeit. Das Wort „Gesinde" oder „Dienstbote"

---

*) Vgl. Fuld in Conrad's Jahrbüchern. Jahrgang 1895. S. 64 ff.

Digitized by Google

bedeutet nichts ehrenrühriges, und nicht der Name, sondern die Aufgabe eines Berufs prägt dessen soziale Werthschätzung. Wenn indessen Worte glücklich machen, so wird man sich diese Verwandlung des Dienstboten- in einen „Haushaltungsangestellten“ ebenso gefallen lassen, wie die im Bürgerlichen Gesetzbuch vollzogene Verwandlung des „Dienstherrn“ in den „Dienstberechtigten“ und des „Dienenden“ in den „Dienstverpflichteten“.

Die letzte Forderung, welche nicht nur von sozialdemokratischer Seite, sondern auch im Berliner Frauenverein*) aufgestellt ist, die Unterstellung der Dienstboten unter die Gewerbeordnung, ist zugleich die bedenklichste. Darauf kommt natürlich nichts an, ob man die gesinderechtlichen Verhältnisse nicht mehr in besonderen landesgesetzlichen Gesindeordnungen, sondern in einem Reichsgesetz ordnet, welches die Bezeichnung „Gewerbeordnung“ führt. Insoweit darf man der entsprechenden Resolution des Berliner Frauenvereins unbedenklich beistimmen. Ganz anders sieht sich aber die Sache an, wenn man die Tendenz jener Forderung genau ins Auge faßt. Denn diese geht gewiß nicht oder doch nicht allein auf eine äußere Abwälzung der Gesetzgebung in diesem Punkte von den Bundesstaaten auf das Reich, sondern auf eine innere Verschiebung der Auffassung von der Stellung des Gesindes zur Dienstherrschaft und zwar im Sinne radikaler Lockerung, aus. Während zur Zeit wenigstens noch in zahlreichen Gegenden und in wichtigen Schichten der Bevölkerung der Gedanke lebendig ist, daß der Dienstbote, der im Haushalte lebt, ein Stück der Familie und als solches zu halten ist, soll in Zukunft der Dienstbote sich nicht mehr dieses Bandes bewußt werden. Während heute noch vielfach die Familie an dem persönlichen Geschicke des Dienstboten und der Dienstbote an dem der Familie Antheil nimmt, Trauer und Krankheit auf beiden Seiten noch Rücksicht findet, sollen diese persönlichen Beziehungen fortan aus dem Verhältnisse ausscheiden. Während die Vertheilung von Schlaf, Ruhe und Arbeit, die Art und Menge von Essen und Trinken, die Vertheilung der Arbeit unter mehreren Dienstboten und viele andere Dinge, welche Rücksichtnahme persönlicher Art auf die jeweiligen Lebensverhältnisse bedingen, bisher nach den individuellen Voraussetzungen innerhalb eines bestimmten Hausstandes geregelt waren, soll in Zukunft eine allgemeingültige Ordnung der Dinge vorgesehen werden, welche an

*) Vgl. „Die Frau“ 1899. S. 120.

Digitized by Google

die Stelle des persönlichen Momentes ausschließlich ein von kahlen Rechtswänden umschlossenes Verhältniß zwischen der Dienstherrschaft und dem Gesinde schafft. Versuche, durch obrigkeitliche Vorschriften eine generelle Regelung dieser Verhältnisse anzustreben, sind übrigens in den letzten Jahrhunderten verschiedentlich gemacht, aber durchweg mißglückt. Niemand hat sich an die Vorschriften gekehrt und die Obrigkeiten haben ihre Autorität nutzlos aufs Spiel gesetzt, denn die Kontrole war nicht durchführbar. Das wäre heute schon anders, man würde neben den Gewerbeinspektoren Hausstandsinspektoren mit gleichen Rechten und Pflichten wie jene einsetzen. Damit wäre ein lästiges Eindringen in die privaten Interessen nothwendig verknüpft und das Behagen zahlloser deutscher Familien gestört. Die Folge derartiger Einwirkungen wäre aber gewiß die, daß die Dienstboten, dem Beispiele der gewerblichen Arbeiter folgend, Forderungen, zu deren Stellung sie sich berechtigt glauben, auf dem nämlichen Wege durchzusetzen versuchen werden, welchen jene einzuschlagen pflegen: durch Einstellung der Arbeit. Daß dies der Wünsche letztes Ziel ist, dafür bürgt der Ruf nach Aufhebung des Preußischen Gesetzes, betr. die Verletzung der Dienstpflichten des Gesindes und der ländlichen Arbeiter v. 24. April 1854. Denn die Bedeutung und der Kern dieses Gesetzes liegt in dem Koalitionsverbot der betroffenen Personen. Danach ist es dem Gesinde bei Gefängnißstrafe bis zu einem Jahre verboten, die Dienstherrschaften zu Zugeständnissen dadurch zu nöthigen, daß sie die Einstellung der Arbeit oder die Verhinderung derselben bei einzelnen oder mehreren Dienstherrschaften verabreden oder Andere zu einer solchen Verabredung auffordern. Wozu sollte es nun führen, wenn z. B. in Zeiten, wo gewisse Kinderkrankheiten epidemisch sind, sämmtliche Kindermädchen höheren Lohn oder jeden Sonntag einen Braten oder zwei freie Tage in jeder Woche fordern und diese Forderungen durch allgemeine Verweigerung der Arbeit im Haushalt in ihrem Ernst verständlich machen?

Freilich darf man sich auf die Wirkung derartiger Verbotsgesetze gerade dann nicht verlassen, wenn ihre Anwendung am meisten Noth thäte. Wird einmal die Organisation des Gesindes eine gewisse Höhe erlangt haben, so wird kein Gesetz die Dienstboten hindern, sich zu Arbeitseinstellungen zu verbinden. Man steht hier vor keiner zu unterschätzenden Seite der sozialen Frage. Der Lohnkampf der gewerblichen Arbeiter und die Bestrebungen des Gesindes unterscheiden sich zwar heute noch in einem wesentlichen

Digitized by Google

Punkte, in dem es bei ersterem sich nur oder doch vorwiegend um die Höhe der Geldentschädigung für geleistete Arbeit handelt, bei den letzteren aber nicht nur der geldwerthe Lohn, sondern auch noch vielfache anderweite Verhältnisse in Frage kommen, welche ihre Voraussetzung in der Thatsache haben, daß das Gesinde im fremden Haushalte lebt, Wohnung, Kost, Wäsche u. s. w. mit der Dienstherrschaft theilt. Sobald aber einmal diese Vorbedingung wegfallen und das Gesinde das gemeinschaftliche Leben im Haushalte der Herrschaft aufgeben, in eigener Wohnung und nach eigener Kost leben sollte, wären auch die Voraussetzungen für einen reinen Lohnkampf gegeben. In anderen Ländern mögen diese Voraussetzungen bereits gegeben sein, wir haben an unsere Aufwärterinnen eine Art Vorgeschmack dieses Verhältnisses und schon fehlt es an Stimmen nicht, welche die Errichtung von Gesindekasernen fordern, in denen das beschäftigte Gesinde gemeinschaftlich und frei von der Kontrole des Haushaltes lebt und sich selbst beköstigt. Daß eine derartige Entwickelung in Zukunft das Leben zahlloser Familien bei uns von Grund aus umgestalten müßte, liegt auf der Hand. Ob sie auch, abgesehen von den Interessen dieser Familien, für die Nation erwünscht wäre — wer möchte diese Frage heute leichten Herzens bejahen? Soviel scheint klar zu liegen, daß soziale Bildungen und Vorgänge ungeachtet aller Gesetzgebung ihren eigenen Weg haben und es insofern ziemlich gleichgültig ist, ob man es bei den partikularen Gesindeordnungen beläßt oder die Frage reichsgesetzlich, wenn auch nur in bestimmten Beziehungen, zu regeln versucht. Das Schwergewicht der zukünftigen Gestaltung dieser Verhältnisse wird in der thatsächlichen Entwickelung der Beziehungen zwischen Herrschaft und Gesinde liegen und es ist gewiß, daß hier von Bedeutung sein wird, ob es den Dienstherrschaften gelingt, durch verständiges Eingehen auf die berechtigten sozialen Forderungen der Dienstboten der agitatorischen Bewegung unter den letzteren den Wind aus den Segeln zu nehmen.

Digitized by Google

Ueber Paul Deußens „Allgemeine Geschichte der Philosophie".*)

Von

Karl Gjellerup.

Ein witziger Freund äußerte sich einmal folgendermaßen zu mir über eine neu erschienene Geschichte der Philosophie: „Das Werk ist außerordentlich verständlich geschrieben. Das Einzige, was unverständlich bleibt, wenn man es durchgelesen hat, ist wie jemals Jemand sich was aus der Philosophie gemacht hat, und wie es sich sogar lohnen kann, ihre Geschichte zu schreiben." Ich höre mit Freude, daß dieser Freund sich das vorliegende Werk angeschafft und sich darüber hergemacht hat; er wird darin garnichts Unverständliches finden.

In der That deckt der Verfasser schon auf den ersten Seiten mit wohlthuender Klarheit den vitalen Nerv aller echten Philosophie auf: das Behandeln des ganzen empirischen Stoffes als etwas, was noch der Erklärung bedarf, das Hindurchgreifen durch die Erfahrung, um den Kern, das Wesen an sich der Welt, zu erfassen. Damit zeigt er auf das tua res agitur, das vom Portal dieses Heiligthums jedem denkenden Menschen entgegenleuchtet. Denn wer wäre da, dem jene Fragen: „was ist die Welt? was

*) Wir bringen die folgenden inhaltsreichen Seiten über ein bedeutendes Buch nicht ohne Vorbehalt, was die darin entwickelten Ansichten betrifft. Die altindischen Anschauungen sind sehr wichtig für Völkerkunde und Kulturgeschichte, zur Geschichte der Philosophie als Wissenschaft haben sie keine Beziehung. Die Religionslehre als Metaphysik oder Religionsbücher als Quellen für die Geschichte der Philosophie anzusehen, scheint uns ein falscher Gesichtspunkt, und der Werth der indischen Religionsvorstellungen ist wohl geringer einzuschätzen, als es hier geschieht. Bei alledem wird die folgende Abhandlung mit Interesse gelesen werden. Die Redaktion.

Digitized by Google

bist du selbst?" nicht im eigentlichsten Sinne anginge? Keiner in der That, nur daß Einige in positivistischer Zeitgemäßheit sich für diese Fragen taub gemacht haben, während die Menge ihre metaphysischen Antworten aus Quellen bezieht, die gewöhnlich nicht zum Gebiete der Philosophie gerechnet werden.

Aber eben diese Bestimmung der Philosophie als Metaphysik muß auch dazu führen, ihre Geschichte als die vollständige Geschichte der Befriedigungsversuche des metaphysischen Triebes, der der Menschheit innewohnt, aufzufassen.

Daraus folgt, daß man nicht nur die Philosophie der Philosophen, in engerem Sinne, behandelt, sondern auch die Religionen in den Kreis der Betrachtung zieht: und zwar nicht nur, weil die philosophischen Systeme vielfach in Beziehung zur Volksreligion stehen, sondern in dem Sinne, daß die Religionen an sich der Beachtung des Geschichtsschreibers der Philosophie werth sind. „Denn, was die Urheber derselben ursprünglich inspirirte, das war, so kraus und bunt verbrämt es auch oft in den Dogmen auftritt, ein sehr Reales, innerlich Erlebtes und Geschautes, — war, wenn man so will, eine Offenbarung, welche, als eine und dieselbe in allen Zeiten und Ländern aus den Abgründen unseres Innern uns entgegenquillt, und wir würden vielfach gerade auf das Beste von dem, was wir suchen, verzichten müssen, wollten wir das religiöse Element von unserer Betrachtung ausschließen."

Es kann uns nicht wundern, daß Deußen zuerst der Geschichte der Philosophie diese Aufgabe gestellt hat. Denn bekanntlich ist er ein Schüler von Schopenhauer — sein Standpunkt zeigt sich auch unverhüllt in der Einleitung — und dieser Philosoph hat wie kein anderer die Religionen als „die Volksmetaphysik" neben die philosophischen Systeme der einzelnen Metaphysiker gestellt.

Das Heranziehen der Religionen ist aber nicht die einzige Erweiterung, die der umfassendere Gesichtspunkt mit sich führte. Wenn jene Geschichte wirklich „allgemein" sein sollte, war es undenkbar — wie bis jetzt immer — nur die abendländische Philosophie zu berücksichtigen und Indien, das Land der Metaphysik par excellence, links liegen zu lassen. So lange man von Indien fast nichts wußte, war diese Vernachlässigung begreiflich. Unsere Kenntniß von seinem geistigen Leben, die mit unserem Jahrhundert anfing, hat aber jetzt, bei seinem Schlusse, dermaßen zugenommen, ja das religiös-philosophische Denken Indiens drängt jetzt so mächtig in unser Geistesleben hinein, daß ein solches Ignoriren schlechterdings

Digitized by Google

nicht länger angeht; davon ganz abgesehen, daß ein Einfluß seitens Indiens auf die griechische Philosophie (durch Pythagoras) nicht unwahrscheinlich ist, auf die Neuplatoniker und Gnostiker (und dadurch auf die christliche Philosophie) aber kaum in Abrede gestellt werden kann. Und nun trifft es sich doppelt glücklich, daß eben Deußen der einzige ist, der die nöthigen Bedingungen in sich vereinigt, um diese neue Aufgabe zu lösen, während gerade auf indischem Boden die religiöse Volksmetaphysik und die Metaphysik der einzelnen Denker neben einander gehen und in einander greifen wie nirgend sonst.

„Wie ist denn das mit Raikva mit dem Ziehkarren?" „Wie dem Krita-Wurfe, wenn man mit ihm gesiegt hat, die niederen Würfe mit zugezählt werden, so kommt dem Raikva alles heim, was immer die Geschöpfe Gutes thun." Diese Worte aus einer Upanischad-Legende möchte ich auf ihren Uebersetzer anwenden. Wer eine Sache am rechten Ende angreift, dem fließen auch viele Vortheile zu, auf die es nicht abgesehen war, die aber immerhin nicht zu verschmähen sind. Und so ist es hier in der That Deußen gegangen. Während alle anderen Geschichten der Philosophie mehr oder weniger an einer ganz eigenthümlichen blassen und trockenen Langweiligkeit kränkeln, die nothwendig durch das Aneinanderreihen abstrakter Lehrgebäude entsteht, höchstens durch kleine biographische Excurse, wie durch magere Gärten, unterbrochen, so erscheinen uns hier sowohl tempelreiche Städte wie einsame Denkerburgen in einer großen Landschaft hingelagert. Die Kapitel, die vom Lande und Volke handeln, und die zahlreichen kleineren, ringsum verstreuten Stellen, welche das Bild altindischer Kultur bereichern und beleben, sind für jeden Leser angenehme Unterbrechungen und müssen dazu beitragen, das Werk dem gebildeten Laien genießbarer zu machen; und zweifelsohne werden die folgenden Bände — zumal die Abschnitte über Egypter, Perser und Juden und über die alexandrinische Periode — zu bedeutenden kulturgeschichtlichen Excursen Veranlassung geben.

Ehe wir nun einen Blick auf den Gesammtplan des Werkes werfen, möchte ich noch hervorheben, was der Verfasser selbst über seine Methode sagt. Sie besteht in einem Herausschälen des Kerns, indem man bei jedem Philosophen dasjenige in Abzug bringt, was er von den Traditionen und Meinungen seiner Zeit, und insbesondere von seinen Vorgängern übernommen hat, und somit das eigentlich originelle Element zurückbehält, welches dasjenige befaßt,

Digitized by Google

was er „unmittelbar aus der Betrachtung der äußeren und inneren Natur geschöpft hat. Da diese in allen Zeiten und Ländern eine und mit sich einstimmig ist, so werden auch die Gedanken über sie sich nicht eigentlich und im Grunde widersprechen können, während nach der traditionellen Seite hin alle Philosophen von Widersprüchen gegen einander voll sind. Es wird sich zeigen, wie viel wir z. B. bei Platon, bei Jesus, bei Kant gewinnen, wenn wir die Tradition als Schale abzulösen wissen, um das originelle Element als Kern übrig zu behalten." Gegen diese Methode ist gewiß nichts einzuwenden, man könnte sie sogar selbstverständlich finden, würde sich aber dabei sehr irren; denn gewöhnlich halten die Gelehrten sich an die Aeußerlichkeiten und Schnörkeln eines Systems, und bestätigen das Wort des alten Lichtenberg: „die Leute von Profession wissen oft das Beste nicht." Als Beispiel der Methode bietet das schon Vorliegende nur ein etwas unvollkommenes Specimen — Yajnavalkya — weil nämlich in dieser Periode die einzelnen Persönlichkeiten sich unserem Blicke entziehen; dagegen liegt anderswo ein sehr ausgeführtes und gelungenes vor, nämlich in Deußen's Vortrag über Jakob Böhme.*)

Von diesem Vortrag aus strömt Licht über den großen dunkeln Theil des Werkes, dessen Grundlinien wir jetzt, nach dem in der Einleitung gegebenen Plan, nachzeichnen wollen (möglichst mit den eigenen Worten des Verfassers).

Zwei Völkerfamilien — führt der Verf. aus — sind die Träger höherer Kultur und damit auch aller philosophischen Bestrebungen: die Semiten und die Indogermanen. Von den letzten wurden die Inder isolirt und entwickelten eine Kulturwelt für sich. Als nun am Anfang der römischen Kaiserzeit die antike Welt eine Leere empfand, welche auch die reifsten Früchte griechischer Philosophie nicht zu befriedigen vermochten, machte sich die, an und für sich zufällige geographische Lagerung jener Völkerfamilien in einer für alle Folgezeit entscheidenden Weise geltend. Denn, als die griechisch-römische Welt, Hilfe suchend, ihre Hände gegen Osten streckte, da verfiel sie nicht auf die ihr urverwandte Weisheit der Inder, sondern auf das Christenthum, welches auf dem semitischen Stamm, wenn auch vielleicht nur als Pfropfreis, erwachsen war.

*) „Jakob Böhme über sein Leben und seine Philosophie". Rede gehalten zu Kiel am 8. Mai 1897 von Paul Deußen. Kiel, Verlag von Lipsius & Tischler, 1897.



Jetzt erstand jene große welthistorische Verknüpfung: wie zwei Ströme verschiedenen Wassers mischen sich die biblische und die griechische Weisheit und erzeugen aus sich die Weltanschauung des Mittelalters, in welchem erst spät und nach vieler Mühe eine Verwebung der beiden heterogenen Elemente zu Stande kam. Aber dies Bündniß war ein unnatürliches und konnte nicht bestehen. Der Befreiungskampf, in dem der Menschengeist die ihm vom Mittelalter angelegten Fesseln zu sprengen versuchte, ist die neuere Philosophie, die endlich in der kantischen Vernunftkritik zur völligen Auflösung des bisher Bestehenden führt, zugleich aber eine Neubegründung bietet, welche verspricht, dem menschlichen Geiste in wissenschaftlicher wie in religiöser Hinsicht die lange und vergeblich gesuchte innere Versöhnung und Befriedigung zu gewähren.

Aus dieser Uebersicht ergeben sich für unsere Betrachtung fünf Haupttheile: I. Die indische Philosophie, II. Die griechische Philosophie, III. Die Philosophie der Bibel, IV. Die Philosophie des Mittelalters, V. Die neuere Philosophie.

Dieser Uebersicht in den aller allgemeinsten Zügen folgt eine mehr ins Eingehen gehende, aus der ich das Wesentliche der Abtheilungen III und IV mittheilen möchte, da eben diese Abtheilungen — nebst der ersten, von welcher hier noch ausführlicher zu sprechen ist — zu dem Eigenthümlichsten und Neuesten in diesem Werke gehören, und die betreffenden Erörterungen, obschon sie nur die Unterabtheilungen spezifiziren, vorzüglich geeignet sind, einen Einblick in den Geist dieses groß angelegten Werkes zu geben.

Die dritte Hauptabtheilung „die Philosophie der Bibel“ behandelt den ungemein verschlungenen Prozeß der Entstehung des Christenthums, und der Verf. unterscheidet dabei fünf, theils neben, theils nacheinander verlaufende Entwickelungsphasen. 1. Religion und Philosophie der Egypter — als Einleitung. 2. Der alte Mosaismus, die Weltanschauung der Hebräer zur Zeit der Könige und der Propheten. Aus dem Polytheismus der Semiten erhob sich der Jehova-Glaube — eine konsequente, aber sehr einseitige Weltansicht —, dessen Unvereinbarkeit mit aller Erfahrung auf den edleren Geistern unter den Hebräern schwer lastet. 3. Die iranische Weltanschauung, die Lehre Zoroasters, die durch die Angehörigkeit der Juden zum Perserreich entscheidend wurde für die Umwandelung des Mosaismus in (4.) den Judaismus, die Weltansicht der palästinischen Zeitgenossen Jesu, die auch ur-

Digitized by Google

sprünglich von ihm und seinen Jüngern getheilt wurde. Aus dieser hoben sich dann diejenigen Gedanken empor, die das Neue in der Lehre Jesu sind, der Samen des Christenthums (5.) — Gedanken, die von Paulus fortentwickelt wurden zur christlichen Grundanschauung, die im vierten Evangelium durch die alexandrinische Verschmelzung der alttestamentlichen Lehren mit Elementen der platonischen und stoischen Philosophie zur reifsten Vollendung kommt. Es folgt nun in der Philosophie des Mittelalters (IV) „die Projektion des christlichen Gedankens auf der bereitstehenden und wohldurchgebildeten Fläche der griechischen Philosophie“ und zwar in zwei Phasen: Patristik und Scholastik. Gleichzeitig mit der Bildung der Grunddogmen, in der ersten Periode der Patristik, entwickelt sich in Alexandrien der Neuplatonismus, in dem die besten Gedanken der griechischen Philosophie mit gewissen Elementen orientalischer Denkweise verschmolzen, auf das Mittelalter vererbt werden und der dem erstarrenden Kirchenglauben der gefährlichste Gegner wurde. Der Scholastik nun fiel als Aufgabe die Ausbildung einer Religionsphilosophie zu, welche gleichmäßig den Bedürfnissen des Denkens wie des Herzens Genüge leisten sollte. In der ersten Periode versucht man den christlichen Gedanken auf Grund einer neuplatonischen Anschauung zu konstruiren, und nachdem dies an dem Widerstande der immer herrischer auftretenden Orthodoxie gescheitert war, entschloß man sich in der zweiten Periode (1200—1400) gewisse Grundgedanken des Christenthums als Mysterien der Sphäre der Erkennbarkeit zu entrücken und umrahmte sie mit einer auf Aristoteles fußenden theologia naturalis (Lehrsysteme von Albertus Magnus und Thomas von Aquino). Kaum aber ist in diesen Systemen das endliche Bündniß zwischen Glauben und Denken, Bibel und Aristoteles geschlossen, als auch schon dessen Unhaltbarkeit in mancherlei Symptomen zu Tage trat — im Skeptizismus des Duns Scotus, im Wiederaufblühen des Neuplatonismus in der Mystik des Meister Eckhart und in der Erneuerung des Nominalismus durch William von Occam.

Wie verlockend es auch sein könnte, auch die vielen werthvollen Streiflichter auf die neuere Philosophie hier zu berücksichtigen, so glaube ich doch mich jetzt von dem reichen Versprechungen des Bauplanes zu dem schon fertig ausgeführten Flügel wenden zu müssen, der unserer Betrachtung schon mehr als hinlänglichen Stoff bieten wird. Dieser erste Band behandelt also die indische Philosophie, die jedoch nur in ihrer vedischen Entwickelung verfolgt ist:

Digitized by Google

eine dritte Abtheilung dieses ersten Theiles*) soll die indische Philosophie zu Ende führen. Von ihrem Inhalt ist aber, theils durch Andeutungen in dem vorliegenden Bande, besonders aber durch das längst erschienene Werk des Verfassers über das System des Vedanta, schon ein Theil vorweggenommen; was zurückbleibt, ist der Buddhismus — über dies, so höchst wichtige Phänomen dürfen wir aber auch von Deußen wichtige Aufschlüsse erwarten, nicht in Bezug auf Fakta, sondern, was ebenso wichtig ist, auf ihre Verwerthung. Denn es wird die erste philosophische Behandlung dieses Gegenstandes sein, nachdem die letzten Jahrzehnte nicht nur einen großen Reichthum an schätzbarstem Material, sondern auch einen Wulst von wohlgemeinten aber selten sehr befähigten Darstellungen von und Betrachtungen über die Lehre des Buddha gebracht haben.

Nachdem der Verfasser uns mit Land und Leuten bekannt gemacht und ein lebhaftes Bild altvedischer Kultur und Religion aufgerollt hat, zeigt er uns, wie die schwache moralische Seite letzterer zu einem verhältnißmäßig frühen Verfall führte, indem sich schon in den späteren Hymnen des Rigveda Unglaube und Spott und schließlich gänzliche Ablehnung kundgaben. Hand in Hand mit dieser Zersetzung der Religion sehen wir aber die Philosophie keimen mit der aufdämmernden Erkenntniß, „daß aller der buntgestaltigen Vielheit der Götter und der Wesen in der Welt zu Grunde liegt eine von ihnen allen verschiedene, ewige Einheit." Es bedurfte nicht hier wie in Griechenland (Xenophanes) eines offenen Kampfes gegen die Götterwelt, „weil die vedischen Göttergestalten so nebelhaft durchsichtig und leicht in die entsprechende Naturerscheinung auflösbar waren, daß man es unternehmen durfte, durch sie hindurch die Einheit zu ergreifen." („Groß ist der Götter Lebenskraft, ist eine," wie der Refrain eines Hymnus lautet. Am großartigsten, und schon in sehr besonnener Form, zeigt sich dies Bestreben in dem tiefsinnigen Schöpfungshymnus Rigv. 19, 129, von dem Deußen erst eine wörtliche Uebersetzung mit ausführlichem Kommentar, dann eine sehr schöne metrische in gereimten Versen giebt. Schritt für Schritt wird nun das Suchen nach dem unbekannten Gotte verfolgt, der allmählich Prajapati (Herr

*) Die erste Abtheilung erschien 1894 und enthielt außer der Einleitung die Philosophie des Veda bis auf die Upanishads; die zweite, in diesem Jahre erschienene, behandelt die Philosophie der Upanishads, welche uns mittlerweile durch Deußen's Uebersetzung (1897) aufgeschlossen worden sind.

Digitized by Google

der Geschöpfe), Viçvakarman (Allschöpfer), Brahmanaspati (Gebetsherr) und Puruscha (Mann) genannt wird — Wesen die nicht, wie die früheren Götter im Volksbewußtsein wurzelten, sondern Gebilde der denkenden Abstraktion sind. „Mit dem letzten Namen wird aber anstatt personifizirter Abstrakta ein konkretes Wesen, der Mensch, gesetzt. Menschenartig waren freilich auch die alten Götter; während diese aber nur Personifikationen von Naturtheilen waren, so war Puruscha eine Personifikation der ganzen Natur, ja diese selbst, nur als organisches, persönliches Wesen angeschaut, hat also auch nicht, wie der ebenfalls menschenartige Jehovah, die Welt außer sich."

In diesem Gottesbegriff kulminirten die Hymnen Rigvedas, die weitere Entwickelung fällt den Brahmanas zu. Diese beiden Quellen werden aber durch eine geographisch-historische Wasserscheide getrennt, und so wird die litterarische Erörterung angenehm durch eine kulturgeschichtliche Darstellung unterbrochen. Die Aryer waren vom Fünfstromlande in das halb tropische Gebiet des Ganges eingewandert, das Kastenwesen (das sich bekanntlich im Puruschalied findet) hatte sich ausgebildet — in ursprünglichem Gegensatz zu den unterjochten Urbewohnern — und die Brahmanen, „Die Beter", hatten den Kultus monopolisirt. Durch die komplizirte Form, welche in ihren Händen der Gottesdienst annahm, bildete sich nun das ungeheure Ritualwerk der Brahmanas, die den Gang der Opferhandlung in allen seinen Einzelheiten zu lehren und die Bedeutung derselben durch symbolisches Umdeuten zu erklären haben. Dadurch geschieht es nun, daß die an sich natürliche Entwickelung von dem mythologischen Begriff Prajapati, der in den Brahmanas der oberste Gott geworden ist, zum philosophischen Begriff Atman (das Selbst), der in den Upanishads die Hauptrolle spielt, nicht in gerader Linie erfolgt, sondern auf eigenthümliche Weise unterbrochen wird, indem ein liturgischer Begriff, das Brahman (das Gebet), derjenige wurde, „um welchen sich, so gut und so schlecht dies gehen mochte, alles konzentriren sollte, was das vedische Zeitalter an philosophischen Gedanken hervorgebracht hat, und der auch später, ja bis auf die Gegenwart hin beibehalten wurde, um dasjenige zu bezeichnen, was dem Inder als der letzte Urgrund der Welt und zugleich als das höchste Ziel alles menschlichen Denkens und Trachtens gilt. Die theils rein begriffliche, theils litterarisch-geschichtliche Untersuchung, wie das Wort von jener ersten Bedeutung (Gebet) zu dieser letzten Bedeutung (das Ab-

Digitized by Google

solutum) gelangt, gehört zu den glänzendsten Leistungen des Werkes. Anderartig, aber nicht geringer an Werth, ist seine Untersuchung über den Zentralbegriff der Upanishads: *Atman*. Im Gegensatz zu Oldenberg, der zwei Strömungen, eine priesterliche und eine philosophische, sieht, kommt Deußen zu dem Resultat, daß *Atman* ursprünglich gar kein philosophischer Begriff ist, sondern erst allmählich ein solcher wird in dem Maße, wie das philosophische Denken sich der in ihm liegenden Vortheile bewußt wird, indem er sich aus dem Brahmanbegriffe entwickelt, und zwar durch Verschärfung dessen subjektiven Momentes. Nämlich *Atman* bezeichnet das Selbst und zwar 1. die eigene Person, den eignen Leib, im Gegensatz zur Außenwelt; 2. den Rumpf im Gegensatz zu den Außengliedern; 3. die Seele im Gegensatz zum Leibe; 4. das Wesen im Gegensatz zum Nichtwesentlichen. „Atman ist wesentlich und von Hause aus ein *relativer* Begriff, sofern dabei immer etwas vorschwebt, was nicht der Atman ist, und ein *negativer* Begriff, sofern der positive Inhalt nicht in ihm, sondern in dem liegt, was ausgeschlossen wird: Solche relativ-negativen, oder, wie man auch sagen könnte, *limitirenden* Begriffe sind häufig von den Philosophen und mit großem Vortheil gebraucht worden, um das unerkennbare Prinzip der Dinge dadurch zu kennzeichnen, daß man den ganzen Inhalt der erkannten Welt von ihm ausschließt (genannt werden jetzt Anaximandros' ἀρχή, Parmenides' ὄν, Platon's ὄντως ὄν, Spinoza's *substantia*, Kant's *Ding an sich*). Alle diese Begriffe sind *negativ*, d. h. sie sagen von dem Prinzip nur aus, was es nicht ist, nicht aber, was es ist; sie sind daher *inhaltsleer*, und gerade hierin liegt ihr Werth für die Metaphysik, die es mit einem ewig Unerkennbaren zu thun hat. Solcher Art ist auch der Begriff Atman, welcher uns auffordert, das Selbst der eigenen Person, das Selbst jedes andern Dinges, das Selbst der ganzen Welt ins Auge zu fassen und hinwegzuthun Alles, was nicht streng genommen zu diesem Selbst gehört; es ist der abstrakteste und darum der beste Name, den die Philosophie je für ihr eines ewiges Thema gefunden hat; alle jene anderen Namen (ἀρχή, ὄν, 2c.) schmecken noch nach der Erscheinungswelt, der sie doch schließlich entstammen. Atman allein trifft den Punkt, an dem das innere, dunkle, nie erscheinende Wesen der Dinge sich uns eröffnet.“ (I, 286 f.)

Die Entwickelung dieser beiden Begriffe und besonders des letzteren, der sich in den Brahmanas und in den späteren Hymnen

Digitized by Google

des Atarvavedas schüchtern und keimartig hervorwagt, fällt nun den Upanishads zu, den dogmatischen Textbüchern der verschiedenen Vedaschulen, welche mittelst des Aranyakams dem betreffenden Brahmanam einverleibt worden sind.

„Das Waldbuch" (Aranyakam) ist für den Waldeinsiedler bestimmt, der das wirkliche Opfer nicht mehr vollziehen konnte, an dessen Stelle darum allegorische Betrachtungen über das Opfer treten und einen Uebergang bilden zu den ganz frei sich über den Kultus erhebenden Upanishadgedanken. Diese konzentriren sich um jene beiden Begriffe, den alten, „Brahman", das wesentlich den Brahmanas angehört, und den neuen, „Atman", der dort und in den Hymnen sich nur versuchsweise hervorwagt, hier aber das lösende Wort wird. Es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß diese, dem Opferkultus sehr ungünstige, weil rein philosophische Atmanlehre zwar Brahmanen (wie Yajnavalkya) zu Urhebern hat, dann aber unter den Ksatriyas (den Fürsten und Adligen) gepflegt worden ist und unter Ausschließung der Brahmanen in Geheimsitzungen (die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Upanishad) ausgebildet wurde. Nach und nach nahmen aber auch die Brahmanen die Lehre mit Begierde auf, verwoben sie durch allegorische Umdeutung mit der rituellen Tradition und gliederten sie dem Lehrpensum ihrer Schulen an: die Upanishads wurden zum Vedanta (s. das Ende der Veda).

Der Grundgedanke der ganzen Upanishadphilosophie läßt sich ausdrücken durch die einfache Gleichung: Brahman = Atman, das heißt: „das Brahman, die Kraft, welche in allen Wesen verkörpert vor uns steht, welche alle Welten schafft, trägt, erhält und wieder in sich zurücknimmt, diese ewige, unendliche, göttliche Kraft ist identisch mit dem Atman, mit demjenigen, was wir, nach Abzug alles Aeußerlichen, als unser innerstes und wahres Wesen, als unser eigentliches Selbst, als die Seele in uns finden. Dieser Gedanke hat eine weit über die Upanishads, ihre Zeit und Land hinausreichende Bedeutung, ja ist von unverlierbarem Werthe für die ganze Menschheit. Denn, welche neuen und ungeahnten Wege auch immer die Philosophie kommender Zeiten einschlagen mag, dieses steht für alle Zukunft fest: soll eine Lösung des großen Räthsels, als welches die Natur der Dinge, je mehr wir davon erkennen, nur um so deutlicher sich den Philosophen darstellt, überhaupt möglich sein, so kann der Schlüssel zur Lösung dieses Räthsels nur da liegen, wo allein das Naturgeheimniß sich uns

Digitized by Google

von innen öffnet, das heißt, in unserem eigenen Innern.“ (II, 37 etwas zusammen gezogen.)

Atman als Schlüssel ist aber noch zweideutig, denn Zweifaches wohnt in uns. Sehr glücklich vergleicht Deußen unser Inneres einem Hause, von welchem nur ein Theil durch das im oberen Stockwerke brennende Licht erhellt wird. „Beim ersten Eintritt in ein solches Haus konnte leicht der Irrthum entstehen, daß das Licht den Mittelpunkt des Hauses bilde, daß sich dessen Räumlichkeiten nur so weit erstreckten, wie die Beleuchtung durch jenes Licht reichte, und das alles Uebrige, da es nicht sichtbar war, für gar nicht vorhanden gehalten wurde. Darauf beruht es, daß der philosophirende Menschengeist in Indien, Griechenland und der Neuzeit in merkwürdiger Uebereinstimmung einem Irrthume verfallen ist, den wir am kürzesten mit dem Worte Intellektualismus bezeichnen können, und welcher darin besteht zu glauben, daß das innerste Wesen des Menschen und der Welt, das Brahman, das Prinzip, die Gottheit, irgendwelche Aehnlichkeit oder Analogie oder Identität haben könne mit dem, was wir als Bewußtsein, als Gedanke, als Geist hier „hinter des Menschen alberner Stirn“ vorfinden.“

In Indien hat dieser Intellektualismus seinen Hauptvertreter in Yajnavalkya. Es ist die Hauptperson in einer langen Reihe von Gesprächen, welche den Haupttheil der Brihadaranyakam Upanishad und überhaupt das wichtigste Stück der Upanishads bilden. Wenn nun auch Yajnavalkya der Name eines mythischen Lehrers gewesen ist, dem viele Lehren von verschiedenem Werthe in den Mund gelegt werden, so leuchten doch mit hinlänglicher Bestimmtheit einige zusammenhängende Grundgedanken hervor, die sicher eine einzelne Persönlichkeit zum Urheber haben, den wir also füglich als Yajnavalkya bezeichnen können. Diese Grundgedanken, die einen bestimmenden Einfluß auf die Upanishads und damit auf das ganze indische Geistesleben geübt haben, sind folgende drei: 1. Der Atman ist das Subjekt des Erkennens in uns („Wahrlich, dieses große, ungeborene Selbst ist unter den Lebensorganen jener aus Erkenntniß bestehende Geist“). 2. Eben als solches ist er selbst unerkennbar („nicht sehen kannst du den Seher des Sehens, nicht hören kannst du &c.“, „durch welchen er dieses Alles erkennt, wie sollte er den erkennen, wie sollte er doch den Erkenner erkennen?“) 3. Der Atman die alleinige Realität („nicht giebt es außer ihm einen Sehenden, nicht giebt es außer ihm einen Hörenden“ &c.; „es ist kein Zweites außer ihm, kein Anderes von ihm verschiedenes

Digitized by Google

das er sehen könnte"). Im letzten Satz liegt direkt die später als Maya-Lehre so berühmte Erkenntniß der Nichtrealität der Welt, als einer Täuschung, die nur für den auf dem Standpunkte des Nichtwissens (avidya) Beharrenden vorhanden ist, und damit indirekt die Lehre von der Erlösung durch das Wissen (vidya): wer sich als eins mit dem Brahman weiß, ist erlöst („o Janaka, du hast den Frieden erlangt!").

Wenn es viele Vortheile mit sich führt, eine Geschichte der Philosophie in Indien anzufangen, so läßt sich nicht leugnen, daß es auch einen Uebelstand hat, dem zu vergleichen, wenn man eine Reise, die in den Alpen enden soll, damit anfinge, daß man sich nach dem Himalaya begäbe und dort den Gaurisankar bestiege. Denn, wenn Deußen den Uebergang von der ersten zur zweiten Abtheilung treffend mit folgenden Worten charakterisirt: „Wir nehmen Abschied von dem dunkeln, noch so wenig durchwanderten Urwalde der Brahmanas und betreten die sonnige Hochebene der Upanishads mit ihrer Rundsicht über Welt und Leben": so kann man füglich Yajnavalkya bezeichnen als den höchsten Gipfel der höchsten Bergkette, die sich von dieser Hochebene erhebt. Allerdings ist seine Größe kaum aus solchen drei bis fünf nackten Hauptsätzen zu erkennen. Jedoch wird es einleuchten, welcher außerordentliche Grad von Besonnenheit dazu gehörte, zu jener folgenschweren Erkenntniß durchzudringen, daß das Subjekt des Erkennens in uns eben als solches selbst unerkennbar ist. Ich zweifele nicht, daß gerade die darauf bezüglichen Stellen es waren, an welche Schopenhauer vorzugsweise dachte, als er sich zu dem Ausdrucke „die fast übermenschliche Weisheit der Urheber der Upanishads" hinreißen ließ (er zitirt auch an anderer Stelle einen von diesen Texten als „Worte des heiligen Upanishads). In der That kann man sagen, daß wenn mit dem ersten Satz (Identität des Atmans und des Subjekts des Erkennens in uns) ein Irrthum begangen war, würde er doch einigermaßen durch jenen zweiten gut gemacht, indem dieser den Weg verbaute für Fehler, welche, in der dogmatischen Ontologie, der abendländischen Metaphysik so verhängnißvoll werden sollten.

Yajnavalkya, dieser Gaurisankar des Gedankens, bedeutet für uns den stolzesten Idealismus, den die Welt erlebt hat; kühn, schroff und fast unerreichbar wie eine solche Zinne des Himalaya, rein und kalt und ewig wie ihr Schnee. „Und unbrauchbar wie er", bemerkt der praktische Europäer. Mag sein -- und doch! von

Digitized by Google

diesem Schnee unversiegbar gespeist rieseln die Bäche abwärts und vereinigen sich zu Flüssen, die sich endlich zum breiten Strom sammeln, an dessen Ufern die Kultur blüht, wo ohne diese Fluthen eine Wüste sein würde.

In der That ist ohne Yajnavalkya's Idealismus die spätere Upanishadentwickelung und damit das ganze so hoch bedeutende indische Geistesleben undenkbar, namentlich auch der Buddhismus, die am weitesten verbreitete Religion der Welt, die Millionen und aber Millionen von Menschen ein Trost im Leben und Tod gewesen ist, eine historische Macht bedeutendsten Ranges und ein Kulturfaktor, nicht nur für den fernen Osten, von noch unerschöpfter Kraft. Wird doch, charakteristisch genug, gerade eine Hauptlehre des Buddhismus Yajnavalkya in den Mund gelegt (Brih. 3, 13, das nach dem Tode übrig Bleibende ist das Werk), freilich kaum mit Recht, da die Ausdrücke sich schwierig mit den Hauptsätzen Yajnavalkya's in Uebereinstimmung bringen lassen.

Wenn nun die Gefahr nahe liegt, daß man durch diese Besteigung der höchsten und schroffsten Zinne, gleich im Anfange, gegen spätere weniger gewaltige Eindrücke etwas abgestumpft wird; so führt das doch andererseits wiederum einen großen Vortheil mit sich. Durch das Einathmen dieser scharfen und fast tödtlich reinen Höhenluft wird das Athemorgan überaus feinsinnig und spürt sofort die geringsten Miasmen. Diese Scharfsinnigkeit gegenüber allem unkritischen Hineinspielen empirischer Erkenntnißformen auf das metaphysische Gebiet, dies fortwährende Auf-der-Hut-sein gegen jede Art von Begriffsamphibolie gehört zu Deußen's hervorragendsten Denkereigenschaften und muß schon in den „Elementen der Metaphysik" jedem Leser auffällig gewesen sein.

Eine solche Fähigkeit kommt nun gerade einem Führer durch die Gedankenwelt der Upanishads sehr zu statten. Denn diese bietet uns das höchst eigenthümliche Schauspiel, daß jener, verhältnißmäßig früh errungene, reine Idealismus mehr und mehr von empirischen Vorstellungen durchsetzt wird und sich immer vertraulicher an unsere angeborene realistische Anschauungsweise anpaßt, so zwar, daß selbst dort, wo der Realismus vollständig die Oberhand gewonnen hat, jener ursprüngliche Idealismus noch immer im Hintergrund des Bewußtseins fortbesteht — ein Verhältniß, das in der folgenden systematisirenden Periode zu einer säuberlichen Trennung zwischen exoterischer und esoterischer Lehre führte. So wird, wie Deußen sehr schön ausführt, der Idealismus zu

Digitized by Google

Pantheismus, indem der Welt Realität zugestanden wird, mit der Erklärung: der Atman sei eben die Welt. Das zunehmende Bedürfniß nach Verständlichkeit in empirischen Formen ändert nun die Identität in ein Kausalitätsverhältniß, wodurch der kosmologische Standpunkt erreicht wird, der einen Uebergang bildet zum Theismus, wo die höchste weltschaffende Seele und die individuelle Seele in Gegensatz treten (Çvetaçvatara Upanishad). Dadurch wird nun aber bald die Existenz Gottes in Frage gestellt, denn sie war nur durch die individuelle Seele verbürgt und jetzt überflüssig — so kommt es zum Atheismus des Sankhyasystems, der aber im Yogasystem durch einen äußerlich angeklebten Gottesbegriff wiederum in Deismus umschlägt. Es ist äußerst lehrreich zu sehen, wie diese verschiedenen, nach unserer abendländischen Vorstellung ziemlich scharf gegen einander abgegrenzten Weltanschauungen hier in einander verfließen, weil sie eben durch jenen Idealismus immer in Fluß gehalten werden. Welche scharfe Fundamentaltrennung glaubt ein europäischer Redner nicht gemacht zu haben, wenn er die Menschen in Böcke und Schafe theilt — in Atheisten und in solche, die an einen Gott glauben. Dies macht freilich die bei uns herrschende, vom Judenthum herrührende realistische Grundanschauung. Nun ist aber gerade auf dem religiösen Gebiete der Idealismus die zu Grunde liegende Voraussetzung, wenn auch gewöhnlich nicht klar zu Bewußtsein kommende Voraussetzung, wie Deußen gelegentlich des Grundgedankens der Upanishads kurz und klar auseinandersetzt. („Der Upanishadgedanke und die Religion II, 42.) Somit ist jene abendländische vermeintliche Fundamentaltrennung eine illusorische, und es zeigt sich auch hier, daß Schopenhauer Recht hat, wenn er als das trennende Kriterium das „nothwendige Credo aller Guten" hinstellt: „Ich glaube an eine Metaphysik", d. h. ich glaube, daß diese nur von den Sinnen gegebene Welt eben auch nur in Bezug auf diese Sinne Realität hat, daß es aber an sich eine ganz andere Ordnung der Dinge giebt.

Das ist es: die Inder der Upanishad glauben alle an eine Metaphysik. Schon in diesem Bande zeigt sich, daß das Sankyasystem, in welchem die realistischen Strömungen des Upanischads zur bewußten Durchführung kommen, dennoch sehr weit davon entfernt ist metaphysiklos zu sein in dem Sinne, in welchem unser Positivismus und naiver Materialismus es ist; und im folgenden Bande wird es sich zeigen, daß dasselbe vom Buddhismus gilt,

Digitized by Google

obschon er oft als völlig metaphysiklos mißverstanden wird, ja sogar in dieser vermutheten Eigenschaft manches falsche und beschämende Lob zu ertragen hat.

Und hier, bei der Erwähnung des Buddhismus, dieses subtilsten aller religiös-philosophischen Phänomene, dem ja der folgende Band hauptsächlich gewidmet sein soll, muß ich mir erlauben näher auf einen einzelnen Punkt einzugehen, wo ich das Urtheil Professor Deußen's ungerecht finde und auch die sonst von ihm so peinlich innegehaltene Begrenzung der Begriffssphäre vermisse. In der sehr interessanten Untersuchung über den Ursprung der Erlösungslehre sagt der Verfasser: „Allerdings wird durch die Erlösung auch das Leiden seiner ganzen Möglichkeit nach aufgehoben, aber erst der Buddhismus hat das, was bloße Folge war, zum Grunde gemacht, und, indem er die Erlösung als eine Flucht vor dem Leiden des Daseins auffaßte, den Egoismus zur Grundtriebfeder der Religion gemacht — wenn auch nicht so wie später der Islam, welcher nicht müde wird, den Leuten die himmlische Herrlichkeit und die Schrecknisse der Hölle auszumalen.“

Nun sieht es allerdings sehr plausibel aus, das Nichtleiden-Wollen dem Genießen-Wollen gleich zu setzen, als verschiedene Stufen derselben Skala, und dann, in Folge dieser Gleichsetzung, dem Buddhismus Egoismus vorzuwerfen, weil er, durch den Anblick des Weltjammers ergriffen, und erschüttert durch die Einsicht, daß das Leben als solches wesentlich Leiden ist, nunmehr diese Welt und dies Leben nicht mehr will — und auch kein anderes Leben, weil er mit seiner hohen Besonnenheit eingesehen hat, daß das Leiden nicht ein zufälliges Anhängsel dieses Lebens ist, sondern dem Willen selbst inhärirt, dessen Erscheinung eben das Weltleben ist. Dennoch aber halte ich dies Raisonnement nicht etwa nur für einen übertriebenen Purismus, sondern für direkt verkehrt. Denn der Begriff des Egoismus setzt als selbstverständlich den Standpunkt der Bejahung voraus. Das Ego, von dem die Rede ist, ist der Wille zum Leben, der hier eben aufgehoben ist. Zwar, die Willenswendung selbst, wenn sie in unsere Erfahrung eintritt, nimmt sich aus als durch Motivation verursacht, und in so fern als egoistisch. Das liegt aber nicht an ihr, sondern an den Formen unserer Erkenntniß: die Farbe unserer Erdenbrille theilt sich Allem mit, was überhaupt gesehen wird. Muß doch das Mitleid selbst, dieser himmlische Gast, sich zu einem solchen irdischen Körper bequemen, um überhaupt in die Erscheinung zu treten. Denn das fremde

Digitized by Google

Weh muß mein Weh werden und motivirt mich als solches — weshalb denn auch ein Sophist recht wohl die mitleidige Handlung für ebenso „egoistisch" wie die grausame erklären könnte. Uebrigens kann ich hier auf die glänzenden Ausführungen verweisen, die der Verfasser selbst anderswo gegeben hat („Elemente der Metaphysik §§ 287 und 294").

„Daß es mir wohl ergehe auf Erden" — dies ist die Parole des Egoismus, und über das Erdenleben reicht er im eigentlichsten Sinne nicht hinaus. In demselben Grad freilich, wie das Jenseits sinnlich und nach Analogie des irdischen Lebens aufgefaßt wird, in demselben Grad fällt es der Herrschaft des Egoismus anheim. Am meisten geschieht dies allerdings im Islam; aber es ist befremdend, diesen nur als eine Ueberbietung des Buddhismus hingestellt zu sehen. Denn in keiner anderen Religion ist das Jenseits auch nur annäherungsweise so rein von sinnlichen Vorstellungen gehalten, wie im Buddhismus. Würde doch der Buddhist den christlichen Himmel ohne Weiteres zum Diesseitigen rechnen — und auf diesem Gebiete liegt für ihn gar nicht das Ziel der Religion. „Was soll ich thun, damit ich selig werde?" — an dieser Frage nimmt der Apostel Christi kein Aergerniß, denn es ist nicht die Frage des Egoismus. Diese lautet: „Was soll ich thun, damit ich glücklich werde?" und hierauf antwortet der Buddha (Buddha Carita 7, 526 f.): „Wer durch religiöses Leben zum Glück gelangen will, giebt ihm ein Ziel, das zur Religion nicht paßt." Eine klarere Abweisung des Eudämonismus — und damit des Egoismus, — wird man wohl bei keinem Religionsstifter finden. Nicht Glück, sondern Seligkeit, Erlösung von der Unseligkeit des egoistischen Wollens, von dem Ich-Wahn, ist das Ziel des wahren Buddhisten.

Mit demselben Recht, mit welchem Deußen hier dem Buddhismus „Egoismus" vorwirft, könnte man übrigens den Vedantisten des Egoismus, der Selbstsucht zeihen — sucht er doch das Selbst und zwar mit dem eigenen Selbst als Pfadfinder —, und man hat es auch gethan; ja in so fern mit etwas größerem Recht, als hier das Mitleid fast keine Rolle spielt. Die Verkehrtheit einer solchen Beschuldigung liegt aber am Tage — das „Selbst" wird zweideutig gebraucht — und ich brauche mich dabei nicht aufzuhalten. Nur möchte ich zum Verhältniß zwischen diesen beiden größten Phänomenen des indischen Geistes Folgendes bemerken: Der Verfasser vergleicht die Grundgedanken der Upanishads mit

Digitized by Google

denen des Christenthums und äußert sich darüber folgendermaßen: „So gewiß der Wille, und nicht der Intellekt, den Kern des Menschen bildet, so gewiß wird dem Christenthum der Vorzug bleiben, daß seine Forderung einer Wiedergeburt des Willens die eigentliche zentrale und wesentliche ist; — aber so gewiß der Mensch nicht bloß Wille, sondern zugleich auch Intellekt ist, so gewiß wird jene christliche Wiedergeburt des Willens nach der andern Seite hin als eine Wiedergeburt der Erkenntniß sich kundgeben, wie die Upanishads sie lehren.“ Nun — so gewiß bleibt jener Vortheil auch dem Buddhismus, denn seine „zentrale und wesentliche Forderung“ ist die „Willenswendung“; ihm bleiben aber beide Vortheile, denn seine zweite und eng damit verbundene Forderung ist „die rechte Einsicht“, weshalb man denn auch immer sieht, daß die Buddhisten dem Christenthum vorwerfen, es vernachlässige ganz das intellektuelle Moment und sei Gefühlsschwelgerei. In der That ist keine andere Religion auch nur annäherungsweise so vom philosophischen Geiste durchdrungen wie der Buddhismus; und wenn auch der Vedanta noch tiefer in diesem Geiste wurzelt — wie er ja auch Philosophie geblieben ist — so muß doch hervorgehoben werden, daß die Reden des Buddha rein philosophische, zumal sehr wichtige erkenntniß-theoretische Erörterungen enthalten, von einer kritischen Feinheit, die alles Aehnliche in den Upanishads in den Schatten stellt, und daß die Lehre von der Palingenesie, selbst in den reinsten Yajnavalkyastellen — von der „Zweiweg“- und der „Fünffeuerlehre“ gänzlich zu schweigen — uns noch recht naiv und fast philosophisch roh erscheinen muß im Verhältniß zu der höchst subtilen Art und Weise, wie der buddhistische Denker dies verfängliche Problem dialektisch in der Schwebe hält (etwa in „Melindas Fragen“) und dadurch zeigt, daß er sich wohl bewußt ist, eine transzendente Frage in der Sprache unserer empirischen Erkenntniß behandeln zu müssen. Allerdings macht Yajnavalkya die Sache wieder gut, indem er durch das, was er vom Erlösten sagt, verstehen läßt, die vorhergehende Seelenwanderungslehre habe nur eine bedingte Wahrheit, vom höchsten Standpunkt aus aber keine (so wenig wie die Welt), was schließlich auf dasselbe hinausläuft. Jedoch bleibt dem Buddhisten der Vortheil, daß er auch für den Nicht-Erlösten keine Seelenwanderung im eigentlichen Sinne zugiebt, weshalb eben diese esoterische Lehre in so hohem Grade die Bewunderung Schopenhauer's weckte.

Digitized by Google

Im Vorwort zur zweiten Abtheilung nennt der Verfasser die Philosophie der Upanishads den Kulminationspunkt der Indischen Weltanschauung, der durch keine der nachfolgenden Erscheinungen, auch nicht durch den Buddhismus übertroffen worden sei. Man kann dieser Aeußerung im Allgemeinen zustimmen, ohne deßhalb die einzelnen philosophischen Vorzüge des Buddhismus zu übersehen oder den wesentlichen Vorrang, den ihm sein tiefes, mit Leid erfülltes Herz giebt, zu vergessen. Jenen Vorwurf, daß er den Egoismus zum religiösen Prinzip mache, hat Deußen selbst — wie gesagt — im voraus glänzend zurückgewiesen (Elemente der Metaphysik) und wird es gewiß noch ausführlicher thun, wenn er im folgenden Band dies große religiöse, philosophische und geschichtliche Phänomen zum Gegenstand eingehender Behandlung macht.

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Einführung in die Philosophie der reinen Erfahrung von Joseph Petzold. Leipzig 1900.

Zur Bezeichnung desjenigen Theiles der theoretischen Philosophie, der vom Ursprung und dem Geltungsbereich der Prinzipien der objektiven oder materialen Erkenntniß handelt, ist in Deutschland nach dem Vorgange der Fries'schen Schule der Name Erkenntnißtheorie in Gebrauch gekommen. Rein oder schlechthin philosophisch ist die Erkenntnißtheorie, sofern sie von aller Variabilität des Erfahrungsinhaltes absieht und lediglich die konstanten Gesetze der objektiven Verknüpfung des Erfahrungszusammenhanges systematisch feststellt; angewandt dagegen ist sie, sofern jene allgemeinen, rein begrifflichen Gesetze an einem besonderen Faktor des Erfahrungsinhaltes z. B. der Bewegung spezialisirt werden. Der Prozeß, jene obersten Prinzipien der reinen, objektiven Erkenntniß systematisch zu fixiren, beginnt bereits mit Thales und hat bis heut noch zu keinem befriedigenden Abschluß geführt. Trotzdem aber ist in den hierauf gerichteten philosophischen Untersuchungen, — was übrigens bis jetzt noch in keiner Geschichte der Philosophie dargelegt worden ist, eine von Punkt zu Punkt fortschreitende innere Entwickelung deutlich zu erkennen. Dabei treten drei Stadien dieser erkenntnißtheoretischen Evolution kenntlich hervor: 1. mit Thales beginnend das metaphysisch-ontologische; 2. das psychologische und zwar in doppelter Richtung als rationales und induktives seit Descartes und Locke; und 3. das kritische seit Kant. Die ontologische Methode nimmt zum Ausgangspunkt die transscendirte Erfahrung, die den mythischen Begriff des Ansichseienden zu decken bestimmt ist; die psychologische aber hat zur Grundlage die subjektive, unmittelbare Erfahrung unseres Selbstbewußtseins, und die kritische endlich die objektive, mittelbare Erfahrung unseres Objektsbewußtseins. Der Begriff der Erfahrung ist demgemäß in der neueren Zeit immer nachdrucks-

Digitized by Google

voller in den Mittelpunkt der Untersuchung gerückt worden und ist so an die Stelle des metaphysischen Hauptbegriffs vom Seienden getreten. Aber auf diesem Wege hat auch seine Bedeutung entscheidende Wandlungen durchgemacht; denn während Aristoteles unter Erfahrung noch lediglich die Erkenntniß des Einzelnen versteht (ἡ μὲν ἐμπειρία τῶν καθ' ἕκαστόν ἐστι γνῶσις) und ebenso noch Albertus Magnus (singularium cognitio), verstanden die psychologischen Erkenntnißtheoretiker darunter subjektive Wahrnehmungserkenntniß, sowohl äußere (Sensation), als innere (Reflexion), und erst sehr allmählich beginnt durch den Einfluß des Kritizismus die Einsicht nachhaltigen Einfluß zu gewinnen, daß Erfahrung nicht bloß die subjektive (psychologische) Wahrnehmung sei, sondern daß es auch eine objektive Erfahrung gebe, und daß daher der Inhalt dieses Begriffes die umfassende Einheit des Subjekts- und Objektsbewußtseins darstelle.

Zu denjenigen Philosophen nun, welche die Erfahrung in diesem umfassenden Sinn zum Gegenstand ihrer Untersuchung gemacht haben, gehört Richard Avenarius. Man kann aber nicht behaupten, daß die Publikionen dieses Denkers einen nennenswerthen Einfluß ausgeübt hätten. Das lag zunächst daran, daß der geradezu barbarische Stil seiner Arbeiten ein verständnißvolles Eindringen fast unmöglich macht, und dies umsomehr, als sich bei Avenarius mit einer schier krankhaften Sucht zu neuen Wortbildungen gerade eine äußerst geringe Befähigung für diese Aufgabe verbindet. Aus diesem Grunde haben sich einige seiner Schüler und Anhänger der dankenswerthen Mühe unterzogen, diese Philosophie des „Empiriokritizismus“ auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, und zu diesen Hermeneuten gehört neben Fr. Carstanjen und R. Willy in erster Linie J. Petzoldt. Von dem Letzteren liegt jetzt eine neue Publikation vor unter dem Titel „Einführung in die Philosophie der reinen Erfahrung“, von welcher gegenwärtig der erste Band „Die Bestimmtheit der Seele“ erschienen ist. Durch diese Arbeit wünscht der Verfasser zunächst „die Anschauung auf festesten Grund zu stellen, daß es keinen einzigen seelischen Vorgang giebt ohne einen gleichzeitigen im Gehirn, bei dessen Fehlen er nicht vorhanden wäre“, sodann aber giebt er eine leicht verständliche Darlegung des hauptsächlichsten Inhalts von Avenarius' „Kritik der reinen Erfahrung“.

Soweit es dem Referenten selbst gelungen ist, in die philosophischen Erörterungen von Avenarius einzudringen, kann er die Arbeit Petzoldt's als eine äußerst geschickte und dem Wesen der Sache entsprechende Interpretation empfehlen. Wer sich daher mit den eigenen Schriften von Avenarius bekannt zu machen wünscht, dem ist durch diese Publikation nunmehr ein leichter und verständnißgewinnender Zugang geboten. Daß dagegen der „Empiriokritizismus“ des Meisters selbst dadurch an Anerkennung gewinnen wird, glaubt Ref. bezweifeln zu müssen. Denn auch diese Interpretation bestätigt ihm die Ueberzeugung, daß Avenarius schon

Digitized by Google

aus dem Grunde zu keinen sicheren Ergebnissen gelangen konnte, weil er das erkenntnißtheoretische und psychologische, ferner das reine und angewandte Erfahrungsproblem nicht sicher zu scheiden vermocht hat. Trotz des physiologischen und mathematischen Apparates, der in reichlicher Weise zu Hilfe gezogen wird, sinkt er mit seiner Methode wieder auf die Stufe der Vorkantianer zurück, insofern er es unternimmt, von der subjektiven Grundlage der physiologischen und psychologischen Prozesse aus zu den Prinzipien der objektiven Erkenntniß Zugang zu gewinnen. Wenn Kant kein weiteres Verdienst hätte, so hat er doch den schlagenden Nachweis geführt, daß weder die reinen, noch die speziellen Gesetze der objektiven Gewißheit, also weder die der reinen Erkenntnißtheorie, noch die der Mathematik und Mechanik, irgendwie aus psychologischen Prozessen zu begründen seien; ein solches Verfahren verwarf er eben als dogmatisch und verstand darunter sowohl den rationalen als den physiologischen Psychologismus.

Es ist ja in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Versuch gemacht worden, die Psychologie als Psychophysik und physiologische Psychologie zum Range einer Wissenschaft zu erheben. Versteht aber unter der letzteren, wie es wenigstens sein sollte, ein Erkenntnißsystem von objektiver Gewißheit, so muß jener Versuch bisher als mißlungen betrachtet werden. Denn trotz aller scharfsinnigen Beobachtungen und minutiösen Experimente läßt sich doch kein subjektiver Prozeß objektiv festlegen, schon allein deswegen, weil er dem mathematischen Maß widerstrebt. Die Annahme des psychophysischen Parallelismus aber, die diesem Mangel abhelfen sollte, ist eine metaphysische Hypothese der allerverwegensten Art, an die zu denken wohl Descartes und Spinoza noch gestattet war, deren man sich aber seit 1781 nicht mehr schuldig machen sollte. Denn das Verhältniß zwischen Leib und Seele, zwischen Körper und Geist ist ein anderes als der phantastische Gedanke jenes Parallelismus glauben machen will. Wer, durch alle die Mißerfolge nicht erschüttert, dieser Theorie dennoch anhängen will, mag es thun; der sachliche Thatbestand aber lehrt, daß subjektive und objektive Erfahrung den gleichen Inhalt haben, und daß nur die Beziehung dieser Inhalte eine zwiefache ist, nämlich einmal auf das Subjekt und das andere Mal auf sich selber untereinander; die erstere Beziehung stellt sich als Seele, die andere als Leib dar. Diese beiden Beziehungsarten aber stehen unter sich in keinem kausalen Zusammenhange; und wenn auch eine bestimmte Bewußtseinsfunktion zugleich eine Veränderung der Seele und des Gehirns erzeugt, so liegt eben eine verschiedene Beziehung desselben Thatbestandes, aber keine Parallelität verschiedener Vorgänge vor. Der Gedanke des psychophysischen Parallelismus hebt in Wahrheit jede wissenschaftliche Erkenntniß auf: denn wenn Gehirn, Nerven, Leib, Körper etwas schlechthin Anderes wären als objektiv verknüpfte Vorstellungsinhalte, so würden sie ja zu unserem Vorstellungszusammenhange, außer durch ein gött-

Digitized by Google

liches Wunder, gar nicht in Beziehung treten können und demnach also völlig außerhalb unserer Erfahrungsmöglichkeit liegen.

Zum Schluß hat denn auch Avenarius diesen Gedanken des Parallelismus von Psychischem und Physischem aufgegeben (Viertelj. f. wiss. Philos. 1894 f.); aber nun machte er das Psychische zu einer Abhängigen des nervösen Theilsystems, womit der Philosoph dann glücklich bei dem physiologischen Materialismus angelangt war. Man kann sich bei alledem des Gedankens nicht erwehren, daß Avenarius zu jener großen Klasse von Philosophen gehört, die den psychologischen und physiologischen Aufputz naturwissenschaftlicher Erkenntnisse für das Heil philosophischer Weisheit ansehen. Was bedeutungsvoll an seinen Arbeiten ist, das ist die Einsicht, daß sich die philosophische Erkenntniß auf einem umfangreichen Begriff der Erfahrung aufbauen müßte; aber es ist ihm nicht gelungen, diesen Begriff scharf zu deduziren. Wer dem Geheimniß der Begriffe auf die Spur kommen will, soll die Nerven getrost dem Physiologen überlassen.

Was Petzoldt in dem ersten Abschnitt des vorliegenden Bandes über erkenntnißtheoretische Fragen selbständig entwickelt hat, verdient allseitige Beachtung, wenn auch mancher Punkt zum Widerspruch herausfordern dürfte. Als ein vorzüglicher Nachweis, wie reine Erkenntnißtheorie in angewandte übergeht, muß die Darlegung des Gesetzes der Eindeutigkeit angesehen werden, welches das rein abstrakte Kausalgesetz in konkreter Anwendung darstellt. Da aber der Verfasser seine erkenntnißtheoretischen Ergebnisse erst im zweiten Bande eingehend begründen will, so muß die Auseinandersetzung mit ihm selbst bis dahin aufgespart werden. Daß auch die Darstellung in diesem Werke flüssig und interessant ist, wird sicherlich dazu beitragen, diesem wichtigen, aber schwierigen Gegenstand förderndes Verständniß zu eröffnen.

Berlin. Dr. Ferd. Jak. Schmidt.

Eine Philosophie für das XX. Jahrhundert auf naturwissenschaftlicher Grundlage von Ronald Keßler. Berlin 1899.

Es ist ein bemerkenswerthes Zeichen unserer Tage, daß der mit stillem Geleit zu Grabe getragenen Metaphysik nunmehr gerade aus den Reihen derer eifrige Anhänger erwachsen, die ehedem mit wahrer Höllenlust die Schale ätzenden Spottes über sie schütteten. Vertreter der exakten Naturwissenschaft sind es, die mit Behagen das Erbe der zu Tode gehetzten Naturphilosophie an sich gerissen haben und nun damit paradiren wie in der Fabel der Esel mit der Löwenhaut. Noch dröhnt uns der Beifallslärm in den Ohren, der einst die prahlerische und selbstbewußte Proklamirung des „ignorabimus“ begleitete, und doch sollte das Jahrhundert nicht zu Ende gehen, ohne daß derselbe Beifallssturm einen anderen umtoste, der sich mit köstlicher und wahrhaft berückender Naivetät nun einmal

Digitized by Google

umgekehrt der Lösung des Welträthsels rühmte. Was Schelling und Steffens gelehrt haben, ist wahrhaft unschuldig gegen das, was wir heut zuweilen von den Kathedern der Naturwissenschaft aus zu hören bekommen.

Ein Jünger dieser Kohlenstoffpropheten ist es nun auch, der uns noch eiligst „eine Philosophie für das XX. Jahrhundert" bescheert hat. Trotz des begehrlichen Titels würde man diesem Buch unrecht thun, wenn man einen streng wissenschaftlichen Maßstab daran anlegte. Der Verfasser hat sich das ausdrücklich verbeten, indem er erklärt, daß er keine „Richtigkeiten" liefere, sondern nur „Anregungen" geben wollte; und mit rühmenswerther Offenheit hat er den Hinweis an die Spitze gesetzt: „keine der folgenden Erörterungen, kein Satz dieser Erörterungen enthält die endgiltige Wahrheit für Jedermann. Sondern Wahrheit ist darin enthalten zunächst für den Redenden zur Zeit seiner Rede, sodann für Andere, welche ähnliche Ziele erstreben wie er. Diese Aehnlichkeit der Bestrebungen (!) kann nur in einem nicht allzu großen Zeitraum der Zukunft, etwa im 20. Jahrhundert, mit einiger Wahrscheinlichkeit erwartet werden."

Nimmt man nun dieses Buch ohne Voreingenommenheit und anspruchslos in die Hand, so gewährt es gleichwohl Interesse, zu sehen, wie ein auf phisosophischem, wirthschaftlichem und religiösem Gebiet wenig geschulter Kopf sich die Zukunft zurecht legt. In dieser etwa 275 Seiten starken Arbeit sind alle Linien der Entwickelung des 20. Jahrhunderts vorausgezeichnet, und sie enthält auf diesem Raum sowohl die Ergebnisse der zukünftigen Metaphysik der Natur, Anthropologie und Psychologie, als auch der Wirthschaftslehre, Individual- und Sozialethik, sowie Religionsphilosophie, Kunst und Technik. Einige Darlegungen sind sogar von der Art, daß sie der Wahrheit und zukünftigen Wirklichkeit möglichenfalls nicht allzu fern liegen. Den Ingenieuren und Astrophysikern insbesondere wird es angenehm zu hören sein, daß es nach einer vom Verfasser gegebenen Anregung demnächst möglich sein wird, vermittelst eines besonders konstruirten Fahrzeuges Sonne, Mond und Sterne zu bereisen. Es wird interessant sein, die Grundidee eines solchen Vehikels näher kennen zu lernen. „Das Fahrzeug für außerirdische Reisen," heißt es Seite 55, „kann nun nicht wohl nach dem Muster der Fahrzeuge unserer jetztigen Luftschifffahrt hergerichtet sein; denn auch die äußerste Verdünnung des Gases im Ballon würde offensichtlich nicht genügen, um ihm im mindesten ebenso stoffleeren (!) Raume die Tragfähigkeit zu bewahren. Vielmehr wird man sich, um einen Verkehr zwischen den Gestirnen einzurichten, Fahrzeuge nach dem Vorbilde der Weltkörper selbst erbauen müssen, nämlich kugelförmige Gebilde, denen eine so starke Axendrehungsgeschwindigkeit ertheilt werden kann, daß ihre Bewegung die Anziehung des Weltkörpers, auf welchem sie sich befinden, oder von dem sie sich entfernen sollen, zu

Digitized by Google

überwinden im Stande ist; in dem Innern dieser Kugel wird dann das reisende Geschöpf sich aufhalten, derart vor den drehenden Theilen der Fahrzeugkugel durch Absonderungsschichten bewahrt, daß es stets in der gleichen Lage zu verharren vermag oder in derjenigen Lage, welche der Schwere des Abfahrts- oder Ankunftssternes entspricht."

Wenn es nun auch den gegenwärtig lebenden Generationen nicht vergönnt sein wird, die dem neuen Jahrhundert hier mit auf den Weg gegebenen Verheißungen wirklich zu erleben, so gewährt es doch eine Quelle reinsten Vergnügens, das Geschick der Zukunft so vorausgeoffenbart zu sehen. Hätte Horaz unsern welträthsellösenden Naturforscher gekannt, so wäre gewiß der Vers ungedichtet geblieben: est modus in rebus, sunt certi denique fines.

Berlin. Dr. Ferd. Jak. Schmidt.

Philologie.

Griechische Ostraka aus Egypten und Nubien. Ein Beitrag zur antiken Wirthschaftsgeschichte von Dr. Ulrich Wilcken, ord. Prof. der alten Geschichte an der Universität Breslau. Leipzig und Berlin, Verlag von Giesecke und Devrient. 1899. I. Buch: Kommentar XVI. 860 S. II. Buch: Texte 497 S. und 3 Tafeln.

Die großen literarischen Entdeckungen, die uns innerhalb der letzten Jahrzehnte in rascher Folge aus dem Sande des Nillandes zu Theil geworden sind, haben auch das nichtphilologische Publikum lebhaft beschäftigt. Der Reiz, welchen Schriften, wie Aristoteles' Staatswesen der Athener oder die Mimiamben des Herondas ausüben mußten, ist in der That ein so eigenartiger, daß man nicht einmal besonders starke historische Interessen zu haben brauchte, um begierig nach den trefflichen Uebersetzungen zu greifen, welche diese Schätze alsbald nach ihrem Erscheinen bequem zugänglich machten. Die Debatten, welche über die Echtheit der ersten der genannten Schriften sogleich mit Leidenschaftlichkeit geführt wurden, sind auch außerhalb der Fachkreise beachtet und verfolgt worden. Immer neue Funde dieser Art hielten das Interesse wach. Es kam Bacchylides hinzu, und Fragmente so erlauchter Namen wie Sappho, Archilochus und Menander. Selbst in unserer, dem Alterthum gegenüber so gleichgültigen Zeit mußte diese eigenartige und unerwartete Renaissance das gebildete Publikum in einer gewissen Erregung erhalten.

Dagegen hat man weniger beachtet, daß diese literarischen Entdeckungen nur einen kleinen Bruchtheil der egyptischen Funde ausmachen, daß gleichzeitig mit ihnen Dokumente von weittragender historischer Bedeutung zu tausenden und abertausenden ans Licht getreten sind.

Digitized by Google

Es ist das begreiflich. Denn diese Schätze sind erst zum Theil publizirt worden und auch die veröffentlichten ihrem vollen Gehalt nach bisher nur denjenigen zugänglich, die der Erforschung dieses schwierigen Gebietes ihre ganze Kraft gewidmet haben. Noch fehlt es an systematischen Bearbeitungen, die dem Fernerstehenden eine rasche Orientirung ermöglichten. Auch der Fachmann muß ein eindringendes Studium daran setzen, um sich in den vortrefflichen aber weit zerstreuten Einzelforschungen zurechtzufinden oder um von den bisher veröffentlichten Sammlungen, wie den Berliner „griechischen Urkunden" Nutzen zu haben.

Unter diesen Umständen muß die vorliegende Schrift von Wilcken zunächst deshalb sehr willkommen geheißen werden, weil sie eine abgeschlossene Gruppe dieser Funde zum ersten Mal erschöpfend erklärt. Der Kommentar des Verfassers leistet aber mehr. Indem er zur Interpretation seines speziellen Objektes verwandte Erscheinungen in reichem Maße heranzieht, dient er zugleich als eine vortreffliche Einführung in einen großen Theil der griechischen Dokumente Egyptens, so weit sie auf die innere Verwaltung dieses Landes in der Ptolemäerzeit und in den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit Bezug haben.

Bei dem Interesse, welches man heut zu Tage Fragen der Wirthschaftsgeschichte entgegenbringt, wird es auch den Lesern dieser Zeitschrift nicht unerwünscht sein, über den Inhalt dieser in echt Böckh'schem Geiste geführten Untersuchungen in aller Kürze orientirt zu werden.

Es sind die unscheinbarsten unter den erwähnten Urkunden, die uns die Wilcken'sche Sammlung vorlegt, denn das Material, auf dem sie verzeichnet stehen, sind Topfscherben, welche die antiken Benutzer dem Kehrichthaufen entnommen hatten, um sie als kostenloses Schreibmaterial zu verwerthen. Daß man im Alterthum die Scherbe (ὄστρακον) zu diesem Zweck verwandte, wußten wir von jeher. Hat doch der attische Ostrakismos seinen Namen eben von diesem alten Surrogat für den modernen Papierzettel. In welcher Ausdehnung man aber die Scherbe dazu heranzog, haben uns erst die egyptischen Ostraka gezeigt, auf die man seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts aufmerksam wurde und die nun schon zu vielen tausenden in den großen europäischen Sammlungen vereinigt sind.

Auch auf den egyptischen Ostraka fehlt es nicht ganz an literarischen Schnitzeln (z. B. Citaten und Exzerpten*), in ihrer Hauptmasse aber tragen sie geschäftliche Notizen, und zwar vorwiegend von der Art, wie sie die Wilcken'sche Sammlung vereinigt: es sind Quittungen, welche entweder die Steuererheber dem Steuerzahler oder die Bank resp. der Thesaurus dem Steuererheber für geleistete Geld- oder Naturallieferungen ausstellte**).

*) Beispiele giebt Wilcken Buch II unter Varia S. 300ff. Vergl. Buch I S. 708.

**) Ueber die Vorarbeiten, auf die sich der Verfasser stützen konnte, vergleiche Buch I S. 56.


Digitized by Google

Die große Bedeutung dieser Funde für die kulturhistorische Forschung leuchtet von selbst ein. Sie versetzen uns mitten in den Kleinbetrieb der egyptischen Steuererhebung. Tausende solcher Scheine vergegenwärtigen uns immer neue Situationen des gewöhnlichen Lebens und lassen so wirthschaftliche Vorgänge ans Licht treten, über welche die Literatur vollkommen schweigt. Was sie erhalten haben, sind kleine Einzelheiten, aber in ihnen spiegeln sich mit völliger Treue die Grundzüge der Verwaltung.

Der Herausgeber hat seiner Sammlung, die der zweite Band enthält, im ersten einen Kommentar von nahezu 900 Seiten vorausgeschickt. Wie billig, bildet hier — nach einleitenden Bemerkungen über „die Scherbe als Schriftträger" und „Herkunft und Schicksale der Ostraka" — die Grundlage der Untersuchung die eingehende Interpretation der einzelnen Stücke der Sammlung. Diese hatte die größten Schwierigkeiten zu überwinden. Abgesehen von den paläographischen Problemen galt es, die in den Quittungen erwähnten topographischen Angaben, die Maße, Geldsorten und Datirungen zu bestimmen (damit beschäftigen sich die Kapitel 9—11). Vor Allem aber mußten die den Quittungen zu Grunde liegenden Formulare erklärt, es mußte festgestellt werden, von wem und für wen diese Scheine ausgestellt sind, was bei der Kürze und Fremdartigkeit der Geschäftssprache häufig nicht mit einer jeden Zweifel ausschließenden Sicherheit möglich ist. Endlich mußte auf die Verschiedenartigkeit der Abfassung in der ptolemäischen und kaiserlichen Verwaltungsperiode Rücksicht genommen werden. (Kap. 3.) Eine andere Aufgabe, die die Ostraka ihrem Editor stellen, ist die Erklärung der einzelnen Abgabenarten, die in ihnen erwähnt werden. Da die Egypter keine einheitlichen Steuern hatten, wurde jedes einzelne Objekt besteuert. Es sind nicht weniger als 218 Steuerobjekte, welche Wilcken im vierten Kapitel aufzählt und erörtert.

Schon bei dieser Erklärung der einzelnen Steuerobjekte konnte der Verfasser neben den Ostraka das reichhaltige Material zu Rathe ziehen, welches die Papyri für diese Fragen bieten, das in seiner außerordentlichen Bedeutung noch mehr in den folgenden Ausführungen hervortritt. Es ist besonders eine Urkunde, deren Wichtigkeit auch hier hervorgehoben werden muß, das im Jahre 1896 von Grenfell edirte Steuergesetz des Philadelphus vom Jahre 259/8 vor Christus. Es enthält allgemeine Bestimmungen über Pflichten und Rechte der Steuerpächter, die Besteuerung von Weinbergen und Nutzgärten, Verpachtung des Oelmonopols und der Banken und Aehnliches.

In eine solche vorrömische Steuergesetzgebung hatten wir bisher nur für Sizilien einen beschränkten Einblick durch die lex Hieronica, auf welche Cicero in den Reden gegen Verres, besonders in der dritten, vielfach Bezug nimmt. Aber während man sich den Inhalt dieser Bestimmungen aus den nicht immer klaren Andeutungen des Redners rekonstruiren muß, liegt der ptolemäische Text im Wortlaut vor und bietet, wenn auch vielfach ver-


Digitized by Google

stümmelt, ein unschätzbares Erklärungsmittel für die Ostraka und die zahlreichen Papyri, welche das Steuerwesen betreffen.

Damit sind die Hauptquellen angedeutet, auf Grund deren der Verfasser im 5. und 6. Kapitel (S. 421—633) die Grundzüge der egyptischen Steuerveranlagung und Erhebung in der hellenistischen und römischen Zeit zu entwerfen sucht. Auch für den Nichtfachmann sind diese Ausführungen sehr lesenswerth. Sie führen vortrefflich in den gegenwärtigen Stand der wissenschaftlichen Diskussion ein. In lichtvoller Darstellung weiß der Verfasser die festen Ergebnisse anschaulich zu gruppiren, das Problematische durch ein reichhaltiges und doch nicht erdrückendes Material zu beleuchten. Er zieht die versprengten Nachrichten der epigraphischen und literarischen Tradition zur Vergleichung heran und weiß die Analogien des modernen Lebens in wirksamer Weise zu benutzen. Man gewinnt eine klare Vorstellung davon, wie bedeutsam der Einblick in diese egyptischen Verhältnisse für die Erkenntniß des gesammten antiken Wirthschaftslebens, ja für die Geschichte der Nationalökonomie überhaupt, bereits ist, und noch mehr zu werden verspricht.

Es ist ein raffinirtes System, das die Ptolemäer ersannen, um die Steuerkraft ihres Landes bis zum Aeußersten auszunutzen. Wir erkennen zunächst moderne Mittel: Eine minutiöse und wohlorganisirte Eintheilung in Steuerbezirke und die durch amtliche Nachprüfung kontrolirte Selbstdeklaration. Solcher Anzeigen liegen uns noch eine große Anzahl vor. Sie gelten einerseits der Ermittelung des Steuersubjektes. Der Vorsteher des Haushaltes hat in festgesetzten Perioden über den Personenstand seines Hauses zu berichten. Zu ihrer Ergänzung dienen Geburts- und Todesanzeigen, zu denen er ebenfalls verpflichtet ist. Dazu kommen die Selbstangaben über die Steuerobjekte: Haus und Hof, Ackerland, Vieh, Vorräthe, Schiffe u. s. w., die in der Ptolemäerzeit zugleich von Werthabschätzungen der Deklaranten begleitet werden. Diese Referate müssen in doppelten Exemplaren an verschiedene Behörden eingereicht werden. Aber auch ihre weiteren Schicksale lassen sich verfolgen. Sie werden amtlich geprüft und zeigen nun die Kontrollvermerke der Behörden, sie werden zu Steuerrollen zusammengeklebt. Es werden ferner Auszüge aus ihnen gemacht. In anderen Steuerbüchern, die nur auf amtlicher Nachforschung zu beruhen scheinen, lassen sich die Spuren antiker Grundbücher erkennen.

Während nun die Prüfung der Selbstangaben, sowie die Steuerberechnung in den Händen einer wohlorganisirten Beamtenhierarchie lag, deren Fäden im königlichen Kabinet zusammenliefen, war die Exekutive dem Steuerpächter überlassen, denn die Verpachtung der Steuer, die jährlich und an den Meistbietenden geschah, war in der Ptolemäerzeit allgemein. Das Interesse des Staates an diesem Verfahren ist verständlich. Ihm war dadurch für gute, wie schlechte Jahre dieselbe Einnahme garantirt. Für den Pächter war das Geschäft riskanter. Zahlte er mehr ein, als aus-

Digitized by Google

bedungen, so profitirte er den Ueberschuß, lieferte er die stipulirte Summe, so wurden ihm Prozente berechnet, das Defizit aber hatte er zu tragen, resp. die Bürgen, die er stellen mußte.

Diese Verhältnisse, die die Zollpachtung zwar als eine aussichtsreiche, aber nicht ganz sichere Spekulation erscheinen lassen, hatten schon früher in Griechenland dazu geführt, daß sie nicht von Einzelnen, sondern von Gesellschaften in die Hand genommen wurde. Auch in Egypten bemerken wir, daß hinter dem Einen, mit dem der Staat das Geschäft abschließt, meist eine Genossenschaft steht, die den Profit wie den Schaden gemeinsam trägt, und an der auch der Bürge bis zu einem gewissen Grade theilgenommen zu haben scheint.

Daß der Steuerzahler hierbei schlecht weg kam, liegt auf der Hand, da der interessirte Geschäftsmann, der in diesem Falle von der staatlichen Autorität unterstützt wurde, natürlich rücksichtsloser einkassirte, als es der Staatsbeamte gethan hätte. Daß ihm hierbei Schranken gezogen waren, ist sicher; aber es läßt sich im Einzelnen nicht mehr feststellen, wie weit der Staat für das Interesse der Steuerzahler gesorgt hat.

Alle diese Anordnungen sind im Großen und Ganzen von den Römern übernommen worden. Nur die Steuerverpachtung haben sie eingeschränkt und an ihre Stelle vielfach die kaiserliche Regie treten lassen. Daß dadurch der Steuerdruck für Egypten ein geringerer geworden wäre, läßt sich dagegen nicht behaupten.

Dies sind in aller Kürze die Hauptpunkte, die in diesen interessanten Kapiteln behandelt werden. Daß bei der lebensvollen Unmittelbarkeit des Materials, mit dem hier operirt werden kann, nebenbei kultur-historische Fragen der verschiedensten Art berührt werden, daß auf die Geschichte von Handel und Industrie, das Kassenwesen, die Einrichtung der königlichen resp. kaiserlichen Bank und ihrer Filialen, die Verwaltung der Vorrathshäuser und Aehnliches wichtige Streiflichter fallen, ist selbstverständlich. Anderes, wie die Grundsätze der Steuerberechnung oder der definitive Betrag der Einnahmen, bleibt noch hypothetisch.

An die Gesammtheit der hier zur Sprache gekommenen Thatsachen knüpft der Verfasser zum Schluß (Kap. 7) zwei allgemeine wirthschaftsgeschichtliche Beobachtungen. Einmal nimmt er zu der Kontroverse Stellung, ob in der hier in Betracht kommenden Zeit die Herrschaft der Natural- oder Geldwirthschaft anzuerkennen sei. Aus seinen Ausführungen geht hervor, daß die egyptischen Urkunden durchaus für die Auffassung sprechen, die kürzlich Ed. Meyer gegenüber Bücher*) verfochten hat, wonach in dieser Periode die Geldwirthschaft zur vollkommenen Geltung gelangt sein muß. Wilcken weist überzeugend nach, daß in der Periode vom dritten Jahrhundert vor bis zum dritten Jahrhundert nach Christo Geld der alleinige

*) K. Bücher, Entstehung der Volkswirthschaft [1] 1895 [2] 1898. Ed. Meyer, Die wirthschaftliche Entwickelung des Alterthums. 1895.



Werthmesser, das alleinige Tauschmittel ist, daß, abgesehen von einem Theil der Grundsteuer und der Annona in der Kaiserzeit, die Zahlung in natura zu Gunsten derjenigen in Geld durchaus zurücktritt. Da also die „Naturalforderungen nur insofern beibehalten wurden, als sie für die Verpflegung des Heeres und der Beamten, sowie zur Produktion in den königlichen Betrieben oder zu sonstigen Bedürfnissen konsumirt oder aber für magere Jahre in den königlichen Magazinen thesaurirt wurden, wird man sagen dürfen, daß das Budget der Ptolemäer im Wesentlichen geldwirthschaftlich gedeckt wurde."

Zu einer weiteren Betrachtung veranlaßt den Verfasser das geringe Hervortreten der Sklaven in den egyptischen Urkunden. Nur die Haussklaverei spielt eine erheblichere Rolle. Besonders Sklavinnen als Konkubinen des Hausherrn scheinen in bevorzugter Geltung gestanden zu haben. Aber in der Industrie und in der Landwirthschaft treten uns Sklaven kaum entgegen. Wir gewinnen so von der Sklaverei in Egypten das Bild, das Ed. Meyer als dem Orient eigenthümlich bezeichnet mit den Worten: „Das intensive Sklavenbedürfniß, der Heißhunger nach Sklaven, welcher für die spätere römische Republik so charakteristisch ist, fehlt dem Orient durchaus, weil die wirthschaftlichen Verhältnisse ganz andere waren." Für einen Industriestaat, wie Egypten, ist diese Erscheinung auf den ersten Blick befremdlich. Aber Wilcken weist zur Erklärung wohl mit Recht auf die ungewöhnlich dichte Bevölkerung Egyptens hin, ihre außerordentliche Bedürfnißlosigkeit und ihre sich ewig gleich bleibende politische Unmündigkeit. Eine solche für Frohndienste geeignete Bevölkerung machte die Anhäufung großer Sklavenmassen überflüssig.

Kiel. Ivo Bruns.

Literatur.

Finnland im Bilde seiner Dichtung und seine Dichter von Ernst Brausewetter, mit Novellen, Gedichten, Schilderungen, Charakteristiken und 16 Porträts. Verlag von Schuster & Löffler, Berlin und Leipzig 1899.

Die kulturelle, man möchte noch lieber sagen: die seelische Eigenart des einsamen Landes, über das jetzt so schwarze Wolken schweren und unverdienten Unglücks gezogen sind, wird uns in diesem Buch deutlich vor Augen geführt. Der Verfasser schildert, immer in Anlehnung an finnische Quellen und Autoren, zunächst die Beschaffenheit des Landes und Volkes, dann giebt er eine Charakteristik aller der Dichter, die hier in verblüffend großer Zahl gelebt und gewirkt haben und noch leben und wirken. In einem zweiten Theil werden zahlreiche Proben der finnischen Dichtung

Digitized by Google

abgedruckt. Begreiflicher Weise betritt der literarische Kritiker hier Neuland und muß sich darum eben von Brausewetter unterrichten lassen, in dankbarer Anerkennung für den Einblick, der zum ersten Mal weiten Kreisen in jene kleine, entlegene, merkwürdige Welt verstattet wird. Als Probe sei hier ein von Zakarius Topelius verfaßtes Gedicht „Mitternachtsonne" abgedruckt:

So oft gemalt, niemals wirklich gegeben.
Nicht Nacht, nicht Tag, kein Stern, nicht Sonn, nicht Mond,
Doch eine Landschaft in verklärtem Licht,
Südwärts der Himmel klar, im Nord Gewölk,
Ein Berg, ein Feld, ein Fluß, ein Kirchenthurm,
Ein Hof, ein Stall, ein Pferd auf grüner Weide.
Das ist so einfach, schlicht, gewöhnlich — freilich.
Was unbeschreiblich, unmalbar dem Pinsel,
Ist auf der Stirn der Nacht die Tageskrone.
Und Alles ruht und strahlt. Woher das Licht?
Es fließt daher, doch merkt man nicht von wo,
Es kommt nicht von der Höh', nicht aus dem Thal.
Es leuchtet überall. Es ist ursprünglich.
Luft, Feld und Fluß und Hain davon erfüllt.
Es strömt von all den Dingen selber aus,
Ist die verborgene Seele des Geschaff'nen,
Die aushaucht in des Nordens Sommernacht
Die tiefverborg'ne Sehnsucht, stilles Hoffen.
Komm, Meister, der Du wählest Deine Lichter
Und sorgfältig vertheilst die Schattentöne,
Gieb mir, kannst Du's, die Seele der Natur:
Tagklare Nacht und Landschaft ohne Schatten!

Aus den Lehr- und Wanderjahren des Lebens. Gesammelte Gedichte. Brief- und Tagebuchblätter. Aus den Jahren 1884 bis 1900 von Cäsar Flaischlen. Verlag von F. Fontane & Comp. Berlin 1900.

Der Verfasser, der als Redakteur des „Pan" den an Kunst interessirten Kreisen bekannt ist und der vor ein paar Jahren auch mit einem Drama in der damaligen Leipziger Literarischen Gesellschaft sehr starken Erfolg erzielte, leitet seine Verse mit einem geistreich und tief gedachten Vorwort ein. Mit den darin entwickelten Ansichten möchte ich mich fast Punkt für Punkt einverstanden erklären. Diese Ausführungen gipfeln in den Sätzen: „Was uns noth thut, ist eine Kunst mit den Zielen der Kunst Goethe's und der Kunst Schiller's, die Kunst einer bestimmten, festen Weltanschauung, nicht Materialismus und Symbolismus. Es gilt für das Leben zu schaffen, nicht für technische Virtuositäten! Freilich ohne darin stecken zu bleiben. Aus ihnen heraus und darüber hinaus — sowohl über Grau als über

Digitized by Google

Blau. Wir brauchen eine Kunst, die lebbar ist, die mithilft, aus dem Kampf, in dem wir Alle liegen, hinauszufinden, und die uns vorbildlich vorangeht." Wir brauchen also, darf man wohl im Sinne des Verfassers sagen, eine Kunst der starken, dem Leben und Schicksal gewachsenen Persönlichkeiten. Bei Flaischlen's Gedichten nun gewinne ich den Eindruck, daß der Verfasser selber mit dumpfesten, drückendsten, niederen Lebensschicksalen gerungen hat, tapfer gerungen und sich ihnen entrungen hat. Aber — wie das oft so geht — es bleibt von all dem Bösen da hinter uns doch etwas hängen. Wem das „Empor" gar zu schwer gemacht worden ist, der kann sich an der Sonne der Höhenwelt doch garnicht mehr so recht herzlich und frei erfreuen. Es liegen Schatten in seiner Seele und Furchen auf seiner Stirn. Nicht nur Rubek in Ibsen's dramatischem Epilog muß es dauernd spüren, wenn man ihm irgend einmal „eins in die Flügel gehauen" hat. Das bei weitem schönste und tiefste aller dieser tapfer und männlich empfundenen Gedichte ist das mit dem Beginn:

Du fragst, was uns Noth thut, Freund,
und was uns fehlt? . . . O, so viel!
Ideale vor Allem wieder
und ein festes, großes Ziel!

Ideale, wie unsere Väter gehabt —
die selbst freilich taugen nicht mehr
und sind unmöglich geworden
die vergangenen Jahre her — —
wie sich das Meiste, das man
uns in der Kindheit gelehrt,
im Getriebe der Welt von heut
zu Spott und Thorheit verkehrt.

Weitere Strophen, aus der Mitte heraus, lauten dann:

Auch die Alten freilich nun lassen
uns ab und zu einmal Recht
und erklären nicht Alles mehr
von vornherein gleich für schlecht:
Ja, in gutgelaunten Stunden
gestehen sie sogar:
daß Manches, das sie bestritten,
doch ganz vernünftig war!

Wenn sie kommen aber und sagen:
Einreißen sei kinderleicht!
doch, ohne Ersatz zu wissen,
wird damit viel erreicht?!
so müssen wir still sein und schweigen —
denn das ist ja doch unser Leid,
die Noth uns'res ganzen Lebens,
der Jammer der ganzen Zeit:

Digitized by Google

daß wir zerdacht und zerzweifelt
 alles, was bisher war,
und was wir selber wollen,
 noch nicht wie das Frühere klar . .
wie zwischen Charfreitag und Ostern
 fehlt Freude und Zuversicht;
der alte Gott ist gestorben,
 der neue erstand auch noch nicht!
die Nacht, die lag, ist gewichen.
 doch mit erloschen sind auch
die Sterne, die ihr geleuchtet,
 und es weht ein frostiger Hauch. . . u. s. w.

Das Gedicht, das ich leider nicht in seinem ganzen Umfang hierher setzen kann, gehört zu den bedeutendsten und tiefsten, die in unserer Zeit überhaupt gedichtet sind. Aufmerksam machen möchte ich zum Schluß noch auf die Schlichtheit und Natürlichkeit der sprachlichen Mittel, die Flaischlen handhabt, im Gegensatz zu gewissen modernen Wortprotzen, die sich etwas zu vergeben glauben, wenn sie nicht an Stelle der überlieferten und gewöhnlichen Worte die ungeheuerlichsten Neubildungen setzen. Gerade durch die sprachliche Unauffälligkeit erzielt Flaischlen die ergreifendsten Wirkungen.

Max Lorenz.

Aus der Tiefe. Ein Lebensbild von Robert Saitschick. Stuttgart 1899. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

Der Verfasser ist mir als hervorragender literarischer Kritiker rühmlich bekannt. Als Analytiker verwickeltester Seelenzustände leistet er oft mehr als Gewöhnliches. An diesem Buche hat mich vor Allem eine Bemerkung des Vorworts interessirt, die lautet: „Der Verfasser vertritt eine in ihm festgewurzelte Ansicht, die literarischen Werke seien zum allergrößten Theil, da sie nicht ein aufrichtig gelebtes Leben als Hintergrund haben, überflüssig und eine Sache der Mode und des Zeitgeistes. Dieses Lebensbuch zu veröffentlichen, hat er sich nur deshalb entschließen können, weil es eben kein „literarisches“ Buch ist; das Erlebte setzt die Aufrichtigkeit voraus.“ Zunächst muß ich bekennen, daß ich von ähnlichen Empfindungen sehr stark eingenommen bin. Man könnte das wohl anders ausdrücken: Eine Biographie enthält und bedeutet schließlich doch mehr als ein Roman, weil das Gelebte werthvoller als das nur Erdachte ist. Dennoch halte ich diese Meinung für objektiv falsch. Jede gute Dichtung enthält mindestens genau soviel Lebenswahrheit und wirklichen Lebensinhalt, wie irgend ein reell vor sich gegangenes Leben. Es giebt eben nicht nur äußere Erlebnisse, d. h. Verhältnisse und Dinge, die von außen her die Seele erregen und erfüllen. Es giebt auch ein mikrokosmisches

Digitized by Google

Leben der Seele für und in sich. Wie es zu Meinungen und Empfindungen, wie Saitschick sie äußert, kommen kann, glaube ich mir so erklären zu können: Es ist eben der Kritiker und nicht der Dichter, der das spricht. Der Kritiker braucht immer ein vor ihm liegendes Objekt, eine Realität, an und mit der er arbeitet. Die frei schaffende Phantasie fehlt ihm. Darum kommt ihm selber das Dichten als etwas in der Luft Schwebendes, Boden- und Haltloses, ja sogar Unreelles vor. Wenn nun übrigens Saitschick wähnen wollte, daß er mit seinem „Lebensbuch“ einen stärkeren und eindringenderen Eindruck des Wirklichen und Wahren erzeugt hat, als ihn sonst eine Dichtung erzielt, so täuscht er sich. Der Zug gewisser psychologischer Linien ist in diesem Buche sehr fein und interessant. Einen anschaulichen Eindruck einer bestimmten Entwickelung erhält man aber doch nicht. Dazu fehlt eben dem Verfasser die Phantasie, die Kraft plastischer, körperlicher Vor- und Darstellung. Dies ist der Unterschied, um ihn vergleichsweise darzustellen: der Kritiker versteht sich auf die psychologische Geometrie, der Dichter auf die psychologische Stereometrie. Wo jener mit Linien arbeitet, schafft dieser mit Körpern. Saitschick wird an das Unkörperliche seines Buches nicht glauben wollen. Denn er denkt sich natürlich bei jedem seiner Sätze viel mehr. Für ihn ist Alles lebendig und körperlich. Daraus folgt aber noch nicht, daß auch der Leser dieselbe Vorstellung erhält. Das Buch des sehr geistreichen Verfassers ist in einem Stil von ganz ausgezeichneter Reinheit und Klarheit geschrieben.

Im Anschluß an die Bücherbesprechungen gestatte man die Bemerkung, daß ich durch eine Reise verhindert gewesen bin, sämmtliche in Betracht kommenden Theatervorstellungen zu besuchen und meine regelmäßige Theaterkorrespondenz zu schreiben. Doch es ist das ja wohl darum kein unausgleichbarer Schade, weil in einer Monatsschrift vom Charakter der „Preuß. Jahrb.“ der Werth jener Korrespondenz doch am wenigsten in ihrer aktuellen Wirkung liegen kann und soll. Im nächsten Hefte werde ich das Versäumte nachholen und zu berichten haben über die Bühnenunwirksamkeit des letzten Ibsen'schen Dramas, über die unerwartete Niederlage von Halbe's „Tausendjährigem Reich“, über Reicke's modernes Künstlerdrama „Freilicht“, das schon dadurch merkwürdig ist, weil es einen Konsistorialrath zum Verfasser hat, über Wildenbruch's mir noch unbekannte „Tochter des Erasmus“ und was sonst vielleicht noch zukommt.

Max Lorenz.

Anton E. Schönbach. Gesammelte Aufsätze zur neueren Literatur in Deutschland, Oesterreich und Amerika. Graz, Leuschner & Lubensky. 1900. 443 S. gr. 8°. 6 Mark.

Wer die Fülle dieser Aufsätze und Vorträge aufmerksam, wie der Berichterstatter von sich wahrheitsgemäß bezeugt, durchgelesen hat, muß ihrem unglaublich fleißigen Verfasser für mannigfaltigste Belehrung und

Digitized by Google

Anregung von Herzen dankbar sein. Sie sind eine höchst erfreuliche Bestätigung für unsern Glauben an die unzerstörbare Kraft des Deutsch-Oesterreicherthums, das in der Lage ist, die vor 120 Jahren unsere Literatur vorfand, den deutschen Gedanken vorerst auf dem Boden ästhetischer Kultur anzubauen, ehe er politisch erneuend wirken konnte. Schon sehen wir sie wirksam, die zum Theil noch zu wenig beobachteten „Imponderabilien", die von Dichtern wie Grillparzer (S. 138 fgd.), Anastasius Grün (174), Hermann von Gilm, Ludwig Anzengruber, auch von Ed. von Bauernfeld in seiner Art und Gottfried von Leitner ausgestreut worden sind. Ihnen sind eingehende Studien gewidmet.

Schönbach ist ein Schüler Karl Müllenhof's und diesem, „einem der gewaltigen Baumriesen", gilt ein schöner pietätvoller Aufsatz, vielmehr eine akademische Gedächtnißfeier (S. 82—103) der Universität Graz, gehalten im März 1884. Wenn so Einer jählings im klingenden Frost des Winters in sich zusammenbricht († 19. Februar 1884), da ist's wohl, „als ob Alles, was lebt, den Athem anhielte." Der Leser empfindet mit uns, daß er es also mit einem Gelehrten zu thun hat, der das rege Naturgefühl aus der Heimatherde des Riesengebirges und das poesievolle Jugendleben aus dem Elternhause sich in die Studirstube hinübergerettet hat. Da ist nichts Verknöchertes oder Verholztes.

Der Verfasser bekennt uns, daß das Arbeitsgebiet der hier gesammelten Essays nunmehr endgiltig hinter ihm läge, sie seien das Lehrgeld, das er an die Philologie, wie sie seine beider Meister Johannes Vahlen und Karl Müllenhof verstanden, bezahlt habe, um nun dem weiteren Scherer'schen Ideale der allgemeinen Bildung zuzustreben. Das hat seine Gefahren, Zersplitterung der Kräfte vor Allem, und die fort und fort zunehmende Schwierigkeit, in all den wirren Massen von allen Seiten andringenden Stoffes die großen leitenden Gesichtspunkte festzuhalten. Man zerfasert sich, ehe man's merkt, und auf ein langes Leben und ausdauernde Gesundheit muß man rechnen. Wünschen wir sie jedem redlich Forschenden, wie die Götter sie Meister Mommsen gewähren! Schon glauben wir ein Verlieren der Leitsterne wahrnehmen zu sollen, wenn wir sehen, mit welcher Resignation oder fast stoischen Gelassenheit Schönbach „die Uebermacht der Prosa" in dem modernen literarischen Treiben einfach gelten läßt. Er steht da fast auf dem Standpunkt der jungitalienischen Veristen, den auch der jüngste Berolinismus sich aneignete: „il verso è morto", der Vers ist todt, wider den d'Annunzio, wir meinen, mit Recht geltend macht: il verso è tutto, der Vers, die Form ist Alles.

Wenn der Verfasser bescheiden meint, der Persönlichkeit und der Kunst gerecht geworden zu sein und zur Verständigung über den Werth der Poesie des 19. Jahrhunderts für unsere Erziehung und Bildung beizutragen, so stimmen wir dem herzlich bei, machen ihn aber darauf auf-


Digitized by Google

merksam, daß viel mehr und viel bälder, als wir Alle ahnen, in das Meer ewigen Vergessens hinabsinken wird, was uns heute noch groß und herrlich dünkt. Und das wird ohne Zweifel der Prosadichtung, dem Roman, am ehesten und furchtbarsten zustoßen.

Was von Schiller's Bedeutung für die allgemeine Bildung vorgetragen wird — es geht von der Frage aus, ob nicht heute auch das starke Band zwischen ihm und den Seinen anders geschlungen worden sei — lassen wir gern gelten, sind auch mit dem Verfasser der Ansicht, daß Herder uns entfremdet sei, ob zumeist durch unsere Schuld, möchten wir nicht entscheiden, daß aber seine Tage gewiß nicht ausbleiben werden. Schiller starb zu früh, er konnte die Bahn nicht durchmessen, die ihn der Schaffensweise Goethe's immer näher brachte. Und wesentliche Verschiedenheiten in der Begabung Beider*) bleiben bestehen, und wenn es etwas boshaft heißt, daß gar mancher sein Patent für die Goethe-Gemeinde durch kühle Haltung gegen Schiller zu verdienen gemeint habe, so scheint dabei vergessen, daß man den Aermeren nicht unverdienter Weise kränkt, wenn man die jetzt wohl allgemeine Ueberzeugung des deutschen Volkes theilt: aber dieser Dein Freund war unendlich viel reicher.

Uhland als Dramatiker wird uns in Anlehnung an das Buch Adalberts von Keller gut geschildert. Wir möchten daneben doch auch noch auf das viel zu wenig gekannte und beachtete Buch Hr. Weismann's „Ludwig Uhland's dramatische Dichtungen", Frankfurt a. M. 1863, hinweisen, das zwar von all den dramatischen Entwürfen und Ansätzen noch nichts weiß, aber in höchst eindringlicher Weise die echte Deutschheit der an poetischem Gehalt doch noch nicht wieder erreichten beiden Hauptdramen, des „Herzogs Ernst" und „Ludwigs des Bayers" darlegt. Eine Schmach der deutschen Bühne bleibt es bis heute, daß man diese herrlichen Stücke nirgends aufführt.

Die heutige literarhistorische Forschung hat sich unnöthiger Weise die Ruthe aufgebunden, die Werke unserer Dichter genetisch-historisch nachzukonstruiren. Da kommt denn im besten Falle zuletzt das Werk heraus, wie es eben schon war, nur daß man erfahren kann, wie es unter anderen Umständen in Einzelheiten auch allenfalls anders hätte werden können. Literaturgeschichte ist nicht „geschichtliche Psychologie", wie an späterer Stelle gesagt wird, sie ist oder sollte doch etwas mehr sein, vielmehr Geschichte der Wirkungen ins Volksleben hinein. Nicht sowohl, wie sie dazu kamen oder woher sie es nahmen, ist die Hauptsache, sondern was sie uns gaben und was es uns gilt. Aber sie bilden sich ein, sie verstünden es nun erst. Hätten die Dichter, wie sie befugt sind, rechtzeitig alle ihre Vorarbeiten verbrannt, so gäbe es, vielleicht nicht einmal zum Schaden der Wissenschaft, und jedesfalls nicht zur Verkümmerung des ein-

*) Uebrigens ist das Weimarer Doppelstandbild nicht von Rauch, sondern von Rietschel.



heitlichen ästhetischen Genusses, diese ganze Sorte Literaturgeschichte überhaupt nicht. Wir leugnen ja nicht den eigenen psychologischen Werth, den solche Geschichte des Werdens auch hat, aber man darf sie nicht an die Stelle der beabsichtigten oder doch faktisch erreichten literarischen Wirkung, oder gar über sie stellen. Die Anwendung dieser naturwissenschaftlichen Methoden, der Embryologie, auf die Wissenschaften des Geistes ist und bleibt eine μετάβασις ἐς ἄλλο γένος, und ihr Erfolg ist nur Selbsttäuschung. Geist läßt sich eben auch mit den feinsten Maschen nicht fangen. Nun, die Faustische Sehnsucht, daß Natur sie unterweise „wie spricht ein Geist zum andern Geist", wird auch bei manchem Goethe-Philologen sich bescheiden lernen. Wer wirklich hinter das Geheimniß der poetischen Konzeption und Ausreifung gucken will, dem wäre viel eher zu rathen, selber poetisch-technisch seine Kraft zu üben, denn wozu sonst eine Technik kennen lernen wollen? Der ausübende Künstler lernt an seiner Mühe, an seinen Irrthümern, aber er kümmert sich nicht um die Weisheit der Nachlaß-Historiker. Dabei brauchte er sich gar nicht vor dem dauernden Verkehr mit Hochgebildeten, Gleichgestimmten zu hüten, der nach der seltsamen Ansicht Schönbach's die Wirkung hätte, die Energie für poetische Schöpfungen zu verkümmern. Wäre bloß das vorzeitige Sich-drein-reden-lassen gemeint, so wär's schon recht und entspräche der Praxis Goethe's durchaus.

Wenn „Sage und Novelle" als dramatische Aufgabe geeigneter heißen als die Geschichte, was ja der Aristotelischen Erkenntniß entspräche, daß die Tragödie philosophischer sei als die Geschichte, so mag man Uhland aber doch zugestehen, daß er mehr als andere das volksmäßig Sagenhafte gesucht und benutzt hat.

Die gehaltvolle Rede zum Uhlandtage (26. April 1887) weist auf, was unser Leben ihm verdankt, Verständniß und Liebe zum echt Volksthümlichen, an dem seine eigene Dichtung erstarkt war. Es freut uns ganz besonders, daß hier doch einmal ein Kundiger vom vielgescholtenen Mittelalter, dessen größte Sünde immer noch ist, daß man es so wenig kennt, ausspricht: „So wunderlich es scheinen mag: der Mensch des Mittelalters war im gewissen Sinne freier als der moderne. — Die ständische Gliederung war auch Schutz, das Haus eine wirkliche Burg." Das schöne Wort Uhland's steht dabei: „Man hat das Mittelalter sonst wohl eine tausendjährige Nacht genannt. Diese Nacht war wenigstens eine helle. Sternbilder stiegen in ihr auf und nieder, welche nicht sichtbar sind, wenn die schattenlose Mittagssonne scheitelrecht auf die Häupter der Menschen leuchtet."

So sehr die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" Gustav Freytag's bewundert werden, so schmerzlich beklagt doch der Verfasser die Kargheit, mit der hier Oesterreich behandelt ist. Nun, es ist ja nicht zu spät, das Versäumte auf österreichischer Seite nachzuholen und mancherlei ist inzwischen dort und auch anderweitig geleistet. Wir brauchen ja nicht eben

Digitized by Google

aus Freytag's Bildern zu erfahren, was heute kein Verständiger leugnen wird (s. S. 62), „daß Oesterreich ein Grenzwahrer, nicht minder rüstig als Meißen und Brandenburg, daß es ein Vorland der deutschen Dichtung gewesen ist.*) Als das Verdienst der „verlorenen Handschrift“ scheint sich die Rehabilitirung des deutschen Professors zu ergeben, was freilich literarisch wenig ins Gewicht fällt.

Die eigentlich nicht auf- sondern absteigende Bahn der Romanreihe „Die Ahnen“ wird an Scheffel's „Ekkehart“ taxirt. Es ist leider wohl richtig, daß die Erfindung, die stets gar zu abhängig von der Chronik ist, im Wesentlichen auf „Verkleidung einmal liebgewordener Personen“ hinausläuft. Die stilistischen Vorzüge Freytag's, die bei uns sehr hoch geschätzt sind, gelten bei dem Oesterreicher weniger, der sich dabei auf einen Künstler allerersten Ranges würde beziehen können, wir meinen Adelbert Stifter.

Auch der norddeutsche Dichter und Maler Arthur Fitger, dessen Charakterbild in unserer norddeutschen Kritik noch recht schwankend erscheint, hat sich bei Schönbach einer liebevoll eindringenden Würdigung zu erfreuen. „Fitger, lesen wir u. A., ist unter den lebenden Dichtern einer der ersten (!), er kann und darf nicht länger übersehen werden.“ **) Daneben aber: „den Dichter reißt die Sprache weiter fort, als ihm die Kunst erlaubt.“ Und, was doch zu beherzigen wäre: „unter den Waffen, die er schwingt, sollte die der bloßen Verhöhnung von Dingen sich nicht finden, in denen die Menschheit zum guten Theile ihr Heiligstes erblickt.“ — Warm und schön ist der Aufsatz über den merkwürdigen Charakterkopf Ludwig Steub, den edlen Pfadfinder für Tyrol und die Alpenthäler. Mit Recht wird er auch als großer Stilist gepriesen und sein „Sarkasmus von tödtlicher Schärfe“ bewundert, aber auch anerkannt, daß in allen seinen Büchern der Dichter stecke. Hervorgehoben werden seine zum Theil bitterbösen „deutschen Träume“, die, 1858 zum ersten Mal erschienen, seit 1888 in neuer Ausgabe vorliegen. Die Schilderung der „schlimmen Zeiten Bayerns unter dem „teutschen“ Ludwig I.“ mögen dort Landes wohl stark verschnupft haben.

Wir gelangen zu den Bildern aus der deutsch-österreichischen Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts, sehr lehrreiche, lesenswerthe Studien, die zum Theil ganz neue Ergebnisse treuer Forschung bieten. Da begegnet zuerst der merkwürdige Jos. Schreyvogel (so schrieb er sich) gleich West (1768—1817), einer der seltenen Selbständigen. Er war ein Jenaer Kind, seit 1797 jedoch dauernd in Wien als Hoftheatersekretär thätig, der erbitterte Bekämpfer der romantischen Schule. Selbst die übertriebene

*) Daß wir noch vielmehr bereitwilligst zugeben, zeigte unsere Besprechung der deutsch-österreichischen Literatur-Geschichte, die Herrn Professor Jakob Zeidler zu einer „Charakteristik“ veranlaßte, auf die auch nur ein Wort zu erwidern wir unter unserer Würde halten.

**) Das wird er auch nicht, figurirt er doch bereits in Anthologien.



Verehrung **Goethe's** von Seiten der Romantiker ergrimmte ihn. Also im Ganzen ein Wiener Pendant zu dem hausbackenen Realismus und Aufklärungsfanatismus des Berliners **Nicolai**, von dem er sich wenigstens dadurch zu seinem Vortheil abhebt, daß er allmählich Verständniß für Altdeutsches und Volksthümliches*) erwarb. Das Burgtheater hat er zwar **nicht** geschaffen, hat es jedoch auf seiner Höhe zu erhalten gewußt. **Grillparzer** hat ihn sehr geschätzt. Ob es so sehr zu betrauern ist, daß man noch gar nicht weiß, was er Alles geschrieben hat, überlassen wir billig den Bibliophilen. **Schönbach** hat sich der Mühwaltung unterzogen, **Schreyvogel's** Bearbeitungen spanischer Stücke, zweier Calderonischer („Das Leben ein Traum" und „Der Arzt seiner Ehre" unter dem Titel „Don Guitierre") und des noch heute sich auf der Bühne haltenden Moreto'schen „Trotz wider Trotz" als „Donna Diana", mit den Originalen zu vergleichen, wobei wenigstens die Geschicklichkeit des seine Bühne und sein Publikum genau kennenden Mannes im Ganzen gut wegkommt. Ob nicht „Donna Diana" ihre Lebensfähigkeit zumeist dem Bedürfniß schauspielerischer Routiniers, wie so manches minderwerthige Stück, verdanke, soll hier bloß als bescheidene Frage stehen.

Ungleich erheblicher ist **Schönbach's** Essay über **Grillparzer** (geb. 15. Januar 1791 zu Wien, gest. ebenda 21. Januar 1872). Die Oesterreicher haben Ursache, ihm jetzt einen fast dem **Goethi'schen** ähnlichen Kultus mit Reliquien-Verehrung und allem gelehrten Apparat der Spezialforschung zu widmen. Schon giebt es einen ausgedehnten **Grillparzer**-Verein, dessen Jahrbücher die endlosen Zeitungsfeuilletons ablösen und eine systematische Behandlung vielfältiger Untersuchungen ermöglichen. Je länger man dem alternden Dichter den wohlverdienten Kranz vorenthalten hatte, um so ungestümer schlug nun, da es zu spät geworden war, die Verehrung hervor. Er war fremd geworden, und erst seit 1859, nachdem der heillose 1848er Radikalismus sich endlich ausgetobt hätte, wieder in hohen Ehren. Aber er war nun fast ein Siebziger geworden. **Schönbach** spricht es aus, er war ein Opfer seines Radetzkyliedes geworden, schmachvoll allerdings für Oesterreich. Mit dem großartigen Seherblick, der ihm wie **Goethe** eigen war, hatte er ja schon damals (1849), ich weiß nicht, ob drucken lassen, jedesfalls niedergeschrieben:

> Was wundert ihr euch, daß er Wunder thut,
> Er, der ja selber ein Wunder,
> Der im Alter, wo Andern erloschen die Gluth,
> Noch heiß von der Jugend Zunder.
>
> Spart euer Wunder noch manches Jahr,
> Bis er, statt achtzig, hundert,
> Bis grau seine Kraft wie leider sein Haar,
> Jetzt, statt euch zu wundern, bewundert!

*) Das in Feuilletons der „Neuen Freien Presse" selbst nach **Grillparzer's** Tode noch sich als „Rohheit„ und „mittelhochdeutscher **Unsinn**" mußte schelten lassen.


Digitized by Google

Heut ist ganz Oesterreich einig in dem Bekenntniß, daß eben Grillparzer recht eigentlich den Typus des Deutsch-Oesterreichers darstelle.*) Ein schlichtes Lied wollte ihm nicht gelingen, lesen wir. Es giebt ja Kritiker, und sogar Dichter, ich nenne nur den Grafen Ad. Schack, die das sangbare Lied so wenig für den Prüfstein poetischer Begabung wollten gelten lassen, daß sie es sogar für verderblich erklärten, sich darum zu bemühen. Darüber ist kein Wort zu verlieren. Wir sehen allerdings in der Lyrik das Fundament aller Poesie, auch der dramatischen, und das Kriterium echter Lyrik ist und bleibt Sangbarkeit, das ist erst Volksthümlichkeit. Wer auf die freiwillig verzichtet, soll unter die Katheder-philosophen gehen.

Halten wir Nichtösterreicher nun auch nicht Schritt mit dieser uns vielleicht übermäßig scheinenden Werthschätzung, so schelte man uns doch nicht gleich Barbaren. Daß Julian Schmidt in der ersten Auflage seiner Literaturgeschichte Grillparzer mit ganzen sieben Seiten abspeiste fände wohl unschwer auch manches Analogon in Wien. Wir sind uns eben leider aus dem Gesicht gekommen. Hoffen wir, daß das bald anders werde! Als Kuranda seiner Zeit den „Grenzboten" gründete, geschah es, vorzugsweise zum Ex- und Import politischer Kontrebande, im Dienste des damaligen Liberalismus. Das sind tempi passati, die wir nicht zurückersehnen. Aber ein innigeres wissenschaftliches und literarisches Gemeinsamkeitsleben wäre uns ebenso fördersam wie den Oesterreichern. Bekannter war uns ja Hebbel von vornherein, aber er ist ein Ditmarscher, der sich einwienerte. Grillparzer trat uns als Gesammtpersönlichkeit eigentlich erst durch Laube nahe, der die erste Ausgabe seiner Werke unternahm. Auch Scherer sah in Grillparzer die Verkörperung des Altösterreicherthums. Erst die treffliche Gesammtausgabe August Sauer's in Prag bietet das Material zu voller Schätzung des Dichters. In Anbetracht der Umstände dürfen wir uns am Ende das Zeugniß ausstellen, so gar viel schnöder als seine Landsleute haben wir den armen einsamen Dulder doch gar nicht einmal behandelt.**)

Wenn man von Anastasius Grün (S. 174 ff.) gesagt hat, er habe den Oesterreicher in die deutsche Literatur wieder eingeführt, was Schönbach gelten läßt, so möchten wir das dahin beschränken, daß er vielmehr die Tendenzen des vormärzlichen Liberalismus im Kaiserstaate geltend gemacht und dadurch allerdings auch starke Sympathien jenseits der Grenze erworben hat, aber der eigentliche Eroberer bleibt nun doch, schon weil er dauernder wirkt, Grillparzer.

*) Wir kannten das schon aus der Deutsch-Oesterreichischen Literaturgeschichte und sehen nun, daß wohl Schönbach's Antheil an diesem Sammelwerke die auch hier begegnende Betonung als echt österreichisch und echt „Grillparzerisch" von „des Inneren stillem Frieden" zukommt, wie denn auch Schönbach mit dem Begriff der „Bodenständigkeit" operirt.

**) Freilich Jul. Schmidt ist ihm nie gerecht geworden, der noch in der 6. Auflage seine Dramen als „poetische Stilübungen bezeichnete.


Digitized by Google

Auch die literarische Skizze über Bauernfeld (er starb 1890 fast 90jährig) ist liebevoll geschrieben.

In Grün's (Graf Auersperg, geb. 11. April 1806, gest. 12. September 1876) „Spaziergängen eines Wiener Poeten“ flammte zuerst der blutige Hohn auf wider Metternich und sein Bevormundungssystem des Volkes. Als reinen objektiv-idealistischen Dichter erwies er sich in der Gedichtsammlung „Schutt“. Wir erinnern uns, wie das Buch uns Berliner Schülern eine Art poetischer Offenbarung nach langer Dürre schien. Die vollendete Form und Geschmeidigkeit der Diktion gewann uns sogar Achtung ab vor natürlichen Austriazismen, war doch damals selber Goethe's Sprache dem Berliner oft genug schrullig vorgekommen, ihm, der überhaupt kaum eine volksmäßige Farbe der Sprache kannte oder sie als schriftberechtigt wollte gelten lassen. Das nannte man Dialekt. Die „Nibelungen im Frack“ schilt Schönbach wunderlich. Gar zu dünn seien die Fädchen der Anekdoten und undeutlich die Grenze von Scherz und Ernst.

Herzenswarm und freundschaftlich muthet uns der kleine Aufsatz über Hermann v. Gilm an. Keiner von den Großen, aber ein echter Dichter ist es. Nur das ist nicht richtig, daß in der modernen Liebesdichtung die Frau so wenig zu Worte käme, daß Chamisso der einzige sei, bei dem es geschähe. Der Verfasser hätte sich doch Rückert's erinnern sollen, wenn ihm auch die köstlichen Suleika-Dichtungen des Divans nicht vorschwebten. Mit Recht heißt es übrigens von Gilm's „wunderschönem Allerseelentagsgedichte“*): „Wahrlich, wem solches glückte, dessen Name sollte unter unsern Besten nicht länger verschwiegen werden.“ Er gehöre in die vorderste Reihe unserer modernen Lyriker. Hoffen wir, daß seine zornige Rücksichtslosigkeit gegen die Jesuiten ihm bei der deutsch-österreichischen Literaturgeschichte nicht schade! Den Seufzer: „Die Deutschen sind kein dankbares Volk“, muß man ja, Gott sei's geklagt, unterschreiben.

Unbekannter ist, glaub' ich, Karl Gottfried Ritter von Leitner (geb. 18. November 1800 in Graz, gest. 20. Juni 1890). Ist es so, woran wir nicht zweifeln, daß er stilistisch den großen alten italienischen Meistern nahe steht und als Erzähler an Goethe, Kleist, Keller und C. F. Meyer gerückt zu werden verdient, so wird er ohne Zweifel — auch als unglückhafter Oesterreicher — in der deutschen Gesammtliteratur noch seine Anerkennung finden. Auch als Lyriker wird er gepriesen wegen der schlichten Sprache. Zwar sei er unmodern — auch seine Balladen heißen spätromantisch — aber reizvoll, behaglich, von weicher Friedseligkeit.

Als echter Typus des Wienerthums wird uns Ludwig Anzengruber geschildert (geb. 29. November 1839, gest. 10. Dezember 1889 eben fünfzigjährig)

*) Es ist das auch bei uns wohlbekannte: Stell' auf den Tisch die duftenden Reseden.“


Digitized by Google

„Das vierte Gebot“ gilt Schönbach als „ein Kunstwerk reinsten Gusses, das größte und einzige Volksschauspiel, das wir besitzen“, und eine Perle der Erzählungskunst ist der 1885 in 2 Bänden erschienene „Sternsteinhof“. Die Berliner Theaterkonkurrenz — freilich es sind lauter Metöken — hat nichts Ebenmäßiges an die Stelle zu setzen.

Wir sind dem geistvollen Literarhistoriker und Kritiker auf seiner Musterung zur Geschichte der Literatur des 19. Jahrhunderts durch Deutschland und Oesterreich treu und dankbar gefolgt, haben auch von dem weiteren Hauptabschnitt „Amerika“ zu vielfacher Belehrung Kenntniß genommen, glauben aber gut zu thun, wenn wir einem Kundigeren, der etwa demnächst vor den Lesern der „Preuß. Jahrbücher“ die englisch-amerikanische Literatur zu würdigen unternähme, dieses ungemein reiche Kapitel überlassen. Es möge also vor der Hand genügen, nur die Themata zu nennen, die Schönbach behandelt, und zwar:

1. James Fenimore Cooper (S. 237—250).
2. Longfellow's dramatische Dichtungen (S. 251—269).
3. Eine unendlich fleißige Studie: Beiträge zur Charakteristik Nathaniel Hawthorne's (S. 270—347).
4. Ueber die amerikanische Romandichtung der Gegenwart. (Ein Aufsatz, der vielen Lesern aus der Deutschen Rundschau März—Mai 1886 erinnerlich sein wird.) (S. 348—443.)

Nur ein allgemeines Urtheil scheint hier noch erwähnenswerth, die Engländer werden es schwerlich anfechten können, das beste, echteste Englisch wird zur Zeit in Amerika geschrieben und gesprochen. Our old home fällt auch hier zurück.

Weimar, Mitte Febr. 1900. Franz Sandvoß (Xanthippus).

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Aus Oesterreich.

20. März 1900.

Die beiden Häuser unseres Reichsrathes sind wieder zusammengetreten, das Ministerium Körber hat vor demselben sein Programm entwickelt und sowohl im Abgeordnetenhause, als im Herrenhause haben Erörterungen über dasselbe stattgefunden, wurden die Wünsche und Erwartungen der Parteien vorgebracht. Eine Aenderung der allgemeinen Lage ist damit nicht eingetreten, eine Annäherung der sich gegenseitig ausschließenden Tendenzen hat nicht stattgefunden. Mit größtem Nachdrucke wurde nur auf die Nothwendigkeit der Beendigung des nationalen Streites und der Wiederaufnahme der Gesetzgebung für die Bedürfnisse der Bevölkerung in allen wirthschaftlichen Angelegenheiten hingewiesen; nicht nur die Regierung hat sich bemüht, diesen Gesichtspunkt geltend zu machen, indem sie zur Behandlung der von ihr vorgelegten Gesetzentwürfe für eine Reihe wichtiger Bahnbauten aufforderte, auch die meisten Redner der deutschen Parteigruppen haben in dem Verlangen übereingestimmt, es möge die Arbeitsfähigkeit des Parlamentes nicht wieder durch die Rücksicht auf nationale Sonderbestrebungen in Frage gestellt werden. Dabei fehlte es nicht an Darlegungen einer pessimistischen Anschauung, die nahezu an Hoffnungslosigkeit grenzt und die völlige Abdankung des Konstitutionalismus in Oesterreich als nahe bevorstehend erscheinen läßt.

Der Vertreter der deutschen Großgrundbesitzer Tirols, Herr Dr. v. Grabmayr, der von den Radikalen heftig angefeindet wird, weil er selbstständig zu denken gewohnt ist und sich seinen deutschen Patriotismus nicht zu einer „völkischen“ Fratze entstellen läßt, hat die „schreckliche Verwüstung“ geschildert, von welcher das öffentliche Leben in Oesterreich heimgesucht werde und deren Folge sich in der „Parlamentsmüdigkeit“ nicht nur der Parlamentsmitglieder, sondern noch mehr der Völker äußert. „In den Couloirs und draußen auf der Straße geht die bange Frage von Mund zu Mund, ob nicht in einigen Tagen oder Monaten die Ver-

Digitized by Google

fassung sistirt wird. Und nicht das ist das Aergste, daß der Fortbestand der Grundlage unseres Reiches, daß die Grundform unseres politischen Lebens überhaupt in Diskussion steht, sondern daß dies mit so kühlem Gleichmuth, mit so apathischer Ergebung geschieht." Und Fürst Karl Auersperg warf im Herrenhause die Frage auf: „Wird es in diesem Reichsrathe möglich sein, noch ein ernstes Gesetz zu machen? Wird es insbesondere möglich sein, ein Sprachengesetz in diesem Hause zu schaffen, ohne das wir nicht mehr bestehen können, oder wird der Krieg, den wir im Reichsrath geführt sehen, nur zu dem Zwecke geführt, um dieses Parlament als eine ungerechtfertigte Einführung zu beseitigen?" Der Unterrichtsminister des Koalitionsministeriums Dr. v. Madeyski, ohne Zweifel einer der verständigsten und unabhängigsten unter den Polenführern, ging in der Beurtheilung der in Oesterreich herrschend gewordenen Verhältnisse noch weiter, indem er „ein einigendes Zusammenfassen der Differenzen, ohne welches bei uns Streitfragen nicht zu lösen sind", als unerreichbar erklärte, „und bemächtigt sich der Geister ein Pessimismus," setzte er hinzu, „welcher die Thatkraft der besten Impulse lähmt, und wenn nicht bald im Geiste unseres politischen Lebens eine entscheidende Wendung eintritt, so fürchte ich, vollzieht sich durch eigene Kraft, der staatsbürgerlichen Gesellschaft unvermerkt, allmählich und stufenweise das, was die Drohungen der revolutionären Umsturztheorien mit einem Schlage bewirkt wissen möchten, nämlich die Zerstörung der bestehenden Staatsordnung."

Es hat sich selbstverständlich in beiden parlamentarischen Körperschaften Niemand gefunden, der diese Schilderungen und Feststellungen hätte zurückgewiesen und die Sorge um die Zukunft des Staates hätte unbegründet nennen können; aber es hat unter den zahlreichen Kennern des österreichischen Verfassungslebens, die von deutscher Seite zu Worte gekommen sind, auch nicht einer den ehrlichen Muth gehabt, das Geständniß abzulegen, daß diese Erscheinung die Folge der Irrthümer ist, von welchen man bei der Schaffung der österreichischen Verfassung ausgegangen ist: im Gegentheil sind sogar Panegyriker dieser Verfassung aufgestanden, die mit einer nicht mehr zu billigenden Enthaltsamkeit die Beachtung der logischen Gesetze vermieden haben. Wenn Freiherr v. Lemayer, ein, wie es scheint, unverwüstlicher Anhänger der Schmerling'schen Regierungskunst, das Gebäude „der österreichischen Verfassung" dem „Trümmerfelde der historischen Landesrechte" triumphirend entgegenhält und es über sich bringt, der „modernen Gestalt des österreichischen Kaiserstaates" seine Bewunderung zu zollen, so hätte er es doch der Mühe werth halten sollen, die Schönheiten dieser Gestalt zu enthüllen oder mindestens nachzuweisen, daß der „österreichische Kaiserstaat" noch bestehe, da wir es durch die von ihm für so wunderthätig erkannte Verfassung doch nur bis zu dem Begriffe der „österreichisch-ungarischen Monarchie" und zu den namenlosen „im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern" gebracht haben. Man begreift allerdings das ganze

Digitized by Google

Elend der Deutschen in Oesterreich, wenn man einer solchen Unfähigkeit zu historischer Betrachtung und historischem Urtheil im Kreise der „berufenen Staatsmänner“ begegnet, wenn man die kindliche Einfalt in Betracht zieht, mit der sie sich ihrer Verfassungspracht freuen, obgleich sie ihnen schon in Fetzen vom Leibe hängt. Ist es nicht Einfalt und Unverstand, dann ist es eine grobe Unehrlichkeit der Deutschen, und zwar ebenso der radikalen wie der hochkonservativen, nicht gestehen zu wollen, daß das Werk, mit dem sie ihre angebliche Staatsgründung „Oesterreich“ krönen und ihr Autorrecht daran für alle Ewigkeit festlegen wollten, gänzlich mißlungen ist, daß es ohne besondere Kunst von ihren Konkurrenten zu ihrem Schaden ausgebeutet wird und ihnen nicht nur die Gelegenheit zur politischen „Führung“, sondern sogar zur ersprießlichen Arbeit für das eigene Bedürfniß, für das eigene Vermögen an Gut und Geist zu bieten aufgehört hat.

Weil die Tschechen die Verfassung bekämpfen, muß sie von den Deutschen „hochgehalten“ werden, das gilt bei uns als Axiom. Verfassungstreue ist eine Forderung der persönlichen Anständigkeit, ohne die man in „besseren“ politischen Kreisen kaum geduldet, geschweige denn ernst genommen werden kann. Wenn der alte Dr. Rieger darauf zurückkommt, daß die Februarverfassung und ihre höchst unorganisch erweiterte und wesentlich verschlechterte Auflage, die Dezemberverfassung, willkürlich erfunden worden sind, daß sie mit den historischen Traditionen gar keines Volkes, auch nicht des deutschen, in Zusammenhang stehen, dann muß er Unrecht haben, weil er dabei den tschechischen Standpunkt vertritt, als ob es überhaupt einen praktisch-politischen Standpunkt gebe, von dem aus die jetzt geltende Verfassung als zweckentsprechend erklärt werden könnte, als ob bei einer Aenderung derselben nichts Anderes zur Geltung gelangen konnte, als das böhmische Staatsrecht, und als ob es nur eine Form des Föderalismus gebe, nämlich die, durch welche die Slaven in Oesterreich zur Alleinherrschaft gelangen müssen.

Außerhalb des Parlamentes ist in den jüngsten Tagen eine Stimme zu vernehmen gewesen, die dem allgemein beklagten, aber nicht erkannten Uebel unserer politischen Zustände auf den Grund geht. Herr v. Offermann hat in seiner Schrift „Die Bedingungen des konstitutionellen Oesterreichs“ die Sünden des doktrinären Liberalismus bloßgelegt, die den Staat verdorben und verseucht haben. Die Nachahmung englischer Einrichtungen, die nur in der eigenartigen Entwickelung des Inselstaates ihre Berechtigung finden, die Aufnahme unerprobter Bestimmungen aus der belgischen Charte, die Schwächung der Regierungsgewalt durch das Aufthürmen von „Grundrechten“, an die sie anstößt, so oft sie sich im Interesse des Staates freier bewegen will, endlich die gänzlich unüberlegte Proklamirung einer nationalen Gleichberechtigung im Art. XIX, die mit einer guten Verwaltung unvereinbar ist und nur unlösbare Widersprüche zu Tage fördert, das sind

Digitized by Google

die bösen Keime der Parteiverwirrung, die unser ganzes patriotisches Leben beherrscht. Mit vollem Rechte verlangt der Verfasser die Beseitigung der Unklarheit, des Unmöglichen aus der Verfassung, mit noch größerem die Vermehrung der Prärogative der Krone, der in Oesterreich eine viel größere Bedeutung zukommen muß als in irgend einem andern Staate, in welchem eine Nation das natürliche Uebergewicht besitzt. „Hier war der Monarch stets allein Inhaber der Staatsgewalt. Ein wirklich regierendes Kaiserthum mit dem in unmittelbarer Beziehung zu ihm stehenden Militärwesen und Beamtenthum waren seit je her die Fundamente dieses Staates, die auch in Zukunft unter keiner Bedingung gelockert werden dürfen. Denn Staaten erhalten sich bekanntlich nur durch dieselben Kräfte, denen sie ihre Entstehung danken.“ Die Krone muß das Recht der Behördenorganisation ausschließlich ausüben, sie allein ist berufen, die Sprachenfrage, die auf dem Wege der Gesetzgebung niemals erledigt werden kann, durch Verordnungen zu regeln, sie vermag den Schutz der Minoritäten zu gewährleisten. Für sie am wenigsten wird das Majoritätsprinzip eine Schranke bilden können. Diese Erkenntniß wird bei allen Parteien, die nicht auf die Auflösung des Staates ihre Rechnung setzen, zum Durchbruch kommen müssen, sie wird sich namentlich bei den nationalen Parteien einbürgern können, weil nur Hand in Hand mit der Stärkung der Zentralgewalt, deren Träger immer der Kaiser sein muß, die Einführung nationaler Vertretungen eintreten kann.

Mit der Frage der nationalen Vertretung beschäftigen sich auch zwei andere politische Studien, die in diesen Tagen veröffentlicht worden sind. Der Innsbrucker Universitäts=Professor v. Scala beantragt die Einberufung einer berathenden Körperschaft, die aus allen deutschen Landtagsabgeordneten aller Königreiche und Länder zu bestehen und die Angelegenheiten des nationalen Besitzstandes, nationale Schulfragen, wirthschaftliche, wissenschaftliche und künstlerische Bedürfnisse besprechen, und Schiedssprüche bei Streitigkeiten zwischen verschiedenen Parteien des deutschen Volkes in Oesterreich zu fällen hätte. Diese Körperschaft und die aus ihr zu bildenden Ausschüsse sollten jedoch nur berathende Geltung haben und nur „das Material der nationalen Wirksamkeit im Reichsrathe schaffen“, sie würden also dem in der Bildung begriffenen tschechischen Nationalrathe ziemlich genau entsprechen. Weiter geht der bekannte Kärnthner Abgeordnete Otto Steinwender, der in seiner „Parlaments=Dämmerung“ für die Schaffung eines deutschen Volkshauses in Oesterreich eintritt und für dieselbe folgendes Programm aufstellt: „Nationaler Kataster (Bevölkerungs=Grundbuch), Wahlrecht aller Deutschen, sie mögen wo immer in Oesterreich wohnen, für das deutsche Volkshaus, Ausscheidung aller nicht nothwendig gemeinsamen Angelegenheiten aus dem Bereiche der staatlichen Gesetzgebung und Verwaltung und autonome Besorgung derselben durch das deutsche Volkshaus und dessen exekutive

Digitized by Google

Organe, autonome Besteuerung für die Kosten der eigenen Angelegenheiten, fixes Budget für die dem Staate gemeinsamen Einnahmen und Ausgaben, das nur durch übereinstimmende Beschlüsse der Volkshäuser abgeändert werden kann, Ersatz des Herrenhauses durch einen lediglich konsultativen Kronrath." Wir hätten noch eine Kleinigkeit hinzuzufügen: Verfassungsmäßige Feststellung des Rechtes der Krone, in allen Fällen, in denen die Exekutivorgane der verschiedenen Volkshäuser entgegengesetzte Anordnungen treffen, dieselben durch die Organe der Zentralverwaltung aufheben und an ihre Stelle Ministerial-Verordnungen treten zu lassen, gegen welche nur dann ein Einspruch erhoben werden kann, wenn die betheiligten Volkshäuser sich über denselben geeinigt haben. Damit würde für die nationalen Grenzgebiete und die national gemischten Länder die absolute Regierungsgewalt systemisirt, eine Einrichtung, die der von Herrn v. Offermann verlangten Vermehrung der Prärogative der Krone durch Revision der Verfassung sehr nahe käme. Was den Deutschen vor Allem noth thut, ist die Wiedergewinnung des Einflusses auf die Verwaltung in jenem Theile der Monarchie, in welchem sie das natürliche Uebergewicht besitzen. Dazu bedürfte es allerdings eines „Generallandtages", jedoch nicht des von Professor v. Scala in Vorschlag gebrachten, der von dem historisch begründeten, und bis 1614 festgehaltenen Institute nur den Namen erborgt, sondern die verfassungsmäßige Zusammenfassung der Alpenländer zu einer Ländergruppe mit parlamentarischer Vertretung. In dieser kann es keine andere als eine deutsche Majorität geben, da in Nieder- und Oberösterreich, Steiermark, Kärnten, Tirol, Salzburg allein nahe an 5 Millionen Deutsche, mehr als zwei Drittel der Gesammtbevölkerung, wohnen, denen die Sprachinseln und städtischen Bewohnerschaften deutscher Nationalität in Krain und dem Küstenlande noch zuzurechnen sind. Ein von Deutschen geleiteter Verwaltungskörper von so großer territorialer Ausdehnung, von so hoch entwickelter Kultur und so wichtigen historischen Traditionen wird auf die Entwickelung des Gesammtstaates mit weit größerem Nachdrucke einzuwirken vermögen als die deutsche Minorität in einem Reichsrathe, der die Aufgaben der Gesetzgebung überhaupt nicht mehr zu lösen vermag; die Stimme des deutschen Generallandtages wird auch zu Gunsten der Stammverwandten in der böhmisch-mährischen Ländergruppe mit besserem Erfolge erhoben werden können, als in Parteiversammlungen, in welchen eine Gemeinbürgerschaft zum politischen Prinzip erhoben wird, die kein Organ besitzt, um sich in der Verwaltung geltend zu machen. Die föderalistische Gliederung führt nicht nothwendig zur Anerkennung des böhmischen Staatsrechtes und nicht zur Preisgebung der zwei Millionen Deutschen in Böhmen, für welche die Anwendung des föderalistischen Prinzipes auf die Landesverfassung und Landesverwaltung ganz andere und werthvollere Bürgschaften ihres nationalen Besitzstandes zu geben ver-

Digitized by Google

mag, als die zentralistische Verfassung mit einer feudal-slavischen Majorität im Reichsrathe. Das politische Prinzip des „Divide et impera“ wird in seiner Anwendung auf die Deutschen in Oesterreich seine bewährte Wirkung nicht versagen.

Vorläufig glaubt die Regierung mit ihrer „Verständigungsaktion“ über die drohenden Hemmungen des Verfassungslebens hinauskommen zu können, sie ist auch bereits in der Lage, auf einige nicht unbedeutende Erfolge hinzuweisen. Der Reichsrath hat ihr das Rekrutenkontingent bewilligt und hat die Delegationswahlen vorgenommen; es fehlt nur noch das Budget, um für ein Jahr gedeckt zu sein. Beschränkt sich die Anwendung des Paragraph 14 auf das Budget, so ist immerhin ein Fortschritt gegen das Ministerium Thun zu verzeichnen, allerdings ein recht bescheidener, aber wer wird es einer österreichischen Regierung unter den gegenwärtigen Verhältnissen verübeln können, wenn sie an ihre Leistungen den allerbescheidensten Maßstab legt? Die Verhandlungen der Verständigungskonferenz für Böhmen und Mähren haben noch kein Resultat zu Tage gefördert, man bewegt sich noch in Vorberathungen, allgemeinen Erörterungen und vermeidet Abstimmungen über Kardinalpunkte. Solange keine Beschlüsse vorliegen, kann man über die nächste Zukunft unseres parlamentarischen Lebens und über die Dauer des Ministeriums Körber kein Urtheil gewinnen. Aber es ist immerhin gerathen, daß die Deutschen sich für den Fall eines völligen Versagens der ihnen jetzt durch die Verfassung gebotenen Mittel zur Wahrung ihrer Rechte und Interessen vorbereiten und daß sie, von Utopien und Idealen absehend, **ihre Kraft für das Erreichbare, für das nöthigenfalls im festen Bunde mit der Dynastie Erzwingbare einsetzen.**

*

Das Fleischbeschaugesetz.

Die letzten Wochen haben zwei politische Ereignisse gebracht, die dem äußeren Anschein nach nichts miteinander zu thun haben, deren zeitliches Zusammentreffen jedoch kein zufälliges ist. Die Beschlüsse der Kommission zum Fleischbeschaugesetz haben eine heftige Opposition entfesselt und im Reichstag, der sie in zweiter Lesung mit großer Mehrheit angenommen hat, zu scharfen Zusammenstößen geführt; die erregte Stimmung und die Verschärfung der Parteigegensätze hat wenige Tage später bei der dritten Berathung der lex Heinze zu erneuten stürmischen Szenen und schließlich zu einem in der Geschichte des Deutschen Reichstags bisher unerhörten Ereigniß geführt, zu einer regelrechten parlamentarischen Obstruktion, durch die die vereinigten Linksliberalen und Sozialdemokraten am 17. März die vorläufige Absetzung des Gesetzes von der Tagesordnung erzwungen haben.


Digitized by Google

Mit dem Zusammentreffen dieser beiden Ereignisse dem Fleischbeschaugesetz und der Obstruktion dürfte das für die innere Politik der nächsten Jahre charakteristische Leitmotiv angeschlagen sein, das sie nach Inhalt und Form bestimmen wird: aus Anlaß der Erneuerung der Handelsverträge werden wirthschaftliche Interessenkämpfe entbrennen, die mit einer Heftigkeit, Erbitterung und Rücksichtslosigkeit in der Presse, in Volksversammlungen und in den Parlamenten geführt werden werden, wie wir sie in Deutschland bisher noch nicht erlebt haben. Der Sturm, der um das Fleischbeschaugesetz tobte, konnte uns einen kleinen Vorgeschmack davon geben, was uns in den nächsten Jahren bevorsteht, wenn erst die wirthschaftspolitische Schlacht um die Handelsverträge auf der ganzen Linie entbrannt sein wird.

Noch mehr als sonst spielen in erregten Zeiten die bloßen Schlagworte, die oberflächlichen Scheinargumentationen in der Politik ihre gefährliche Rolle: mit wenigen Formeln glaubt man die unendliche Mannigfaltigkeit des modernen wirthschaftlichen und politischen Lebens meistern, alle Probleme kurzerhand lösen zu können; hat man etwas ohne genauere Prüfung als reaktionär oder fortschrittlich, als agrarisch oder industriell etikettirt, so ist es damit entweder für immer abgethan oder der Inbegriff aller politischen Weisheit. Welche Bedeutung oberflächliche Scheinargumente gewinnen können, dafür giebt es vielleicht kein besseres Beispiel als die Thatsache, daß die Agrarier im Bunde mit den Freihändlern in den 70er Jahren gegen die Eisenzölle Sturm liefen, weil der — übrigens ganz niedrige — Roheisenzoll die landwirthschaftlichen Produktionskosten ganz ungemessen erhöhe! Diese beinahe lächerliche Behauptung wurde aber ununterbrochen in der Presse wie im Parlament wiederholt und vom großen Publikum schließlich als unumstößliches Axiom geglaubt.

Unter diesen Umständen erwächst der ernsten Publizistik aller Parteien, namentlich aber der der Mittelparteien, die gebieterische Pflicht, mit verdoppelter Besonnenheit und Objektivität die großen Fragen der inneren Politik zu behandeln, um nach Möglichkeit zur Ausgleichung der vorhandenen Gegensätze und zur Verständigung beizutragen.

Das Fleischbeschaugesetz will auf Grund der dem Reich zustehenden Kompetenz für Maßregeln der Sanitäts- und Veterinärpolizei die Schlachtvieh- und Fleischbeschau, die bisher der Gesetzgebung der Einzelstaaten unterstand, einheitlich für das ganze Deutsche Reich regeln. Ein erhöhter sanitärer Schutz ist um so nothwendiger, als die Vieherkrankungen, jedenfalls in Folge des Zurücktretens der Weidewirthschaft und der Zunahme der Stallfütterung, leider in beständiger Steigerung begriffen sind. Gestützt auf die Gutachten des Gesundheitsamts, verlangt das Gesetz generell eine doppelte Untersuchung des Viehs vor und nach der Schlachtung, da nur durch die Verbindung der beiden Untersuchungen eine hinreichende Aufklärung über den Gesundheitszustand des Schlachtthieres erlangt werden könne.

Digitized by Google

Dieser Untersuchung beabsichtigte der ursprüngliche Entwurf auch die sogenannten Hausschlachtungen zu unterwerfen, um damit eine in einzelnen Theilen des Reichs (z. B. im Königreich Sachsen und in Hessen-Nassau) bereits bestehende Einrichtung auf das ganze Reich auszudehnen: nur Schafe und Ziegen und noch nicht drei Monate alte Kälber und Schweine sollten von der Untersuchung frei bleiben, wenn sie der Besitzer ausschließlich im eigenen Haushalt verwenden wollte.

Hiervon abweichend hat die Kommission — und das ist ihre erste prinzipiell bedeutsame Aenderung — allgemein die Hausschlachtungen vom Untersuchungszwange befreit, sodaß also auch große Schweine und Rinder, die im Haushalt des Besitzers verbraucht werden, ohne Untersuchung geschlachtet werden können, falls nicht etwa schon äußere Merkmale einer Erkrankung sichtbar sind. Wir halten diesen Beschluß bei dem überaus großen Umfang der Hausschlachtungen im sanitären Interesse für recht bedauerlich und können die angeführten Gegengründe, die Kosten und die Belästigungen, die besonders die kleinen Landwirthe und Arbeiter treffen würden, den der Volksgesundheit hier drohenden Gefahren gegenüber nicht für durchschlagend erachten. Die Wiederherstellung der Regierungsvorlage bei der dritten Lesung wäre sehr erwünscht, vielleicht mit der Einschränkung, daß die Verwaltungen der Einzelstaaten unter bestimmten Voraussetzungen Ausnahmen zulassen könnten; solche Ausnahmen wären dann am Platze, wenn die Untersuchung der Hausschlachtungen — wie z. B. im Winter im Gebirge und bei zerstreuter Lage der Höfe — nur mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten durchzuführen wäre. Der anfängliche Widerstand der Besitzer würde sich vermuthlich sehr bald legen, namentlich wenn von den Einzelstaaten, wie es von der Kommission in einer besonderen Resolution gefordert wird, öffentliche Schlachtviehversicherungen unter finanzieller Beihilfe des Staates eingerichtet würden, sodaß den Besitzern aus einer eventuellen Konfiskation des Thieres kein pekuniärer Schaden erwachsen könnte.

Der zweite noch wichtigere Punkt, in dem die Kommission von der Regierungsvorlage abgewichen ist, betrifft die Behandlung des ausländischen Fleisches. Der Entwurf ermächtigt den Bundesrath, „die Einfuhr von Fleisch, dessen Unschädlichkeit für die menschliche Gesundheit in zuverlässiger Weise bei der Einfuhr nicht mehr festgestellt werden kann, zu verbieten"; das zugelassene Fleisch soll einer genauen Untersuchung unterworfen werden, zu deren Erleichterung der Bundesrath die Einfuhr in zusammenhängenden Thierkörpern, Thiertheilen ꝛc. und in Verbindung mit inneren Organen vorschreiben kann.

Die Kommission ist über diese Vorschriften wesentlich hinausgegangen; unter formeller Berufung auf die von der Regierung selbst für nothwendig erklärte Untersuchung des lebenden Thieres, will sie, da ja eine befriedigende Lebendschau im Auslande nicht garantirt werden kann, die Einfuhr von

Digitized by Google

Fleisch (mit gewissen Ausnahmen) überhaupt verboten wissen, sodaß also in Zukunft nur noch lebendes Vieh eingeführt werden dürfte. Das Verbot soll in der Weise durchgeführt werden, daß einige Artikel (namentlich Pökelfleisch, Würste und Büchsenfleisch), deren Unschädlichkeit bei der Einfuhr nicht mehr festgestellt werden kann und von denen wohl auch der Bundesrath wenigstens den einen oder anderen ganz ausschließen wollte, sofort verboten werden, während für frisches und zubereitetes Fleisch und Schweineschinken, die vorläufig noch unter scharfer Kontrole eingeführt werden dürfen, das Einfuhrverbot erst nach dem 31. Dezember 1903 in Kraft tritt; Schweineschmalz, Speck, reine Oleomargarine und Därme unterliegen keinem Verbot und können wie bisher eingeführt werden.

Diese Beschlüsse der Kommission haben eine lebhafte Agitation und heftigen Widerspruch in den Kreisen des Handels und der Industrie hervorgerufen. Die sanitären Bedenken, die namentlich gegen die Zulassung der ausländischen Würste sprechen, sind dabei kaum gestreift worden; die wirthschaftspolitischen Fragen, die Wirkung des Einfuhrverbots auf das Ausland und auf die inländische Fleischversorgung, haben durchaus im Vordergrund gestanden. In der Presse, in Protestversammlungen und im Reichstag hat man die Kommissionsbeschlüsse als Herausforderung der fremden Länder hingestellt, die von den Vereinigten Staaten unzweifelhaft mit Repressalien gegen unsere Ausfuhr und unsere Schifffahrt beantwortet werden und uns in einen Zollkrieg hineintreiben würden; man hat das Einfuhrverbot weiterhin als unerhörten Fleischwucher gebrandmarkt und behauptet, daß dadurch, wie es in der Protestresolution der deutschen Handelskammern heißt, „nicht nur die Lebenshaltung der industriellen Arbeiter, sondern die gesammte Volksernährung in Mitleidenschaft gezogen werde.“

Untersuchen wir zunächst an der Hand der Statistik die Berechtigung der letzteren Behauptung, die eine über das Fleischbeschaugesetz weit hinausgehende Bedeutung besitzt und deren Entscheidung von größter Bedeutung für die zukünftige Handels- und Wirthschaftspolitik ist.

Die Einfuhr Deutschlands an frischem und zubereitetem Fleisch war 1898 ungewöhnlich hoch; sie stellte sich auf 72,5 Mill. Mk., denen eine Ausfuhr von 6,6 Mill. Mk. gegenüberstand, sodaß sich eine Mehreinfuhr von 65,9 Mill. Mk. ergiebt, während sich die Mehreinfuhr in den Vorjahren nur zwischen 17—34 Mill. Mk. bewegt hatte. Hiervon entfielen 1898 auf Würste, Büchsenfleisch und zubereitetes (gepökeltes) Schweinefleisch, deren Import sofort verboten werden soll, 17,1 Mill. Mk., nach Abzug der entsprechenden Ausfuhr 15 Mill. Mk. Die Einfuhr von frischem Fleisch und Schweineschinken 2c., die erst nach 1903 ausgeschlossen sein soll, betrug 1898 etwa 34, die Mehreinfuhr nicht ganz 30 Mill. Mk., sodaß also im Ganzen von der — ungewöhnlich großen — Fleischeinfuhr von 1898 etwa 51 bezw. 45 Mill. Mk. dem Einfuhrverbot unterliegen würden. Nicht betroffen werden, wie erwähnt, Schweinespeck, Därme, Schmalz, Oleomargarine und

Digitized by Google

andere schmalzartige Fette, im Ganzen Fleisch- und Fettwaaren im Werthe von 124,4 Mill. Mk.

Dem Volumen nach stellte sich die Einfuhr der sofort auszuschließenden Fleischwaaren 1897 auf 9600, 1898 auf 18 200 t; das macht auf den Kopf der Bevölkerung 180—330 g, im Mittel von 1897/98 also ungefähr $1/2$ Pfund. Da der jährliche Fleischkonsum in Deutschland sich auf durchschnittlich 80 — 90 Pfund beläuft, so würde also nur wenig mehr als $1/2$ Prozent des ganzen Fleischbedarfs von dem sofortigen Einfuhrverbot betroffen; von einer Gefährdung der Volksernährung kann demnach gar keine Rede sein.

Auch die für 1903 beabsichtigte Ausschließung des frischen Fleisches und Schweineschinkens hat nicht die Bedeutung für den Fleischkonsum, die ihr vielfach ohne nähere Prüfung der Sachlage zugeschrieben wird. Dem Gewicht nach betrug die betreffende Einfuhr 1897 21 200, 1898 37 500 t, das macht 390—680 g pro Kopf, im Durchschnitt von 1897/98 nur etwas mehr als 1 Pfund, also nur wenig mehr als 1 Prozent des gesammten Fleischbedarfs.

Die Durchführung des Einfuhrverbots würde im Ganzen den Ausschluß von $1^1/_2$—2 Prozent des Fleischbedarfs bedeuten. Wenn man die große Zunahme der deutschen Viehzucht, namentlich der Schweinezucht bedenkt, die der Bevölkerungsvermehrung weit vorangeeilt ist — von 1883—97 hat sich der Bestand an Rindvieh von 15,8 auf 18,5, an Schweinen von 9,2 auf 14,3 Millionen Stück gehoben, überdies unter erheblicher Steigerung des Durchschnittsgewichts —, so kann die Möglichkeit, die relativ geringe Fleischeinfuhr durch die Steigerung der eigenen Produktion zu ersetzen, gar nicht ernsthaft in Zweifel gezogen werden.*) Außerdem bleibt ja die Möglichkeit der Einfuhr lebenden Viehs bestehen, wodurch ein übermäßiges Ansteigen der Fleischpreise verhindert werden kann. Eine mäßige Preissteigerung dagegen unterliegt keinem Bedenken und erscheint angesichts der gedrückten Lage der Landwirthschaft, deren eigentliches Rückgrat immer mehr die Viehhaltung wird, sogar wünschenswerth, zumal daran auch die kleinsten Landwirthe und die ländlichen Tagelöhner partizipiren würden; ein Rückgang auch der Fleischpreise, in Folge erhöhter ausländischer Konkurrenz, würde die Landwirthschaft völlig unrentabel machen, und wird und muß bei Neuregelung unserer Handelsverträge jedenfalls verhindert werden.

Denn das Eine muß mit aller Entschiedenheit betont werden: in keinem Zweige der Landwirthschaft ist eine große Steigerung der Produktion und die vollständige Emanzipation vom Auslande so leicht möglich, wie in der Rindvieh- und Schweinezucht. Wer der Landwirthschaft hier den Schutz versagt, muß auf extrem freihändlerischem Standpunkt stehen; wir

---

*) Nur die ungeheueren Fettmassen (Schmalz, Speck rc.) kann die deutsche Landwirthschaft vorläufig noch nicht selbst produziren.


Digitized by Google

wüßten nicht, wo man sonst noch den Hebel einsetzen wollte, um befriedigendere Zustände herbeizuführen.

Aus der Rücksicht auf das Inland und die deutsche Fleischversorgung lassen sich jedenfalls, darin stimmen wir mit den Vertheidigern der Kommissionsbeschlüsse vollständig überein, durchschlagende Gründe gegen das Fleischeinfuhrverbot nicht ableiten. Wesentlich anders liegt die Frage jedoch, wenn man die voraussichtlichen Wirkungen auf das Ausland, speziell auf die Vereinigten Staaten von Amerika, in Betracht zieht.

Die deutsche Fleischeinfuhr betrug, soweit sie dem Einfuhrverbot unterliegen würde, 1898, wie erwähnt, 51 Millionen Mark, von denen 20 Millionen aus Amerika, 16 aus den Niederlanden, 8½ Millionen Mark aus Dänemark stammten, während sich der Rest auf andere Länder (Rußland, Oesterreich-Ungarn und Frankreich) vertheilte. Von der amerikanischen Einfuhr würden 13 Millionen Mark (6,5 Mill. Pökelfleisch, 2,7 Mill. Büchsenfleisch und 3,8 Mill. Würste) sofort, 7 Millionen (darunter 4,6 Mill. Schweineschinken) 1903 ausgeschlossen werden; der sofortige Ausschluß von Würsten, Pökelfleisch und Büchsenfleisch trifft in erster Linie die Vereinigten Staaten, der Ausschluß des frischen Fleisches nach 1903 hauptsächlich Holland und Dänemark, da eine nennenswerthe Einfuhr frischen Fleisches aus Amerika nicht stattfindet.

Den von einem Einfuhrverbot betroffenen 20 Millionen amerikanischer Fleischeinfuhr stehen 105 Millionen Mark Einfuhr an Speck, Schmalz, Margarine und Därmen gegenüber, für die ein Verbot nicht Platz greift. Unsere gesammte Einfuhr aus den Vereinigten Staaten betrug 1898 877 Millionen Mark, während unsere Ausfuhr sich auf nur 335 Millionen Mark stellte; gegen das Vorjahr (1897) ist unsere Ausfuhr um 64 Millionen *gefallen*, während unsere Einfuhr aus Amerika um 219 Millionen *gestiegen* ist.

Unsere Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten stellt nur etwa $^1/_{12}$ unserer ganzen Ausfuhr dar, während unsere Einfuhr aus Amerika ungefähr $^1/_6$ der ganzen amerikanischen Ausfuhr beträgt. Die prohibirten 20 Mill. Mk. machen nur $2^1/_4$ % unserer Einfuhr aus Amerika, nur $^1/_2$ % der Gesammtausfuhr der Vereinigten Staaten aus.

Angesichts dieser relativ geringen Bedeutung der von dem Einfuhrverbot betroffenen Waaren erscheint der Gedanke, die Vereinigten Staaten könnten einen Akt der autonomen Gesetzgebung des Deutschen Reichs, wie das Fleischbeschaugesetz, mit Repressalien beantworten, die die Einleitung eines beide Länder aufs Schwerste schädigenden Zollkrieges bilden würde, im ersten Augenblick geradezu absurd. Wenn man jedoch die gegenwärtige selbstbewußte Stimmung und die Stärke der imperialistischen Strömung in Amerika bedenkt, die mit besonderem Aerger die Rückständigkeit der amerikanischen Handelsflotte und den glänzenden Aufschwung der deutschen Dampfschifffahrt verfolgt, wenn man in Betracht zieht, daß die bevorstehende Präsidentenwahl die Regierung gerade jetzt zu möglichst schroffem Auftreten nöthigen würde und, daß andererseits gegenwärtig handelspolitische

Digitized by Google

Verhandlungen zwischen Amerika und Deutschland in Vorbereitung sind, so muß man in der That ernsthaft mit der Möglichkeit eines zollpolitischen Konfliktes rechnen. Männer, die mit den amerikanischen Verhältnissen wohl vertraut sind, vertreten mit großer Entschiedenheit die Ansicht, daß den Amerikanern die Gelegenheit zu einem solchen Konflikt nicht unerwünscht sein und von ihnen dazu benützt werden würde, um die deutsche Schifffahrt, deren eigentliches Rückgrat ja der deutsch-amerikanische Verkehr ist, durch Erhöhung der Tonnengelder oder durch Zuschlagszölle auf die unter deutscher Flagge eingeführten Waren zurückzudrängen und die Entwicklung der amerikanischen Handelsflotte künstlich zu befördern. In den Hansastädten rechnet man jedenfalls bereits sehr ernsthaft mit der Möglichkeit eines amerikanischen Vorgehens gegen unsere Schifffahrt und beginnt sich gegen diese Eventualität zu rüsten. Ohne einen Konflikt mit Deutschland würden die Vereinigten Staaten zu einer Benachtheiligung der deutschen Flagge nicht greifen können, da sie dann allgemein gegen die fremde Schifffahrt vorgehen müßten, was sie in scharfen Gegensatz zu Großbritannien bringen würde.

Nun sind wir in einem etwaigen Zollkrieg mit Amerika freilich keineswegs so schwach, wie ein Theil der deutschen freihändlerischen Presse ununterbrochen behauptet. Gewiß, die generelle Thatsache bleibt bestehen, daß industrielle Länder sich den Staaten gegenüber, die ihnen Nahrungsmittel und Rohstoffe liefern, in einer relativ ungünstigen Position befinden. Die Amerikaner brauchen unsere Fabrikate nicht, die sie größentheils auch in anderen Ländern kaufen oder selbst herstellen könnten, während für uns eine Anzahl ihrer Ausfuhrwaaren schwer oder garnicht zu entbehren sind. Aber andererseits können wir auch viele ihrer Produkte, besonders Agrarprodukte der gemäßigten Zone, schon jetzt aus anderen Ländern beziehen; bei anderen Waaren würde ein Zollkrieg eine Ausdehnung und Forcirung der Produktion in dritten Ländern veranlassen. Auch unsere Fabrikate würden zum Theil von dritten Staaten aufgenommen werden, die ihre eigenen Erzeugnisse nach Amerika absetzen würden. Und schließlich hat der amerikanische Markt für unsere Ausfuhr im Ganzen eine geringere Bedeutung als der deutsche für den amerikanischen Absatz. Sollte sich also ein Zollkrieg mit Amerika später einmal aus wichtigen Gründen als unvermeidlich erweisen, so brauchen wir vor ihm nicht feige zurückzuschrecken.

Andererseits sind die Nachtheile, die uns aus ihm erwachsen, wieder so groß, daß wir jedenfalls nicht ohne zwingende Veranlassung zu Maßregeln greifen sollten, die die Möglichkeit eines ernsten Konfliktes in sich bergen. Die ganze politische Lage ist überdies so gespannt und unsere internationale Situation gegenwärtig eine so wenig erfreuliche, daß wir alle Veranlassung haben, uns zu fragen, ob denn der Ausschluß der 20 Millionen Mark amerikanischer Fleischwaaren für unser Wirthschaftsleben eine solche Bedeutung hat, um auch nur die Möglichkeit ernsterer Verwicklungen aufzuwiegen.

Digitized by Google

Wir hoffen dringend, daß es in dieser Frage zu einer Verständigung zwischen dem Reichstag und der Regierung, die sich entschieden gegen die Kommissionsbeschlüsse erklärt hat, kommen wird; ob auf Grundlage eines Kompromisses (Verbot der Einfuhr von Wurst und Büchsenfleisch) oder unter Wiederherstellung der ursprünglichen Vorlage, ist von geringerer Bedeutung. Am besten wäre jedenfalls die Wiederherstellung der ursprünglichen Fassung; es dürfte viel praktischer sein, die etwa erforderlichen Einfuhrverbote im Wege der Verordnung zu erlassen, anstatt das schwere Geschütz legislatorischer Maßnahmen aufzufahren.

Wie die Frage aber auch schließlich entschieden werden wird: zwei wichtige Ergebnisse hat der Verlauf der bisherigen Verhandlungen über das Fleischbeschaugesetz bereits gezeitigt. Es hat sich erstens gezeigt, daß die große Mehrheit des Reichstages unbedingt auf dem Boden eines erhöhten Schutzes unserer landwirthschaftlichen Produktion steht, daß eine Handelspolitik, die dem nicht Rechnung trägt, im gegenwärtigen Reichstag nicht auf Zustimmung zählen kann. Die Feststellung einer starken agrarischen Mehrheit im Reichstag, mit der unsere ganze Wirthschaftspolitik, mit der die Regierungen, alle Parteien und Klassen in Zukunft als mit einer gegebenen Größe rechnen müssen, ist ein Ergebniß, das weit wichtiger ist, als die Annahme dieser oder jener Fassung des Fleischbeschaugesetzes. Und mit diesem Ergebniß, meinen wir, können sich auch die Anhänger des Einfuhrverbots wohl zufrieden geben, da es ihnen eine Erhöhung nicht nur der Fleisch-, sondern auch der Viehzölle nach 1903 zur Genüge gewährleistet.

Die numerische Schwäche ihrer parlamentarischen Vertretung zwingt die auf einem anderen wirthschaftlichen Boden stehenden Parteien — und das ist die zweite Thatsache, die sich mit voller Deutlichkeit ergeben hat — zu einer energischen außerparlamentarischen Agitation, um durch Beeinflussung der öffentlichen Meinung einen Druck auf den Reichstag und die Regierungen auszuüben. Das ist das gute Recht der Opposition, das ihr nicht verschränkt werden darf; auch die dabei unvermeidlichen Uebelstände müssen mit in den Kauf genommen werden. Nur an einem Punkte sollte sich die Opposition in ihrem eigenen Interesse und im Interesse der Gesamtheit eine gewisse Beschränkung auferlegen: Die möglichen Rückwirkungen der deutschen Wirthschaftspolitik auf die Entschließungen fremder Länder sind in den letzten Wochen wie auch schon früher vielfach in einer Weise behandelt worden, die über die gebotene Berücksichtigung weit hinausgehen und weder das nationale Selbstbewußtsein noch die Achtung, die wir im Auslande genießen, zu erhöhen geeignet sind. Die Vertreter der industriellen Interessen schneiden sich damit nur ins eigene Fleisch. Wenn wir wirklich für unsere Industrie günstige Handelsverträge abschließen wollen, so wird es in erster Linie erforderlich sein, im Auslande nicht die Ansicht aufkommen zu lassen, Deutschland sei so schwach, daß es sich in wirthschaftspolitischen Fragen Alles bieten lassen müsse. V.

Digitized by Google

Transvaal und England. — Innere Politik. — Lex Heinze. — Der Sieg und die Entwickelung der Sozialdemokratie. — Der Goethe-Bund.

Mit unheimlicher Schnelligkeit vollendet sich das Geschick der unglücklichen Buren. Es ist ein schmerzlicher Anblick, wie ein kleines tapferes Volk, das seine Eigenart und seine Freiheit vertheidigt, der ungeheuren Ueberlegenheit der Macht wie der Kultur unterliegt, aber es ist die Tragik, die sich durch die Weltgeschichte zieht. Wir haben darüber, da wir die Kriegsereignisse im Einzelnen nicht verfolgen, kaum etwas zu sagen, denn wir haben diesen Ausgang ja von Anfang an ins Auge gefaßt und Stellung dazu genommen. Die Parallele mit dem russisch-türkischen Krieg von 1877 scheint auch für den weiteren Fortgang zuzutreffen: Seitdem erst die großen überlegenen Massen der Angreifer den Kriegsschauplatz erreicht haben, geht es schnell. Ob wirklich schon zum Ende, ist damit noch nicht gesagt: nicht nur mögen die Buren noch in manchem Einzelgefecht siegen, sondern es kommt auch noch ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Kriegsschauplatz auf der Balkanhalbinsel und in Südafrika in Betracht: die ungeheuren Entfernungen und das Klima. Die Berichte gehen darin merkwürdig aus einander, wann eigentlich die ungünstige Jahreszeit für die Kriegführung, d. h. die vollständige Trockenheit eintritt. Ein Kenner der Verhältnisse von Südafrika wie der Major von François schreibt, daß es erst im Juni der Fall sei, und bis dahin könnten die Engländer fertig sein. Von Andern habe ich gehört, daß sie den Termin viel früher setzen. Immerhin haben die Engländer noch eine Zeit vor sich, und bei den Buren ist offenbar die Haltlosigkeit, die die Folge der Niederlage zu sein pflegt, schon so weit vorgeschritten, daß sie dem Vormarsch der Engländer nicht einmal die nächstliegenden Hindernisse mehr in den Weg legen. Es scheint kaum glaublich, daß sie nicht die Eisenbahnbrücken rechtzeitig gesprengt und in Bloemfontein das ganze rollende Eisenbahnmaterial in die Hände der Engländer haben fallen lassen, sodaß Roberts nun eine fertige und kaum gestörte Eisenbahnverbindung mit seiner Basis besitzt. Alle Hoffnungen, die die Burenfreunde in Deutschland auf den Guerilla-Krieg setzen, sind völlig illusorisch. Das Einzige, was man nicht von vornherein ablehnen darf, wäre, daß Pretoria im Stande ist, eine große Belagerung auszuhalten. Ob dem wirklich so ist und ob die Buren noch die moralische Kraft haben, diesen Kampf aufzunehmen, ist unmöglich von hier aus zu beurtheilen. Sollte es aber der Fall sein, so wäre bei der Länge der Verbindungslinie und mit dem Eintreten der ungünstigen Jahreszeit die Aufgabe der Engländer immerhin noch eine recht schwierige.

Aber nicht hierauf setzen wir unsere Hoffnung. Wir haben ja von Anfang an das kriegerische Vermögen der Buren viel geringer, der Engländer viel höher angeschlagen, als es sonst in Deutschland geschah. Diejenige Seite des Problems, die unsere Aufmerksamkeit, ich will nicht gerade

sagen, in höherem Maße, aber praktisch am meisten in Anspruch nehmen muß, ist die politische. Mag die Niederlage der Buren größer oder kleiner werden, mag sie bis zum Aeußersten kommen, immer bleiben sie, und bleiben ein Pfahl im Fleische Englands. Als der Krieg ausbrach, haben wir uns bemüht, darzulegen, daß selbst die vollständige Annexion, so schmerzlich sie für die Empfindungen der Buren sein mag, für ihre Zukunft noch keineswegs ungünstige Bedingungen schaffen würde. Eine große Holländer-Partei in der südafrikanischen Kolonial-Provinz Englands, erfüllt von dem bitteren, leidenschaftlichen Haß, den dieser Krieg zwischen den beiden Rassen erzeugt hat, bleibt für die englische Politik, wie sie es auch anfange, immer ein höchst schwieriges Problem und für die Weltpolitik aller Großmächte insgesammt ein Machtfaktor, mit dem zu rechnen ist. Vor Allem müssen wir uns doch aber klar machen, wie sehr die Einschätzung der Macht des englischen Staats selber sich auf Grund der afrikanischen Kriegsereignisse geändert hat. Die öffentliche Meinung in Deutschland ist ja politisch noch so unreif, daß jede vorsichtig kühle, sachliche Beurtheilung, auf die doch allein die praktische Politik aufzubauen ist, ihren Widerwillen erregt. Wer die Buren wahrhaft liebt, muß die Engländer nicht nur hassen, sondern auch geringschätzen und verachten — das war etwa der Grundsatz, nach dem fast sämmtliche deutschen Zeitungen die auswärtige Politik behandelt haben. Zu meiner letzten politischen Korrespondenz hat eine unserer besten Zeitungen die Bemerkung gemacht, sie tadele das deutsche Volk wegen seiner Parteinahme für die Buren — als ob man nicht gleichzeitig für die Buren Partei nehmen und doch über die militärische Leistungsfähigkeit der Engländer richtig urtheilen könne. Und es ist doch wahrlich wichtig für uns, hierüber richtig zu urtheilen. Wir müssen uns klar machen, daß die Engländer nicht nur die größte Flotte, sondern auch ein nicht ganz kleines, ausgezeichnetes Landheer haben, das sie ohne Schwierigkeit im Laufe weniger Monate noch recht erheblich haben verstärken können. Die taktischen Fehler, die sie anfänglich gemacht haben, haben sie, nachdem sie ihr Lehrgeld gezahlt, fortan zu vermeiden gewußt. Es giebt heute keine Großmacht, die nicht die Feindschaft Englands zu fürchten hätte, England selber aber braucht keine einzige, sondern nur eine Koalition von mehreren anderen Großmächten zu fürchten. Die Franzosen zittern bereits vor Angst, und ihre Wortführer suchen nach Gelegenheiten, um der Welt zu versichern, daß nach wie vor ihr Haß den Deutschen gelte und ihre Hoffnung auf die Revanche gerichtet sei. Mit England möchten sie sich nicht anlegen.

Von einer ganz unerwarteten Ergiebigkeit haben sich die englischen Kolonien für das Mutterland erwiesen. Sie haben einen höchst fruchtbaren Werbeplatz für die Armee geboten und eine einheitliche nationale Gesinnung gezeigt, die sich zu einem starken und opferfähigen Enthusiasmus steigerte. Auch darin liegen wieder neue Probleme der Zukunft. Wenn

Digitized by Google

die Kolonien so lebendig theilnehmen an der Londoner Politik, so werden sie mit der Zeit auch wünschen, daran irgendwie repräsentativ betheiligt zu werden, und das ist eine Forderung, für die es kaum eine Lösung geben dürfte. Aber das sind Sorgen der Zukunft. Zunächst springt nur ins Auge der feste Zusammenhalt zwischen Mutterland und Kolonien, der das englische Selbst- und Machtgefühl erheblich steigern muß.

Nicht zu vergessen ist endlich, wie sehr sich die politische Erziehung des englischen Volkes wieder bewährt hat. Man erinnere sich, wie die Franzosen mit Ministern, die irgendwo in der Welt einen Unfall erlitten, umgesprungen sind. Die ganze französische Politik ist auf ein falsches Gleis gerathen, weil sie den besten Minister des Auswärtigen, den sie hatten, Jules Ferry, auf die Meldung einer Niederlage in Kochinchina hin stürzten, die sich nachher sogar als falsch erwies. In England ist trotz der Wochen und Monate lang anhaltenden und immer wiederholten Unglücksnachrichten aus Afrika das Ministerium keinen Augenblick erschüttert gewesen, und der grenzenlose Jubel, der ausbrach, als endlich die Siegesnachrichten anlangten, mag dem nüchternen Beobachter zuweilen grotesk erschienen sein, namentlich an dem prosaischen Engländervolk, aber zuletzt war er doch nur ein Symptom, in welch' peinlicher Spannung man gelebt hatte, von welchem Druck man sich erlöst fühlte. Zu irgend einer positiven Thorheit hat sich weder die öffentliche Meinung noch die englische Politik hinreißen lassen.

Ganz großartig aber hat sich das englische Parlament in der Deckungsfrage gezeigt. Der Finanzminister trat eines Tages (5. März) vor das Unterhaus hin, rechnete aus, daß der Krieg wohl gegen $1^1/_2$ Milliarden Mark kosten könne, und schlug vor, davon nicht weniger als etwa 600 Millionen Mark durch eine außerordentliche Steuererhöhung auf ein Jahr zu decken. Die Einkommensteuer, die bisher $3^1/_3$ Prozent beträgt, auf alle Einkommen über 3000 Mark, wird auf 5 Prozent erhöht; dazu Erhöhung von Stempelsteuern, der Branntwein- und Bier-Steuer, des Taback- und Thee-Zolls. Im Ganzen 500—600 Millionen Mark. Der Rest der Kriegskosten soll auf eine Anleihe genommen werden, aber nicht Konsols, sondern eine solche, die schon binnen 10 Jahren zurückgezahlt wird (die man aber hofft durch die Kriegskosten-Entschädigung den Burenstaaten aufzuerlegen). Der Finanzminister trägt dieses Projekt vor, der Führer der Opposition stimmt zu, das Haus nimmt die Vorlage noch in derselben Sitzung an und am anderen Tage beginnt die Erhebung der neuen Steuern.

Wahrlich, in diesem Volke steckt eine große Kraft — der deutsche Reichstag gebraucht acht Wochen, damit nur die erste Kommissions-Sitzung stattfinde, die darüber berathen soll, ob Deutschland es nöthig habe, auch eine Seemacht zu werden!

* * *

Digitized by Google

Man würde dem deutschen Volke Unrecht thun, wenn man die Elendigkeit und Kleinlichkeit, mit der bei uns die großen politischen Fragen behandelt werden, ohne Weiteres den Volkscharakter zur Last legen wollte. Gewiß ist auch der Volkscharakter dabei betheiligt, aber das Wesentliche liegt in der Verfassung und den politischen Zuständen. Das englische Parlament ist deshalb politisch so viel bedeutender und charaktervoller, weil es die letztentscheidende Behörde ist und die Verantwortung hat. Das ist bei allen seinen sonstigen Nachtheilen der Vorzug des parlamentarischen Regiments. Die deutschen Volksvertretungen haben nur ein gewisses, beschränktes Mitregierungsrecht, und dieses ist unter sieben bis zehn verschiedene Partei-Gruppen vertheilt — ganz natürlich, daß sich hier nirgends ein größerer Zug zeigt. Man klagt über die Leere des Reichstagssaales und über die schlechte Akustik des Abgeordnetenhauses. Als aber neulich die Männer der Akademie der Wissenschaft dort tagten, verstand man jedes Wort. Die schlechte Akustik im Abgeordnetenhause kommt also nur daher, daß dort nichts gesprochen wird, das der Mühe werth wäre, gehört zu werden, und aus demselben Grunde halten es die Reichstagsabgeordneten nicht für nöthig, in ihren Sitzungssaal zu gehen. Oder hat es etwa einen geistigen oder moralischen Werth, mit anzuhören, was Herr Sattler oder Graf Limburg, Herr Lieber und Müller-Fulda rednerisch produziren, von Herrn Diederich Hahn und Liebermann von Sonnenberg zu schweigen? Die Oppositions-Redner stehen vielleicht an Talent und Bildung um einige Grade höher, aber ihre Reden haben wieder auf die sachliche Entscheidung zu geringen Einfluß, um sehr zur Aufmerksamkeit zu reizen. Unsere Volksvertretungen sind keineswegs das Miniaturbild des ganzen deutschen Volkes, noch weniger etwa gar die Elite, sondern nichts als der Ausdruck der öffentlichen Meinung im gewöhnlichen, d. h. schlechten Sinne des Wortes. Hinter dieser ordinären öffentlichen Meinung steht aber eine andere, höhere, geistige, die keine offizielle Vertretung hat und gar nicht haben kann, der gute Genius unseres Volks, der zu vornehm ist, sich mit dem alltäglichen Krimskrams und den materiellen Interessen der Politik viel abzugeben, aber nicht vergeblich angerufen wird, so oft Gefahr droht und dann mit sieghafter Gewalt die offizielle Volksvertretung ergreift und unter seinen Willen beugt. Immer wieder seit dem Sturm gegen das Zedlitz'sche Volksschulgesetz ist diese geheimnißvolle Macht in den drangvollen Augenblicken beobachtet worden, wie sie plötzlich erschien, den politischen Machern die Zügel aus der Hand riß, und unter dem Zujauchzen des Volks den Wagen zum Ziel lenkte. Wenn doch diese versteckten Volkskräfte sich zu einer, zur leitenden Partei vereinigen wollten, hörte ich sagen. Das ist nicht möglich, denn es ist eben das Wesen dieser Kräfte, nicht Partei zu sein. Es ist ebenso wenig möglich, wie jene „Partei der ehrlichen Leute", die sich einst seufzend der Kriegsminister von Roon wünschte. Sie ist ebenso wenig

Digitized by Google

möglich, wie wenn wir uns etwa wünschen wollten, „gäbe es doch eine Partei der „Preußischen Jahrbücher". Reine ideale Richtungen, in Fleisch und Blut übergeführt, müssen entweder sofort wieder sterben oder verändern ihren Charakter und werden fanatisch. Das ist der Grund, weshalb die Vereine, die nichts als den nationalen Gedanken verkörpern wollen, wie die Patrioten-Liga in Frankreich oder die „Alldeutschen" bei uns so wenig leisten oder gar unerfreuliche Früchte zeitigen.

Die wunderliche, die Leute verwirrende und ärgernde Signatur des Augenblicks ist nun, daß dieselben ideellen Kreise gleichzeitig für und gegen die Regierung in Bewegung gesetzt sind. Gegen die lex Heinze — für die Flotte; daneben noch die Erregung der wirthschaftlichen Kreise über das Fleischbeschaugesetz. Es sind nicht gerade dieselben Persönlichkeiten, es ist auch nicht einmal ganz derselbe Geist, der sich für die Flotte und gegen die lex Heinze geregt hat, aber die Regungen treffen doch soweit zusammen, daß sie sich in demselben Wasser bewegen, auf die Theilnahme derselben, bisher unpolitisch lebenden Menschen rechnen und nun die Wogen, statt eine bestimmte Richtung einzuhalten, hin und her und durcheinanderrollen.

Man muß feste Nerven haben, um in dem Getöse ruhig zu bleiben oder wenigstens, um nicht mißmuthig zu werden. Eine wirkliche Gefahr aber scheint in der That noch nicht heraufzuziehen. So unsichtig die Atmosphäre augenblicklich ist und so unsicher ein Schiff gelenkt wird, das wohl einen Admiral, aber keinen Kapitän an Bord hat, noch dürfen wir der guten Zuversicht sein, daß die Flotte angenommen und die lex Heinze zu Fall gebracht werden wird, und wenn das — man möchte sagen unverdienter Weise — gelingen sollte, so würde gerade das Widerspruchsvolle der heutigen Situation eine sehr günstige Folge nach sich ziehen.

Viel bedeutsamer noch als die Bewegung, die gegen die lex Heinze entfesselt worden ist, ist die Thatsache, daß die sozialdemokratische Fraktion den Vorkampf gegen sie geführt und die Sympathien der besten Elemente der Nation dabei hinter sich hat. Das Gesetz selber enthält, wie nicht unausgesprochen bleiben darf, einige nicht nur annehmbare, sondern höchst wünschenswerthe Bestimmungen. Auch der Wortlaut der angefochtenen Paragraphen ist so, daß ein unbefangenes Gemüth daran zunächst nicht den geringsten Anstoß nimmt, sondern gern Beifall spenden möchte. Warum sollen nicht „Schriften, Abbildungen oder Darstellungen, welche das Schamgefühl gröblich verletzen und zu geschäftlichen Zwecken öffentlich in Aergerniß erregender Weise ausgestellt oder jungen Leute verkauft oder angeboten werden" — straffällig sein? Wie oft hat nicht Jeder schon selbst ein solches Aergerniß empfunden und den Strafrichter herbeigewünscht! Es darf dennoch nicht sein, weil alle die Begriffe, die hierbei in Betracht kommen, keine juristischen sind. Die feineren sittlichen Vorstellungen lassen sich eben schlechterdings nicht in Paragraphen fassen. Versucht man es dennoch, so liefert man Kunst und Literatur der Polizei und dem Strafrichter aus.

Digitized by Google

Das ist zu allen Zeiten gefährlich gewesen. Der erstaunliche Niedergang alles katholischen Volksthums an geistiger Kraft in der ganzen Welt und auch in Deutschland, nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in Kunst und Literatur, ist wesentlich auf die gar zu engen Schranken zurückzuführen, in die die Disziplinargewalt des Beichtstuhls die geistigen Kräfte bannt. Etwas Aehnliches, wenn auch nicht entfernt in dem Maße, ich will noch nicht einmal sagen würde, aber könnte doch dieses Gesetz mit seinen Strafrechtsschranken über die ganze deutsche Kunst und Literatur verhängen. Denn wenn man selbst den Wortlaut noch so unverfänglich macht, man darf dabei nicht vergessen den Geist, der heute in unsrem Richterstande lebt. Alle Welt weiß, was aus dem harmlosen Paragraphen über den groben Unfug durch die Judikatur allmählich geworden ist. Unsre Zeit hat sich in diesem Punkte gegen die böse reaktionäre Periode unter Friedrich Wilhelm IV. sehr zu ihren Ungunsten verändert. Damals war das Richterthum die letzte Zuflucht für eine einigermaßen freie geistige Bewegung in Deutschland. Heute drohen uns grade von hier aus die schwersten Gefahren. Professor Lipps in München hat darüber ein nur zu wahres Wort gesprochen. Es ist daher völlig wahr, daß diese lex, so wie sie allmählich unter dem Einfluß des Zentrums gestaltet worden ist, als die Fortsetzung jener verunglückten Umsturzgesetzgebung angesehen werden muß, die die wahre Quelle der Sozialdemokratie in den Universitäten suchte und die kranke Welt durch die Unterbindung der freien wissenschaftlichen Forschung heilen wollte.

Gegen ein solches Gesetz hat nun die Sozialdemokratie den Vorkampf geführt. Eine Bewegung der gebildeten Kreise hat sich erhoben und ist im Begriff sich zu einem allgemeinen Verbande, dem „Goethe-Bund", zusammen zu schließen, dem naturgemäß neben liberalen und auch konservativ gestimmten Künstlern, Schriftstellern und Gelehrten viele Sozialdemokraten angehören werden. Das ist ein großer Schritt weiter auf der Bahn, die politischen Parteien unter die Kontrole großer außerpolitischer Vereinigungen, wie den „Flotten-Verein" und den „Kolonial-Verein", zu stellen, gleichzeitig aber auch die Sozialdemokratie den bürgerlichen Parteien zu nähern, sie aus ihrer Ausnahmestellung herauszuführen und sie als eine Partei wie andre auch erscheinen zu lassen, der man nach subjektivem Ermessen angehören mag oder nicht. Ob das als eine Stärkung oder als eine Schwächung der sozialdemokratischen Partei aufzufassen ist, hängt vom Standpunkte ab. Die Scharfmacher werden darin nichts sehen als eine Begünstigung des Umsturzes, da es der sozialdemokratischen Partei unzweifelhaft neue Anhänger zuführen wird. Wir unsererseits verkennen diesen Nachtheil nicht, sehen aber daneben einen viel größeren Vortheil. Viel mehr als die Sozialdemokratie vielleicht an äußerem Umfang gewinnt, wird sie dabei an innerer, nämlich revolutionärer Kraft verlieren. Zieht man nun weiter in Betracht, daß binnen ganz kurzer Zeit die bevorstehenden wirthschaft-

Digitized by Google

lichen Kämpfe abermals das enge Zusammengehen bürgerlicher Parteien mit der Sozialdemokratie nahe legen werden, so erkennt man, wie wichtig dieser Präzedenzfall mit der lex Heinze ist, und daß man keineswegs bloß unerfreuliche, sondern auch ganz erfreuliche Seiten daran entdecken kann.

Am bedenklichsten scheint, daß auch für die Obstruktion ein Präzedenzfall geschaffen worden ist. Die Thorheit der Rechten, die es erst der Sozialdemokratie ermöglicht hat, sich die Sympathien der deutschen Bildung zu erwerben, hat ihr auch diesen Trumpf noch in die Hand gespielt. Der Versuch, die Geschäftsordnung zu mißbrauchen, um dem Gegner das Wort abzuschneiden und schnell fertig zu werden, gab der Linken eine unvergleichliche Gelegenheit, das letzte Hilfsmittel der Minorität, die Obstruktion, in Anwendung zu bringen. Ich habe mich schon öfter gefragt, weshalb die Sozialdemokratie das in anderen Parlamenten so beliebte Mittel bei uns noch nie gebraucht hat. Der Grund ist unzweifelhaft, daß sie sich klar war, daß die Regierung unter Zustimmung der öffentlichen Meinung dann die Verfassung für praktisch suspendirt erklären und vorläufig ohne Reichstag regieren würde. Wenn die Regierung aber ohnehin die öffentliche Meinung gegen sich hat, darf sie dergleichen nicht wagen. Nun, da das Eis einmal gebrochen ist, kann die Opposition schon eher eine solche Fahrt wieder in Aussicht nehmen.

Da wirthschaftliche Kämpfe immer mit besonderer Bösartigkeit ausgefochten zu werden pflegen, so können wir an Reichstagsszenen in den nächsten Jahren noch Manches erleben.

25. März 1900. D.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.

Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.

Digitized by Google

Natürlicher

Biliner Sauerbrunn!

Schutzmarke

Korkbrand.

BILINER SAUERBRUNN

Hervorragender Repräsentant der alkalischen (Natron) Quellen

wird **bei gichtischen Ablagerungen, Magen-, Nieren- und Blasenleiden, speciell auch bei Diabetes von Aerzten aller Kulturländer vielfach verordnet.** Besonders als **prophylaktisches Mittel** gegen alle das **Verdauungssystem, die Nieren, Galle- und Blasenfunktionen störenden Einflüsse** zu empfehlen.

Wohlschmeckendes angenehmes Erfrischungsgetränk, auch mit Wein [illegible] gemischt zu nehmen.

In Flaschen circa 1200 gr.	circa 750 gr.	circa 450 gr. enthaltend
bei 1 Flasch. zu 70 Pf.,	**zu 50 Pf.,**	**zu 40 Pf.,**
„ 10 „ „ 65 „	„ 45 „	„ 35 „
„ 50 „ „ 60 „	„ 42 „	„ 33 „

In unseren Hauptniederlagen in Berlin bei Herren:

Johs. Gerold, W., Unt. d. Linden 24

J. F. Heyl & Co., W., Charlottenstr. 66

Dr. M. Lehmann, C., Heiligegeiststr. 43/44

und in allen Apotheken und Drogerien erhältlich. — Leere Flaschen werden à 2½ Pf. pro Stück zurückgenommen.

Die aus dem **Biliner Sauerbrunn** gewonnenen

Pastilles de Bilin

(Biliner Verdauungszeltchen)

bewähren sich als vorzügliches Mittel bei **Sodbrennen, Magenkrampf, Blähsucht und beschwerlicher Verdauung,** bei **Magenkatarrhen,** wirken überraschend bei **Verdauungsstörungen im kindlichen Organismus** und sind bei Atonie des Magens und Darmcanals infolge sitzender Lebensweise ganz besonders anzuempfehlen.

Depôts in allen Mineralwasser-Handlungen, in den Apotheken und Droguen-Handlungen.

Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen).

Digitized by Google

„APENTA"

Das Beste Ofener Bitterwasser.

Geheimrath Prof. OSCAR LIEBREICH, *Berlin, schreibt in „Therapeutischen Monatsheften," Juni* 1890.

„Ein derartig brauchbares Wasser ist
„Für längere Trinkcuren,
„Zur Regulirung des Stoffwechsels,
„Bei Fettleibigkeit, chronischen Obstipationen,
„Bei Hämorrhoidalleiden
„Als besonders geeignet zu empfehlen."

Professor Dr. LANCEREAUX, *Paris, Mitglied der „Académie de Médecine," erklärte am 8 Febr. 1899.*

„Gerade dieses Wasser eignet sich am Besten
„Für die Behandlung chronischer Verstopfung,
„Verdient eine Ausnahmestellung
„in der hydrologischen Therapeutik."

EIGENTHÜMERIN UND BRUNNENDIRECTION

„APENTA" ACTIEN-GESELLSCHAFT, BUDAPEST

Käuflich bei allen Apothekern, Drogisten und Mineralwasser-Händlern.

Digitized by Google

Mai 1900. Einhundertster Band. Heft II.

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben
von
Hans Delbrück.

Inhalt: Seite

Erscheint jeden Monat.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.
Preis vierteljährlich 6 M. Einzelheft 2 M. 50 Pf.

Berlin
Verlag von Georg Stilke
1900.

Digitized by Google

Kaiserl. und Königl. Hof-Pianofabrik

Julius Blüthner

Flügel und Pianos.

Filiale:
BERLIN W.,
Potsdamerstrasse 27 b.

Es Giebt Absolut Keinen Kahlkopf Mehr.

Für Haar-Erhaltung

[illegible] **Garantie:** [illegible]

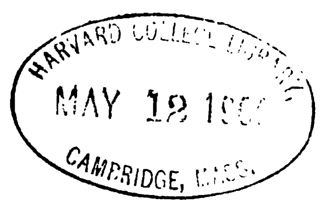
Probe-Sendung gratis gegen 10 Pfg.-Marke.

General-Depot **C. Schlechter**, Berlin, [illegible]

[illegible]

Digitized by Google

Mit einer Beilage von Wilhelm Friedrich in Leipzig, der J. G. Cotta'schen Buchhandlung G. m. b. H. in Stuttgart und vom „Buchverlag der ‚Hilfe'", Berlin-Schöneberg.



Südafrikanische Studien.

Von

Dr. Albrecht Wirth.

I.

Aus der Ferne sehen alle Berge wie blaue Flächen aus. Erst wenn man näher kommt, entdeckt man Thäler und Schluchten, Wiesen, Steinbrüche und Felsabhänge und sieht, wie rothe, grüne und braune Farben miteinander wechseln. Genau so haben alle Völker aus der Ferne ein einheitliches Aussehen; die unzähligen Abstufungen der Rassen und Klassen, die Gegensätze in Staat und Kultur verschwinden, die Nuancen der Parteien lösen sich in eine einzige Farbe auf. So sprach man im Alterthum von Hyperboräern, einerlei, ob es Kelten, Illyrier, Germanen, Slaven oder Finnen waren; so spricht man jetzt von der unveränderlichen, starren Kultur der Byzantiner und Chinesen, deren Entwickelung doch hundertfache Veränderungen erlebt hat. In derselben Weise besteht noch heute ein doppelter Irrthum in Ansehung der Buren. Man redet von ihnen, als ob jeder Bur blos ein Abklatsch des andern sei, und man denkt, daß sie Jahrhunderte hindurch bei derselben patriarchalischen Lebensführung verharrt hätten, ohne von außen beeinflußt zu werden. Ich will mich daher bemühen, die einschneidenden Umwandelungen, die Rasse und Kultur der Buren erlitten hat, ausführlich darzulegen.

Die Untersuchung über den Ursprung eines Volkes pflegt zu den unsichersten Unternehmungen zu gehören, da sie meist mit mehr als einer unbekannten Größe zu rechnen hat. Ueber die Entstehung der Buren sind wir aber durch hunderte authentischer Schriftstücke und gewissenhafte Quellenwerke auf das Trefflichste unterrichtet. Für die ältere Zeit sind die Hauptquellen die Tage- und Kirchenbücher im Archiv der Kapstadt, worin jeder einzelne Ansiedler verzeichnet ist, sowie das drei dicke Bände umfassende

Digitized by Google

Werk von De Villiers „De oude Kaapsche Familien". Das Werk giebt die Stammbäume sämmtlicher zu Ende des 18. Jahrhunderts lebender Burenhausväter, soweit erreichbar, und nennt, zum Theil nach mündlicher Kunde, die Stadt oder die Gegend, von wo der Familienstifter nach dem Kap gekommen ist. Der hier gebotene Stoff ist denn auch, namentlich durch den überaus fleißigen Theal schon längst verwerthet worden.

An der ersten europäischen Besiedelung des Kaps, die 1652 stattfand, nahmen im Wesentlichen zwei Völker Theil, Niederländer und Deutsche. Dazu gesellten sich sehr bald Franzosen. Die Siedler sollten, so war die Absicht der Ostindischen Kompagnie, lediglich dazu dienen, die landenden Indienfahrer mit Proviant zu versorgen. Dazu sollten sie Vieh von den Eingeborenen erhandeln und selber Ackerbau treiben. Das meiste Saatkorn und auch einiges Zuchtvieh kam von Batavia. Aus der einfachen Proviantstation erwuchs allmählich eine selbstständige Niederlassung und aus den versprengten Siedlern ein Volk. Sehr bald nun bedienten sich, um den Ackerbau und die eigene Viehzucht erfolgreicher auszudehnen, die Siedler farbiger Sklaven. Die Sklaven bestanden zum Theil aus Malayen, die von den Sundainseln und Molukken kamen, zum Theil aus eingeborenen Afrikanern: Hottentotten, Kaffern, Guineanegern, Schwarzen aus Angola, Mosambik und Madagaskar. Mit den Sklaven vermischten sich die Siedler, wie das damals allenthalben in europäischen Kolonien Sitte war und zum Theil noch jetzt, wenn auch unter veränderter Form, Sitte ist.

Ich muß bei der Aufnahme farbigen Blutes länger verweilen, weil sie hartnäckig und heftig bestritten wird. Man kann sich dafür allerdings auf keine Kirchenbücher berufen, allein der Augenschein, das Bestehen zahlreicher Bastarde, ja ganzer burisch redender Bastardstämme ist allein Beweis genug. Dazu rechne man zahlreiche mündliche wie gedruckte Erinnerungen, darunter einen so unverdächtigen Zeugen wie jene geniale, tiefführende Prophetin, die jetzt von Johannesburg aus das furchtbare Völkerringen beobachtet, Olive Schreiner. Bis in das 19. Jahrhundert hinein war in Südafrika ein Familienleben wie das Abrahams nicht ungewöhnlich. Der Bur hatte eine weiße Frau, gelegentlich auch eine zweite, die er sich von den sogenannten Logensklavinnen, weißen Mädchen ohne Verwandtschaft und Schutz, ausgelesen hatte, und nahm sich dazu so viele farbige Dienerinnen, als ihm in den Sinn kam. Von einem gewissen Bur ist überliefert, daß er allein von seinen

Digitized by Google

Dienerinnen nicht weniger als vierzig Kinder hatte. Er war gewohnt zu sagen: wenn ich einen tüchtigen Sklaven brauche, muß ich ihn selber zeugen. So erzählt wörtlich Frau Schreiner, die im Herzen des Burenlandes aufgewachsen, in ihren „Stray thoughts on South Africa“, die durch Sachkenntniß, sittliche Gluth und glänzenden Stil Alles übertreffen, was über die Buren und ihren Charakter geschrieben worden ist. Wie im Haushalte Abrahams, so fehlte es auch am Herde des Afrikanders nicht an peinlichen Auftritten, an Zorn und Ausbrüchen der Eifersucht, deren Kosten stets das farbige Weib bezahlen mußte. Noch wispert man von glühenden Oefen, die die aufgebrachte weiße Gattin für ihre unglücklichen Nebenbuhlerinnen geheizt. Die Folge dieser Verhältnisse war eine weitgehende Bastardirung. Noch nach der Mitte des 19. Jahrhunderts genügte nicht der Vatername zur Vorstellung, sondern man fragte sofort und vor Aller Ohren weiter: welcher Mutter Kind?

Eine weitere Folge war die Verderbniß der Sprache. Die Siedler nahmen von ihren Sklaven, sowie den sonstigen Farbigen, mit denen sie in Berührung kamen, viele Fremdworte an. Wie rasch ein derartiger Vorgang bei kulturfernen Europäern zur Kreolisirung der Sprache führt, sah man z. B. bei den Jankees, die seit 1838 in Oregon eingewandert waren: schon 1860 war eine Mischsprache entstanden, bei der z. B. sämmtliche Zahlwörter dem Chinuk der Oregon-Indianer entstammten. Aehnlich sind die ältesten weißen Siedler Südafrikas ihrer Umgebung halb erlegen. Ihre europäische Sprache ward von afrikanischen und asiatischen Elementen überwuchert. Besonders gewann das Hottentottische und das Malayische Einfluß. Von Java und den Molukken wurden Tausende von Sklaven nach dem Kap gebracht, auch schickte die Ostindische Kompagnie gelegentlich Staatsgefangene ebendorthin, wie die Prinzen von Timor und Ternate, die mit großem Gefolge Jahre lang an der Simonsbai lebten und so das Malayische verbreiteten. Diese eigenthümlichen Wandlungen der Sprache haben denn auch nicht geringen Antheil der Gelehrten erregt. Den Grund zu einer besseren Kenntniß legte der Holländer Mansvelt, seit zehn Jahren Unterrichtsminister im Transvaal, in seinem Idiotikon des Afrikandischen, das 1874 erschien. Mansvelt hat den Vortheil, den schwer zu erreichenden Stoff aus unmittelbarer Nähe zu kennen, aus dem Vollen zu schöpfen. Seine Forschungen wurden von dem berühmten Grazer Gelehrten Schuchardt und dem Holländer Hesseling (De

Digitized by Google

afrikaansche Taal 1899) aufgenommen. Keiner dieser beiden Herren hat Südafrika gesehen, aber Schuchardt ist durch langjähriges Studium von Kreolensprachen ganz besonders zu einem Urtheil befähigt, während Hesseling's fleißige Arbeit durch eindringende grammatische Forschung und überlegene Kenntniß der holländischen Volksmundarten sich auszeichnet. Schuchardt hat nun die Behauptung aufgestellt, daß das Afrikandische drauf und dran war, zu einem Kreolendialekt herabzusinken und daß es noch jetzt Spuren davon bewahrt hat. Es scheint, daß die Behauptung wohl begründet war. Außer dem Malayischen ist übrigens, wie alle drei Genannten hervorheben, das Portugiesische in hohem Maße an der Entstehung der „Taal" betheiligt gewesen. Vom Anfang des 16. bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war das Portugiesisch die Verkehrssprache der östlichen Gewässer. Durch die Matrosen der Ostindienfahrer und ihre malayischen Diener ist eine sehr beträchtliche Menge portugiesischer Ausdrücke in den Sprachschatz des Afrikanders gekommen. Wie auch sämmtliche Mundarten der Südostbantu wesentlich durch das Portugiesische beeinflußt worden sind.

Die Ostindische Kompagnie hielt indeß streng darauf, daß überall das Holländische durchdringe. Sie scheute sich nicht, den Hugenotten ihr Französisch zu verbieten und dasselbe mit Gewalt auszurotten. Sie sorgte für die Anstellung holländischer Pfarrer, der „Siechentröster", und den Nachschub europäischer Einwanderung. Sie brachte eigens niederländische Mädchen nach dem Kap, damit keine Noth vorläge, nach farbigen zu greifen. Auch hob sich allmählich die Sittlichkeit und der Rassenstolz der Kolonisten. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts war das Französische völlig verschwunden, der Einfluß der Farbigen zurückgedrängt und war, zusammengeschweißt aus all den abweichenden Elementen, ein neues Volk auf dem Angesicht der Erde entstanden. Ein unzerstörbarer Grundstein war gelegt, der alle Stürme überdauert hat, ein machtvoller Stamm gepflanzt, den kein späteres Propfreis mehr umbilden konnte. In Sprache und Religion, Sitte und Tracht, Haus und Hof war eine Einheitlichkeit, wie sie in keinem Lande Europas oder Amerikas herrscht, eine Einheitlichkeit, die im Wesentlichen bis zum heutigen Tage geblieben ist. Rasse und Kultur der Buren ist in der Folgezeit vielfach von neuen Schichten überlagert worden, aber wie von starker Untermalung alle daraufgesetzten Lasurfarben verschlungen werden, so ist der Urgrund burischen Wesens durch alle Zuthaten siegreich durchgedrungen.

Digitized by Google

Einheitlichkeit bedeutet aber noch lange nicht Starrheit oder Einerleiheit. Die Buren haben im Gegentheil eine recht bunte Mannigfaltigkeit entwickelt und sind durch recht viele Mauserungen hindurchgegangen. Und zwar haben sie sich, außer in der ersten Zeit des Goldtaumels, immer zum Besseren und Höheren emporgerungen. Es ist daher thöricht, wenn die Buren selber und ihre Freunde sich so sehr gegen eine Anerkennung des einstigen Barbarenthums oder des farbigen Blutes sträuben, das in ihren Adern fließt, und gemeiniglich die Thatsachen einfach todtschweigen. Denn gerade die Ueberwindung dieses Blutes und der barbarischen Gesittung bezeugt am besten die Zähigkeit der niederdeutschen Art und ihre unendliche Entwickelungsfähigkeit. Im Uebrigen heißt Vermischung mit Eingeborenen nicht unbedingt eine Schwächung der weißen Rasse, so lange das fremde Element nicht zu stark eindringt. Der große Erzähler Dumas hatte Negerblut in den Adern. Ich kenne eine Enkelin einer Hottentottin und des weiland sehr berühmten Missionars Dr. Philips, die der bedeutendste Charakter und der schärfste Verstand eines ganzen weißen Bezirkes ist. Ein kleiner Zusatz von Indianerblut hat zu der Zähigkeit und Rastlosigkeit der Yankees beigetragen. Ihre kriegerische Tüchtigkeit, ihren Mannesstolz, ihre führende Stellung verdanken die Chilenen ihrer Mischung mit Araukaniern, und der einzige mexikanische Führer, der sich erfolgreich gegen Maximilian hielt und ihn zuletzt überwand, Juarez, war ein indianisches Vollblut. Während aber in Ländern mit schwacher europäischer Einwanderung wie den nördlichen Staaten Südamerikas das barbarische einheimische Blut immer ungestümer vordringt, ist umgekehrt in Südafrika die weiße Einwanderung immer mehr angeschwollen. Wenn daher die Buren Einiges von den älteren Bewohnern des Bodens angenommen haben, wie Gewohnheiten der Jagd und Viehbehandlung, Haus- und Feldsklaverei und das daraus entspringende patriarchalische Familienleben, endlich die Halbmondform des Angriffs in der Schlacht: so ist die Grundform ihres Geistes durch den beständigen Nachschub von Nordeuropa befähigt worden, immer germanisch zu bleiben. Das zeigte sich auch in der zuletzt siegreichen Beständigkeit der Sprache. Durch so viele fremde Einflüsse hindurch hätte sich die dem Nordholländischen und Friesischen nächstverwandte Taal nicht rein durchringen können, wenn sie fern von europäischem Einfluß sich selbst überlassen worden wäre. Immerhin war die Kreolisirung der Sprache schon so weit fortgeschritten, daß Dutzende

Digitized by Google

malayischer und portugiesischer Worte bis jetzt in der Taal verblieben sind. Doch hat eine Sprachreinigung eingesetzt, die jetzt noch munter weitergeht. Andererseits freilich eine neue Entlehnung von Fremdwörtern. Das Englische hat viele Kulturausdrücke geliefert; vom Deutschen scheinen die Afrikander mit Vorliebe sich die Flüche und Schimpfwörter angeeignet zu haben. Ein wichtiges Merkmal der Kreolisirung, das bis jetzt andauert, war die ungemeine Vereinfachung der Grammatik, das fast völlige Absterben aller Flexion. Der Bur sagt: Ek es, je es, hij es, ons es, je es, sij es. Dann giebt es noch ein Perfekt: ek es gewes und ek heb getrek und ebenmäßig weiter. Damit ist das ganze schwere Geschäft des Konjugirens erledigt. Trotz der berührten Fremdwörter ist es daher, der grammatischen Einfachheit halber, weit leichter, Burisch zu lernen als Holländisch. Ein Plattdeutscher wird es sofort verstehen und in drei bis vier Wochen selber einigermaßen sprechen können. Mit Präsident Krüger, den er für den verständigsten Mann erklärt haben soll, der ihm noch unter sein Dach gekommen, konnte sich Bismarck ohne weiteres auf Platt unterhalten.

Wir haben gezeigt, daß das ursprüngliche Burentum, das bereits um 1780 eine ziemliche Abgeschlossenheit erreicht hatte, aus mindestens vier Elementen zusammengesetzt war. Nach dem genannten Zeitpunkt hat sich dann von neuem eine Reihe von außen eindringender Einflüsse geltend gemacht. Zunächst kulturell. Die französische Flotte unter Suffren kam 1781 nach dem Kap und blieb dort bis fast zum Ende des amerikanischen Freiheitskrieges. Die Chronisten des Tags wissen viel zu vermelden von den fröhlichen Festen, den Schauspielen, den Liebesabenteuern, zu denen die lange Anwesenheit der französischen Gäste Anlaß gab, und erklären, die ganze, noch unlängst so biedere und gottesfürchtige Bevölkerung sei umgewandelt und vom Taumel des Vergnügens ergriffen. Sodann kam eine sehr große Zahl französischer, britischer, schwedischer Astronomen und Naturforscher, die Jahre lang im Lande verweilten und naturgemäß nicht ohne Einfluß auf ihre Umgebung blieben, sowie holländischer und britischer Würdenträger, die nicht selten gleich Lord Macartney, dem späteren Gesandten in China, einige Zeit am Kap verweilten und dort Geschmack an Prunk und freier Geselligkeit verbreiteten. Diese auswärtigen Einflüsse, die nie ganz abbrachen, erstreckten sich keineswegs bloß auf die Kapstädter, sondern auch auf viele der entlegenen Gutshöfe,

Digitized by Google

deren Bewohner nach dem Hafen kamen, um den Schiffern Mehl und Vieh zu verkaufen. Wie stark damals europäische Gedanken selbst auf die kulturfernsten Buren wirkten, offenbart sich am deutlichsten an der Bewegung in Grahamstown, dem vorgeschobensten Posten des Kaplandes zu jener Zeit. Man hatte dort von der französischen Revolution gehört und setzte 1795 eine Erhebung in ihrem Sinne ins Werk.

Zu den frischen Kultureinflüssen kam die Einwanderung neuer Kolonisten, die eine abermalige Veränderung der Rasse bedingte. Die meisten jedoch der Siedler, die bis etwa 1870, und viele derer noch, die nachher kamen, sind völlig in das Burenthum aufgegangen. Dazu gehören vor allem Deutsche, dann Skandinavier, besonders Dänen. Ferner Briten, von denen eine ganze Zahl, wie ich aus eigener Kunde bezeugen kann, ihrer Muttersprache vergessen und dafür das Burisch erwählt hat. Endlich Portugiesen, von denen die hervorragenden, jetzt gut burischen Familien, Ferreira, Delarey, Albasini, de Souza genannt seien. Der Aufsaugung neuer Elemente steht allerdings die Aufgabe eigener Art entgegen. Britische Kultur und Rasse hat mächtig in Südafrika Fuß gefaßt, so daß die Buren fast ebensoviel durch Verengländern verloren, als sie durch Verholländern Andrer gewonnen. Durch die Briten ist ein Riß in das südafrikanische Volksthum gekommen, der bis heute noch nicht geheilt ist.

Dagegen war es ein großer Gewinn, daß seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts das farbige Blut immer bewußter und immer gründlicher in den Hintergrund gedrängt wurde. Zunächst ist aus der weitgehenden Mischung eine besondere Bastardrasse ausgeschieden, ähnlich den Eurasiern Indiens. Einige dieser Bastarde, die überwiegend von hottentottischen Müttern stammten, thaten sich Anfang des 19. Jahrhunderts zusammen und gründeten kleine Gemeinwesen am Oranje, eine nicht unbeträchtliche politische Bedeutung erlangend. Andere blieben in untergeordneten Stellungen am Kap und starben meistens im dritten oder vierten Geschlecht aus. Wieder andere verheiratheten sich mit Weißen und verschmolzen sich allmählich mit den übrigen Afrikandern, obwohl das unschwer zu bemerkende Vorhandensein dunklen Blutes immer noch etwas völliger Gleichheit und Anerkennung entgegensteht. Die Verschmelzung war nicht so leicht, solange die unehelichen Kinder als Kutscher und Viehhüter noch im väterlichen Hause wohnten und Jedermann ihren Ursprung kannte, sie wurde erst auf den Diamanten- und

Digitized by Google

Goldfeldern möglich, wo Jeder so weit galt, als sein Arm und sein Witz reichte. Die Bastardirung geht jetzt noch immer fort, hat sich jedoch, in Folge der strengeren Kirchenzucht und -Ueberwachung, ganz wesentlich gegen früher vermindert: wer Halbblutkinder hat, wird aus der Kirche ausgestoßen und auch sonstiger Verkehr ihm leicht gekündigt. Die strengeren Anschauungen, die jetzt walten, haben das Loos der Mischrasse zu keinem beneidenswerten gemacht, namentlich haben die Frauen es hart, da sie keine Heirathsmöglichkeit haben. Der Blendling wird von zwei Seiten zurückgestoßen, von den Weißen, in denen der Rassenstolz erwacht ist, und von den Schwarzen, die ihre feste Sippenordnung, ihr Erbschaftsrecht und schließlich auch ihren Stolz haben. In seinem Eigenthum, innerhalb seiner Familie, umhegt von vertrauter Gewohnheit, anerkannt und geehrt von seinem Kreise, seinem Stamme, ist der Schwarze genau so glücklich und selbstbewußt wie der Europäer in der ihm altbekannten Umgebung. Der Schwarze hat keinen Platz für den Bastard eines anderen Volkes. Auch dünkt sich der Blendling seinerseits zu gut, um mit den Wilden, die nicht wie er europäischer Bildung Hauch verspürt, auf gleichem Fuße zu verkehren; ebenso wenig kann er sich zur Gleichberechtigung mit dem Weißen aufschwingen und schwebt so haltlos zwischen Himmel und Erde. Dabei sind viele dieser Blendlinge, so Männer wie Frauen, wirklich von neuzeitlicher Bildung durchdrungen und stehen an Kenntnissen weit über dem Durchschnittsafrikander; bei den meisten freilich tritt an die Stelle von Erziehung bloß hohle Anmaßung und nachahmende Aufblähung. Die Thatsache, daß das Aufgehen von farbigem Blut in das Afrikanderthum aufgehört hat, findet neben dem steigenden Einfluß europäischer Anschauungen in dem Entstehen von Klassen ihre Erklärung. Zwar hat es gleich im Anfang der holländischen Siedlung am Kap mindestens drei Klassen gegeben: Regierungskreise, Burghers oder Städter und Buren oder Landbewohner. Der Bürgerstand ward in seinem höheren Range in der Folge durch Prediger und Aerzte auch auf dem platten Lande vertreten, die Buren aber bewahrten untereinander zwei Jahrhunderte lang völlige Gleichheit. Der ärmste konnte um des reichsten Tochter freien, und die Nationalität machte keinen Unterschied, da im zweiten Geschlecht oder ganz sicher im dritten doch bloß eine Sitte und Sprache, die holländische, vorherrschte. Besitz fiel nicht so sehr ins Gewicht, wie doch sonst bei allen Bauern, weil überall das Land offen war und Jeder durch eigene That-

Digitized by Google

kraft sich einen „plaats“ und Vieh verschaffen konnte. Er brauchte bloß weiter nach Norden zu ziehen. Nachdem dies aber erschwert oder unmöglich geworden war, brachte sofort die Erbtheilung, die den ältesten Sohn begünstigte, Ungleichheit in den Besitzstand, die im letzten Menschenalter dergestalt zunahm, daß Haufen von „arme Blane“ in das größte Elend kamen und sich teils als „Bywoner“ bei Verwandten kümmerlich und wenig geachtet durchschlugen, teils, zu faul zur Arbeit, dem Staate zur Last fielen. Hierdurch war der Anschluß zu einer höheren und niederen Klasse auch unter den Buren gegeben, und wenn jetzt ein landloser Freier um eine begüterte Erbin anhält, so muß er schon über außerordentliche persönliche Vorzüge gebieten, um keinen Korb zu erhalten. Die wachsende Ungleichheit des Besitzes ist von Unterschieden der Erziehung begleitet. Die reichen Grundbesitzer senden ihre Söhne nach England und Holland und ihre Töchter nach der Paarl oder Potchefstroom. Ich habe junge Buren getroffen, die sieben Sprachen verstanden und die Caesar und Homer „wie Wasser“ lasen. Dazu nehme man die Kenntniß europäischen Lebens und feiner Geselligkeit, und man wird verstehen, warum Familien, wo Schach und Piano gespielt und über Gemälde und Literatur gesprochen wird, nicht mehr ganz so bereit sind, mit solchen umzugehen, wo nur Schaf- und Mehlpreise den Gesprächsstoff bilden.

Ich bin von dem Gedanken der Entwickelung ausgegangen. Ich habe darzulegen oder anzudeuten versucht, daß, weit entfernt von unveränderlicher Starrheit, Rasse und Kultur der Buren in fortwährendem Fluß begriffen waren. Ich habe weiter auf die Gründe hingewiesen, die eine Spaltung in Klassen veranlaßten. Es erübrigt noch, die Entwickelungsfähigkeit der Buren in politischer Beziehung darzustellen.

Zwei Jahrhunderte hindurch ließen sich die Buren eine an Despotismus grenzende Bevormundung gefallen. Die weiter ins Land hinein trekkenden Siedler zeigten jedoch, durch ihre erfolgreichen Jagdzüge und Kämpfe mit den Eingeborenen selbstbewußt geworden, allmählich Spuren von Unbotmäßigkeit. Die französische Revolution hatte, wie gemeldet, ein Echo im Nordosten der Kapkolonie. Durch den Einbruch der Engländer wurde vollends der Widerstand und dadurch das Volksbewußtsein der Buren geweckt. Schon vorher war das Gefühl volklicher Einheit vorhanden, aber nur in nebelhafter Verschwommenheit. Es war ein Gefühl, das durch den Haß gegen die Regierung und den Abstand zwischen

Digitized by Google

Städtern und Farmern an Mächtigkeit weit übertroffen wurde. Nun entwickelte sich, durch den Zwiespalt mit den Engländern, den Gegensatz zu fremdem Volksthum, das unklare Gefühl zu bestimmtem Bewußtsein. Der Gegensatz führte zuletzt zu dem großen Trek. Man entrann dadurch dem britischen Joche, aber zerbrach das eigene Volk in zwei Hälften. Nicht minder setzten die am Trek Betheiligten ihrerseits die Zersplitterung fort. Unabhängige Gemeinwesen bildeten sich in Natal, am Oranje, in Wynburg, bei Potchefstroom, in Lydenburg, in den Zoutpansbergen, im Zululand. Gewalthaufen gründeten kleine Republiken in Goschen, in Stellaland, in Upingtonia, am Ngamisee, beim portugiesischen Humpata, in Tongaland und bei den Gaza. Diese Verkrümelung der Kräfte, die an die Germanen der Frühzeit und ihren Mangel an Zusammenhalt erinnert, offenbart eine große Unreife politischen Verstandes. Und jetzt? Mit welch' wunderbarem Geschick haben sich nicht die Buren aus jenen unhaltbaren Zuständen, aus jener schwächenden Zersplitterung herausgerettet! Zunächst erstand aus drei sich bekämpfenden Miniaturrepubliken das starke Transvaal und aus zwei verschiedenen Hälften der Oranjestaat. Dann schloß die selbstständige Nieuwe Republick sich aus freiem Willen an das Transvaal an. Damit waren feste staatliche Mittelpunkte geschaffen. Der zweite Schritt war das Schutz- und Trutzbündniß zwischen Transvaalern und Oranjestaatlern, die einst in Waffen einander gegenüber gestanden hatten. Damit war der Geist der Zersplitterung endgiltig überwunden und die Wiedervereinigung des in alle Himmelsgegenden zerstreuten Volkes begonnen. Der dritte Schritt war die Festigung der theils lockeren, theils ganz abgeschnittenen Beziehungen zu den Volksgenossen unter fremder Flagge, zu den Afrikandern am Kap, in Natal, in deutschem und portugiesischem Gebiet. Die Seele dieser Festigungsversuche war der „Bond". Der vierte Schritt endlich war der Krieg.

Wie die germanischen Stämme durch die Römer, die Deutschen durch die Eroberungsgelüste der Napoleonischen Dynastie, so lernten die Buren durch den Druck und Ansturm der Briten. Sie lernten, sich enger zusammenzuschließen und ihre schwankenden, unbedeutenden Kommandos zu großen, festbegründeten Staaten auszuweiten. Sie wurden zu eindringlicher Würdigung ihrer eigenen Art, ihres eigenen Volksthums angestachelt. Bewiesen demnach allein durch diesen langsam, aber unaufhaltsam sich vollziehenden Zusammenschluß der einzelnen Volkswesen die Buren ihre staatsmännische

Digitized by Google

Begabung, so entfaltete sich dieselbe noch reicher in dem Verkehr nach außen, dem Verkehr mit den geschulten Diplomaten der alten Welt. In den siebziger Jahren sind zum ersten Male Führer der Buren nach Europa gekommen, und im folgenden Jahrzehnte zeigten sie sich schon einigen der feinsten europäischen Staatsmänner gewachsen.

Wie einerseits die Anpassungs- und Entwickelungsfähigkeit der Buren über allem Zweifel steht, so behütet sie andererseits ihre niederdeutsche Zähigkeit vor völligem Aufgehen in fremdes Wesen. Es ist jedoch gar nicht zu leugnen, daß britische Art und Sprache, daß die Spekulation und Sittenverderbniß der Goldfelder einen gewissen Einfluß erlangt hatten. Die zwar anmuthigere, aber zu schwächendem Genuß neigende Haltung des jüngeren Geschlechtes stach bereits merklich von der steinernen Härte der Voortrekker ab. Da aber, wenn wirklich ernstere Sorge berechtigt war, da hat der Krieg auf das wirksamste geholfen. Wem sein Erzklang durch die Seele dröhnte, der ist gestählt und in seiner Eigenart gestützt, sodaß keine Nachahmung fremder Sitte und Sprache ihm mehr schmeichelnd nahen kann. Zugleich wird er durch die eiserne Schärfe und schneidende Noth des Lebens davor bewahrt, in Müßiggang und Genuß, wie es den jungen Transvaalern drohte, zu verflachen. Wahrlich, für diese Klärung und Vertiefung der Afrikanderart war der Krieg ein von Gott gesandtes Glück. Die Gefahr, verengländert zu werden, ist nunmehr endgiltig beseitigt. Schon zeigen sich deutliche Spuren des neuen Geistes in einer auf allen Gassen und in allen Häusern betriebenen Sprachreinigung. Emsig werden englische Worte ausgemerzt und durch holländische ersetzt, bis auf die Speisekarten erstreckt sich, genau wie bei uns, die nationale Kleinarbeit. Es giebt zwar trotz alledem immer noch Leute, selbst in Afrikanderkreisen, die sogar im Falle des Burensieges ein künftiges Ueberwuchern und Vorwiegen der englischen Sprache und Sitte prophezeien. Ich halte diese Voraussagung für falsch. In einem kleineren Lande, wo dichtgedrängt in oder nahe großen Städten ein schwaches, Jahrhunderte hindurch unterdrücktes Volk lebt, wie in Egypten, da ist es möglich, daß das Volk seine angestammte Sitte, Religion und Sprache völlig verliert; wo aber eine Rasse, die im Besitze einer eigenen Kultur ist und die sich ihrer Einheit klar bewußt ist, auf ausgedehnten Strichen sehr weit auseinander wohnt, sodaß fremde Einwirkung erschwert wird, da ist noch nie die Art und Sprache eines Eroberers mächtig

Digitized by Google

geworden. Die Kirghisen, deren Kultur noch nicht einmal besonders hoch steht, sind Jahrhunderte lang russischem Einfluß ausgesetzt gewesen, ohne daß im Mindesten ihr Volksthum umgestaltet worden. Die Berber haben Phönizier, Römer, Vandalen, Byzantiner und Araber überdauert und reden noch jetzt hamitisch; von den Arabern, unter derem Drucke sie zwölfhundert Jahre standen, sind sie allerdings oberflächlich zum Islam bekehrt worden, und für Tausende ist jetzt Arabisch die Muttersprache, allein die Hälfte der Berber versteht noch heute kein Arabisch.

Die eichenharte Zähigkeit der Buren kann zu einer Gefahr für uns Deutsche werden. Wir würden sie den Engländern als Nachbarn vorziehen, aber es kann uns nicht angenehm sein, wenn die Kinder südwestafrikanischer Ansiedler zuerst burisch und dann vielleicht nie ordentlich hochdeutsch lernen. Die Buren hoffen auf engere Beziehungen zu uns: auf eine Telegraphenlinie nach Swakopmund, wodurch sie einen unabhängigen Draht nach Europa und Amerika bekämen; vielleicht auf eine Eisenbahn nach Drampo-land, obwohl angesehene Politiker dagegen sind, aus Furcht, daß dann wir dem Transvaal zu nah auf den Hals kämen; auf einen befreundeten Hafen, der zu Kriegszeiten nicht nur, wie Delagoa, neutral wäre, sondern auch seine Neutralität mit starker Faust decken und schirmen könnte. Auch begrüßt man deutsche Einwanderung, erwartet aber, wie mir Präsident Steijn unumwunden sagte, daß sie durch Zwischenheirathen sich mit den Buren verschmelzen würden. Auf eine weitere Schwierigkeit wies der Präsident hin, die in unserer Kolonie durch ein seinen Volksgenossen ungewohntes Regierungssystem erwachse; Reibungen zu begegnen, sei er dafür, daß seine Leute lieber gar nicht nach Namaland zögen. In der That ist den Buren unsere Straffheit ein Greuel, während Major Leutwein alle Buren für Vagabunden erklärt, die das Land verdürben. Leider hat sich in der Praxis der Enthusiasmus für Stammverwandtschaft noch nicht sonderlich zu bethätigen gewußt, da eine Rasse allein herrschen wollte. Das waren einmal die Buren, die den Hochdeutschen zu ihrer Lebensführung und -Anschauung hinüberzwangen, ein andermal unsere Südwestafrikaner, die den Buren das Land verboten. Seit letztem Jahre hat endlich in Südwestafrika, unserer wichtigsten und aussichtsvollsten Kolonie, eine reichlichere Einwanderung eingesetzt. Wir dürfen jetzt hoffen, daß das hochdeutsche Element sich dort behaupten werde. Das wird aber sofort auf die Hochdeutschen in

Digitized by Google

den Burenstaaten hinüberwirken. Dann wird die Zeit kommen, wo wir im täglichen Leben stündlich zeigen müssen, ob wir befähigt, das verlorene niederländische Element dem großdeutschen Gedanken zurückzugewinnen. Nur die vollste gegenseitige Achtung kann zu dem gewünschten Ergebniß führen.

Wir werden indes nicht bloß unsere Stellung gegen die Buren zu behaupten, sondern werden auch in nicht geringem Maße den Einfluß der Holländer zu berücksichtigen haben. Es ist ganz einerlei, wie der Krieg ausgeht, er wird daran nichts ändern, daß die persönlichen und weiterhin die allgemeinen kulturellen Wechselwirkungen zwischen Buren und Holländern fortbestehen werden, und noch weniger kann der Ausgang die Weltgeschichte zurückschrauben und die Prägung, welche die Holländer dem Afrikandercharakter bereits eingedrückt haben, wieder verwischen. Es ist ja bekannt, daß die Holländer anfänglich in Südafrika gar nicht beliebt waren und es zum Theil noch jetzt nicht sind:

Holland es gebauwt up Palen
Der Duiwel sall de Hollanders halen

war ein beliebter Spottvers. Vielfach waren es ja Abenteurer und ehrlose Strolche, die von Holland aus Südafrika überflutheten und die dummen Vettern auszubeuten suchten. Man muß sich aber sagen, daß bei der Besiedelung noch jedes Neulandes derartige Elemente auftauchten, und muß anerkennen, daß im Grunde die Holländer eine werthvolle Kulturarbeit in Südafrika verrichtet haben. Mit der Eisenbahn und ihrem tadellosen Betrieb haben sie wirklich ein sehr schönes Stück Arbeit geleistet. Sie haben ferner Schulen gestiftet, Posten und Telegraphen eingerichtet, sie haben Zeitungen gegründet und haben im persönlichen Umgang und staatsmännischer Belehrung die Eigenart der Afrikander gegen das Angelsachsenthum gestärkt. Es ist gar kein Grund vorhanden, warum die Abneigung der Buren gegen die Holländer nothwendig gerade auf die Letzteren ein schlechtes Licht werfen soll: vielleicht hatten vielmehr die Buren zu lernen. Wenn es klar ist, daß die Holländer nicht bloß ihrer Gesundheit halber nach Südafrika gingen und tüchtig auch für die eigene Tasche sorgten, so darf deshalb nicht behauptet werden, daß sie bloß aus Eigennutz den Buren beständig empfehlen, sich an holländische Kultur anzulehnen. Gewiß, Deutschland hätte die schöne Rolle, einem abseits stehenden Brudervolke neuzeitliche Bildung zu bringen, ebenso gut übernehmen können, aber es that es eben einmal nicht. Da war es in

Digitized by Google

Ermangelung anderen Rückhalts für die Buren das einzig Richtige, der höheren Kultur der Niederländer sich anzuvertrauen. Nun ist weiterhin bekannt, daß die letzteren ihre Vormundschaft auch in der Weise anwandten, daß sie in letzter Zeit gegen die Deutschen hetzten, von denen sie aus ihren einträglichen Stellungen vertrieben zu werden fürchteten. Das ist menschlich begreiflich, und es ist sehr möglich, daß nach und nach schärfere Reibungen sich daraus entwickelt hätten. Allen diesen Zwisten und Zwistmöglichkeiten hat der Krieg gleichfalls mit einem Schlage ein Ende gemacht und hat künftiger Eintracht der niederdeutschen wie der hochdeutschen Kulturvertreter weite Bahn gebrochen. Im Uebrigen hat gerade auch wieder der Wettbewerb der beiden verwandten Civilisationen um die Führung des Burenvolkes den Horizont der südafrikanischen Vettern erweitert und ihr politisches Verständniß sowie ihre ganze Weltanschauung vertieft.

Die Uebersicht über die Entwickelung der Buren und ihres Volksthums wäre unvollständig, wenn wir nicht auch, im Hinblick auf die letzten Ereignisse, auf Wandlungen der Zukunft hier hinwiesen. In der langen und vielverworrenen Geschichte, durch welche die Erziehung des Burenvolkes hindurchgegangen ist, ist kein einziges Zeitalter, das an erziehlicher Wirkung mit dem jetzigen zu vergleichen ist. Von den abgelegensten „Erven", zu denen kaum ein schwacher Widerhall neuzeitlichen Lebens drang, die der Besitzer vielleicht bloß viermal im Jahre verließ, um ins nächste, meilenweit entfernte Dorp zu reiten, von der halbtropischen Wildniß des Nordosttransvaals und Tongalandes, von dem Ngamisee und der menschenleeren Wüste der Kalahari sind jetzt die Afrikander nach Pretoria gekommen, haben dessen Bauten bewundert und haben mit den führenden Männern dort gesprochen. Sie sind in die Schlacht gezogen und haben monatelangen Gedankenaustausch mit ihren Volksgenossen gepflogen. Sie wurden von ihrer Regierung aufs beste mit Kleidern und kriegerischem Schmuck ausgestattet und wurden mit vielen Erfindungen, wie Telephon, Heliographie, Fesselballon bekannt, von denen sie früher keine Vorstellung hatten. Sie wurden eifrige Zeitungsleser. Unberittene „arme blanke" wurden mit Roß und Sattel und Mausergewehr versehen und konnten sich so wieder fühlen und hochgemuth unter ihren Freunden bewegen, anerkannt und geehrt, Gleiche unter Gleichen. Alle aber, vom ärmsten Bauer bis zum Minister, haben durch den häufigen Verkehr mit Europäern in Lazareth und Gefängniß, vor

Digitized by Google

dem Feind und im Kriegsrath, und zwar zum Theil mit hochgebildeten, feinsinnigen Europäern, da man bislang überwiegend nur den Typus des Johannesburger Protzen kannte, unzweifelhaft viel gelernt. So ergoß sich ein Strom neuer Anschauungen, wie ihn kein anderes Ereigniß gleich wirksam hätte heraufbeschwören können, in das Hirn eines ganzen Volkes. Und mächtiger, eindringlicher als das Alles die ungeheure sittliche Erhebung, der zornige Mannesmuth, den der Kampf mit dem Erbfeind in der Brust eines Jeden entfacht. Wer will da leugnen, daß solch Riesenschicksal entscheidend die Zukunft burischen Volksthums bestimmen wird?

II.

Ein Volk, das in wenigen Menschenaltern einen ganzen Erdtheil wie Australien besiedelt hat, das aus nackten Felsen wie Hongkong und Aden blühende Handelsplätze in wenigen Jahrzehnten schaffen konnte, versteht sich sicher auf Kolonisation. Wenn dagegen beständig die Briten als das größte Verwaltungs- und Kolonisationsvolk gepriesen werden, das je der Erdball erschaut, wenn so falsche Meinungen selbst von bedeutenden deutschen Welthandelsstatistikern verbreitet werden, wie die, daß 300 Millionen Inder englisch reden, da noch nicht eine Million es vollkommen versteht, da ist es an der Zeit, gegen gefährliche, ja verhängnißvolle Irrthümer Einspruch zu erheben. Eventus stultorum magister! Wenn an einem gegebenen Orte unter gegebenen Umständen Erfolg erzielt wurde, so ist das kein Grund dafür, daß unter anderen Umständen in einem anderen Lande der gleiche Erfolg sich einstelle. Wenn England meisterhaft flottenstrategische und kommerzielle Lagen auszunutzen verstand, so folgt daraus noch nicht, daß es mit Auswanderung und Ansiedelung gleich glücklich war. Wenn es endlich ihm gelungen ist, leere Länder wie Australien zu besiedeln und von fremder Kraft vorbereiteten Boden wie Kanada zu übernehmen, so kann es immer noch da scheitern, wo schwierigere Verhältnisse vorliegen. Britisch-Westindien ist gegenwärtig bankerott, Jamaika geht in den Besitz der Schwarzen über, Indien ist trotz der konventionellen freiwilligen Kriegsbeiträge der Maharadschas am Vorabend der Revolution, Sierra Leone liegt brach und kostet dem Mutterland mehr als es einträgt, Cypern ist nach 21jähriger britischer Herrschaft keinen Deut besser daran als unter dem Sultan, Rhodesia ist eine buntschillernde Seifenblase, die bald platzen wird, Uganda ist, wie selbst englische

Digitized by Google

Politiker zugestehen*), jetzt weit schlimmer daran als vor der britischen Okkupation. Am wenigsten aber kann von einer Anglisirung tropischer und subtropischer Gegenden die Rede sein. Alles was darüber einer gläubigen Welt erzählt wird, ist entweder gänzlich aus der Luft gegriffen oder gründet sich auf vorübergehende Aeußerlichkeiten. Auf Egypten ist der englische Einfluß kulturell bis jetzt völlig null gewesen und in Indien ist er auch nicht durch die Haut gedrungen. Dagegen ist nicht zu leugnen, daß als Küstenverkehrssprache das Englische in den chinesischen, australasiatischen und südamerikanischen Gewässern täglich Fortschritte macht. Aber auch der sprachliche Einfluß der Engländer wird fast stets gewaltig überschätzt. Haben nicht so einsichtige Leute wie Sir Charles Dilke und der weiland britische Gesandte in Peking, Sir Thomas Wade, prophezeit, daß Englisch binnen Kurzem die Nationalsprache Japans sein werde? Wenn irgend etwas, so zeigt ein solcher Wahn hochbedeutender Politiker und Historiker die völlige Unfähigkeit der heutigen Engländer, fremdes Volksthum zu verstehen und richtig abzuschätzen, denn vor der Götterdämmerung wird ein solcher Sprachentausch Japans nicht eintreten.

Wenden wir diese allgemeinen Betrachtungen auf Südafrika an, so finden wir, daß auch dort die Engländer flottenstrategisch und kommerziell ungeheure und ungeahnte Erfolge errungen haben, daß sie hingegen im Siedelungswesen nur mäßigen Glückes sich zu erfreuen hatten, während ihr Unvermögen, fremde Art zu begreifen, sie in der Behandlung der Buren gänzlich scheitern ließ. Hier konnten die Engländer die Neunerprobe auf ihre kolonialpolitischen Berechnungen ablegen, hier, in zwar schwierigen, aber dankbaren Aufgaben die Kolonisationsmeisterschaft erringen, aber sie haben die Probe nicht bestanden und sich des höchsten Lorbeers nicht würdig erzeigt.

Die überseeische Siedlung der Briten hat in Nordamerika begonnen, ergriff dann Australien und zuletzt Südafrika. Am leichtesten war die Sache in Australien. Das Land wurde von Eingeborenen gesäubert und durch weiße Squatter eingenommen. Mißlicher waren die Verhältnisse in Amerika. Hier stieß man nicht nur auf kriegerische Indianer, die jetzt noch nicht ganz verdrängt sind, sondern auch auf andere Europäer; dann hatte man die Empörung der eigenen Volksgenossen zu bekämpfen. Das Entstehen einer unabhängigen Union war nicht zu hindern, dagegen wurde Kanada bewahrt und die dortigen Franzosen unschädlich

*) S. den ausführlichen Aufsatz in The Imperial Asiatic Quarterly 1899.



gemacht. Nachdem man durch Anerkennung ihrer Rechte die Quebeker beruhigt, gelang es, die kleine französische Sprachinsel des Ostens, sowie in der Folge die deutschen Niederlassungen des Westens zu umfluthen und dadurch dem Angelsachsenthum unbedingtes Uebergewicht zu verschaffen. Am schwierigsten und verwickeltsten gestaltete sich die Lage in Südafrika. Die Engländer haben dort weder die Eingeborenen, noch die anderen Weißen, noch die Freiheitsgelüste der eigenen Auswanderer auszurotten vermocht.

Immerhin haben auch auf volklichem Gebiete die Engländer am Kap einige Errungenschaften zuwege gebracht. Einige tausend britischer Siedler, die den besseren und besten Klassen angehörten, kamen 1820 in den Osten der Kapkolonie, der hinfort britischer Art zuneigte; andere Tausende erwarben Farmen im Freistaat und Transvaal. Das Ergebniß war, daß ein Zwiespalt in das südafrikanische Volksthum getragen wurde, der bis in unabsehbare Zukunft andauern wird. Hunderte von Burenfamilien wurden verenglischt, namentlich am Kap, wo das gesellige Uebergewicht der Briten durch den Einfluß einer britischen Regierung verstärkt wurde. Und zwar nicht nur verengländert der Sprache nach, sondern auch in der Gesinnung. Es galt für ehrenvoller, dem großen britischen Reiche anzugehören, als dem armseligen Burenvolke, wie Segest die Pracht der Römer den Bärenhäuten seiner barbarischen Heimath vorzog. Auf der anderen Seite aber wurden viele Briten in das Lager der stiernackigen Buren hinübergezogen und durch den Einfluß ihrer Umgebung selbst zur Aufgabe ihrer Muttersprache veranlaßt. Der Gewinn der Buren entsprach zwar hierin nicht ihrem Verluste, ist jedoch nichtsdestoweniger höchst bedeutsam. Kärger hat in diesen Jahrbüchern (1894) es für eine Seltenheit erklärt, daß Kapburen kein Englisch verstünden; Ausnahmen gäbe es nur im Nordwesten. Ich habe einen erklecklichen Theil der Kolonie zu Pferde durchzogen und bin fast in jedes Burenhaus am Wege eingekehrt und habe gefunden, daß ganz nahe der Kapstadt, in Zwellendam*) und Riverdale und Oudshoorn und Prince Albert und Snieuwbergen, lauter Bezirken nach Osten hin, es ganze Striche giebt, wo selbst Enkel britischer Einwanderer kein Wort englisch verstehen. Es ist aber einmal ein unausrottbarer Aberglaube, daß britische Art sich immer und überall übermächtig erweise, als ob nicht in Pennsylvanien Briten Deutsch und in Süd-Kalifornien und Chile Spanisch angenommen hätten. Genug, am Kap hat

*) Wo Anfang April denn auch ein Aufstand ausgebrochen ist.

Digitized by Google

zwar das englische Element ansehnliche Fortschritte gemacht, es hat aber nicht verhindern können, daß zwei Drittel der Kolonie in Sprache und Sympathien burisch blieb.

Der Bond, der jene Sympathien zum Ausdruck brachte und der 1876 entstand, ist bis in die jüngste Zeit fortwährenden Schwankungen ausgesetzt gewesen und ist niemals ganz zu entscheidender Klarheit und Festigkeit gelangt. Die Einschüchterung des Germanen durch das Fremde oder aber die verhängnißvolle Seite germanischer Treue stand im Wege. Es ist ungemein schwer, hier deutlich zu sehen, zumal man hauptsächlich auf mündliche Quellen angewiesen ist, mir will indeß scheinen, als ob die Führer des Bondes sich schlecht auf die Zeichen der Zeit verstanden, schlechter als Tausende ihrer Anhänger. Die Begründer des Bondes, Esselen, Reitz, Borkhagen, lauter Deutsche, wünschten zunächst nur, dem burischen Volksthum einen größeren Halt, eine reichere Fülle von Bildung zu geben. Dann erwachte der Gedanke eines geeinigten britischen Südafrikas burischer Nation. Borkhagen wollte nach Berlin gehen und den Kaiser bitten, Deutsch-Südwestafrika aufzugeben, damit der schöne Traum jener Einigung sich erfüllen könne. Hofmeyr, der spätere Leiter des Bondes, und Schreiner waren vollends von der Macht des britischen Reiches so befangen und verblendet, daß sie Alles thaten, den Glanz Englands zu erhöhen, wähnend, dadurch zugleich den Buren zu dienen. Bei dem ersten britischen Kolonialkongreß, der zu London 1887 stattfand, sprach Hofmeyr beredt für Imperial Federation; in Ottawa 1893, bei der zweiten Zusammenkunft, war er es wiederum, der Burenführer, der praktische Vorschläge machte, wie der große britische Plan ins Werk zu setzen wäre, und seine Vorschläge wurden angenommen. Und Anfang 1899 war es wiederum ein Burenführer, ein Bondoberster, der Premier Schreiner, der es durchsetzte, daß das Kapparlament einen Beitrag zur Küstenvertheidigung des britischen Reiches bewilligte, und der ähnliche Beträge von den Freistaaten des Inneren zu erhoffen sich erkühnte. Nicht minder hatte die britische Regierung 1890, als Krieg mit dem Transvaal drohte, Hofmeyr benutzt, um einen Druck auf Krüger auszuüben, und zwar mit besserem Erfolge benutzt, als die Römer den Flavius gegen Armin. War es da ein Wunder, daß nicht bloß die Freunde der Buren, sondern auch die Bondleute selber zuletzt kopfscheu wurden und in dem gefährlichen Doppelspiele, das ihre Führer in bester Absicht trieben, sich nicht mehr zurecht finden konnten?

Digitized by Google

Das Verdienst, schneidende Klarheit in die trüben Vorstellungen gebracht zu haben, gebührt zum Theil Krüger, zum Theil seinen holländischen Berathern. Die Klarheit war ein Ergebniß von Instinkt und nüchterner Ueberlegung. Eine innere Stimme sagte dem Transvaalpräsidenten und Gleichgesinnten, daß das Burenideal niemals unter britischer Flagge verwirklicht werden könne, und die historisch und diplomatisch Geschulten wiesen nach, daß England zwar zeitweilig Konzessionen macht, aber nur, um zuletzt die selbsteigensten Zwecke doch zu erreichen. In der That, das bischen Selbstverwaltung, das England seinen nicht englisch besiedelten Kolonien theils für die ganze Verwaltung, theils lediglich für städtische Organisation zugestanden hat, das geht nie so weit, daß es die absolute Vorherrschaft englischer Art in Frage stellte. Auch Kanada, dessen Vorbild Hofmeyr beständig vorschwebt, ist durchaus nicht maßgebend, denn was man einer Minderheit gefahrlos bewilligen konnte, wird man niemals einer bedrohlichen Mehrheit in gleichem Umfang gewähren. Auch hatten die Quebeker bisher an Frankreich nicht den mindesten Rückhalt, während ganz Europa in einer für Dowringstreet beängstigenden Weise sich für die Buren zu interessiren begann.

Es ist nicht zu verkennen, daß trotz ständiger Reibereien und gelegentlicher kleiner Kriege die Buren der britischen Herrschaft gar nicht so unbedingt abgeneigt waren. Sobald die Erregung über englische Unbilden nachgelassen, sobald die Uneinigkeit im eigenen Lager wieder ihr Haupt erhoben, stieg stets wieder die Schaale der Briten. Der Bur wird leicht ungeduldig und kleinmüthig, wenn es nicht nach seinem Kopfe geht. Die geschilderte Zersplitterung in endlose kleine Gemeinwesen, dazu die offenbare Ohnmacht, eine regelrechte Staatswirthschaft einzuführen, der Mangel endlich an leitenden Männern, der sich bei jeder Präsidentenwahl peinlichst fühlbar machte, alles dies schwächte das Selbstvertrauen des nie zur Ruhe kommenden Volkes und ließ die Stärke und Beständigkeit britischer Regierung in günstigerem Lichte erscheinen. So kam es, daß 1877 die Annexion des Transvaals so glatt und mühelos vor sich ging. Man kann von der Widerrechtlichkeit der Handlung sagen, was man will, aber die Thatsache bleibt bestehen, daß Shepstone bloß 25 Mann mit sich hatte, als er in Pretoria einzog. Wenn die Buren wirklich so sehr gegen die Erbfeinde waren, warum haben sie sich denn da nicht vertheidigt? Es fehlte eben das moralische Element, die Freudigkeit

Digitized by Google

am eigenen Staatswesen. Alles das änderte sich, wesentlich durch die individuelle Wirkung des Triumvirats, seit Majuba. Je mehr das Transvaal innerlich erstarkte, desto folgerichtiger und bewußter wandte es sich gegen England und erwuchs so zu einem festen Mittelpunkt anti-britischer Strömungen. Es nahm den Kampf mit dem Bond auf und versuchte ihn zu sich hinüberzuziehen. Die Bondleute aber hielten sich für viel gewiegtere und reifere Politiker als die von den Holländern berathenen Pretorianer und trachteten ihrerseits darnach, ihren britenfreundlichen Standpunkt durchzusetzen. Der Freistaat, schwankend zwischen Paarl und Pretoria, bewegte sich bis 1889 unbedingt im Fahrwasser des Bondes und trat sogar später noch einem südafrikanischen Zollverein bei, der außer dem Oranjefreistaat die Kolonie, Betschuanaland und das Gebiet der Chartered Company umfaßte. Doch waren inzwischen die Freistaatler bedenklich geworden und hatten 1889 einen Schutzvertrag mit dem Transvaal geschlossen. Bloemfontein ward durch sein Schwanken der Angelpunkt südafrikanischer Politik, dasjenige Element, um dessen Gunst sich alle umliegenden Mächte bewarben: die Schwesterrepublik im Norden, die Kapregierung und der Bond im Süden und das auf die Kolonie eifersüchtige Natal im Osten. Die Entscheidung brachte der Zug Jameson's. Es war den Buren, als ob ein jäh aufleuchtender Blitz ihnen gezeigt, daß sie dicht an einem Abgrund stünden. Nunmehr gingen die Bloemfonteiner mit fliegenden Fahnen ins Lager von Pretoria über, während der Bond in seinen Grundvesten erschüttert wurde. Der eigenwillige und von seiner höheren Einsicht stark überzeugte Hofmeyr — un poseur et dupe de sa pose — hielt mit seinen Getreuen hartnäckig an dem alten britischen Ideal fest, aber das junge Geschlecht neigte dem nordischen Hochgedanken überwiegend sein Ohr zu; die britischen Kolonisten endlich, die schon für das Afrikanderthum gewonnen schienen, suchten zwar eine Zeit lang zu vermitteln, allein sind zuletzt Merriman und Fraser, ihren Führern, ins Lager der Imperialisten gefolgt.

Der Gedanke eines südafrikanischen Staatenbundes konnte auf drei Arten verwirklicht werden: Burische Nation unter britischer Flagge, das wollte der Bond und scheiterte; burische Nation und burische Flagge, das will Krüger und kämpft darum; britische Nation unter britischer Flagge, das ist der Traum der Imperialisten. Andere Möglichkeiten, durch die namentlich auch Deutschlands Interessen geschützt würden, sind von keiner Partei der rüstigen

Digitized by Google

Staatengründer ins Auge gefaßt worden. Der imperialistische Plan, durch den die Gegenwirkung des Bondes erst ins Leben gerufen wurde, geht auf Lord Carnarvon zurück. Bezeichnend für die Kenntnisse eines britischen Kolonialministers ist Carnarvon's Erstaunen, als man ihm erzählte, die Zahl der Buren am Kap sei größer als die der Briten: er hatte geglaubt, sämmtliche Buren hätten trekkend die Kolonie verlassen. Carnarvon sandte 1876 den Geschichtschreiber Froude nach Südafrika, um für seine Bundesidee zu wirken. Man pflegt Historikern politisch nicht viel zuzutrauen, und citirt dafür Dahlmann, Bunsen, Bancroft, und auch Froude's Sendung scheiterte völlig; allein wenn auch der überquellende Redefluß Froude's ihn manchmal in Untiefen und Wirbel führte, so wird doch, wer sorgfältig alle Elemente der damaligen Lage erwägt und mit der jetzigen vergleicht, zu dem Schluß kommen, daß Froude's Gedanken vom britischen Standpunkt aus die einzig richtigen waren und daß es vielmehr die Verbohrtheit und Böswilligkeit seiner Gegner war, die Alles verdarb. Im Uebrigen haben die berühmtesten Staatsmänner in Südafrika keinen besseren Erfolg gehabt. Carnarvon selber glaubte der verschmähten Bundesidee dadurch aufhelfen zu können, daß er das Transvaal annektirte, allein statt den Bund zu beschleunigen, hat er den Karren erst recht in den Morast gefahren und die Mitwirkung der Buren bei seinem Ideal unmöglich gemacht. Fünfzehn Jahre lang ruhte darauf der imperialistische Plan, bis Rhodes ihn wieder aufnahm. Rhodes selber hat eine Mauserung durchgemacht. Er war gleich im Anfang für britische Nation und vielleicht auch für britische Flagge, allein er trachtete nach voller Unabhängigkeit kolonialer Verwaltung. Ob ihm dabei nun das Beispiel der kanadischen Dominion vorschwebte, das Carnarvon zum Muster nahm, oder das Beispiel der ganz von Großbritannien losgerissenen nordamerikanischen Union, darüber ist sich Rhodes offenbar nie ganz klar geworden: in seinen früheren Reden pries er, je nachdem ihn das Kolonialamt gerade gefördert oder verärgert hatte, bald das eine, bald das andere Muster; bald unterstützte er Parnell und die Iren, bald Unternehmungen des Reichs; jedenfalls aber war er stets gegen Bevormundung von Downingstreet aus. Nun überzeugte er sich allmählich, daß eine Uebertragung des kanadischen Systems nach Südafrika einzig und allein den Erfolg haben würde, daß nicht das britische Element verstärkt, sondern daß das burische das Uebergewicht gewinnen würde. Zugleich mußte er empfinden, vermuthlich nicht ohne tiefe Mißstimmung,

Digitized by Google

daß er seine Lieblingsschöpfung, Rhodesia, nicht aus eigener Machtvollkommenheit nach Wunsch entwickeln könne, sondern Reichsbeistand brauche. So beschloß er, das Reich und seine Mittel zum Instrumente seiner Entwürfe zu machen, und ging von der kolonialen zur imperialistischen Partei über. Das bedeutete einen Verzicht auf die Selbstbestimmung seiner zukünftigen Geschicke von Seiten des Kaps, aber bedeutete vielleicht größere Dinge als Ersatz. Dazu gehörte der Reichszuschuß zur Kap-Kairolinie, sowie die Hilfe von Reichstruppen bei inneren Verwickelungen. Einmal in den Maalstrom imperialistischer Gewässer gerathen, war Rhodes nicht mehr gesonnen, noch fähig, den Lauf aufzuhalten; so steuerte er geradezu auf den Konflikt, auf den Krieg zu.

Es giebt Leute, die den Kampf um Kuba auf den Zucker zurückführen. Dieselben Leute und viele andere dazu sehen im Gold die Ursache des jetzigen Krieges. Gegen diesen Vorwurf nackter Habgier verdienen die Engländer in Schutz genommen zu werden. Der wesentliche Antrieb war doch die Nothwendigkeit, die Stellung des Reiches in Südafrika zu wahren und den Grundstein der geplanten großafrikanischen Herrschaft zu sichern. Alle britischen Unternehmungen bis Uganda haben das unbedingte Vorwalten britischen Einflusses am Kap zur Voraussetzung. Vor einem Menschenalter hatte man die Möglichkeit an der Hand, auf friedlichem Wege, unvermerkt, durch langsame Kulturüberrieselung, um einen Lieblingsausdruck Franz von Löher's zu gebrauchen, die unbestrittene Vormachtstellung zu erringen. Durch die Unwissenheit, Anmaßung und Nachlässigkeit der britischen Politiker, durch ihre dünkelhafte Abneigung, auf die bescheidensten Wünsche der verachteten und gehaßten Buren einzugehen, war jene Möglichkeit leichtfertig verscherzt. Nach Majuba waren immer noch Aussichten auf friedlichen Erfolg, nach Jameson waren keine mehr. Die Drachensaat war aufgegangen, und England stand vor der Entscheidung, entweder Südafrika allmählich in feindliche Hände übergehen zu lassen oder die äußerste Gewalt anzuwenden. Keine Macht der Welt hätte in dieser Lage anders gehandelt, England mußte so vorgehn; es blieb ihm nach dem, was voraufgegangen, gar keine andere Wahl. Die eine große Schuld zog die andere größere nach sich. Man kann schlechterdings nicht bestreiten, daß England einfach folgerichtig war. Indes das richtende Schicksal war auch folgerichtig und ließ sie da, wo sie Wind gesät, Sturm ernten. Waren die Buren früher zersplittert und schwankend, waren

Digitized by Google

sie nach Majuba noch in ihren Neigungen getheilt, waren sie selbst während dieses Krieges, während der ersten Siege, nicht ganz so selbstgewiß, so zielbewußt, wie zu wünschen gewesen; so wird doch ganz sicher das Unglück, werden die Niederlagen sie völlig hart werden lassen, werden sie zu einem völlig einigen Volke von granitenem Nationalbewußtsein umschmieden. Schon sind 8000 Kapburen zu den Republiken übergegangen, schon verbreitet sich die Empörung bis in das Herz des großen Karroo, bis Beaufort West und Fraserburg, was schwerer wiegt*), als die Triumphe der Briten bei Kimberley und Ladysmith. Die Lage der Briten in Südafrika ist infolge dieser großen Volkserhebung eine unwiderruflich unheilbare geworden, ja man kann mit Recht bereits sagen, daß jeder künftige englische Waffenerfolg eine neue englische Wunde auf volklichem Gebiete schlägt, jeder Sieg in Wahrheit eine Niederlage bedeutet.

Die Katastrophe in Südafrika ist deshalb von so ungeheurer Wichtigkeit, weil ihre Wirkungen sich auf die ganze Welt erstrecken. Sie ist der Ausgangspunkt einer frischen russischen Politik in Iran, einer neuen Konstellation in den Niederlanden und einer glücklich beschlossenen Flottenverstärkung in Deutschland. Sie hat ferner die in der Asche glimmenden Funken irischer Unzufriedenheit zu hellen Gluthen entfacht. Ich habe in Pretoria mehrere irische Agitatoren kennen gelernt, kühl wägende Rechner und flammenspeiende Heißsporne, die da Hannibal gleich Länder und Meere durchziehen, nur den einen großen Haß gegen den Erbfeind im Busen, bald in Australien, bald in Kanada auftauchend, überall hetzend, überall aufstachelnd. Harriet Martineau sagt in ihrer meisterhaften Lebensbeschreibung Sir Bartle Frere's, daß Aylward, ein irischer Fenier, der Anstifter der 80er Rebellion im Transvaal gewesen sei. Das ist natürlich schief und ungemein übertrieben, aber ich vernahm jetzt mit Staunen, wie die Iren überall sich zu Gunsten des Transvaals bethätigen. Attentate auf britische Kriegsschiffe in kanadischen Gewässern und bei Durban (gegen die „Thetis"), der Brand des Kohlenvorrathes im Londoner Marinemagazin, das Entgleisen verschiedener Truppenzüge in Großbritannien, die ausgedehnte Bewegung in den Vereinigten Staaten zu Gunsten der Buren, all das wurde von jenen Agitatoren auf irische Mühewaltung zurückgeführt. Man sprach sogar von einer Wiederholung der Fenier-Einfälle in Kanada. Die nach Fingal, dem Vater Ossians, sich benennenden Fenier haben nämlich zweimal

*) Und allerneustens bis Swellendam ganz nahe der Südküste.


Digitized by Google

einen Versuch gemacht, von dem Unionsgebiet aus nach Kanada einzudringen, um so das britische Reich an der Peripherie zu erschüttern.*) Die Iren gehören zu jenen unglücklichen Völkern, die wie die Polen und Armenier keinen dauernden Staat gründen können, denen es an schöpferischer Kraft nicht so sehr wie an Ausdauer und Mäßigung fehlt. Solche Völker können nie einen maßgebenden Einfluß in der Weltgeschichte erringen, aber sie können zeitweilig von Bedeutung werden. So wird auch hier von den glühenden Berichten angedeuteter Agitatoren — einer hat seitdem ein irisches Freikorps um sich gesammelt und ist als Oberst an die Front gerückt — wird, sage ich, Manches abzuziehen sein, dennoch waren die Umtriebe der Iren bereits wichtig genug, um einen langen, warnenden Aufsatz der Times (26. Januar) zu veranlassen. Am bedeutsamsten ist jedenfalls die durch die Iren bewirkte Umstimmung der transatlantischen Republik. Wenn der Gemeinderath einer so englandfreundlichen Stadt wie Boston sich offen für die Buren erklärt, so ist das ein nicht zu übersehendes Zeichen der Volksmeinung. Auch hegen die Staatsmänner von Pretoria gegenwärtig größere Erwartungen von nordamerikanischer als von irgend einer anderen Hilfe. Die gemeinsame republikanische Verfassung spielt bei der gegenseitigen Zuneigung eine nicht unbeträchtliche Rolle. Nicht zu übersehen ist aber auch die Gährung in Irland selbst. Chamberlain mußte im Schloß von Dublin bleiben, weil er es nicht wagen durfte, sich auf der Straße zu zeigen. Volksredner rufen, die Zeit sei gekommen, angelsächsische Kultur abzuschütteln. Ein Priester, Kavanagh, hat erklärt, daß jeder Sohn der Kirche sein Seelenheil gefährde, der jetzt für die Engländer fechte. So haben die 20 000 Pfund, die Rhodes vor bald zwanzig Jahren den irischen Patrioten sandte, die Verwandtschaft südafrikanischer und irischer Gedanken zu bekunden, noch späte Früchte getragen.

Ja, sogar bei dem Besuche der Königin in Irland, der Anfang April stattfand, fehlte es nicht an Spuren von Volkserbitterung. Besucher, die zur Huldigung gekommen waren, wurden vom Pöbel mißhandelt. Gewiß, alle diese Ereignisse sind zu zerstreut und die Irländer zu zerfahren, als daß sie eine ernstliche Gefahr für England darstellten, doch ist die wachsende Unzufriedenheit der Iren zum Mindesten geeignet, ihren angelsächsischen Oberherren das südafrikanische Spiel erheblich zu erschweren.

---

*) Näheres hierüber in meinem „Wachsthum der Vereinigten Staaten von Amerika", 1899, Bonn.


Digitized by Google

III.

Portugal ist seit 1700 in ein Schutzverhältniß zu England getreten, das sich seit den Tagen Wellington's und dem Ultimatum von 1890 zu richtiger Abhängigkeit zugespitzt hat. Die Folgen davon sind in Europa selbst mit Händen zu greifen, dergestalt, daß englische Jingos sich erkühnen konnten, Portugal zur Eroberung Spaniens aufzufordern, dessen Finanzen dann britischer Verwaltung zu überweisen wären. Kaum minder deutlich sind die Folgen in Afrika, wo die Kolonialmächte immer begehrlicher auf die Liquidation der portugiesischen Besitzungen warten. Mit freigebiger Hand vergab Großbritannien das halbe Kongobecken an Portugal, sich selbst dabei die Meistbegünstigung sichernd. Da aber trat Bismarck dazwischen, entriß den Briten ihre Beute und brachte den Kongostaat an Belgien. Dann versuchten sich die Briten in Mosambik und Hinterland. Die Küste bearbeiteten sie durch englische Kaufleute und Eisenbahnen, das Hinterland erklärten sie der Sicherheit halber für britisches Gebiet. Bei der Besitzergreifung wurde so ziemlich jeder im Berliner Kongreß festgestellte Satz des Völkerrechtes mit Füßen getreten. Die Eingeborenen wurden mit Waffen versehen und gegen die Portugiesen aufgehetzt; alte Rechtstitel der Portugiesen, viel besser begründet als die, welche jüngst das Venezuela-Schiedsgericht anerkannt hat, wurden ohne Weiteres zur Seite geschoben; selbst thatsächliche Okkupation und Verwaltung wurde ignorirt. Ausgedehnte Strecken von Manika- und Nyassa- und Matabeleland waren allerdings zur Zeit nicht von den Portugiesen besetzt, doch erklärten die letzteren, ihr Anrecht darauf könne nicht als verfallen gelten, weil die beregten Strecken ihnen durch die Zulu, ein außerhalb des Völkerrechts stehendes Volk, entrissen wurden: die Engländer, die ganz genau dieselbe juridische Fiktion in Faschoda und allen, angeblich zu Egypten gehörigen Obernilländern anwandten, kümmerten sich nicht um diesen Grundsatz am Sambesi. Thatsächlicher Besetzung aber wie der durch Serpa Pinto am Schire setzten sie entweder einfache Gewalt entgegen oder erklärten sie für nichtig, weil die betreffenden Gebiete bloß von Farbigen verwaltet würden. Diese Farbigen, capitaes mors, waren aber bevollmächtigte Beamte der portugiesischen Regierung. Was würde England sagen, wenn ihm die Franzosen plötzlich die Bahrein-Inseln im Persischen Golf wegnähmen, aus dem Grunde, weil dort nur ein farbiger Vertreter Großbritanniens Geschäfte versieht?

Digitized by Google

Für die Portugiesen, deren Zorn über das gewaltthätige Ultimatum noch jetzt nach zehn Jahren in unveränderter Gluth weiterlodert, ist es vielleicht ein Trost, daß der ihnen abgejagte Raub den Räubern auch nicht zum Segen ausgeschlagen ist. Abgesehen von den tausenden von Leben, die das pestilenzialische Klima und der Assaige der Matabele erfordert hat, ist Rhodesia auch kein finanzieller Erfolg gewesen. Zuerst hieß es immer: „Wer wird so ungeduldig sein? Laßt doch dem Lande Zeit zur Entwickelung!“ Schön und gut! Es sind aber nunmehr elf Jahre, seit Rhodes seine Charter bekam, und es sind zweiunddreißig Jahre, seit in Tati 1868 das erste Gold Rhodesias gefunden und die ersten Goldstampfer bestellt wurden. Wenn in einem Menschenalter der Ruf eines Goldlandes sich nicht bewährt, kann solches füglich ein **Dorado manqué** genannt werden. Der Gesammtertrag an Gold war in ganz Rhodesia 1899 rund 40 000 Unzen oder 3 Mill. Mark, eine geringfügige Summe, die kaum die Förderungskosten deckte; dabei sagt noch Jedermann, auf die Goldstatistik sei nicht der geringste Verlaß, sie übertreibe in der Regel. So ist es denn nur natürlich, daß die Chartered sich nicht rentirt. Die Gesellschaft hat bis jetzt Aktien und Obligationen ausgegeben, die, ohne die sehr bedeutenden Kurssteigerungen in Rechnung zu ziehen, einen Werth von 130 Mill. Mark darstellen. Dazu 60 Millionen, die zum größeren Theil noch nicht emittirt sind oder wenigstens Dezember 1899 es noch nicht waren, für den Bau der Sambesi-Eisenbahn. Diesen Passiva stehen in den elf Jahren des Bestehens der Gesellschaft beiläufig 16 Mill. Mark Einnahmen als Aktiva entgegen, Einnahmen, die in keinem Jahre den Verwaltungskosten auch nur halbwegs gleich kamen, sodaß bis dato die Gesellschaft noch nicht einen Pfennig Dividende bezahlt hat.*) Und doch stehen die Einpfundaktien der Gesellschaft auf nahezu vier Pfund. Es ist klar, daß solche Börsentreiberei nur eine Folge zuletzt haben kann, ein englisches Panama. Man hat zwar, nachdem die Aussicht auf rentable Goldminen endgiltig aufgegeben war, den Ackerbau in Rhodesia zu „boomen“ gesucht und die Weideplätze Manikas und Matabelelandes in schwärmerischen Ausdrücken gepriesen, allein, wenn es auch Thatsache ist, daß Vieh in wenigen Wochen auf jenen Weiden fett wird, so ist es nicht minder Thatsache, daß nach

*) Auch ist wohl zu beachten, daß die Einnahmen fast ausschließlich aus den Landverkäufen der Company hervorgingen, vornehmlich solcher städtischer Grundstücke, die eben blos einen Werth haben, wenn große Goldfunde gemacht werden. Ein verzweifelter circulus vitiosus.


Digitized by Google

einigen Jahren, aus bisher unerforschter Ursache, alles Vieh wegstirbt. Bekannt ist, daß Pferde sich ebenfalls nicht halten. All' dies auch in Orten, wo die Tsetse nicht auftritt und wo die „**paarde siekte**“ ebenfalls wenig Opfer fordert. Auf Grund derartiger Erfahrungen haben denn auch die Buren, abgesehen von dem schlecht verbreiteten und kümmerlich durchgeführten Attendorff-Trek, nie eine Besetzung der Länder zwischen Limpopo und Zambesi ernstlich ins Auge gefaßt. Schon in den 60er Jahren waren Schaaren von Buren, darunter Präsident Krüger, in jenen Strichen, theils um zu jagen, theils um das Land auf Siedlungsmöglichkeit hin anzusehen. Hätte das Land sich als günstig herausgestellt, so hätten die Buren, so versicherte man mir allenthalben, schon zwanzig Jahr vor der Chartered davon Besitz ergriffen. Die völlige Werthlosigkeit des Landes hat davon abgehalten. Die Anpreisung Rhodesias durch britische und holländische Schriftsteller (wie de Waal) ist auf zwei Ursachen zurückzuführen. Entweder waren die betreffenden Autoren Touristen, die in der kühlen Jahreszeit ihre Reise unternahmen, sich mit aller Bequemlichkeit umgaben und daher nicht an Krankeit litten — ich stelle dagegen 25 Familien, die von Bloemfontein nach Rhodesia auswanderten und von denen bloß zwei zurückkehrten, die Andern waren Krankheiten erlegen — oder aber die Schriftsteller standen unmittelbar im Verhältniß zur Chartered Company. Es braucht dabei noch gar nicht angenommen zu werden, daß eigentliche Bestechung im Werke war; der ehrenvolle Empfang und die einschmeichelnden Bequemlichkeiten, die man Leuten wie Knight, dem Korrespondenten der Times, und Stanley angedeihen ließ, genügten, deren Urtheil in angenehme und der Gesellschaft erwünschte Bahnen zu leiten.

Wichtiger als das Hinterland von Mosambik wäre für Großbritannien die Küste. Seit Jahrzehnten strengt es denn auch alle Kräfte an, um in Besitz jener Küste zu gelangen. Seit 1873 hat es den Sambesi für britische Schifffahrt eröffnet und die Küstenplätze für britischen Handel zu monopolisiren gesucht. Dazu half ein Meistbegünstigungsvertrag und das Versprechen der Portugiesen, ihre Besitzungen an keine andere Macht zu verkaufen. Letzthin war die Lage akut geworden durch die steigende Bedeutung Delagoas und den Durchzug britischer Truppen. Neun Jahre lang wartete man bereits auf den Berner Schiedsspruch, die Erwartung war auf das Höchste gesteigert, allein nach dem parturiunt montes kam ein richtiger ridiculus mus. Eine Kleinigkeit von nicht 16 Mill.

Digitized by Google

Franken, die Portugal ohne, für diesen Fall überleicht erhältliche fremde Hilfe unschwer selbst aufbringen kann, und ein Fiasco des deutsch-englischen Abkommens. Aus dem Truppendurchzug wird sich auch wohl keine Hauptaktion entwickeln, zumal hier ausnahmsweise England wenigstens formell im Rechte ist.

IV.

Gold hat in der Besiedelung Kaliforniens, Australiens und Südafrikas eine Rolle gespielt, aber ausschlaggebend sind doch immer die nationalen und politischen Faktoren gewesen. Kalifornien hatte bereits zwei Jahre zur Union gehört und Transvaal war britisch gewesen, bevor die epochemachenden Goldfunde gemacht wurden. Es entspricht der volksthümlichen Vorstellung, Gold für alles Uebel verantwortlich zu machen. Die Habgier hat ja ohne Zweifel den Krieg in Südafrika mitverschuldet, allein entscheidend war doch der wachsende Imperialismus Englands. Es handelt sich um eine Zeitströmung, deren Einfluß sich Niemand entziehen kann, die zu gleicher Zeit in Japan, Deutschland, Rußland, den Vereinigten Staaten und Großbritannien auftaucht. Die Erde ist zu klein geworden und im Kampf um die wirthschaftliche Ausbeutung und Besiedelung der letzten Gegenden, die noch frei von europäischen Einwirkungen, gerathen die Großmächte hart aneinander. Zunächst werden die Schwächeren und Kleineren erdrückt, dann kommen die Starken an die Reihe. Der Krieg um Südafrika ist ein bedeutsames Stück von jenem Weltkampfe und ist deshalb so wichtig auch für Deutschland.

Wie wird der Krieg enden? Never prophesy, unless you know! sagt Mark Twain. Es fehlt jedoch nicht an Anhaltspunkten, die, richtig gedeutet, bloß eine Entscheidung möglich erscheinen lassen. Die Buren haben eine Reihe schwerer Fehler gemacht. Der Herausgeber dieser Zeitschrift, von dessen Ansichten die hier vertretenen sonst in mancher Hinsicht abweichen, hat jüngst eindringlich hervorgehoben, daß die Grundbedingung des Sieges den Buren gefehlt habe — die Offensive. Umgekehrt hat Karl Hron*) es geradezu für verhängnißvoll erklärt, daß die Buren nicht noch bewußter sich auf die Defensive beschränkt, daß sie nicht in ihrem engeren Kreis der Vertheidigung hinter Oranjefluß und

*) Der Transvaalkrieg und die deutsche Reichspolitik S. 15 ff. Hron ist offenbar mit englischen Dingen wenig vertraut, er sagt Sir Rhodes, zwei Worte und zwei Fehler; um so anerkennenswerther sind die vielen richtigen Urtheile, die er fällt.


Digitized by Google

Drakensbergen geblieben seien. Vermuthlich war hier am wichtigsten die politische Lage. Ausschließliche Defensive hätte Entmuthigung erzeugt, während rückhaltlose Offensive den Aufstand in der Kapkolonie rascher und wirkungsvoller entfesselt hätte. Das Erste sahen die Buren ein, zur Offensive sans phrase konnten sie sich aber leider nicht entschließen. Daß sie nicht einmal die Bahnverbindung zwischen Kapstadt und Kimberley abschnitten, war vollends unverantwortlich. Auch sonst haben sie Mängel gezeigt. Nicht wegen, sondern trotz ihrer Disziplinlosigkeit und ihres geringen Trains haben sie Erfolge errungen. Als der Platrand erobert war, sandten die Buren, da sie sich nicht vorher untereinander verständigt hatten, weder Verstärkung noch Seitendeckung, und so mußte der wichtige Posten wieder aufgegeben werden. Schon vierzehn Tage vor dem Durchbruch Roberts' auf der Linie Kudusberg—Jakobsdal sagte mir Esselen, der einstige Staatssekretär, daß eine derartige Bewegung erwartet werde, allein trotz dieser Erkenntniß traf man nur ungenügende Vorbereitungen. Die Gefangennahme Cronje's ward einfach durch Bummelei verschuldet. Es war den Buren bislang so gut gegangen, daß sie der gehörigen Vorsicht vergaßen. Aehnlich war es an den anderen Stellen; was durch Thatkraft gewonnen, wurde durch Nachlässigkeit und Selbstüberschätzung wieder verdorben. Am bezeichnendsten ist hierfür, daß nicht nur Vertheilung von Proviant und Aehnliches, das sehr gut von Frauen gethan werden konnte, jungen Männern überantwortet wurde, sondern daß Ende Februar es noch 7000 Leute in den beiden Republiken gab, die überhaupt noch nicht in den Krieg gezogen waren. Dabei wurden damals in Johannesburg Tanzstunden eröffnet, Kricket gespielt und in Pretoria an den für die Pariser Ausstellung bestimmten Dingen gearbeitet.

Gerade die mangelnde Anspannung in der bisherigen Kriegsführung läßt indeß vermuthen, daß wir noch viele Ueberraschungen erleben werden. Gerade weil die Buren nicht alle ihre Kräfte anspannten, haben sie dieselben auch noch nicht erschöpft. Jetzt erst, nachdem Roberts nach der Hauptstadt des Freistaates gelangt, nachdem der Ernst der Lage furchtbar deutlich geworden, jetzt erst raffen sich die Buren zu entscheidenden Schlägen auf. Vorbei ist es endlich mit der Nachlässigkeit und Saumseligkeit. Ich habe oben darzulegen versucht, wie die Buren fortwährend zu höherer Bildung sich entwickelt hätten. Mitten in der Kriegsführung zeigt sich jetzt ihre Entwickelungsfähigkeit im besten Lichte. Man sieht

Digitized by Google

ein, daß man zu wenig auf Offensive gehalten: gut, eine scharfe Offensive wird erwählt. Man fühlt den Mangel an Bajonetten: das Waffenstück wird beschafft. Man merkt, daß das einheimische Talent zur Bedienung der Kanone doch entfernt nicht ausreicht: auswärtige Offiziere werden in einem höheren Maße herangezogen. Viele junge Leute haben aus diesen oder jenen Vorwand sich abseits von der Front gehalten: sie werden sofort einberufen. Im Uebrigen ist es so gut wie unmöglich, das Land auszuhungern, auch kommt noch reichlich Zufuhr von Delagoa. Die Truppen aber, die durch Beira kommen und von den man so viel Wesens gemacht hat, die werden auch schwerlich einen Umschwung heraufführen; es ist fraglich, ob mehr als die Hälfte von ihnen den Fiebersümpfen des mittleren Limpopo widerstehen wird. Schließlich hat Roberts einst auch in Afghanistan einen kühnen Vorstoß gethan und hat Kandahar erobert, genau wie jetzt Bloemfontein; aber zuletzt sah er sich doch veranlaßt, um nicht von Hunger und Strapazen aufgerieben zu werden, sich zurückzuziehen und Afghanistan sich selbst zu überlassen.

Ich bin häufig der Ungenauigkeit geziehen worden. Gewiß, es ist des Historikers Pflicht, verläßlich zu sein. Allein Ungenauigkeit in Namen und Citaten ist nicht so schlimm, wie Ungenauigkeit im politischen Augenmaß, wie falsche Perspektive in der Auffassung der Thatsachen nach ihrem Werth und ihrer Bedeutung. Zu einer Zeit, da die Wenigsten an den jetzigen Krieg dachten und noch Wenigere den Buren eine irgend wie nachhaltige Widerstandskraft zutrauten, im Juni vorigen Jahres (Pr. J. 96, 540), habe ich darauf hingewiesen, daß ein Bur vier Engländern überlegen zu sein pflegt, und schloß mit der Behauptung: „die Engländer können überhaupt gar kein Heer nach Südafrika werfen, dem die Buren nicht gewachsen wären." An der Ansicht halte ich auch jetzt noch fest, nur glaube ich, wie vor einem Jahre (Pr. J. 95, 497), daß die Dazwischenkunft eines Dritten oder Dritter erst die endgiltige Entscheidung ermöglichen wird. Dadurch würde in keiner Weise ausgeschlossen, daß wie nach dem Verluste halb Nordamerikas England sich noch mächtiger und glänzender in Zukunft erhöbe. Wenn es aber überhaupt nöthig ist, daß man, um selber etwas zu bedeuten, erst Andere verdrängen muß, so wird jene Zukunft einen Zusammenstoß zwischen England und Deutschland bringen.

Digitized by Google

Der deutsche Wortschatz und die deutsche Kultur.

Von

Friedrich Seiler.

Um den Entwickelungsgang der Kultur eines Volkes zu ergründen, dazu dienen uns in erster Linie die Denkmäler dieser Kultur selbst, soweit sie auf uns gekommen sind, Bauwerke, Waffen, Geräthe, Kleidungsstücke u. dgl., in zweiter Linie die Literaturwerke, in dritter endlich die Sprache und deren sich fortwährend verändernder Wortschatz. Denn kein Volk lebt für sich isolirt, sondern jedes wird von den verschiedensten Seiten her unausgesetzt beeinflußt. Es empfängt von anderen Völkern fortdauernd Anregungen der mannigfachsten Art, Naturerzeugnisse und Gebrauchsgegenstände, Fertigkeiten und Künste, religiöse Vorstellungen und abstrakte Begriffe. Mit den Dingen selbst lernt das Volk deren sprachliche Benennungen kennen und nimmt dieselben, falls ihm nicht die eine oder andere aus irgend welchen Gründen unbequem ist, zugleich mit den neuen Gegenständen an. So wandern die Wörter mit den Waaren und Begriffen. Solange nun ein solches aus einer anderen Sprache übernommene Wort sich noch nicht den Laut- und Tongesetzen der empfangenden Sprache angepaßt hat, so lange man also noch deutlich fühlt, daß es fremden Ursprungs ist, nennt man es „Fremdwort"; sobald es als ein organisches Gebilde in seiner neuen Heimath festgewachsen ist und sich den Gesetzen derselben eingefügt hat, bekommt es den Namen „Lehnwort". Jedes Lehnwort muß mithin, ehe es Lehnwort wurde, einmal Fremdwort gewesen sein.

Durch Betrachtung der Lehnwörter, welche eine Sprache zu irgend einer Zeit aufzuweisen hat, kann man also erkennen, welche Gegenstände, Anschauungen und Begriffe ein Volk bis zu dieser

Digitized by Google

Zeit von anderen Völkern empfangen hat. Wenn man die Zeit und den Ursprung der Wortentlehnung ermitteln kann, so weiß man zugleich, wann und von welchem Volke das Kulturgut selbst, welches durch das Wort benannt wird, übernommen worden ist. Je höher wir aber hinaufgehn, je mehr also die beiden andern Quellen der Kulturgeschichte versagen, um so wichtiger werden die Lehnwörter für die Erkenntniß der Kulturentwickelung eines Volkes, und in Perioden, bis zu welchen keine andere Art der historischen Ueberlieferung hinaufreicht, erhalten wir dennoch sichere Kunde von kulturgeschichtlichen Ereignissen und Zuständen durch die Sprache. Wir betrachten in Folgendem in knappem Rahmen, wie sich die Kulturentwickelung unseres, des deutschen Volkes, bis zum Ausgange des Mittelalters in den Wörtern wiederspiegelt, die wir aus anderen Sprachen entnommen haben.*)

Wir müssen diesen etwa fünfzehn Jahrhunderte umfassenden Zeitraum wiederum in zwei Perioden zerlegen, eine kürzere, die vorchristliche bis zum siebenten Jahrhundert, und dann die christlich-mittelalterliche bis etwa 1500. Welchen von beiden Perioden ein Lehnwort angehört, läßt sich in den meisten Fällen mit ziemlicher Sicherheit feststellen, obwohl wir aus der ersten Periode noch keinerlei Literaturwerke in deutscher Sprache besitzen. Das Hauptkriterium ist das, ob das betreffende Wort die sogenannte Lautverschiebung mitgemacht hat. Wenn nämlich die t p k der fremden Wörter im Deutschen zu z pf ch (letzteres nur im Inlaut zwischen zwei Vokalen) verschoben sind, so hat die Entlehnung in der ersten Periode, wenn dagegen t p k geblieben sind, wofür bisweilen auch d b g stehen, so hat sie in der zweiten Periode stattgefunden. So sind z. B. die lateinischen Wörter persicum und pirum beide ins Deutsche übergegangen, das erstere erscheint aber als „Pfirsich", das zweite als „Birne". Daraus ergiebt sich mit fast mathematischer Sicherheit, daß die erste Frucht den Deutschen schon in vorchristlicher, die zweite erst in christlicher Zeit bekannt geworden ist.

Auch die Gestaltung der lateinischen Lautgruppen ce und ci gestattet einen Rückschluß auf die Zeit der Entlehnung. Diese wurden nämlich ursprünglich wie ke und ki gesprochen. Cicero nannte sich Kikero, nicht Zizero, wie wir ihn heute aussprechen. Erst gegen Ende des 6. Jahrhunderts n. Chr. trat die sogenannte

*) Ausführlicheres über diesen Gegenstand bietet die Schrift des Verfassers: Die Entwickelung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnwortes. Halle, Heft I 1895, Heft II 1900.

Assibilirung, d. h. die Verwandlung in die heute übliche Z-Aussprache ein. Lernten die Deutschen mithin ein Wort schon vor dieser Zeit kennen, so vernahmen sie die Lautgruppen ke und ki und verschoben diese zu che und chi; gelangte dagegen das Wort erst nach 600 zu ihnen, so hörten sie ze und zi und behielten diese Lautgruppen bei. Den schönen Nadelholzbaum „Lärche" haben die Deutschen z. B. schon in der ersten Periode von den Römern erhalten, denn sie hörten das Wort als larikem; das „Kreuz" dagegen erst in der zweiten, denn sie hörten cruzem, hätten sie crukem gehört, so hätten sie „Kreuch" daraus gemacht.

Endlich kann man aus dem Vorhandensein oder Fehlen eines Lehnwortes im ältesten Englisch, dem sogenannten Angelsächsischen, erkennen, ob dasselbe schon vor der um 450 n. Chr. erfolgten Auswanderung der Angelsachsen nach Britannien in Germanien bekannt gewesen ist oder nicht. Wenn z. B. der „Pfirsich" im Angelsächsischen persoc, die „Plaume" plûme heißt, so folgt daraus, daß die Angelsachsen beide Ausdrücke aus der alten Heimath mitnahmen, daß dieselben also dort bereits um 400 üblich waren. Freilich muß man hierbei stets die Möglichkeit einer späteren Sonderentlehnung seitens der Angelsachsen im Auge behalten; die Lautgestaltung allein muß hier in jedem einzelnen Falle entscheiden.

Wir wenden uns nunmehr der ersten vorchristlichen Periode zu, welche noch keinerlei literarische Denkmäler in deutscher Sprache aufzuweisen hat. Das erste Volk, mit welchem die alten Germanen in dauernde Berührung traten, waren die Kelten, welche von ihnen allmählich über Donau und Rhein zurückgedrängt wurden. Einer der bedeutendsten Keltenstämme im heutigen Mitteldeutschland waren die Volcae (sprich Volkae); die Germanen machten daraus „Walch" und das Adjektivum „welsch", übertrugen diese Bezeichnungen auf alle Kelten und nach deren Romanisirung auf die Römer und Romanen; daher stammen Wörter wie „Welschland, Welschkohl, Wallonen, Wallnuß" (für „Walchnuß"). Keltischen Ursprungs sind ferner die Wörter „Eisen" (kelt. isarn) und „Lot" d. i. Blei (vgl. „Kraut und Lot" gleich Pulver und Blei), woraus sich ergiebt, daß die Germanen die Anfänge des Bergbaus von den Kelten gelernt haben. Auch in staatlicher Beziehung waren die Kelten den noch auf der Stufe einfachster Stammesverfassung stehenden Germanen überlegen. Zeugniß dafür geben die beiden Wörter „Amt" und „Reich", beide keltischen Ursprungs. Das erste

Digitized by Google

stammt aus dem gallisch-keltischen ambactus, d. i. Dienstmann, eigentlich Herumgesandter, Bote, woher auch französisch ambassade. In dem deutschen daraus entlehnten ambacht „Amt“ trat neben der persönlichen Bedeutung bald die sachliche „Dienst“ hervor und hat sich allein behauptet. „Reich“ dagegen (keltisch rig, erhalten in Eigennamen wie Ambiorix, Vercingetorix) bedeutet „Fürst, König“. Die Germanen besaßen ursprünglich keine Oberhäupter mit den umfassenden Machtbefugnissen der keltischen Könige; das deutsche Wort „König“ ist nichts anderes als „Edeling“. Daher imponirte ihnen die Würde der keltischen Herrscher; sie übernahmen das Wort „Reich“, anfangs ebenfalls in persönlicher Bedeutung, die noch erhalten ist in der Redensart „Kaiser und Reich“, welche also zweimal dasselbe besagt; dann wandelte sich die Bedeutung von „Reich“, aus „Herrscher“ wurde „Herrschaft“; ferner wurde von dem Substantivum „Reich“ das Adjektivum „reich“ abgeleitet in der Bedeutungsabwandlung „königlich, mächtig“, zuletzt, weil alle Macht auf dem Hort beruhte, „begütert“.

Ungleich weitergreifend und tiefergehend als die Einwirkungen der Kelten auf unsere Vorfahren war der Einfluß des gewaltigen Volkes, welches am Ausgang des Alterthums die Errungenschaften der gesammten menschlichen Zivilisation wie in einem großen Becken sammelte, der Römer. Diese sind, seit sie die Grenzen ihres Reiches nach Unterwerfung der Kelten bis zum Rhein und zur Donau vorgeschoben hatten, die eigentlichen Zucht- und Lehrmeister unseres Volkes geworden. Die Beziehungen der Germanen zu den Römern begannen ein halbes Jahrhundert vor Christi Geburt, bestanden ununterbrochen, solange es ein römisches Reich gab, und dauerten weiter, als nach der Völkerwanderung die römische Volksart sich in die romanische verwandelte. Derjenige Römer, welcher zuerst mit den Germanen in engere Berührung kam, hat uns bezeichnenderweise seinen Namen als erstes Lehnwort aus dem Lateinischen für alle Zeiten hinterlassen. Caesar, gesprochen Kaësar wurde zu „Kaiser“. Die imponirende Persönlichkeit dieses gewaltigen Heerführers und Herrschers hat sich dem für Heldengröße so empfänglichen Sinn der alten Germanen so fest eingeprägt, daß sie den Inbegriff aller irdischen Macht und Größe fortab mit seinem Namen verbanden; derselbe mußte um so mehr in ihrem Gedächtniß haften, weil auch die spätern Imperatoren und Prinzen, mit denen sie zu thun bekamen, den Titel „Caesar“ führten.

Digitized by Google

Caesar vernichtete oder unterwarf nicht nur die auf das linke Rheinufer hinübergegangenen Germanenstämme, sondern überschritt auch seinerseits zweimal den Strom, freilich ohne jenseits viel auszurichten. So waren die ersten Beziehungen der Römer und Germanen kriegerischer Art und blieben es lange Zeit, ohne daß jedoch die römischen Händler und Kaufleute dadurch gehindert worden wären, bis weit in das Innere des Landes mit ihren Waaren zu ziehen. Infolge der Anlegung der großen befestigten Grenzstraße, die jetzt von Reichs wegen erforscht wird, trat dann seit der Regierung Domitians eine Zeit verhältnißmäßiger Ruhe ein, das Land bis zum Limes wurde vollständig romanisirt, Straßen durchzogen es und Städte erwuchsen hier so gut, wie am linken Rheinufer. Mit dem freien Germanien erblühte bald ein reger Handel und Wandel. Die Völkerwanderung zerstörte größten Theils, was hier geschaffen war, Germanen siedelten sich auf altem Römergebiete an und germanisirten es, so weit noch heute deutsch gesprochen wird.

Die fränkische Monarchie verband dann germanische und romanische Bevölkerung in einem Reiche, und seit dem 6. Jahrhundert blühten in diesem zahlreiche Klöster auf, welche ihren zivilisirenden Einfluß auch auf die noch heidnischen Stämme erstreckten. Man sieht, daß diese ganze Periode wieder leicht in mehrere kleinere Abschnitte zerlegt werden könnte, aber da sich nur in den seltensten Fällen bestimmen ließe, welchem dieser kleineren Zeitabschnitte ein Wort zuzuweisen sein würde, so betrachten wir diese Periode besser als ein Ganzes, oder vielmehr, wir zerlegen sie nach inneren, aus der Sache selbst hervorgehenden Unterscheidungsmerkmalen in zwei Theile, die sich aber nicht scharf sondern: die Periode der einfachen Annahme fertiger Kulturgüter und die Periode der selbstständigen Nachschaffung derselben.

Das Kriegswesen war es natürlich zuerst, was die Germanen von den Römern kennen lernten. Denn beide Völker trafen zuerst feindlich aufeinander; auch dienten germanische Söldner in Massen unter den römischen Feldzeichen. Der Wurfwaffe des römischen Soldaten, dem pilum, hatten die Germanen nichts Aehnliches entgegenzustellen; sie übernahmen das Wort als „Pfeil“, später in etwas veränderter Bedeutung. Auch „Wall“ (vallum) und „Pfahl“ (palus) stammen daher. Den ehemaligen Grenzwall entlang laufen eine Menge von Ortsnamen, welche noch heute von dem bei jener

Digitized by Google

Befestigung verwandten Schanzpfahl den Namen führen, wie Pfahlheim, Pfahlbronn u. dgl. Auf der „Straße“ (strata) zogen die feindlichen Heere heran; an ihr waren die milia passuum genau in Zahlen angegeben, daher „Meile“. Zur Nachtzeit lagerten die römischen Truppen nicht im Freien, sondern unter „Zelten“ (tentorium, abgekürzt romanisch tenda). Das Wort „Kampf“ selbst ist lateinisch. Es gab in Rom, wie auch in Trier, Mainz, Köln sogenannte campi, d. i. Felder für Leibesübungen und Wettkämpfe; hier lernten die Germanen die verfeinerte Fechtkunst der Gladiatoren kennen. Das Wort campus bekam auch im Lateinischen schon im frühen Mittelalter die Bedeutung „Zweikampf“, und dieselbe hatte es im Deutschen ursprünglich allein; für den Massenkampf gab es andere altgermanische Ausdrücke.

Seltsam will uns ferner bedünken, daß die „Drachen“, welche unsere Knaben zur Herbstzeit steigen lassen, nichts anderes sind als römische Feldzeichen. Und doch ist dem so. Die Römer hatten seit Trajan von ihren Feinden, den Parthern, deren Feldzeichen entlehnt, riesige Schlangenleiber aus bemaltem Seidenzeug mit aufgesperrtem silbernen Rachen, in den der Wind hineinblies. Die Germanen glaubten, diesen Schlachtpanieren hafte ein Siegeszauber an, wie das G. Freytag seinen Ingo erzählen läßt. Später im Mittelalter wurde dann der „Drache“ (draco) auch in Deutschland als Feldzeichen gebraucht und endete schließlich als Jugendspielzeug.

Die zeitweilige Unterwerfung Germaniens unter die Römerherrschaft spricht sich aus in Wörtern wie „Kerker“ (carcer), „Kette“ (catena, oder vielmehr mit vulgärer Aussprache cadena), „Zoll“ (tolonea), „Decher“ (decuria), d. i. eigentlich Zehnheit, eine Bezeichnung, die noch im Leder- und Fellhandel gebräuchlich ist. Auf die den freien Germanen so verhaßten peinlichen Anklagen und Prozesse weisen hin „kosen“ (causari), welches ursprünglich einen Rechtshandel führen heißt und von dem Liebesgespräch, welches wir jetzt damit verbinden, himmelweit entfernt ist, und „sicher“ (securus), d. h. eigentlich gerechtfertigt, frei von Schuld.

Neben den kriegerischen Berührungen begannen bald friedliche Handelsbeziehungen zwischen Römern und Germanen. Schon Cäsar und Tacitus erwähnen römische Kaufleute bei germanischen Stämmen. Diejenige Waare, welche diese Händler in erster Linie importirten, war der „Wein“, und mit der Sache kam das Wort vinum oder vielmehr das vulgärlateinische vinus zu unsern Vor-

Digitized by Google

fahren. Wie alle Naturvölker liebten auch die alten Germanen den Rausch, konnten aber diese Leidenschaft nicht recht befriedigen durch ihren nationalen Getreideabsud, den Tacitus „ein zu einer gewissen Aehnlichkeit mit Wein verdorbenes Gebräu von Gerste oder Weizen" nennt. Der dunkelrothe italienische Wein berauschte weit rascher, schmeckte auch viel besser. Zwar erkannten die Häuptlinge der Sueven die damit verbundene Gefahr und verboten, wie Cäsar berichtet, die Einfuhr des verführerischen Getränks; solche Verbote fruchten ja aber nie, am wenigsten unter so primitiven Verhältnissen. Die Niedermetzelung der betrunkenen Marsen durch Germanicus, welche Tacitus erzählt, zeigt, welche verhängnißvolle Folgen für das Volk die durch den Weinimport gesteigerte Trunksucht hatte. Zur Bezeichnung des Gegentheils der Betrunkenheit bedienten sich die Germanen jetzt ebenfalls eines lateinischen Ausdruckes: sobrius oder vulgärlateinisch suber, deutsch „sauber", später mit erweiterter Bedeutung „mäßig", „rein", und noch jetzt in Südwestdeutschland, also auf altem Römergebiet, vornehmlich üblich. Auch zwei deutsche Zeitwörter haben in dem Weinhandel jener alten Zeit ihren Ursprung: „mischen" (miscere) und „kaufen". Der Weinhändler und Weinwirth hieß lateinisch caupo, seine Thätigkeit cauponari. Das Wort bedeutet also Weinhandel, dann überhaupt Handel treiben, sowohl kaufen wie verkaufen. Die Verallgemeinerung der Bedeutung vom Weinhandel auf den Handel überhaupt zeigt, wie sehr in jener Zeit der Wein die Haupthandelswaare bildete.

Aber auch andere Waaren wurden nach Germanien importirt, ich erwähne nur den „Pfeffer" (piper), der mit zu den ältesten Lehnwörtern gehört. Als Transportmittel dienten „Esel" (schon gotisch asilus aus lateinisch asinus), „Maulthier" (mulus) und „Saumthier" (von vulgärlateinischem sauma = sagma Packsattel); Gefäße, in welchen die Waaren transportirt wurden, waren der „Sack" (saccus), jenes Allerweltswort, welches vom Phönizischen aus durch den Handel in allen civilisirten Sprachen Eingang gefunden hat, die „Arche" (arca Kasten), die „Kiste" (cista), der „Korb" (corbis), der „Schrein" (scrinium). Kiste und Arche bedeuten auch „Sarg", welches seinerseits ein abgekürztes sarcophagus ist.

Neben dem ursprünglichen Tauschhandel kam bald der Geldhandel auf, zunächst an der Grenze, bald aber drangen gewisse Geldsorten bis tief in das Innere vor. Daher stammt das Wort

Digitized by Google

„Münze“ (moneta), daher auch wohl die neue Bezeichnung „Kupfer“ (cuprum = Cyprium) für das ältere „Erz“, welches Wort nunmehr blos noch für die Bronze gebraucht wurde. Mit dem Geld kam das Gewicht; daher „Pfund“ (pondo).

Der Handel indeß allein vermag noch keinem Volke wirkliche Zivilisation zu bringen. Erst wenn durch die fremden Vorbilder ein Volk zu eigener Produktion angeregt wird, wenn es die fremde Arbeit nachahmen lernt, wird es in Wahrheit auf eine höhere Stufe der Kultur erhoben. Die Germanen der Urzeit waren in der Hauptsache Viehzüchter und Halbnomaden, den Ackerbau betrieben sie nur gelegentlich und nebenher, und da sie nur einjährige Getreidefrüchte bauten, gelangten sie nicht zu voller Seßhaftigkeit. Da lernten sie nun von den Römern zwei Kulturthätigkeiten, welche sie in eine vollständig veränderte Lebensweise hinüberführten und die wirthschaftlichen Verhältnisse des Volkes von Grund aus änderten. Ursprünglich hatten die Germanen nur Holz- oder Blockhäuser gekannt, welche ohne große Mühe auf Wagen fortgeschafft werden konnten. Zur Zeit des Kaisers Julian im Jahre 357 werden zum ersten Male auf alemannischem Gebiete „sorgfältiger und nach römischer Art erbaute Häuser“ erwähnt. Das ist das erste historische Zeugniß für den Steinbau in Deutschland; denn in Italien herrschte der Steinbau allein und unter Häuser „nach römischer Art gebaut“ können nur Steinhäuser gemeint sein. Es ist sehr merkwürdig, daß die Sprache noch heute diejenigen Bautheile und -stoffe, welche sich bereits an dem alten germanischen Holzhause befanden, mit deutschen, diejenigen dagegen, welche erst mit dem römischen Steinbau aufkamen oder durch denselben eine wesentliche Umänderung erfuhren, mit lateinischen Ausdrücken benennt. Deutsch sind außer dem Hause selbst Dach, Thür, Diele, Schwelle, Säule, Wand, Brett, Balken, Zimmer (eigentlich gleich Bauholz), lateinisch dagegen „Ziegel“ (tegula), „Kalk“ (calc-em), „Mauer“ (murus), „Schindel“ (scandula), „Pfeiler“ (pilarius), „tünchen“ (tunicare) eigentlich bekleiden; die früher „Augenthor“ oder „Windauge“ genannte Luft- und Lichtöffnung erhielt nun eine viel festere Konstruktion und heißt seitdem „Fenster“ (fenestra), der „Pfosten“ (postis) wurde später auf den Holzbau zurück übertragen. Auch der „Söller“ (solarium), eigentlich ein der Sonne ausgesetzter Ort, die „Pforte“ (porta) der „Estrich„ (von ostracon „Scherbe“, also ein aus Scherben und Steinchen zusammengestampfter Fußboden), die „Kammer“ (camara)

eigentlich „gewölbtes Gemach", gehören hierher. — Die alten Germanen verstanden sich ferner trotz der Winterkälte ihres Landes nicht auf Heizvorrichtungen; sie zogen sich in der kalten Jahreszeit in unterirdische Gruben zurück, die sie mit Waldstreu bedeckten. Die Römer brachten ihnen mit dem Steinbau auch wohldurchwärmte Räume. Das bezeugen die Ausdrücke „Kachel" (caccalus vulgär für cacabus) und „Stube" (von extufare, franz. étouffer „Qualm machen"), eigentlich gewärmter, dampferfüllter Raum, vgl. „Badestube".

Mit der Kunst, aus Steinen zu bauen, wurden auch neue Arten von Baulichkeiten in Deutschland bekannt, die fürstliche „Pfalz" (palatium), der „Speicher" (spicarium, d. i. „Aehrenhaus"), noch heute besonders im Südwesten gebräuchlich — der Norden sagt lieber „Boden" — „Weiler" und „Weil" in Ortsnamen (villa), der ebenfalls nur in den Rheinlanden wirklich volksthümliche „Weiher" (vivarium), ursprünglich ein gemauertes Behältniß für lebende Thiere, besonders Fischteich, die „Pfütze" (puteus), ebenfalls zunächst eine gemauerte Brunnengrube (vgl. engl. pit Grube). Unsere Vorfahren lebten nach Tacitus nicht in zusammenhängenden Ortschaften, vornehmlich wegen der bei dem ehemaligen Holzbau allzugroßen Feuersgefahr. Mit dem Aufkommen des Steinbaus minderte sich diese, und von den römischen Nachbarn nahmen nun auch die Germanen das Wohnen in Dörfern an zugleich mit dem lateinischen Ausdruck vicus, der sich in „Weichbild" erhalten hat, was keineswegs „Heiligenbild", sondern etwa „Ortsgerichtsbarkeit" bedeutet; denn „Bild" ist gleich „Recht, Gericht" (vgl. „Unbilde").

Dem Steinbau und dem Weinbau in gleicher Weise gehören an „Keller" (cellarium) und der Ortsname „Winkel" (vini cella), d. i. Weinzelle. Damit sind wir auf den Weinbau gekommen. Wir haben von dessen Vordringen keine geschichtlichen Nachrichten und wissen nur, daß der Kaiser Probus im 3. Jahrhundert ein den Anbau der Rebe im Rheingebiet hinderndes Dekret aufgehoben hat, weshalb man ihn zu einer Art Weinheiligen gestempelt hat. Um so beredter ist die Sprache. Denn diese hat eine ganze Menge von Wörtern aufzuweisen, die ihr durch und mit dem Weinbau zugekommen sind: der „Kelch" (calic-em), „Becher" (bicarium), „Trichter" (trajectorium), eigentlich „Geräth zum Umgießen", „Eimer" (amphora mit Anklang an deutsches ein und beran d. i. „tragen"), „Ohm" (ama), ferner die „Kelter" (calcatura),

Digitized by Google

eigentlich Geräth zum Treten, „Kufe“ (cupa), woher einerseits „Küfer“ und andererseits „Kopf“, der eigentlich auch nichts als ein Trinkbecher ist (vgl. Tassenkopf) und es zu der Bedeutung „Haupt“ auf dieselbe Weise gebracht hat, wie französisches tête (testa), das ursprünglich ebenfalls nur Krug bedeutet. Ferner „Flasche“, welches man am wahrscheinlichsten von vasculum „kleines Gefäß“ ableitet, „Pech“ (picem) zum Dichtmachen der hölzernen Kufen, „Spundloch“ (puncta), eigentlich „Stich, Loch“, „Most“ (mustum), „Essig“ (acetum mit eigenartiger Umstellung zu atecum), „Lauerwein“ (lora), „Saft“ (sapa), der zunächst nur der durch Einkochen verdickte Traubenhonig ist. Auch der „Winzer“ selbst hat seinen Namen vom lateinischen vinitor.

Der Weinbau erfordert nicht nur eine vorübergehende, flüchtige, sondern eine Jahre lang fortgesetzte, stetige Arbeit und ein kunstmäßiges sorgsames Verfahren. Die Steinhäuser konnte man auch nicht wie die ehemaligen Holzhäuser, auf Karren laden und weiterfahren. Für ein paar Jahre bloß Steinhäuser bauen und Weinberge anlegen, hätte sich nicht gelohnt. So mußten sich die Germanen, nachdem sie einmal diese beiden Techniken von den Römern angenommen hatten, an seßhafte Lebensweise und regelmäßige Arbeit gewöhnen. Aus den arbeitsunlustigen, aber stets kampfbereiten, unstäten Recken, die keine Ruhe halten konnten, wurden nun zunächst im Westen und Süden fleißige Bauern, die sich ein festes Haus gründeten und ihr Grundstück sorgsam bestellten.

Wo einmal der schwierige und mühsame Weinbau aufgekommen war, da wurden natürlich auch andere, leichtere Kulturen eingeführt, welche in den Flußthälern und auf den sonnigen Berglehnen der Rheingegenden nicht minder lohnten als die der Rebe. Ehemals waren den Deutschen die Gaben des Herbstes — wie Tacitus berichtet — unbekannt gewesen, nur saure Holzäpfel und Beeren hatten ihre Wälder ihnen geboten. Jetzt lernten sie den Obst- und Gartenbau ebenfalls von ihren römischen Nachbarn. Daher tragen alle Obstsorten außer dem Apfel lateinische Namen: die „Kirsche“ (cerasum), die auch in Italien erst im ersten Jahrhundert v. Chr. aus Vorderasien eingeführt worden war, die „Pflaume“ (prunum), „Quitte“ (cydonia) von einer kretischen Stadt benannt, bei der die Griechen zuerst den gelben Apfel kennen lernten, „Kastanie“, auch „Kesten“ (castanea), „Wallnuß“ (welsche Nuß, vgl. oben) „Mispel“ (mespila), früher höher geschätzt als

Digitized by Google

heutzutage, „Maulbeere“ (morum), „Feige“ (romanisch figa aus ficus). Die letztere versuchte man anfangs in Deutschland ebenso anzubauen wie die übrigen Obstsorten; man mußte erst durch praktische Erfahrung lernen, daß sie für das deutsche Klima ungeeignet ist. Auch der „Pfirsich“, d. i. persische Apfel, ist — wie wir oben festgestellt haben — schon in dieser frühen Zeit in Deutschland gezogen worden, nicht aber die „Birne“ (pirum), welche erst in christlicher Zeit, als die Lautverschiebung nicht mehr wirkte, Aufnahme fand.

In den Klostergärten, später auch in den Guts- und Bauerngärten wurde ferner gezogen der „Kürbis“ (cucurbita) und seine süße Schwester, die „Pfebe“, so nennt noch Luther die Melone, (aus pepon reif), ferner an Gemüsen „Kohl“ (caulis), „Kappes“ (caput d. i. Kopfkohl), „Beete“ (beta rothe Rübe), „Kichererbse“ (cicer), „Linse“ (lens), „Rettich“ (radic-em) eigentlich „Wurzel“, an Gewürzen „Minze“ (menta), „Kümmel“ (cuminum), „Senf“ (sinapis), „Eppich“ (apium), eigentlich Bienenkraut, „Fenchel“ (foeniculum), eigentlich Heukraut von feinem Geruche. Als Zierstrauch ist außer der schon oben erwähnten „Lärche“ der „Buchsbaum“ (buxus) zu nennen, während die Entlehnung des Wortes „Schilf“ (scirpus) für ein in Deutschland doch einheimisches Gewächs von der Kunst des Binsenflechtens herrührt, die bei den Römern sehr ausgebildet war und nun von den Germanen nachgeahmt wurde.

Aber auch andere Künste, welche für die Landeskultur wichtiger waren als diese, machten sich die Deutschen zu eigen, vor Allem die des Veredelns minderwerthiger Obstbäume, wofür die Ausdrücke „pfropfen“ (von propago Setzling), „pelzen“ (peletare von pellis Rinde) und „impfen“ (imputare „einpflanzen“) angenommen wurden. Der Setzling selbst hieß lateinisch planta; dies Wort wurde von nun an als „Pflanze“ rezipirt und erhielt bald die weitere Bedeutung, die es noch heute hat. Das Ernten der Weintrauben und des Obstes hieß im Vulgärlateinischen piluccare (frz. éplucher), woraus das deutsche „pflücken“ entstand.

Wo sich so die Genußmittel vermehrten, da mußte sich auch die Kunst der Speisebereitung verfeinern. Auch dafür gab die ausgebildete südliche Kochkunst das Muster. Die altgermanische Hausfrau briet im Wohnraum selbst am Heerdfeuer das Wildbret, welches ihr Mann aus dem Walde geholt hatte; jetzt lernte man in den römischen Villen und Klöstern einen besondern, für diesen

Digitized by Google

Zweck bestimmten Wirthschaftsraum und eine besondere, mit der Speisebereitung betraute Wirthschaftsperson kennen; so kam die „Küche“ (vulgär cucina, frz. cuisine) und der „Koch“ (coquus) in die deutsche Sprache. Und mit beiden eine Anzahl neuer Geräthe, das „Becken“ (baccinum), die „Pfanne“ (panna aus patina), der „Kessel“ (catinus), die „Schüssel“ (scutella), der „Tisch“ (discus), eigentlich Wurfscheibe, dann flache Schüssel, dann Tischplatte mit Schüssel, dann Tischplatte allein.

Die Rückwirkung dieser neuen Kulturerrungenschaften auf die altheimischen Zweige des Wirthschaftslebens konnten nicht ausbleiben. Man lernte auch für diese von der überlegenen römisch-gallischen Kultur eine Menge nützlicher Neuerungen. Der Ackerbau wurde gehoben durch Einführung neuer Getreidearten, der „Wicke“ (vicca), des „Fenchs“ (panicum eine Hirseart) und des „Spelzes“ oder „Speltes“ (spelta), und neuer Werkzeuge, der „Furke“ (furca), „Sichel“ (secula von secare „schneiden“), des „Flegels“ (flagellum, frz. fléau), der „Wanne“ (vannus Getreideschwinge). Auch „Stil“ (stilus) als Pflanzenstengel und Geräthstheil, „Stoppel“ (stipula) und „Frucht“ (fructus) gehören hierher.

Die Geflügelzucht ferner war im Süden ungemein ausgebildet, aber sie genügte dennoch dem dortigen Bedarf an weichen Federn nicht. Daher waren die deutschen Gänsefedern ein Gegenstand eifrigster Nachfrage seitens der römischen Händler. So kam das vielbegehrte Wort pluma als „Flaum“ in unsere Sprache, und ebenso das daraus gefertigte „Kissen“ (vulgär cussinus, eine Ableitung von culcita) und der „Pfühl“ (pulvinus). Für die Zucht der Vögel selbst lernte man den „Käfig“ (cavea) gebrauchen, man achtete auf die Eigenthümlichkeiten und Krankheiten der Thiere, daher „sich mausern“ (mutare wechseln) und „Pfipfs“ oder „Pips“ (pipita fur pituita). Als Schmuck- und Ziervögel, zugleich aber auch zum Genusse, wurden schon damals der „Pfau“ (pavo) und der „Fasan“ (fasianus, d. h. vom Phasis am Pontus stammend) eingeführt; denn auch den Pfau speiste man das ganze Mittelalter hindurch mit Vorliebe; er pflegte in vollem Federschmuck von der Hausfrau selbst auf silberner Platte aufgetragen zu werden. — Die altheimische Viehzucht wurde ebenfalls verbessert. Für das Roß kamen die neuen Ausdrücke „Pferd“ (paraveredus) und „Zelter“ (tolutarius d. i. Paßgänger) auf. Der vormals breiige Käse wurde durch solchen in fester Form ersetzt, und damit kam erst der Ausdruck „Käse“ (caseus) auf. Für die im Freien übernachtenden Heerden

Digitized by Google

legte man nach keltisch-römischem Muster Umzäunungen an, welche „Pferch" (parcus) hießen.

Was sodann das Handwerk betrifft, so verstanden sich die Germanen bereits vor der Beeinflussung durch die römische Kultur auf die unentbehrlichsten Zweige desselben und besaßen daher auch die nöthigen Kunstausdrücke für die Werkzeuge und Handgriffe. Jetzt lernten sie von den Römern zwar eine feinere Technik und verbesserte Werkzeuge kennen, übertrugen aber auf diese ihre altheimischen Bezeichnungen, so daß wir auf diesem Gebiete verhältnißmäßig nur wenig Lehnwörtern begegnen. Die Germanen kannten nur Handmühlen, die von Sklaven oder Frauen gedreht wurden; sie hießen „Quern", woher die Eigennamen Querner, Kerner, Körner stammen. Die Römer führten an Mosel und Rhein Wassermühlen ein, nicht nur zum Mahlen des Getreides, sondern auch zum Zersägen des blauen Moselschiefers. Solche Mühlenwerke hießen spätlateinisch molinae (franz. moulin), daraus wurde in der althochdeutschen Sprache mulìn, dann weiter mülne, „Mühle", wozu die Eigennamen Müllner, Müller, Möller gehören. Auf eine verbesserte Bäckerei deutet „Semmel" (simila feines Weizenmehl) und „Pfister" (pistor Bäcker). Andere Gewerke werden berührt durch die Entlehnungen „Socke" (soccus), „Sohle" (solea), „Schürze, Schurz" (vulgärlat. excurtus), „stopfen" (stuppare von stuppa Werg), „Kunkel" (conucla). Die Schifffahrt bereicherte sich durch „Anker" (ancora) und „Riem" (remus Ruder).

Aber nicht bloß die Arbeit, auch die Freuden des Lebens erhielten eine Vermehrung und Vermannigfaltigung durch die römische Kultur. Zu dem altheimischen Würfelspiel kam jetzt das geistreichere Brettspiel, „Zabel" (tabula); die musikalischen Instrumente erhielten Zuwachs durch die „Pfeife" (pipa) und „Fiedel" (fidicula kleines Saiteninstrument). Die Ausstattung der Wohnräume wurde bereichert durch „Schemel" (scamellum), „Spiegel" (speculum), „Fackeln" (facula von fax) und „Kerzen" (charta in der Bedeutung Docht). — Höchst wichtig für ein kriegerisches Volk, wie es die Germanen waren, war natürlich die Heilkunde, welche in der Urzeit nur von Frauen und zauberkundigen Besprechern ausgeübt worden war. Jetzt lernten die Deutschen die rationelle, von den Griechen erfundene und auf die Römer vererbte Medizin kennen. Das beweisen die Lehnwörter „Arzt" (archiater), d. i. „Erzheiler", Titel des Leibarztes am byzantinischen Hofe, den die

Digitized by Google

Merowinger in ihre Hofsprache übernahmen, „Pflaster" (plastrum), „Büchse" (buxis) und „Fieber" (febris).

Man sieht, daß diese durch die Berührung mit der römischen Kultur hervorgerufene Umwandlung alle Gebiete des materiellen Lebens beeinflußte. Sie bedeutet nichts Geringeres als eine vollständige Umwälzung des wirthschaftlichen und häuslichen Lebens. Nicht das Christenthum hat, wie man oft zu hören und zu lesen bekommt, diese durchgreifende Zivilisirung des rauhen und kriegerischen Naturvolks bewirkt, sondern die im Römervolke konzentrirte Summe der menschlichen Kultur. Aus den ganze Tage am Heerdfeuer zubringenden Recken wurden nun fleißige Arbeiter, doch ohne für Fälle, wo es darauf ankam, ihre alte Heldenhaftigkeit einzubüßen. Das alte Geschlecht der hünenhaften Krieger und Wanderer wäre ohne diese gründliche Umwandlung der ganzen Lebensweise vom Erdboden verschwunden, wie das Riesengeschlecht auf Burg Niedeck. Jetzt erst sind die Existenzbedingungen sicher, die Existenzmittel reichlich, und damit erst ist die schnelle Vermehrung der Bevölkerung ermöglicht. Der römischen Zivilisation also verdanken wir nicht nur den Anstoß zu materieller Entwickelung, sondern auch die Ausbreitung, ja den Bestand unseres Volkes.

Allerdings macht sich auch die Einwirkung des Christenthums schon in dieser vorchristlichen Zeit fühlbar. Die Deutschen hatten bereits, als sie noch Heiden waren, von einigen christlichen Einrichtungen und Begriffen so genaue Kunde bekommen, daß sie die entsprechenden Wörter in ihre Sprache aufnahmen. Wir finden schon in ganz früher Zeit, zum Theil schon vor der Auswanderung der Angelsachsen die Worte „Kirche" (aus griechischem kyriakon d. i. Haus des Herren), „Pfaffe" (aus griech. papas Geistlicher niederen Ranges), „Teufel" (griech. diabolus), „Engel" (griech. angelos), „Pfingsten" (griech. pentekoste der fünfzigste, nämlich Tag nach Ostern). Diese stammen theils sicher, theils höchst wahrscheinlich nicht aus dem Lateinischen, sondern aus dem Griechischen. Sie müssen also den Germanen von Osten her zugekommen sein, und da gab es keine andere Vermittelung als durch die arianischen Goten. Da diese Wörter nun nicht nur sehr früh in unsere Sprache gelangt sind, sondern auch außerordentlich fest in derselben wurzelten, so fest, daß z. B. „Kirche" und „Pfaffe" durch die späteren lateinischen Kirchenausdrücke ecclesia und clericus nicht wieder verdrängt werden konnten, so ergiebt

Digitized by Google

sich, daß es echt volksthümliche Wörter waren, und daß die Gegenstände, die durch sie bezeichnet werden, sich den Germanen im täglichen Leben aufgedrängt haben müssen. Es müssen also im Innern Deutschlands vom 4. bis 6. Jahrhundert weit mehr arianische Gotteshäuser, Geistliche und Gemeinden existirt haben, als die Geschichte zu vermelden weiß. Das lehrt die Betrachtung der Sprache mit Sicherheit. Auch Engel und Teufel wurden durch Kultus, Bilder und Exorzismus populäre Gestalten der Volksphantasie, lange bevor die römische Kirche in Deutschland Fuß faßte.

Aber auch von der lateinisch-romanischen Kirchensprache sind einige Ausdrücke schon vor der allgemeinen Bekehrung in unsere Sprache gedrungen: „Bischof" (episcopus), „Pfarre" (parochia), „Dechant" (decanus), „Pfründe" (praebenda das zu Gewährende), „opfern" (operari), „Almosen" (romanisch almosna). Die Aufnahme dieser Wörter ist in den Rheingegenden erfolgt, wo seit der Römerzeit sich christliche Einrichtungen erhalten hatten, wo schon im 6. Jahrhundert fränkische Missionare thätig gewesen und durch die Politik der fränkischen Könige begünstigt worden waren. Es muß also schon im 6. und 7. Jahrhundert in diesen Gegenden zahlreiche Christen deutscher Zunge gegeben haben. So sind im südlichen und westlichen Deutschland schon vor der umfassenden Thätigkeit der irischen und angelsächsischen Missionare zwei Ströme christlichen Lebens zusammengeflossen, welche beide in der Sprache ihre Spuren hinterlassen haben. Der von Osten kommende, durch die Goten vermittelte, versiegte mit dem Hinsterben des arianischen Christenthums, der westliche bildete nur den Vorläufer der gewaltigen Hochfluth, mit welcher das römische Christenthum im 8. Jahrhundert über Deutschland hereinbrach.

Damit beginnt eine neue Periode in der Geschichte unseres Volkes, das eigentliche Mittelalter. Die durchgreifende Christianisirung hat auch durchgreifende Spuren im Wortschatz unserer Sprache hinterlassen. Die Begriffe und Einrichtungen, welche die neue Religion mit sich brachte, mußten ja den zu Bekehrenden sprachlich bezeichnet werden, und dazu bot sich den Bekehrern ein doppelter Weg. Sie konnten die lateinischen Wörter übersetzen oder beibehalten. Beide Wege sind eingeschlagen worden. Uebersetzt oder durch entsprechende deutsche Begriffe ersetzt sind Wörter wie „Gemeinde" (communio), „Gewissen" (conscientia),

Digitized by Google

„Beichte“ (confessio), „Ostern“ (pascha), „Weihnachten“ (dies natalis), „Hölle“ (gehenna) und besonders abstrakte Ausdrücke, welche in ihrer fremden Form dem Volke völlig unverständlich geblieben wären, z. B. „Wesen“ (substantia), „Demuth“ (humilitas), „Barmherzigkeit“ (misericordia), „Buße“ (poenitentia), „Lehre“ (doctrina), „Schöpfer“ (creator). Weit häufiger jedoch schlugen die Bekehrer den bequemeren zweiten Weg ein. Sie behielten die lateinischen Ausdrücke einfach bei und überließen es dem Volke, sich dieselben mundgerecht zu machen. Da die Lautverschiebung jetzt abgeschlossen war, so sind sämmtliche p k und t der neuen, christlichen Lehnwörter unverschoben geblieben, man vergleiche zum Beispiel „Priester“ (vulgärlateinisch prestre aus presbyter) mit dem oben genannten „Pfarrer“. Im übrigen aber drückte die deutsche Sprache dem fremden neuen Stoff vollständig ihr Gepräge auf, so daß heutzutage auch diese Lehnwörter durchaus wie echtdeutsche Wörter aussehen; besonders ist der Ton durchweg nach deutscher Art auf die Stammsilbe zurückgeschoben worden, zum Beispiel „Pilgrim, Pilger“ aus peregrinus.

Kirchliche Personen sind außer dem „Priester“ der „Küster“ (vulgärlat. custor statt custos), der auch „Sigrist“ (sacristanus) oder „Mesner“ (mansionarius von mansio „Haus“, frz. maison), hieß. Ferner dient der Personenbezeichnung die Vorsilbe „Erz“ in „Erzengel, Erzbischof, Erzpriester“ (aus archi; vergl. oben „Arzt“). Mit dem Christenthum fand das Klosterwesen Eingang in Deutschland und damit die Wörter „Mönch“ (monachus), „Nonne“ (nonna), „Klausner“ (von clausa), „Abt“ (abbat-em), „Probst“ (propositus), sowie „Regel“ (regula) und „Orden“ (ordinem). Die Mönche mußten täglich die „None“ (nona, engl. noon), „Vesper“ (vespera) und „Mette“ (matutina) singen. Vor der letzteren durften sie nichts essen und befanden sich daher in einem Zustand des Leibes, den sie als nocturnus (nächtlich) „nüchtern“ bezeichneten. Das abgetheilte Maß der Nahrung, welches der Mönch erhielt, hieß expensa (das Ausgetheilte), woraus „Speise“ wurde.

Die kirchlichen Gebäude sind außer „Kirche“ (s. o.) „Dom“ (domus dei Gotteshaus), „Münster“ (monasterium), „Kloster“ (claustrum), „Zelle“ (cella, vergleiche damit den von demselben Stammworte herkommenden „Keller“ der vorchristlichen Zeit), und „Kapelle“ (capella); das letztere bedeutet eigentlich Kapuzenmantel (von capa „Kappe“). Nach der Legende hatte einst der heilige

Digitized by Google

Martinus seinen Mantel mit dem Schwerte getheilt und die Hälfte einem Bettler geschenkt. Dieser heilige Mantel wurde in dem Privatgotteshaus der fränkischen Könige aufbewahrt und verschaffte diesem seinen Namen capella. Von dieser capella wurden dann alle kleineren Bethäuser „Kapellen" benannt und ein an einem solchen amtirender Geistlicher „Kaplan".

Unter den kirchlichen Geräthen ist weitaus das volksthümlichste das „Kreuz" (cruc-em), sodann der „Altar" (altare), der ursprünglich den Ton auf der ersten hatte („Alter") und seine jetzige Betonung erst späteren gelehrten Einflüssen verdankt, die „Kanzel" (cancelli, eigentlich Schranken mit aufgesetztem Lesepult), und die ewige „Lampe" (lampas) oder „Ampel" (ampulla). Einen großen Eindruck auf die versammelte Gemeinde machte auch das gewaltige Musikinstrument, welches den Gottesdienst beherrschte, die „Orgel", eine griechische Erfindung und daher auch ein griechisches Wort (organum „Werkzeug"), sowie die zum Gottesdienst rufende „Glocke", welche aus dem Keltischen stammt, aber schon seit dem 8. Jahrhundert im Kirchenlatein (clocca) festgewurzelt erscheint.

Der Gottesdienst selbst erhielt von der Schlußformel: ite, missa est concio („geht, die Versammlung ist entlassen") den Namen „Messe." Die Tage, wo Gottesdienst stattfand und die Arbeit ruhte, hießen „Feiertage" (feria, eigentlich „Fest"), die Bedeutung Freiheit von Arbeit tritt noch heute in „Feierabend" besonders hervor. Die Thätigkeit des Geistlichen bestand in „predigen" (praedicare), „kasteien" d. i. strafend vermahnen (castigare), „segnen" (signare) d. i. mit dem Zeichen des Kreuzes (signum) versehen; aber auch „vermaledeien" (maledicere) und „verdammen" (damnare) mußte er, wenn es darauf ankam. Auch unser Zeitwort „laben" hat in einer geistlichen Sitte seinen Ursprung; Gästen pflegte man nach biblischer Weisung (Joh. 13, 5) in Klöstern die Füße zu waschen (lavare); da dies zur Erquickung diente, so bekam das Wort bald die allgemeine Bedeutung des Erquickens, auch mit Speise und Trank, was um so eher möglich war, da sich an die Fußwaschung, wie noch heute bei der päpstlichen Ceremonie in Rom, die Bewirthung des Fremdlings anzuschließen pflegte.

Für Qual und Strafe im Diesseits wie im Jenseits brachte die Kirchensprache drei neue Worte auf: „Plage" (plaga, eigentlich Schlag), „Pein" (poena) und „Marter", abgeleitet von „Märtyrer"

Digitized by Google

(martyr, eigentlich Blutzeuge). Das Gegentheil bezeichnet „Jubel", ein Wort, in welchem das lateinische iubilus, „laute Freudenäußerung", mit dem hebräischen „Jubeljahr" zusammengeflossen ist. „Jubelgeschrei" und „Jubelgreis" hat ursprünglich garnichts miteinander zu thun; im Sprachbewußtsein gelten diese beiden „Jubel" aber schon lange als identisch.

Durch die Bekehrung der deutschen Nation kam ein bis dahin noch nicht vorhandener Riß in dieselbe, der Gegensatz zwischen gebildet und ungebildet; denn vorher hatten Fürst und Edeling dieselbe geistige Bildung besessen wie der Bauer und der Leibeigene. Träger der neuen Bildung waren die Kleriker; daher bezeichnet im Englischen clerk jeden des Schreibens Kundigen, und „Laie" (laicus) heißt bei uns jeder in irgend einer Sache nicht Gebildete. Die neue gelehrte Bildung beruhte auf den Künsten des Lesens und Schreibens, von denen das erste ein echt deutsches Wort ist und ursprünglich das Sammeln und Ausdeuten der mit Runenzeichen versehenen Buchenstäbchen (daher „Buchstabe") bedeutet, während „schreiben" eine sehr volksthümliche und alte Entlehnung aus scribere ist. Vermittelt wurde diese neue Bildung in klösterlichen Unterrichtsanstalten, welche vom lat. schola „Schule" hießen. Hier gebrauchte man „Tinte" (tincta, eigentlich gefärbt), „Tafel" (tabula), „Griffel" (graphiolum), „Pult" (pulpitum) und „Pergament" (pergamenum, benannt von dem Hauptfabrikationsort, der Stadt Pergamum), welches mit Bimsstein (pumicem) geglättet wurde. Das Abfassen schriftlicher Arbeiten hieß „dichten" (dictare, eigentlich zum Nachschreiben vorsagen), das Ueberdenken einer Aufgabe „trachten" (tractare). Kurzgefaßte Urkunden, dann Urkunden überhaupt hießen brevis (nämlich libellus), daraus wurde „Brief"; einer solchen mußte ein „Siegel" (sigillum) beigefügt sein, wenn sie rechtsverbindlich sein sollte; man vergleiche die Verbindung „verbrieft" und „versiegelt".

Aber nicht nur die geistige Kultur, sondern auch die materielle fand, wie schon zur Zeit der Merowinger, ihre Hauptpflege in den Klöstern, besonders den größeren, wie St. Gallen, Fulda, Corvey. Was die Mönche an nützenden oder zierenden Gewächsen von ihren Ordensbrüdern in wärmeren Gegenden erlangen konnten, das pflanzten sie in ihren Klostergärten an und setzten so den Prozeß fort, der schon in der Römerzeit begonnen hatte. Die „Birne" ist schon oben erwähnt worden. Es wurden ferner eingeführt die schönsten der Blumen, welche noch heute unsere Gärten

Digitized by Google

schmücken, das „Veilchen", (viola), die „Rose" (rosa) und die „Lilie" (lilium), die beiden letzteren waren zugleich durch symbolische Bedeutung geheiligt; denn die Rose ohne Dorn war das Sinnbild der heiligen Maria, die Lilie das ihres göttlichen Sohnes. Aus der Fülle der Küchen- und Heilkräuter ferner, welche damals eingeführt wurden, hebe ich nur hervor die „Zwiebel" (caepulla), „Petersilie" (petrosilium), „Kamille" (camomilla), „Salbei" (salvegia), „Schellkraut" (chelidonia, d. i. Schwalbenkraut), „Baldrian" (valeriana) und „Lavendel" (lavandula), so benannt, weil das Kraut von den Römern zum Bereiten wohlriechender Bäder benutzt wurde.

Von diesen Gewächsen dienten viele als angenehme Würze zu den Speisen; weit wichtiger aber für die Küche wurden das „Oel" (oleum), anfangs aus Italien und Südfrankreich zu klösterlichem Gebrauch importirt, dann auch in Deutschland aus einheimischen Pflanzen bereitet, und die „Butter" (butyrum), welche aus dem nordöstlichen Frankreich zunächst nach Niederdeutschland kam. Besonders die Butter gab auch der Kuchenbäckerei einen neuen Aufschwung. Daher die Ausdrücke „Bretzel" (bracitellum aus brachiolum d. i. Aermchen, von der Gestalt dieses Gebäcks), „Platz" (placenta) und „Lebkuchen" (libum mit verdeutlichendem Zusatz des entsprechenden deutschen Wortes, wie z. B. auch Tigerthier, Zederbaum, Karfunkelstein u. a.) während „Oblate" (oblata hostia dargebrachtes Opfer) das heilige beim Abendmahl gebrauchte Brot bezeichnete. Die Mönche brauchten den Kuchen als Fastenspeise, ebenso wie die Fische, die sie in Teichen zu ziehen lernten, z. B. die „Quappe" (capito), „Barbe" (barbus), „Lamprete" (lampreta), „Aalraupe" (rubeta), und die „Muscheln" (musculus), alles Dinge, die zwar schon früher vorhanden waren, jetzt aber erst Kulturwerth und damit Benennung erhielten. Auf eine Verfeinerung der Geflügelzucht zu Küchenzwecken weist das Wort „Kappe" oder „Kappaun" (cappo und capponem) hin. — Was ferner die Getränke betrifft, so verbreitete sich von Nordfrankreich aus damals zunächst nach Nord- und Mitteldeutschland eine neue Art Klosterbräu, welche sich höchst vortheilhaft von dem altgermanischen Gerstenabsud unterschied durch einen Beisatz der würzenden und kräftigenden Hopfenpflanze. Da dieser Stoff eine gallische Klostererfindung war, so behielten auch die deutschen Mönche den romanischen Namen bibere oder bivere „Bier" bei; Bier ist also das Getränk an sich.

Digitized by Google

Daß bei so vermehrtem Wirthschaftsbetriebe auch die Wirthschaftsgeräthe verbessert und vermehrt wurden, versteht sich von selbst. Zum Zerstoßen der Gewürze lernte man sich des „Mörsers“ (mortarium) bedienen, zum Braten des „Tiegels“ (tegula; vgl. oben „Ziegel“), zum Aufbewahren von Wein, Bier und Milch der „Butte“ (butina), „Tonne“ (tonna, aus dem Ligurischen oder Rätischen ins Latein übernommen) und „Mulde“ (mulctra, eigentlich Melkfaß); ein kleineres Gefäß ist der „Seidel“ (situla).

Um nun auf die eigentlichen Gewerke zu kommen, so nahm keines derselben einen rascheren und gewaltigeren Aufschwung als die Baukunst, welche damals nicht nur für die Annehmlichkeit, sondern auch für die Sicherheit des Lebens die Grundlage schuf. Ihr gehörten wie schon in der vorigen Epoche, so auch in dieser besonders zahlreiche Lehnwörter an; vor Allem „Turm“ (turris), ferner „Gruft“ vom lat. grupta (griech. krypta) mit Anlehnung an „graben“ gebildet, „Mörtel“ desselben Ursprungs wie „Mörser“; denn mortarium bedeutete ursprünglich das Gefäß sammt der Masse, dann entweder das erste (Mörser) oder das zweite (Mörtel) allein; „Quader“ (quadrus), „Platte“ (platta), „Erker“ (arcora, Mehrheit von arcus „Bogen“), „Zingel“ (cingulus), d. i. Gürtelmauer, wovon „umzingeln“. — Aber auch die anderen Gewerke entwickelten sich an der Hand der römisch-gallischen Technik weiter. Jetzt verfertigte nicht mehr jeder Einzelne alles selbst, was er brauchte; es bildeten sich durch Arbeitstheilung die einzelnen Handwerke aus. Der „Schuster“, d. i. „Schuhsutor“ (sutor „Näher“) und der „Metzger“ (matiarius Wurstler) tragen romanische Namen. Andere Handwerksausdrücke sind „Masse“ (massa), wovon „Messing“, „Pinsel“ (penicillus, d. i. Schwänzchen), „Kurbel“ (curva). Mineralische Stoffe, die man früher nicht gekannt hatte, wurden jetzt bekannt und technisch verwerthet, der „Mennig“ (minium), die „Kreide“ (creta), der „Grünspan“ (viride Hispanum). Das Bekleidungswesen wurde bereichert durch einige neumodische Gewandstücke, welche auch neumodische Benennungen hatten: die „Kappe“ (cappa), ein Mantel mit Kapuze (s. oben Kapelle), später beschränkt auf die Kopfbedeckung, wie das französische davon abgeleitete chapeau, der „Mantel“ (mantellum), der „Pelz“ (pellicia von pellis). Schwarzgefleckte Pelzwerk auf weißem Grunde bezeichnete man mit einem Klosterworte als „bunt“ (punctus), d. i. eigentlich „gestickt“. Seit dem 8. Jahrhundert etwa lernten die Deutschen von den Romanen auch die Fußböden mit geflochtenen oder gewebten Stoffen zu

Digitized by Google

belegen, daher die Ausdrücke „Matte“ (matta) und „Teppich“ (tapetum).

Daß der orientalische Handel seine letzten Ausläufer schon früh bis nach Deutschland erstreckt hat, beweisen die alten Lehnwörter „Seide“ (seta), „Balsam“ (balsamum), „Narde“ (nardus) und „Perle“ (entweder pirula „Birnchen“ oder sperula „Kügelchen“). Auch der indische Papagei fand als Zier- und Luxusvogel schon in dieser Zeit seinen Weg bis zu unseren Vorfahren, welche überhaupt eine große Freude an singenden und sprechenden Vögeln hatten; sein lateinischer Name psittacus wandelte sich in „Sittig“. Dagegen sind andere Thiere des Orients den Deutschen nur vom Hörensagen bekannt geworden, haben aber dennoch, weil sie die Phantasie des jugendlichen Volkes mächtig anzogen, früh eine große Popularität erlangt, wie ihre durchaus volksthümlichen Benennungen beweisen. So vor Allem der König der Thiere, der „Löwe, Leu“ oder auch „Laue“ (daher „Lauenburg“ = Löwenburg), der „Elefant“, ursprünglich „Helfant“, als hätte er etwas mit „helfen“ zu thun, dessen Name zuerst durch den von Byzanz aus Donau aufwärts gehenden Elfenbeinhandel den Deutschen vermittelt wurde, der „Strauß“ oder wie man gewöhnlich sagte „Vogelstrauß“ (struthio), ferner die großen sagenberühmten Vögel des Alterthums, der „Phönix“ und „Greif“ (vulgärlat. griphus), den die Deutschen mit dem Zeitwort „greifen“ in Verbindung brachten wegen des Menschenraubes, den er der Sage nach betrieb.

Die bisher betrachteten Lehnwörter sind auf volksthümliche Weise durch Rede und Verkehr in unsere Sprache gelangt. Nun tritt in dieser Zeit aber auch eine ganz andere Gattung von Lehnwörtern auf, welche im Laufe der Zeit ein sich stets erweiterndes Gebiet gewonnen haben. Es sind diejenigen, deren Rezeption die Lektüre fremdsprachlicher Schriftwerke veranlaßt hat. Diese sogenannten Buchwörter sind also nicht durch das Ohr der Hörenden, sondern durch das Auge der Lesenden in die deutsche Sprache gelangt. Sie waren daher zunächst nur ein Besitz der lesenden und schreibenden, der gebildeten Klasse, gingen aber häufig auch in den Gebrauch weiterer Kreise über und wurden mehr oder weniger volksthümlich. Kein Buch hat in dieser Beziehung auf die deutsche Sprache größeren Einfluß ausgeübt, als die Bibel, weil diese in den Klosterschulen am meisten studirt wurde. Außerdem haben uns die Kirchenväter, die Glaubensbekenntnisse und die sonstige theologische Literatur manches Wort geliefert, besonders abstrakte

Digitized by Google

Begriffe wie „Person", „Natur", „Kreatur", „Majestät", „Glorie", „Sakrament". Aber auch andere als solche theologisch-philosophischen Ausdrücke, Wörter, die uns jetzt sehr wenig geistlich dünken, sind biblisch-gelehrten Ursprungs. Der „Körper" z. B. ist durch das Abendmahl und die Verehrung des corpus domini in unsere Sprache eingedrungen. Ebenso stammt „Flamme" und „Laterne" aus der Sprache der Bibel. Andere biblische Worte gehören der Kultur des Orients, wie sie sich in der Bibel wiederspiegelt, an. So die Abzeichen des Königs, „Thron", „Szepter", „Purpur" und „Krone". Biblisch-orientalische Naturprodukte sind „Turteltaube", „Skorpion„ „Cypresse", „Palme", „Ysop", „Ebenholz", „Kristall", „Alabaster". Eine große Rolle spielen in der Schrift ferner die Edelsteine, welche durch ihren Glanz, ihre Kostbarkeit und die vielen wunderbaren Eigenschaften, die ihnen zugeschrieben wurden, die Phantasie anregten, es aber doch über mehr als halbe Volksthümlichkeit nie hinausgebracht haben. Ich nenne den „Topas", „Smaragd", „Karfunkel", „Saphir", „Amethyst", „Onyx" und „Beryll". Man findet diese in der Bibel z. B. bei der Beschreibung von Aarons Amtsschild, 2. Mos. 28, 17—20 und in der Offenbarung 21, 19—20. Populärer als alle die genannten Edelsteine ist der „Diamant" (adamas), bei dem das lateinische Stammwort stark in volksthümlicher Weise umgebildet ist. Der „Rubin" fehlt noch in der Bibel; er ist erst eine romanische Neubildung.

Zu den mehr wissenschaftlichen Lehnwörtern sind zu rechnen „Paar", „Tabelle", „Figur", „Element", „Exempel", „Charakter", „probiren"; auch „dauern" (durare) und „Laune". Das letzte Wort ist nichts anderes als luna „Mond" mit dem weiteren Bedeutungsfortschritt Mondwechsel, Glückswechsel, Stimmungswechsel, was es heute allein noch heißt. Die Astrologie des Mittelalters glaubte ja an die Einwirkung des Mondes auf das Glück und die Stimmung der Menschen. Die Musik betreffen die Lehnwörter „Chor", „Note", „Ton", „Melodie", „Cither", „Cymbel" und als das volksthümlichste von allen die „Leier", die freilich im Mittelalter ein ganz anderes Instrument war als die antike Lyra; ihre Saiten waren auf ein Rad gespannt, welches mittelst einer Kurbel gedreht wurde (daher „leiern" und „die alte Leier"). Medizinische Lehnwörter aus dieser Zeit sind der „Koller", der nichts anderes ist als die moderne Cholera (cholera), die „Apotheke" (apotheca), die „Arznei" und die „Pille" (pilula).

Digitized by Google

Eine besondere Klasse bilden diejenigen Lehnwörter, welche sich auf die Regierung und Verwaltung, auf das Recht und das öffentliche Leben beziehen. Es ist dies Gebiet ja dasjenige, auf welchem das römische Volk für alle Zeiten Maßgebendes geleistet hat. Die Deutschen hatten in dieser Hinsicht von Hause aus sehr einfache Verhältnisse. Dieselben wurden aber allmählich bei steigender Kultur immer verwickelter. Man bedurfte daher auch stets neuer Worte, welche man aus dem reichen Schatze der römischen Verwaltungs- und Rechtssprache entnahm. Man kann diese Gattung von Lehnwörtern in verschiedene Schichten zerlegen. Die älteste ist diejenige, welche bis in die Zeit der merowingischen Könige zurückreicht. Dahin gehört das älteste dieser Worte „Graf", die Umformung eines byzantinisch-griechischen Hoftitels grapheus d. i. „Schreiber". Die fränkischen Könige entnahmen das Ceremoniell und das Titelwesen für ihren neuentstandenen, noch stark barbarischen Hof zum guten Theile von dem byzantinischen Kaiserhof, der ja in diesen Dingen als unübertreffliches Muster gelten konnte. Der „Graf" ist also ein vornehmer Grieche, der „Förster" dagegen ein einfacher Lateiner; doch gehört auch er der Merowingerzeit an. Schon in einer Urkunde Königs Childebert I. vom Jahre 556 findet sich von einem Walde bei Paris der Ausdruck forestis nostra. Das Wort forestis oder foresta kommt von foris „außerhalb" her und bezeichnet somit einen Wald, der außerhalb des gemeinen Rechtes, der gemeinen Benutzung steht, der dem Wildbann unterworfen ist. Darum bedeutet unser „Forst" auch nur den gehegten, bewirthschafteten Wald. Ebenso alt wie der „Forst" und der „Förster" ist der „Meier". Auch dieser Titel stammt aus der Amtssprache der fränkischen Könige, in welcher der Vorsteher der Dienerschaft und der oberste Verwalter königlicher Hausgüter maior domus hieß (vgl. auch franz. maire). Zu dieser merowingischen Schicht gehört endlich noch „Zins" (census), der technische Ausdruck für die Naturalabgaben, die den Hintersassen aufgelegt waren.

Aus einer späteren Zeit als die ebengenannte, etwa dem neunten Jahrhundert, stammen „Meister" (magister) und „Vogt" (vocatus), eigentlich Rechtsbeistand, dann Vormund, Gerichtsherr, ja selbst König. In derselben Zeit etwa sind entlehnt worden die Verkehrswörter „Markt" aus mercatus, womit schon die in Deutschland umherziehenden römischen Händler ihren Kram bezeichneten, und die „Kosten" sammt dem Zeitwort „kosten" (aus

Digitized by Google

constare und dem spätlateinischen Hauptwort costus). Jüngeren Ursprungs ist „Bezirk“ (circus Kreis), „Rente“ (rendita gleich reddita „das Ausgezahlte“), „Kanzlei“ als Dienstraum für Beamte und Schreiber (cancellaria, eigentlich Schranken, vgl. oben „Kanzel“), „Kanzler“ und „Titel“. Auch „fälschen“ (falsicare) und „mangeln“ (mancare von mancus „verstümmelt“) sind von Hause aus Rechtsausdrücke. Erst seit dem 12. Jahrhundert sind nachweisbar „klar“ (clarus), zunächst als ehrendes Beiwort für Personen, seit Wolfram von Eschenbach zum beliebten Modewort geworden; ferner „Konstabler“ (constabularius gleich comes stabuli), eigentlich Oberstallmeister, „Bulle“ (bulla), Wasserblase, Siegelkapsel, Siegel, zuletzt die Urkunde selbst, „Groschen“ (grossus denarius) d. i. Dickpfennig und „Seckel“ aus sacculus.

(Schluß folgt.)

Die Berliner Aufführungen klassischer Musikwerke für den Arbeiterstand.

Von

C. Stumpf.

Wenn Jemand vor sechs Jahren von der Idee gesprochen hätte, den Arbeitern Berlins die Matthäuspassion von Bach oder das Requiem von Brahms vorzuführen, und sich davon eine bedeutende Wirkung auf ein solches Publikum versprochen hätte, so hätte ich, und mit mir sicherlich auch viele Andere, ungläubig den Kopf geschüttelt. Nun ist dies wirklich geschehen. Praktiker, die das Volk, sein Leben, seine Bedürfnisse und Fähigkeiten kennen, haben den kühnen Griff gewagt und das Spiel gewonnen. Die Matthäuspassion, deren Aufführung selbst für das gewählte Stammpublikum der Singakademie noch 1828 wie eine „unverschämte Zumuthung" erscheinen konnte (siehe Devrient's Erinnerungen an Mendelssohn), Brahms' Requiem, das bei der ersten Aufführung in Wien (1867) von einem Theil der Konzert-Habitués mit anhaltendem Zischen aufgenommen wurde, und andere hervorragende Werke des klassischen Musikstils sind dem Volk der Arbeiter dargeboten und von ihm mit weihevoller Stimmung und unter außerordentlicher Betheiligung entgegengenommen worden. Seit Ostern 1895 haben bis jetzt (März 1900) 24 Aufführungen vor insgesammt etwa 56 000 Zuhörern stattgefunden, welche in Folge der besonderen Vertheilungsweise der Karten, über die wir am Schluß berichten, fast ausschließlich dem Arbeiterstande angehörten. Der Eintrittspreis betrug 35 bis 40 Pfennige. Die Konzerte begannen um 1/2 9 Uhr Abends (nur einige, die auf den Sonntag fielen, um 3 Uhr). Es fanden keine Pausen statt, damit nicht, da alle Plätze

Digitized by Google

unnumerirt waren, Unordnung entstände. Trotz dieser ungewohnten Ansprüche an die Aufmerksamkeit in so später Stunde, nach dem voraufgegangenen Tagewerk, zeigte sich nichts von Abspannung oder Unruhe. In dem Gefühl, daß ihnen hier etwas Besonderes, Hohes geboten werde, erschienen die Arbeiter und Arbeiterfrauen vielfach in Festtagskleidung. Die anfänglich geplanten Plakate mit Aufforderung, nicht zu rauchen und den Saal nicht vorzeitig zu verlassen, erwiesen sich als unnöthig. Sie hätten nur Verstimmung erzeugt. Die Theilnehmer sprachen von dem Gehörten in Ausdrücken höchster Bewunderung. Die Plätze waren stets ausverkauft, kein Raum in Berlin erwies sich als ausreichend, und öfters mußten wegen zu starken Zudranges die Aufführungen wiederholt werden.

So muß man denn nachträglich zu verstehen suchen, worauf dieser Erfolg beruht und was die Musik in so hoch entwickelten Gestaltungen dem Volke sein kann. Man muß ein solches Verständniß erstreben, nicht bloß um etwas Volkspsychologie oder musikalische Aesthetik zu treiben, sondern auch um das Vertrauen weiterer Kreise in die Zukunft solcher Unternehmungen zu befestigen. Denn wenn auch Thatsachen besser überzeugen als bloße Theorien, so erwartet man doch die Wiederholung gleicher Thatsachen zuversichtlicher, wenn man ihren Hergang einigermaßen eingesehen hat und nicht mehr den Verdacht hegen kann, daß sie bloß zufälligen Ursachen, hier etwa dem Reiz der Neuheit, der Zugkraft berühmter Künstler u. dgl. entsprungen sind.

Von vornherein soll nun zugegeben werden, daß Faktoren der letztgenannten Art mitgewirkt haben und mehr oder weniger stets mitwirken werden. Das thun sie ja auch bei den höheren Ständen, wo außerdem sogar noch weniger ernsthafte und dem Wesen der Kunst noch ferner liegende Motive mitspielen, wie z. B. die Mode und der gute Ton, die gegenseitige Vorführung glänzender Toiletten, persönliches Interesse für die Konzertgeber u. s. w.

Wenn bei den Arbeitern die Begierde, einen weltbekannten Virtuosen zu hören, dessen Name ihnen auf den Anschlagsäulen oft genug entgegenleuchtete, von dem sie in den Zeitungen oft genug gelesen, — wenn diese Begierde eine Rolle spielt, so hat sie hier gleichwohl etwas Edleres an sich als die blasirte Neugier übersättigter Lebemenschen: sie wurzelt doch auch in dem Bedürfniß, aus der einförmigen Schwere des Alltagslebens herausgehoben, theilzunehmen an den höheren Lebensgütern unserer Kultur, in

Digitized by Google

dem Bewußtsein, die allgemeinen menschlichen Anlagen dafür zu besitzen, und in dem Wunsch, diese Fähigkeiten zu höheren Genüssen nun auch einmal an den vollendetsten Darbietungen der Kunst zu erproben. Ohne das Volk zu idealisiren, dürfen wir wohl solches Bedürfniß und solchen Wunsch als weit verbreitet voraussetzen. Wer möchte dies aber noch Neugierde im tadelnden Sinne nennen?

Leicht versteht sich auch, daß bei Gesängen mit Text vielfach der stoffliche Gehalt und die poetische Form des Textes mitwirken. Die Haydn'schen Oratorien, die alten weltlich heiteren Madrigale, mehrstimmige Männergesänge der neueren Zeit, auch Solovorträge der Gesangskünstler werden für die meisten dadurch besonderen Reiz gewinnen. Die ernsten Worte des Requiems von Brahms, so wundervoll sie ausgewählt sind, ergreifen schon nicht Jeden in gleicher Weise, und der Passionstext mit seinem positiv christlichen Gehalt und den eingemischten pietistischen Gedichten findet bei der weit verbreiteten radikalen Gesinnung der Arbeiterkreise keineswegs so günstigen Boden und entgegenkommende Stimmung. Wir haben in dieser Hinsicht eher ein Widerstreben beobachtet, welches sich sogar auf das Lokal dieser Aufführungen, die als größter Raum Berlins benutzte Garnisonkirche, erstreckte.

Trotzdem diese durchschlagende Wirkung! Die Macht der Musik selbst also hat es vollbracht. „Die Himmelstöne mächtig und gelind" haben die Herzen erobert. Durch welche Pforte, kraft welcher Waffen sind sie eingedrungen?

Es kann uns nicht einfallen, hier Räthsel lösen zu wollen, die auch für eindringendes wissenschaftliches Nachdenken noch lange oder immer Räthsel bleiben werden. Es gilt nur, die allbekannten Seiten der musikalischen Wirkung sich zu vergegenwärtigen, sowie die Gründe, aus denen die eine mehr, die andere weniger für das Volk in Betracht kommt. Es sind der Rhythmus, sinnliche Klangschönheit, Melodie, Harmonie, endlich das schon in den einfachsten Gebilden steckende, durch komplizirtere immer reicher angeregte musikalische Denken. Die Musikästhetiker streiten, was davon das Wesentlichste und Ursprünglichste sei. So viel ist gewiß, daß diese Faktoren in den vollendetsten Formen alle zusammengehören, aber auch, daß sie zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Stilgattungen in verschiedenem Maße hervortreten.

Der Rhythmus mag insofern das Ursprünglichste sein, als er überhaupt nicht an Töne, geschweige an Melodien und

Digitized by Google

Modulationen gebunden ist. Man kann Rhythmus auch durch den Tast- und Muskelsinn empfinden, innerhalb des Gehörsinns auch an mehr geräuschartigen Eindrücken, wie bei der Trommel. Schon die taktmäßige Ausführung von Arbeiten, allenfalls begleitet von rhythmischen Geräuschen und unartikulirten Lauten, später erst von Tönen und Gesängen, wurde von jeher als Erleichterung, namentlich bei länger fortgesetzten und gemeinschaftlichen Arbeiten, angewendet. Das Annehmlichkeitsgefühl, das sich an die rhythmische Seite der Musik knüpft, mag in solchen uralten und im Nervensystem eingewurzelten Erfahrungen, zu denen die des individuellen Lebens noch hinzutreten, seinen Grund haben. Billroth glaubte auch konstatiren zu können, daß die populärsten und langlebigsten Melodien doch immer die rhythmisch hervorragenden sind, und daß sich auch die Erfindungsgabe eines Komponisten besonders in diesem Gebiete zeigt. Allerdings darf der Rhythmus, um leicht verständlich und für weitere Kreise wirkungsvoll zu bleiben, nicht in dem Maße künstlich werden, wie es in neueren Kompositionen, besonders in Klavierstücken von Schumann und Brahms öfters geschieht. Diese Feinheiten sind theilweise überhaupt nur dem Spieler selbst und dem Mitlesenden oder mit den Noten früher schon Vertrauten ganz genießbar, jedenfalls für den ungeschulten Hörer nicht vorhanden. Andererseits tritt bei manchen musikalischen Formen, wie bei den Chorälen nach der traditionellen Vortragsweise, das Rhythmische fast ganz in den Hintergrund; bei den Rezitativen nähert es sich den freien Accenten der gesprochenen Rede und verliert in demselben Maße seine eigenthümliche Wirkung zu Gunsten der ausdrucksvolleren Deklamation. Ueberhaupt aber ist bei aller Wichtigkeit des Rhythmischen nicht zu vergessen, daß es schließlich doch der Ton ist, der die Musik macht.

Klänge als solche wirken wohlthuend auf ein gesundes Nervensystem, wenn sie nicht zu stark und zu scharf sind und nicht zu lange auf der nämlichen Höhe verweilen. Diese, auch von manchen Thieren empfundene, rein elementare Wirkung mag mit der einer wohlthuenden Temperatur oder einer guten Beleuchtung verglichen werden. Hat man schon Sonnenbäder, warum nicht auch Tonwellenbäder, und zwar Volksbäder? Die gleichzeitige Mischung verschiedener Klangfarben im Orchester und der Hinzutritt der menschlichen Stimme, an deren Klangfarbe das menschliche Ohr nach Helmholtz besonders angepaßt ist, vervielfältigt die Wirkung. Man denke beispielsweise an das C-dur-Duett (Nr. 30) in der Schöpfung

Digitized by Google

mit den einfachen Dreiklängen, mit dem pianissimo begleitenden Chor und Orchester. Ich wenigstens kann dies niemals hören, ohne schon einen rein sinnlichen Hochgenuß zu empfinden, der sich mit der Schönheit der Komposition zur wunderbarsten Gesammtstimmung verbindet. Das sinnlich Wohlthuende ist gewiß nicht das Werthvollste daran, bildet aber die elementare Grundlage der ganzen Stimmung. Wenn nun auch die Schönheit der Komposition, das rein Aesthetische, nicht jeden, und namentlich den musikalisch Ungebildeten nicht, in gleichem Maße ergreifen mag: die physiologische Wirkung dürfte im Wesentlichen dieselbe sein und nur bei den wenigen ganz ausbleiben, deren Gehör in musikalischer Hinsicht unter dem der Taubgeborenen steht, insofern diese die Musik weder angenehm noch unangenehm, jene aber sie als störendes Geräusch empfinden.

Man möge auch nicht glauben, daß musikalisch ungebildete, im übrigen aber von Natur aus nicht geradezu unmusikalische Menschen für den sinnlichen Wohllaut nothwendig eine geringere Empfindlichkeit hätten als musikalisch gebildete. Oft ist es mir aufgefallen, daß kleine Unebenheiten des Klanges, störende Beimischungen, Schwebungen, Geräusche, scharfe Beitöne u. dergl. von solchen Individuen eher bemerkt werden als von musikalisch gebildeten, deren Aufmerksamkeit eben gewohnheitsmäßig mehr den Beziehungen der Töne zu einander, dem eigentlichen Sinn des Stückes, zugewandt ist. Natürlich würde der Ungeübte den Ursprung und das Wesen der störenden Beimischung nicht anzugeben vermögen, aber daß etwas Fremdes und Unreines dem Klange anhaftet, kann ihm wohl zum Bewußtsein kommen.

Der bloße Klangeindruck als solcher macht aber die Musik auch noch nicht zur Musik, sondern die Verbindung der Töne zu Harmonie und Melodie. Um deren Wirkung auf das Volk zu verstehen, müssen wir vor Allem erinnern, daß Harmonie und Melodie nicht weniger dem Volk selbst entsprungen und Fleisch von seinem Fleische sind wie der Rhythmus. Schon die allen Kulturvölkern gemeinschaftlichen Tonstufen: Oktave, Quinte, Quarte, Terz, Ganzton, sind nicht von Gelehrten ausgerechnet, sondern vom singenden und musizirenden Volk festgestellt worden. Aber auch die Umwandlung der Tonsysteme und des gesammten Tonbewußtseins, die wechselnde Anordnung und Bedeutung, die geistige Verknüpfung dieser Tonstufen ist nur unter seiner Mitwirkung möglich. Unser gegenwärtiges Tonsystem, ohne Zweifel

Digitized by Google

das höchstentwickelte in der Geschichte, ist ein harmonisches. Es ruht auf der Einführung der simultanen Dreiklänge, wodurch allmählich die Kirchentonarten zu Gunsten des Dur und Moll verdrängt und zugleich die Grundlage für den wundervollen Organismus der Akkorde und Modulationen geschaffen wurde. Ist auch der Hergang im Einzelnen noch nicht genügend aufgehellt, so läßt sich doch als sicher annehmen, daß der Volksgesang wie auch die Volksmusik der Pfeifer und Fiedler dabei eine Rolle spielte. Die liegenden Bässe z. B., wie wir sie heute noch von der schottischen Sackpfeife und dem Dudelsack hören, enthielten die Anfänge der harmonischen Begleitung. Ebenso ist die Mehrstimmigkeit und die Nachahmung wahrscheinlich zuerst in Volksgesängen aufgetreten. Und so nährte sich die Kunstmusik auch weiterhin aus diesem Quell. „Der Volksgesang", sagt Ambros, „war der unerschöpfliche Hort, dem die größten Meister des Tonsatzes die Melodien entnahmen, welche sie nicht bloß weltlich zu kunstvollen mehrstimmigen Liedern umbildeten, sondern auf welche sie selbst geistliche Tonstücke der größten und ernstesten Art aufbauten." So manche Volksweise ist in die Choräle, in die Messen übergegangen.

Es ist auch kein Zufall, daß die melodiereichsten Tonmeister der neueren Zeit den österreichischen Landen angehörten, in welchen der Volksgesang heute noch am meisten zu Hause ist, und daß selbst der Hamburger Brahms sich dort am wohlsten fühlte. Wenn man die Entwicklung gerade dieses Künstlers verfolgt, bemerkt man deutlich solchen Einfluß. Seine Jugendwerke sind theilweise überkünstlich und schwer verständlich. In den späteren finden wir dagegen eine Menge volksthümlicher Themen, und in der letzten Zeit hat er es nicht verschmäht, auch wirkliche Volksgesänge mit edler und einfacher Harmonisirung versehen herauszugeben.

Was Wunder also, wenn das Volk sich selbst wiedererkennt, wenn es aus den kunstvollen Gebilden die Wendungen heraushört, die ihm selbst abgelauscht sind, alle nur in eine höhere Sphäre gehoben, mit reichen Farben geschmückt, zu großen Klangströmen erweitert. Es brauchen nicht Anklänge an Volkslieder im eigentlichsten Sinne vorzuliegen, obschon auch solche nicht fehlen. Es sind die volksthümlichen Wendungen im Einzelnen, z. B. der Melodiebeginn mit aufsteigenden Dur-Dreiklängen, Melodieschlüsse mit absteigender Terz und hunderterlei dergleichen, was die innere Verwandtschaft begründet.

Ein Spötter wird vielleicht einwenden, die Brandenburger

Digitized by Google

Bevölkerung habe sich niemals wie die niederösterreichische, steiermärkische und einige Zweige der slavischen Rasse durch eigenthümlich schöne Volksweisen ausgezeichnet. Somit fänden alle diese Erwägungen auf die Wirkung der hiesigen Aufführungen keine Anwendung. Indessen, abgesehen davon, daß unsere Zuhörerschaft doch bei weitem nicht bloß aus eingeborenen Berlinern besteht, sind die deutschen Volksweisen nunmehr überall in deutschen Landen zu Hause, wo sie auch zuerst entstanden sein mögen, und damit ist das Verständniß auch der höheren Kunstwerke vorbereitet, wenn sie sich nicht allzuweit von ihrem Ursprung entfernen, sondern die Fühlung damit behalten.

Uebrigens ist die Entwickelung des Volksliedes selbst, wie ich hier nebenbei einschalten will, auch einmal unter Vorführung von Beispielen dem Arbeiterpublikum dargelegt worden. Herr Dr. Friedländer hat damit großen Erfolg erzielt und dem Volk eindringlich zum Bewußtsein gebracht, was es an musikalischen Kleinodien aus alter Zeit besitzt, die die Schönheit der „Holzauktion im Grunewald" noch bedeutend überstrahlen. Auch dies gehört mit zu den erziehenden Zwecken unserer Unternehmung.

Und schließlich: nicht die nationale oder gar lokale Färbung melodischer Wendungen ist es, welche die klassische Musik so ausdrucksvoll machen. Erst neuerdings versuchen einige Komponisten ihr Glück damit, daß sie solche Elemente in rhythmischer, harmonischer, melodischer Beziehung bevorzugen, während sie in der klassischen Zeit nur sporadisch auftreten. Was in erster Linie wirkt, sind die aller europäischen Volksmusik der letzten Jahrhunderte gemeinschaftlichen Züge. Wenn beim Beginn des letzten Satzes von Beethoven's C-moll-Symphonie ein Invalide der Napoleonischen Garde aufgesprungen sein soll mit dem Ruf: „Vive l'empereur!" — was ist dies Anderes als der naive Ausdruck des Siegesgefühls, das ihn bei diesen Tönen erfaßte, wie es jeden in allen Ländern erfaßt! Um drei Noten handelt es sich, aber um diese drei Grundnoten unserer ganzen Musik, in dieser aufsteigenden Folge, in diesem Fanfaren-Rhythmus, mit dieser Kraft des gesammten Schallkörpers und freilich auch nach dieser fieberhaften Spannung und Steigerung.

Nun kommt aber nach Allem noch ein kritischer Punkt in Betracht: das musikalische Denken. Für den Kenner, den durchgebildeten Hörer, ist bei einem größeren Kunstwerk nicht die einzelne Melodie oder gar die einzelne melodische, rhythmische, harmonische

Digitized by Google

Wendung entscheidend, sondern das Ganze, der kunstvolle Aufbau einer polyphonen Komposition, die Durchführung eines Motivs in zahlreichen, interessanten Wendungen. Schon bei einer anscheinend einfachen Mozartschen Arie, deren leichter Fluß uns wie selbstverständlich erscheint, kann die geistreiche Führung und das Erzielen großer Wirkungen mit den kleinsten Mitteln Gegenstand der Reflexion und der Bewunderung werden. Dieser intellektuelle Reiz, sollte man denken, kann für das Volk doch nicht vorhanden sein.

In höherem Maße ist er gewiß auch wirklich nicht vorhanden -- ist es aber ebensowenig bei vielen der Konzerthörer aus gebildeten Ständen. Anfänge dagegen stellen sich ohne theoretische Vorbildung ein. Auch müssen wir, genau gesprochen, unterscheiden zwischen dem reflektirenden Denken über das Kunstwerk und der unwillkürlichen Auffassung der Beziehungen zwischen seinen Theilen, durch die das Kunstwerk überhaupt erst in der Seele des Hörers geschaffen wird. In jeder Melodie, jedem akkordlichen Zusammenhang ist ein Stück musikalischen Denkens verwirklicht, nicht bloß von Seiten des Komponisten sondern auch des Hörers. Die aufeinanderfolgenden Töne oder Akkorde werden von diesem als miteinander zusammenhängend erfaßt. Die Beziehungen der Akkorde, Auflösung, Abweichung, Rückkehr u. dergl., werden als solche verstanden auch ohne technische Kenntnisse und ohne allgemeine Begriffe. Die Symmetrie, der Gegensatz, die Wiederholung, die dabei auftretenden Veränderungen u. s. w., kurz die innere Logik sogar eines polyphonen Stückes kann bis zu einem gewissen Grad erfaßt werden ohne genaue Zergliederung, ohne Kenntniß der Gesetze der Stimmführung und des Kontrapunkts; ähnlich wie die Verhältnisse eines gothischen Domes. Ich kenne Menschen ohne besondere musikalische Fähigkeiten, ohne jede eigne Uebung in der Musik, denen doch eine Bach'sche Fuge über Alles geht. Die energische Durchführung eines einheitlichen Grundgedankens, der von Nebengedanken umspielt wird, ist ihnen lieber als alle gewöhnliche Melodie und Harmonie. Das ist individuell, wirkt aber in geringerem Maße doch auch bei solchen mit, die nicht gerade immerfort Bach hören möchten.

In unserem Musiksystem sind alle Akkorde innerhalb einer Tonart nur Modifikationen der drei Grundakkorde auf Tonika, Dominant und Subdominant. Alle Uebergänge in andere Tonarten, auch die kühnsten, erfolgen nach Verwandtschaftsbeziehungen und führen wieder in die Haupttonarten zurück. Es herrscht in

Digitized by Google

Hinsicht der Akkordbewegung in allen klassischen Stücken, wie jeder Sachverständige weiß, eine strenge Folgerichtigkeit, die auch dem ungebildeten Hörer nicht gänzlich entgeht. Die Urformen der Kadenz, wie sie in den Volksliedern vorliegen, schimmern überall durch. Bei einigen neueren Komponisten kann man dies freilich nicht mehr sagen. In ihren Tonzusammenstellungen, Akkordfolgen, Modulationen findet selbst ein geübtes Gehör oft schwer die innere Nothwendigkeit, ja überhaupt den Zusammenhang heraus. Sie sollen dann durch den Ausdruck, als Darstellung irgend eines ebenso unerhörten Gefühls oder Ereignisses, wirken. Mag sein: das Volk steht noch nicht auf diesem Standpunkt, sondern verlangt Faßlichkeit des musikalischen Zusammenhanges in sich selbst. Wie weit die Kühnheit der Modulationen, die rhythmischen Excentrizitäten, die Abstreifung fester und deutlich begrenzter Formen in der Melodie gehen darf, ohne daß die Faßlichkeit ganz und gar verloren geht, das ist nach Zeit, Ort und Individuum verschieden und kann nur durch den Versuch ermittelt werden. Aber der Versuch hat es uns eben gezeigt, daß wenigstens die Werke unserer klassischen Tonsetzer für das Volk zum größten Theil noch innerhalb dieser Grenzen liegen. Dem gänzlich Unverstandenen gegenüber hält man den schönsten Ohrenschmaus nicht lange aus. Fesseln kann nur, was der Hörer einigermaßen auch geistig verfolgen und innerlich zu einem Ganzen zusammensetzen kann.

Demnach dürfen wir wohl sagen, daß nicht bloß die Elemente unserer Kunstmusik tief in des Volkes Seele wurzeln, sondern daß es auch ihren Verknüpfungen bis zu einem gewissen Grade folgen kann und bei häufigerem Hören immer besser folgen wird.

Auf Grund dessen wird nun auch eine ähnliche Wirkung auf das Gemüth, es werden ähnliche Stimmungen dadurch erzeugt werden wie bei empfänglichen Hörern der gebildeten Klassen. Darauf will ja die Musik überall hinaus: sie will Stimmung machen. Wie sie es fertig bringt, darf uns hier wieder nicht beunruhigen. Genug, daß alles Erwähnte damit zusammenhängt: Rhythmus, Klangreiz, sinnvolle Tonverbindung, und bei Vokalmusik natürlich auch noch der Text, der die wortlose, gegenstandlose Stimmung mit der Vorstellung konkreter Erlebnisse erfüllt.

Welchen Werth aber diese Gefühlswirkungen der Musik für den ganzen inneren Menschen haben können (nicht gerade bei jedem haben müssen, aber bei empfänglichen Naturen haben können), darüber wüßte ich nicht viel Anderes zu sagen, als was wir schon

Digitized by Google

bei Plato und Aristoteles lesen. Musik und Gymnastik galten ihnen, wie den alten Griechen überhaupt, als die Grundlagen aller Bildung: wie die Gymnastik den Körper, so sollte die Musik, einschließlich der damit eng verknüpften Dichtkunst, das Gemüth geschmeidig machen, kräftig und weich zugleich, gleich entfernt von roher Kraftbethätigung wie von passiver Verweichlichung. Nicht eine direkt ethische Wirkung sollte sie üben — dies kann nur auf dem Wege der Belehrung und Erziehung geschehen — wohl aber eine indirekte, vorbereitende, empfänglich machende. Um solcher Wirkung willen sollte aber auch strenge Censur geübt werden. Die bloß aufregende ebenso wie die erschlaffende Musik, nicht minder das bloße Virtuosenthum sollten verbannt bleiben. „Einem solchen", sagt Plato, „der uns nichts weiter zeigen will als seine Künste, würden wir bedeuten, daß wir ihn zwar überaus bewundern, aber ihn in unserer Stadt nicht brauchen können, und würden ihn lorbeerbekränzt in eine andere schicken."

Wir brauchen nun in allen diesen Beziehungen nicht so rigoros und so unhöflich zu sein, werden aber wenigstens in der Wahl der Konzertprogramme für unsere Arbeiter nach ähnlichen Prinzipien verfahren und haben so verfahren. Was unsere klassische Musik auszeichnet, ist gerade dieses Fernhalten aller brutalen Krafteffekte und aller Sentimentalität, es ist ferner ihre reine Sachlichkeit, so fremdartig dieser Ausdruck bei der Musik vielleicht erscheinen mag. Selbst das ausgelassenste Scherzo athmet diesen sachlichen Ernst, diese Ehrlichkeit, der es nicht um Mätzchen und pikante Einzelheiten, sondern um das Kunstwerk als solches, um die vollendete Ausprägung einer Stimmung in tönenden Formen zu thun ist. Selbst die virtuosesten Solostücke der klassischen Meister stellen die Virtuosität durchaus in den Dienst der rein künstlerischen Intentionen; und wir haben bekanntlich auch ausübende Künstler, welche dieses nachempfinden und verwirklichen, allen voranleuchtend Joseph Joachim.

Hierfür hat nun auch das Volk eine feinere Empfindlichkeit als man gewöhnlich denken möchte. In einer rheinischen Stadt versuchte, wie mir erzählt wird, ein Opernsänger in einem volksthümlichen Konzert auch gelegentlich etliche der in den Salons beliebten rührselig-süßen Liedchen einzuführen, fand aber wenig Anklang damit. Außer Zusammenhang mit solchen Aufführungen wirkt ja freilich jede Art von Musik auf das Volk, da ist es nicht

Digitized by Google

wählerisch, sondern freut sich an jedem Leierkasten und sonstigen Klingklang, der die Einförmigkeit seiner Arbeit unterbricht. Aber ist es zum Kunstgenuß in den Konzertsälen oder Kirchen versammelt, und ist einmal durch ernsthafte und große Musikwerke die Stimmung dafür erzeugt, dann weiß es den Unterschied wohl zu erkennen.

Oefters hört man sagen: die Musik sei mit Schuld an der hyperidealistischen Gefühlsweise des deutschen Volkes, die es so lange Zeit dichten und schwärmen ließ, statt zu handeln. Der Philosoph Lotze, für seine Person den tiefsten Wirkungen der Musik zugänglich, spottete über die Zeit, da die deutsche Nation in jeder drohenden Lage nichts Nothwendigeres zu thun wußte, als den vierstimmigen Männergesang zu erfinden, welcher der Situation entsprach, und er fügt hinzu: wenn auch diese Zeit vorüber sei, nehme die Versenkung in musikalische Gefühle doch noch eine unverhältnißmäßige Zeit unseres Lebens in Anspruch.

Das war 1868. Ich denke aber, heute ist es nicht mehr nothwendig, Thatkraft, Sinn für das reale Leben und für das harte Aufeinanderstoßen der Dinge zu wecken; nothwendig dagegen, daß wir, ohne wieder Träumer zu werden, doch unser inneres Leben nicht verkümmern und das deutsche Gemüth nicht zur Sage werden lassen. Dazu mitzuwirken ist von allen Künsten die innerlichste am meisten berufen. Diese im gewöhnlichen Sinne durch und durch unnütze Kunst, ohne Gegenstand, in die Luft gebaut, unbeschreiblich und unerklärlich wie eine Erscheinung aus dem Jenseits, hat doch den Nutzen, mit ihren weltläufigeren Schwestern zusammen unser Volk bewahren zu helfen vor dem gänzlichen Aufgehen in dem äußeren Machtstreben, welches bei aller Unentbehrlichkeit doch nicht die Quintessenz des Lebens bilden soll. In solchen Stunden, wo Beethoven oder Händel zu ihm sprechen, mag dem Volke der Arbeiter die Ahnung aufgehen, daß es eine Macht und einen Besitz giebt, die man nicht in Zahlen oder Quadratmeilen abschätzen, und eine Arbeit, die man nicht mit der Elle messen oder nach Arbeitsstunden bezahlen kann, die um ihrer selbst willen gethan wird, mag sie Hungerlöhne einbringen, wie dem armen Mozart, oder Reichthümer, wie Richard Wagner; daß es eine Internationale giebt, der wir alle kraft unserer menschlichen Geburt gleichmäßig angehören, die Gemeinschaft edler Empfindungen, ausgedrückt in einer allen Nationen verständlichen

Digitized by Google

Sprache; daß es endlich ein Glück giebt, das man nicht zu erjagen braucht in dem furchtbaren Kampf ums Dasein, in welchem es zuletzt doch immer wieder dem Zugreifenden entflieht. —

„Kaviar für's Volk?" — Auch diese Frage kann man hören. Ich antworte ohne Bedenken: Ja. Und warum nicht? Warum soll das Volk keinen Kaviar essen und nicht auch Austern und Rebhühner und Spargel mit westfäler Schinken, wenn das Diner nur 40 Pfennige kostet? Sein Magen verträgt es ohne Zweifel.

Außerdem freilich ist das Gleichniß schief. Die Kunst ist keine res consumptibilis, sie wird durch den Gebrauch nicht zerstört. Ein englischer Philosoph fand hierin sogar den Hauptunterschied zwischen einem Beefsteak und einem Gemälde. Das würde ich nicht eben unterschreiben; aber die sozialen, sozialisirenden Wirkungen der Künste hängen doch in etwas gerade mit diesem Umstand, mit dem gemeinschaftlichen Genuß und der Unzerstörbarkeit des Objektes zusammen. Darin sind Kaviar und Kunst zwei sehr verschiedene Dinge.

Oder ist zu fürchten, daß das feine Diner dem Volke die rauhere Kost verleiden kann, daß es zu anspruchsvoll wird in seinen Genüssen, daß der Abstand der ernsten, großen, wirklichen Kunst von der Musik der Gartenkonzerte, der Dorfschänken, der Leierkästen dem Volke zum Bewußtsein kommen wird?

Wohl wird es den Unterschied bemerken. Aber man muß hier nicht sowohl von einem Abstand als vielmehr von einem Artunterschied reden. Und die eine kann neben der andern, die bloß unterhaltende neben der erhebenden Kunst bestehen bleiben. Es ist eine zu verschiedene Sorte, wird unter zu verschiedenen Umständen servirt und genossen, als daß von Konkurrenz gesprochen werden könnte. So mag man doch auch heute den Hamlet hören und morgen über eine Posse oder ein Kasperltheater lachen. Für die Tingeltangel freilich, für die Destille mit ihren Klavierpaukern könnte der Geschmack verdorben werden. Aber nicht einmal direkt infolge einer Hebung des musikalischen Geschmackes, da von dem einen zum andern gar keine Brücke führt, sondern infolge der Hebung des ganzen inneren Niveaus, welche wir durch tausend Mittel anstreben, unter denen die Musikaufführungen nur eines sind.

In einen wirklichen Vergleich könnten unsere Aufführungen allenfalls nur mit jenen billigen volksthümlichen Konzerten treten, in denen Symphonien und hervorragende Musik aller Art einem

Digitized by Google

an Tischen schmausenden, rauchenden, biertrinkenden Publikum vorgeführt werden. Diese Art von Volkskonzerten erscheint mir nun aber in der That als ein Zwitterding und eine Profanation. „Da wird nicht der Populus zur Kunst emporgezogen, sondern die Kunst verpöbelt." Diese Aufführungen werden aber auch weniger von den Arbeitern als von dem Mittelstand besucht. Mancher Besucher dieses Kreises empfindet sicherlich die Diskrepanz, setzt sich aber darüber hinweg, um für billiges Geld doch einmal die großen alten und neuen Stücke von tüchtigen Kräften aufgeführt zu hören. Darüber wollen wir nicht rechten. Oekonomische Motive mögen nach verschiedene Richtungen hin für die Einrichtung sprechen, sie unentbehrlich machen. Jedenfalls besteht wegen der Verschiedenheit des Publikums keine eigentliche Konkurrenz und gehen uns hier diese populären Konzerte nichts weiter an.

Die letzten Betrachtungen führen uns auf zwei in der jüngsten Zeit aufgetauchte Kontroversen über Volkskonzerte. Von einer Seite hat man den volksthümlichen Aufführungen überhaupt die Berechtigung abgesprochen, weil das Volk den in solcher Musik ausgedrückten höchsten Gefühlsregungen unzugänglich sei. Von einer anderen Seite dagegen wird das Volk nicht bloß zum Hören sondern auch zum Selbstaufführen klassischer Werke tauglich erklärt.

In München hatte Dr. Kaim, der bekannte Konzertunternehmer, an den Magistrat ein Gesuch gerichtet, um eine Geldunterstützung für populäre Symphoniekonzerte zu erlangen. Der Magistrat lehnte ab. Der Verfasser eines Aufsatzes, aus dem ich soeben einige Worte zustimmend zitirte, A. Püringer, findet nun diese Ablehnung wohl motivirbar.*) Er berichtet über die Erfahrungen, die man bisher mit Vorführungen klassischer Tonwerke gemacht habe. „Solange man den breiteren Volksschichten klassische Tonwerke im ästhetischen Rahmen des modernen Konzertsaals vorführte, war der Zuspruch so gering, daß viele derartige Unternehmungen mit einem erheblichen Defizit schlossen und ganz eingingen, wenn sie nicht durch fortwährende bedeutende Subventionen mühsam über Wasser gehalten wurden. Dann erst belebten sie sich wieder, wenn die Unternehmer einsahen, daß es eine unerfüllbare

*) „Volksthümliche Symphonie-Konzerte." In der Zeitschrift „Der Kunstwart" von F. Avenarius, 1899, 14. Heft. Abgedruckt in R. Löwenfeld's Zeitschrift „Die Volksunterhaltung" 1899 Nr. 9—10, woselbst der Herausgeber auch das Wort genommen und die Wahl des Programms für das Entscheidende erklärt hat.

Digitized by Google

Zumuthung war, die Leute des Abends, da sie der Erholung bedurften, zu einer ganz ungewohnten und ermüdenden Anspannung zu verlocken .... Die symphonischen Tischkonzerte dagegen reussirten. Die„ „breiteren Schichten" " saßen und aßen und tranken bei Symphonien und Ouverturen der berühmtesten Meister als Tafelmusik."

Daß der Verfasser nun diesen Modus verwirft, an den auch Dr. Kaim bei seiner Eingabe gewiß nicht gedacht hat, darin stimmen wir ihm, wie gesagt, durchaus bei. Aber was den geringen Zuspruch zu den bierlosen Konzerten betrifft, so stimmen die Erfahrungen hier und, soviel ich weiß, auch in anderen Städten (Leipzig, Hamburg, Köln, Düsseldorf, Frankfurt, Nürnberg) nicht mit denen in München überein, wenn diese wirklich so schlimm ausgefallen sind. Vielleicht lag die Ursache nicht bloß in dem, was man dem Münchener nicht geboten hatte und was er nun einmal schwer entbehrt, sondern doch auch in dem, was man ihm geboten hatte. Wenigstens die Ausführungen Püringer's deuten darauf hin, daß das Programm zuweilen unerschwingliche Aufgaben an die Hörer gestellt hatte: „Wer täglich im engen Alltagskreis des kleinen Geschäftslebens, der ermüdenden Hand- oder noch abspannenderen Kopfarbeit bewegt, ... der soll in sich ein feines Gefühlsorgan haben, mittels dessen er nun plötzlich den verklärtesten transcendentalen Empfindungen, den ewig fließenden apokalyptischen Gemüthsergüssen, die aus den geheimsten Felsenkammern des „Ur" sich ergießen, zu folgen vermöchte? Der wackere Seifensieder, die tüchtige Inhaberin eines kleinen Kramladens, der Tagschreiber, der ehrliche Bierwirth, der oft in rauhester Zucht aufgewachsene Geselle oder Meister eines Handwerks sollen nun einen klaren Resonanzboden in sich haben, der sie befähigte, das ekstatische Schmachten, Leiden und Erleuchtetwerden, welches beispielsweise aus dem Parsifalvorspiel spricht, zu erfassen und ohne Verwirrung genießend, d. h. mitempfindend in sich aufzunehmen, oder die gigantischen Empfindungsblöcke, als welche sich die Sätze einer Beethovenschen Symphonie darstellen, begeistert übersehen zu können? Ganz zu schweigen von den modernsten Hervorbringungen der symphonischen Tonkunst, etwa Liszts oder Richard Straußens, welche über das Wesen der Kunst hinausgreifend sich in den sogenannten symphonischen Dichtungen geradezu an die gebildete und belesene, ja sogar philosophisch belesene Phantasie ihrer Zuhörer wenden? Nein!"

Nein! rufen wir hier gleichfalls aus ehrlichster Ueberzeugung,

Digitized by Google

Transcendentale Empfindungen oder gar Empfindungsblöcke, apokalyptische Gefühlsergüsse aus den Felsenkammern des Ur — das ist zu viel verlangt. Dafür sind selbst unter den oberen Zehntausend nicht viele reif. Aber zwischen Tanzmusik, Volkslied, gewöhnlicher Kirchenmusik, die der Verfasser dem Volke zugestehen will, und dem Parsifalvorspiel oder Richard Straußens „Tod und Verklärung" oder „Zarathustra" liegt doch eine gewaltige Fülle der edelsten Kunstwerke in der Mitte (in der Mitte, was die Verständlichkeit anlangt; über die Rangordnung nach dem künstlerischen Werth will ich damit kein Urtheil aussprechen). Ebenso liegt zwischen den werktäglichen Gefühlsregungen und jenem metaphysischen Lechzen und Schmachten, jenen schwindelerregenden Kirchthurmshöhen der Gefühlsverzückung, die Herrn Püringer als letztes Ziel der Kunst erscheinen, die ganze Stufenleiter und die unendliche Mannigfaltigkeit der rührenden, lieblichen, stürmischen, ergreifenden, beseligenden, kurz der höheren und doch einfachen und allgemein menschlichen Stimmungen, zu welchen auch das Herz unter dem Arbeiterkittel durch die Einwirkung der klassischen Musik erhoben werden kann. Lassen wir also die Tristan- und Parsifalvorspiele, deren eigenartigen Tiefsinn und sonstigen Stimmungsgehalt ich nicht verkenne, lassen wir Richard Strauß, lassen wir auch Berlioz und Liszt, welche doch auch die Musikwelt keineswegs einstimmig als Gottheiten anerkennt, vorläufig bei Seite. Die Oratorien von Bach und noch mehr wohl die von Händel, alles von Haydn, Mozart, Beethoven (außer den letzten Quartetten), Schubert, Weber, die Oratorien und vieles Sonstige von Mendelssohn, auch Chorwerke von Max Bruch wie „Schön Ellen" und „Fridjof", die Lieder von Schumann, Franz, Loewe, Brahms, von letzterem auch Requiem und Schicksalslied: das ist ein überquellender Reichthum, wie er kaum irgend einmal früher im Zeitraum zweier Jahrhunderte geschaffen wurde, und, wir dürfen's stolz hinzufügen, von Anfang bis zum Ende von Deutschen geschaffen ist. Aber auch in frühere Jahrhunderte können wir gelegentlich zurückgreifen (Volkslieder, Madrigale u. dergl.). Hier und da mag immerhin auch ein kürzeres Stück aus Richard Wagners Werken, und nicht bloß aus seinen früheren, eingeschaltet werden. Der Walkürenritt oder der Einzug der Götter in Walhall wird sicherlich Begeisterung erregen. Im Uebrigen aber sind sie, wie Jeder weiß, nicht für den Konzertsaal, sondern für die Bühne bestimmt.

Digitized by Google

Soviel gegen den skeptischen Standpunkt von Püringer. Aber auch ein Optimist hat das Wort ergriffen, und kein geringerer als Bernhard Scholz, der ausgezeichnete Musiker und Dirigent.*) Er empfiehlt mit dem Gewicht seines Namens und seiner Erfahrung nicht bloß die Aufführungen klassischer Werke für das Volk, sondern sogar ihre Aufführung durch das Volk. „Die Arbeiter und Arbeiterinnen sollen künftig die Jahreszeiten von Haydn und andere herrliche Werke nicht nur anhören, nein! — sie sollen berufen und befähigt werden, diese Werke mitaufzuführen, zu singen und durch das genaue Studium derselben in das Allerheiligste der Kunst selbst vorzudringen." Er äußert sich dann näher über die Art dieser musikalischen Erziehung und meint, daß zuletzt nichts mehr, selbst die hohe Messe von Bach nicht, zu schwer für das Volk sein würde. Auch zum Spiel der Orchesterinstrumente sollen die Arbeiter herangezogen werden.

Hiergegen hat Direktor C. Mengewein geltend gemacht, daß er wiederholt dergleichen Versuche gemacht, aber nur geringe Fortschritte erzielt habe. Auch sei es fast unmöglich, eine regelmäßige Betheiligung und strenge Disziplin durchzusetzen. Die Arbeiter, von des Tages Last ermüdet, wollten sich nicht des Abends auch noch schulmeistern lassen. Jedenfalls sei, ehe man an solche Pläne denken könne, der Hebel an der Schule anzusetzen (was auch Scholz nicht unerwähnt gelassen). Eine allgemeine Reform des Schulgesangunterrichts sei das zunächst erstrebenswerthe und mögliche Ziel.

Jedes Wort in diesen Ausführungen möchte ich unterschreiben, und nicht am wenigsten die zuletzt erhobene positive Forderung, welche ich, nebenbei gesagt, nicht bloß auf die Volksschulen sondern auch auf die Gymnasien ausdehne, an denen es mit dem Musikunterricht im Allgemeinen nicht zum besten bestellt ist. Doch selbst wenn wir diese Forderung erfüllt denken, wenn an allen Volksschulen sogar vierstimmig gesungen würde, wie man's kürzlich von mehr als 2000 Kindern aus Berliner Gemeindeschulen mit Erstaunen hören konnte: von einem guten Schulgesang bis zu einem befriedigenden Vortrag Bach'scher Chorfugen ist doch noch ein weiter, weiter Weg; und das Leben, wie es der Arbeiter nun einmal zu führen gezwungen ist, wird das in der Schule an edler

*) S. die Zeitschrift der Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen". 1898 Nr. 12. Die sogleich zu erwähnende Aeußerung C. Mengewein's siehe daselbst Nr. 20.

Digitized by Google

Sangeskunst Errungene eher zerstören als vermehren. Freuen wir uns, wenn durch Schulübung die vorhandenen Talente wenigstens insoweit angeregt werden, daß sie später in Arbeitergesangvereinen und Arbeiterkapellen, wie es dergleichen an mancher größeren Fabrik bereits giebt, ihre Lieder, Märsche u. dergl. taktfest exekutiren können.

Professor Scholz kann mich nun freilich beim Worte nehmen, indem er an den Anfang dieses Aufsatzes erinnert. Hätten wir doch auch die passive Empfänglichkeit der Arbeiter für so hohe Werke nicht für möglich gehalten, und nun sei sie erwiesen. Diese Einrede muß ich gelten lassen. An ihm also wird es sein, den thatsächlichen Beweis zu führen. Gelingt es, dann muß ich eben sagen: „Omnia jam fiunt, fieri quae posse negabam," und muß den neuen Erfolg wieder philosophisch zu begreifen suchen. —

Nun aber kehren wir von dem, was sein kann und nicht sein kann, noch einmal zu dem bereits wirklich Geleisteten zurück. Es wird weiteren Kreisen daran gelegen sein, die Veranstaltungen, wie sie in Berlin getroffen wurden, etwas näher kennen zu lernen als sie bereits zu Anfang beschrieben wurden. Vielleicht findet man in anderen großen Städten einiges davon nachahmenswerth, während es zugleich dem hiesigen Komité nur erwünscht sein kann, auf mögliche Verbesserungen nach anderwärts gemachten Erfahrungen hingewiesen zu werden. Ich gebe das Nachfolgende, da ich nicht selbst dem ständigen Komité angehöre, nach den mir darüber zugekommenen Informationen.

Als erster Grundsatz gilt bei den hiesigen Aufführungen, daß die Arbeiter selbst in aller Form als Unternehmer dieser Veranstaltungen fungiren. Von naheliegenden psychologischen Gründen abgesehen ist dies schon darum erforderlich, weil die Eintrittskarten nur dadurch mit Sicherheit an die richtige Adresse kommen. Es ist ein ständiger Ausschuß zusammengesetzt aus etwa 25 Arbeitern und nur wenigen Beamten der „Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrts-Einrichtungen." Von den letzteren gehen natürlich die Vorschläge über das Programm, den Termin 2c. aus, werden aber jedesmal gemeinschaftlich besprochen, und nicht selten sind hierbei berechtigte und praktische Bemerkungen aus dem Arbeiterkreise zu berücksichtigen. Jedes Ausschußmitglied erhält dann eine Anzahl von Eintrittskarten, welche es erfahrungsgemäß an den Mann zu bringen im Stande ist. Dies geschieht durch Vermittelung von Vertrauensleuten in den einzelnen Fabriken, nicht durch irgend

Digitized by Google

einen öffentlichen Verkauf. Zwei unter den Ausschußmitgliedern sind auch Rendanten an Krankenkassen und lassen die Billets durch Kassenboten den Vereinsmitgliedern anbieten. So ist dafür gesorgt, daß die billigen Preise fast nur den Arbeitern zu Gute kommen. Natürlich kommt gleichwohl eine kleinere Anzahl von Karten an Personen, die nicht gerade dem Arbeiterstand angehören, aber das schadet ja nicht. Der Preis betrug für die Aufführungen in der Kirche 35 Pfennige, für die in der Philharmonie 40 Pfennige.

Die Oratorien wurden durch den Oratorienverein des Herrn Musikdirektors Mengewein aufgeführt, dessen thätiger Antheilnahme auch sonst unsere Aufführungen besonders viel verdanken. Die Direktion, ebenso wie der Chor und die solistischen Einzelkräfte verzichteten auf jede Entschädigung. Größere Kosten erwuchsen dagegen durch die Aufstellung des Podiums. Zur Deckung derselben wurde außer dem Ertrag der Eintrittskarten ein Garantiefonds gegründet. Die Zeichner (den höheren Ständen angehörig) verpflichteten sich zu einem jährlichen Beitrag für den Fall eines Defizits. Dieser Beitrag wurde in der letzten Zeit in Anspruch genommen, um die Mittel zum Ankauf eines eigenen Podiums zu gewinnen. In Kurzem wird dieses vorhanden sein und dann auch das geringe Defizit wieder wegfallen.

Man kann sich nicht verhehlen, daß die finanzielle Durchführung eines Unternehmens, wie des geschilderten, nur in großen Städten möglich ist, schon darum, weil nur bei sehr zahlreichem Besuch die Kosten des Lokals u. s. w. gedeckt werden können. Aber in den großen Städten ist auch das Bedürfniß am größten, dem wir hier entgegen kommen wollen.

Das Programm ist natürlich nicht bloß von freier Wahl, sondern auch vielfach von Zufälligkeiten abhängig. Man nimmt gerne hin, was innerhalb des allgemeinen Rahmens von den verschiedenen Vereinen oder Einzelkräften als aufführbar angeboten wird. Vier Mal ist bis jetzt die Matthäuspassion aufgeführt, eben so oft die Jahreszeiten, je zwei Mal der Messias, die Schöpfung, Graun's Tod Jesu, ein Mal die Passion von Schütz und Brahms' Requiem. Einmal konzertirte der Kosleck'sche Bläserbund, drei Mal der Erk'sche Männergesangverein, ein Mal der Lehrergesangverein, ein Mal die Berliner Liedertafel, drei Mal die Madrigalvereinigung. Außerdem fanden Konzerte mit gemischtem Programm statt, in denen die hervorragendsten Solisten wirkten, und welche natürlich eine besondere Anziehungskraft übten. Endlich

Digitized by Google

der schon erwähnte Vortrag des Herrn Dr. Friedländer mit Aufführungen von Volksliedern. Was uns noch fehlt, sind Symphonie-Konzerte. Es ist schwer, ein großes und gutes Symphonie-Orchester ohne große Kosten zu erhalten. Entweder muß also hier wieder der Garantiefonds in Anspruch genommen oder sonst ein Ausweg gefunden werden, wozu bereits einige Aussicht besteht.

Eine sehr wesentliche Einrichtung sind die in populärer Form vorauszuschickenden gedruckten oder mündlichen Erläuterungen. Sie sollen, ohne dem Ganzen irgendwie den Charakter des Lehrhaften aufzuprägen, nur ganz kurz das Wichtigste über die Entstehungszeit, die Veranlassung, den Charakter, auch einiges über die Technik des Stückes enthalten. Bei „Komponisten-Abenden", in denen eine Anzahl kleinerer Stücke ein und desselben Meisters gegeben werden, wie sie allerdings bis jetzt noch nicht in unseren Programmen vorkamen, wird ein kurzer Lebensabriß Interesse und Stimmung wecken. Wie mancher unserer größten Meister ist selbst aus dem niederen Volke hervorgegangen, wenigstens aus Kreisen, die damals nicht höher eingeschätzt wurden, als jetzt der Arbeiterstand. Und welche Mühen, welche Entbehrungen haben sie durchgemacht! Schon der Kontrast solcher Lebensschicksale mit der Vollendung ihrer Werke, mit der himmlischen Heiterkeit, dem seligen Frieden, in welchen sie ausklingen, kann nicht anders als rührend und ergreifend wirken.

Ich kann diesen Bericht nicht schließen, ohne im Namen der Männer, welche den Gedanken gefaßt und durchgeführt haben und deren Lob ich nicht singen darf, doch wenigstens allen den großen Künstlern und den Vereinen, die bereitwillig ihr Bestes dazu gegeben haben, auf's Herzlichste zu danken. Künstler, die so denken, haben sicherlich die andächtige Aufmerksamkeit und den begeisterten Beifall dieses Auditoriums als schönen, vollen Lohn empfunden, und wir wissen es aus ihrem eigenen Munde. Dennoch ist es erquicklich zu sehen, daß gerade die Größten keineswegs eine Profanation ihrer Darbietungen in dieser Wirksamkeit erblicken, und daß ihnen unter den vielen Kränzen und Ruhmestiteln, die sie errungen, der der Menschenfreundlichkeit nicht als der geringste gilt.

Digitized by Google

Die Rechtsphilosophie Tolstoj's.

Von

Dr. Paul Eltzbacher,

Gerichtsassessor und Privatdozenten in Halle a. d. S.

Zwei verschiedene Wissenschaften beschäftigen sich mit dem Rechte. Die eine von ihnen beschreibt die gegebenen Rechtsnormen, ordnet sie nach ihren Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten zum System und reiht sie in den Zusammenhang der geschichtlichen Ereignisse ein; sie ist eine darstellende Wissenschaft, die von den Rechtsnormen in der Art handelt, wie die Botanik von den Pflanzen oder die Psychologie von den Bewußtseinsvorgängen; wir nennen sie die Jurisprudenz. Die andere der beiden Wissenschaften vom Recht unterwirft die von der Jurisprudenz festgestellten Thatsachen einer Beurtheilung, lehrt uns, ob eine Rechtseinrichtung gut oder schlecht, eine Rechtsänderung zu loben oder zu tadeln ist; sie ist eine beurtheilende Wissenschaft, ein Theil der Ethik; wie die Ethik uns im Allgemeinen Auskunft über den Werth menschlichen Wollens giebt, so unterrichtet uns die Wissenschaft, die wir als Rechtsphilosophie bezeichnen, insonderheit über den Werth des Willens, der in den Rechtsnormen zum Ausdruck kommt. Die Daseinsberechtigung der Jurisprudenz liegt darin, daß wir das eigene Recht wegen seiner Wichtigkeit für unser Leben, das Recht überhaupt als eine bedeutsame Seite der menschlichen Entwickelung kennen lernen müssen; die Nothwendigkeit der Rechtsphilosophie beruht darauf, daß wir einer Grundlage bedürfen, die uns gestattet, die unausgesetzt auftretenden Werth-

Digitized by Google

urtheile über Rechtseinrichtungen als richtig oder falsch zu erkennen, die mannigfachen Vorschläge zu Rechtsänderungen gutzuheißen oder zu verwerfen.

Die Geringschätzung der Philosophie, die einen großen Theil des neunzehnten Jahrhunderts kennzeichnet, hat die Rechtsphilosophie mitgetroffen; unter dem Einfluß solcher Gesinnungen hat auch sie arg darniedergelegen. Gegenwärtig ist kaum mehr von ihr die Rede, und es könnte so scheinen, als sei sie völlig in Verfall gerathen. In Wahrheit aber ist es ganz anders. Gerade in diesem Augenblick erleben wir einen mächtigen Aufschwung der Rechtsphilosophie.

Sehr wichtig für diesen Aufschwung sind die großen Gesetzesvorlagen, die am Ende des neunzehnten Jahrhunderts in den verschiedensten Staaten aufgetreten und zu Gegenständen allgemeiner Erörterung gemacht worden sind. Unter dem Einfluß der rechtsgeschichtlichen Schule hatte die Gesetzgebung gestockt, die gewohnheitliche Rechtsbildung aber hatte in ihrem unbewußten Zustandekommen keine Gelegenheit zur Erörterung rechtsphilosophischer Fragen gegeben. Jetzt erschienen Gesetzentwürfe wie die des deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs, des norwegischen und schweizerischen Strafgesetzbuchs, der deutschen Arbeiterschutzgesetze, und bei ihrer Besprechung mußten nothwendig immer wieder die Gründe in Frage kommen, aus denen eine Rechtseinrichtung als gut oder schlecht zu betrachten ist.

Von großer Bedeutung für den gegenwärtigen Aufschwung der Rechtsphilosophie ist ferner der Sozialismus. Die kühne Kritik, die er an der altehrwürdigen Rechtseinrichtung des Privateigenthums übte, mußte nothwendig den heftigsten Widerspruch hervorrufen. Wollte man aber Angriff und Vertheidigung sicher begründen, so mußte man besonders genau untersuchen, aus was für Gesichtspunkten denn eine Rechtseinrichtung Lob oder Tadel verdienen kann.

Das wichtigste Ereigniß in dem gegenwärtigen Aufschwung der Rechtsphilosophie bedeuten aber jene Lehren, die man als Anarchismus bezeichnet. Sie machen mit ihrer Kritik vor keiner Rechtseinrichtung Halt und ziehen nicht nur die Rechtseinrichtung des Staates, sondern zum Theil auch die des Eigenthums, ja das Recht selbst vor ihren Richterstuhl. So nöthigen sie uns, der Beurtheilung von Rechtseinrichtungen, wenn sie nicht nur eitles

Digitized by Google

Gerede sein will, zugleich die festeste und allgemeinste Grundlage zu geben. Unter den Denkern, denen wir dies verdanken, nimmt eine hervorragende Stelle ein Lew Tolstoj.

* *
*

Die Romane und Novellen des großen russischen Schriftstellers sind allgemein bekannt; von seinen ethischen Schriften ist eigentlich nur die Kreuzersonate in weitere Kreise gedrungen, und diese ist mehr mißverstanden als verstanden worden, weil sie sich nur im Zusammenhang der Tolstoj'schen Ethik verstehen läßt. Ein bedeutender Theil der Tolstoj'schen Ethik ist seine Rechtsphilosophie, sie ist vor Allem niedergelegt in dem Werke Das Reich Gottes ist in Euch, kommt aber auch in den anderen ethischen Schriften und sogar in den Erzählungen vielfach zum Ausdruck.

1. Als die Grundlage seiner Rechtsphilosophie bezeichnet Tolstoj häufig das Christenthum. Man hat deshalb wohl geglaubt, sie nicht als wissenschaftliche Lehre, sondern als Glaubensbekenntniß betrachten zu müssen. Aber das Christenthum ist für Tolstoj nicht die Lehre einer der christlichen Kirchen, sondern die reine Lehre Christi, und diese gilt für ihn nicht auf Grund irgend einer Offenbarung, sondern um ihrer inneren Wahrheit willen. Das Gesetz der Vernunft, so sagt er, offenbart sich den Menschen allmählich. Vor achtzehnhundert Jahren trat inmitten der heidnisch-römischen Welt eine merkwürdige neue Lehre auf, die mit keiner früheren zu vergleichen war und einem Menschen, Christo, zugeschrieben wurde. Diese Lehre enthält die allerstrengste, reinste und ganzeste Erfassung des Gesetzes der Vernunft, zu welcher sich der menschliche Geist bis heute erhoben hat. Christi Lehre ist die Vernunft selbst, sie muß von den Menschen angenommen werden, weil sie allein dem Leben die Richtschnur giebt, ohne die niemals ein Mensch gelebt hat noch zu leben vermag, wenn er als Mensch, das heißt mit Vernunft, leben will. Der Mensch hat auf Grund der Vernunft nicht das Recht, sich von ihr loszusagen.

Den Kernpunkt der Lehre Christi bildet, so lehrt uns Tolstoj, das Gesetz der Liebe. Dieses heißt uns nicht etwa einzelne Menschen lieben; wenn Jemand sein Weib oder sein Kind oder seinen Freund liebt, so bevorzugt er damit nur gewisse Bedingungen seines eigenen Glückes vor irgendwelchen anderen.

Digitized by Google

sondern es gebietet uns, alle Menschen zu lieben, unser eigenes Glück um des Nächsten willen zu verleugnen.

Nicht nur die Lehre Christi, die Vernunft selbst macht nach Tolstoj die Liebe zu unserem höchsten Gesetz. Die Liebe ist die einzige vernünftige Thätigkeit des Menschen, dasjenige, was alle Widersprüche des menschlichen Lebens löst. Die Liebe hebt die unsinnige Thätigkeit auf, die auf Füllung des bodenlosen Fasses unserer thierischen Bedürfnisse gerichtet ist; sie beseitigt den thörichten Kampf der nach eigenem Glück strebenden Wesen untereinander; sie giebt dem Leben, das ohne sie im Angesicht des Todes sinnlos verrinnen würde, einen von Zeit und Raum unabhängigen Sinn.

Aus dem Gebot der Liebe leitet, so lehrt uns Tolstoj, die Lehre Christi das Gebot ab, dem Uebel nicht mit Gewalt zu widerstreben. Dieses Gebot verbindet die gesammte Lehre zu einem Ganzen, freilich nur dann, wenn es kein bloßer Ausspruch, sondern eine zwingende Regel, ein Gesetz ist. Es ist der Schlüssel, der alles erschließt, aber nur dann, wenn er in das Innere des Schlosses eindringt.

Das Gebot, dem Uebel nicht mit Gewalt zu widerstreben, müssen wir, führt Tolstoj weiter aus, nothwendig aus dem Gesetz der Liebe ableiten. Denn dieses fordert, daß entweder ein sicheres, unbestreitbares Kennzeichen des Uebels gefunden werde, oder daß jeder gewaltsame Widerstand gegen das Uebel unterbleibe. Ein solches Kennzeichen zu finden, ist aber bisher nicht gelungen.

Die Vorschrift des Nichtwiderstrebens darf nach Tolstoj nicht so aufgefaßt werden, als verböte sie jedweden Kampf gegen das Uebel. Sie verbietet nur den gewaltsamen Kampf gegen das Uebel. Diesen aber verbietet sie im weitesten Umfange. Sie bezieht sich also nicht nur auf das Uebel, das gegen uns selbst, sondern auch auf das Uebel, das gegen unsere Mitmenschen gerichtet ist. Sie sagt auch nicht, daß nur ein Theil der Menschen verpflichtet sei, sie zu befolgen und sich ohne Kampf dem zu fügen, was von gewissen Obrigkeiten verfügt wird; sondern sie verbietet Jedermann, also auch den Obrigkeiten, und diesen ganz besonders, in irgend einem Falle gegen irgend Jemand Gewalt zu gebrauchen.

2. Auf dieser Grundlage verwirft Tolstoj das Recht, nicht unbedingt, wohl aber für die höher entwickelten Völker unserer Zeit.

Das Recht, so sagt er, verstößt wider das Gebot, dem Uebel nicht mit Gewalt zu widerstreben. Das Recht wird durch die

Digitized by Google

Gewalt aufrecht erhalten, anderseits verhütet es Gewalt der Einzelnen gegen einander; vielleicht hat es einmal eine Zeit gegeben, in der jene Gewalt geringer war als diese. Jetzt ist jedenfalls diese Zeit für uns vorbei, die Sitten sind milder geworden, die Menschen unserer Zeit bekennen die Gebote der Menschenliebe und des Mitleids und verlangen nur die Möglichkeit ruhigen, friedlichen Lebens.

Aber nicht nur dieses bringt Tolstoj gegen das Recht vor. Die Gewalt verdammt nach ihm in der unbeweglichen Form des Gesetzes nur das, was die öffentliche Meinung zumeist schon lange vorher verneint und verurtheilt hat. Und dabei verneint und verurtheilt die öffentliche Meinung alle Handlungen, die dem Sittengesetz zuwiderlaufen, das Gesetz aber verurtheilt und verfolgt immer nur einen ganz bestimmten sehr engen Kreis solcher Handlungen und rechtfertigt dadurch gewissermaßen alle gleichartigen Handlungen, die nicht von diesem Kreise umschlossen werden.

Wir wissen, heißt es an einer anderen Stelle, wie Gesetze gemacht werden, wir sind alle hinter den Kulissen gewesen. Jeder von uns weiß, daß die Gesetze Erzeugnisse des Eigennutzes, der Täuschung, des Parteikampfes sind, daß ihnen die wahre Gerechtigkeit nicht innewohnt und nicht innewohnen kann. Die Anerkennung irgendwelcher besonderen Gesetze ist ein Zeichen der gröbsten Unwissenheit.

An Stelle des Rechts soll nach Tolstoj allein die Liebe für den Menschen Gesetz sein. Dies ist *das Reich Gottes auf Erden*. Das Reich Gottes ist nicht draußen in der Welt, sondern in der Seele des Menschen. Es ist nichts anderes als die Befolgung der Gebote Christi, namentlich der fünf Gebote der Bergpredigt, die uns sagen, wie wir uns auf unserer gegenwärtigen Stufe zu verhalten haben, um dem Ideal der Liebe so sehr wie möglich zu entsprechen, und die uns gebieten, Frieden zu halten und, wenn er zerstört ist, alles zu seiner Wiederherstellung zu thun, als Mann und Weib einander treu zu bleiben, nichts zu geloben, Kränkungen zu vergeben, endlich mit Niemand um unseres Volkes willen den Frieden zu brechen.

3. Mit dem Recht muß Tolstoj nothwendig auch die Rechtseinrichtung, die man *Staat* nennt, für die höher entwickelten Völker unserer Zeit verwerfen und zwar unabhängig von der Staatsform, mag diese nun die absolute Monarchie, der Konvent, das Konsulat, das Kaiserthum eines ersten oder dritten Napoleon

Digitized by Google

oder auch eines Boulanger, die konstitutionelle Monarchie, die Kommune oder die Republik sein.

Der Staat, führt er aus, verstößt gegen das Gebot des Nichtwiderstrebens. Es mag sein, daß früher einmal bei einem niedrigen Stande der Sittlichkeit und bei allgemeiner Geneigtheit der Menschen zu Gewaltthaten gegen einander das Vorhandensein einer diese Gewaltthaten beschränkenden Macht vortheilhaft war, sodaß also der Staat weniger Gewalt übte, als ohne ihn die Einzelnen geübt hätten. Jetzt ist es jedenfalls anders geworden. Ich kann, sagt Tolstoj, weder die allgemeine Nothwendigkeit noch die allgemeine Schädlichkeit des Staates beweisen; ich weiß nur, daß einerseits der Staat für mich nicht mehr nöthig ist und daß andererseits ich nicht mehr die Dinge thun kann, die für das Dasein des Staates nöthig sind.

Der Staat ist die aufs Aeußerste gesteigerte Herrschaft der Schlechten. Eine Regierung ist eine Vereinigung von Menschen, die anderen Gewalt anthun. Alle Regierungen, die despotischen wie die liberalen, sind in unserer Zeit zu dem geworden, was Herzen so treffend einen Dschingis-Khan mit Telegraphen genannt hat. Die Machthaber können unmöglich gut sein. Um die Macht zu erlangen und festzuhalten, muß man sie lieben; das Streben nach Macht aber pflegt nicht mit Güte verbunden zu sein, sondern mit den entgegengesetzten Eigenschaften, mit Stolz, List und Grausamkeit. Ueberdies verdirbt der Besitz der Macht die Menschen; die Menschen, welche die Macht innehaben, müssen unfehlbar durch eine so furchtbare Gewalt verwirrt werden. Es ist geradezu lächerlich, von machthabenden Christen zu sprechen. In keiner Räuberbande besteht eine so furchtbare Herrschaft wie in einer staatlichen Organisation. Jeder Räuberhauptmann ist doch dadurch beschränkt, daß die Menschen, die seine Bande bilden, wenigstens einen Theil der menschlichen Freiheit behalten und die Begehung von Thaten verweigern können, die ihrem Gewissen widerstreben. Im Staate aber giebt es keine solche Beschränkung; kein Verbrechen ist so entsetzlich, daß es nicht von den Beamten und dem Heere begangen würde, nach dem Willen dessen — Boulanger, Pugatschew, Napoleon — der zufällig an der Spitze steht.

Die Herrschaft im Staate, so führt Tolstoj weiter aus, ruht auf körperlicher Gewalt, auf der Polizei und dem Heere. Sie hat die Eigenthümlichkeit, daß sie auf der körperlichen Gewalt der Beherrschten beruht. Dies ist nur möglich durch eine mit Hülfe

Digitized by Google

der wissenschaftlichen Fortschritten geschaffene, höchst künstliche Organisation, bei der alle Menschen in einen Kreis von Gewalt gebannt sind, aus dem sie sich nicht befreien können. Dieser Kreis besteht gegenwärtig aus vier Mitteln der Einwirkung, die alle untereinander verbunden sind und einander halten wie die Glieder einer Kette. Das erste Mittel ist das, was man am besten als Hypnotisirung des Volkes bezeichnet; diese Hypnotisirung veranlaßt die Menschen zu der irrthümlichen Meinung, die bestehende Ordnung sei unveränderlich und man müsse sie aufrecht erhalten, während sie doch in Wahrheit nur dadurch unveränderlich ist, daß man sie aufrecht erhält; die Hypnotisirung beginnt ihre Einwirkung bereits im Kindesalter und setzt sie bis zum Tode fort und zwar durch Beförderung der beiden Arten von Aberglauben, die Religion und Patriotismus heißen. Das zweite Mittel besteht in der Bestechung, das heißt darin, daß man dem arbeitenden Volke durch Geldsteuern seine Reichthümer nimmt und sie unter die Beamten vertheilt, welche für diesen Lohn die Knechtung des Volkes aufrecht erhalten. Das dritte Mittel ist die Einschüchterung, man stellt die gegenwärtige Staatsordnung — welcher Art sie auch immer sein mag, eine freie republikanische oder auch die gröbste despotische — als etwas Heiliges und Unveränderliches hin und belegt jeden Versuch ihrer Aenderung mit den furchtbarsten Strafen. Das vierte Mittel endlich ist dieses, daß man aus der Zahl aller der Menschen, die man durch die drei ersten Mittel betäubt und gebannt hat, noch einen gewissen Theil ausscheidet und diese Menschen besonderen, stärkeren Arten der Betäubung und Verthierung unterwirft, sodaß sie zu willenlosen Werkzeugen jeder Rohheit und Grausamkeit werden, die der Regierung beliebt; dies geschieht im Heere, dem gegenwärtig durch die allgemeine Wehrpflicht alle jungen Männer angehören. Hiermit ist der Kreis der Gewalt geschlossen: Einschüchterung, Bestechung und Hypnose bringen die Menschen dazu, daß sie zu den Soldaten gehen, und die Soldaten wiederum gewähren die Möglichkeit, die Menschen zu strafen, sie auszuplündern, um für das Geld Beamte zu bestechen, sie zu hypnotisiren und sie so zu eben den Soldaten zu bringen, auf welchen die Macht zu alle dem beruht.

Im Reich Gottes wird es keinen Staat mehr geben. Aber das gesellige Zusammenleben der Menschen wird auch nicht etwa auf Verträgen beruhen. Der Christ kann, lehrt Tolstoj, nicht versprechen, etwas Bestimmtes zu einer bestimmten Stunde zu thun

Digitized by Google

oder zu lassen, weil er nicht wissen kann, was in dieser Stunde das Gesetz der Liebe von ihm fordern wird, dem zu gehorchen den Sinn seines Lebens bildet; noch viel weniger aber kann er zusagen, irgend Jemandes Willen zu erfüllen, ohne zu wissen, welches der Inhalt dieses Willens sein wird. Die Menschen wird vielmehr der geistige Einfluß der in der Erkenntniß fortgeschrittenen Menschen auf die weiter zurückgebliebenen in Gesellschaften zusammenhalten.

4. Zugleich mit dem Recht muß Tolstoj für die höher entwickelten Völker unserer Zeit nothwendig auch die Rechtseinrichtung des Eigenthums verwerfen.

Das Eigenthum verletzt nach Tolstoj das Gebot des Nichtwiderstrebens. Vielleicht ist früher einmal weniger Gewalt erforderlich gewesen, um den Einzelnen im Besitz eines Gutes zu sichern, als bei einem allgemeinen Kampf um den Besitz des Gutes geübt worden wäre; damals ist vielleicht das Bestehen des Eigenthums besser gewesen als sein Nichtbestehen. Jetzt ist es jedenfalls nicht mehr so. Unter den heutigen Menschen würde, auch wenn kein Eigenthum wäre, kein wilder Kampf um den Besitz der Güter entbrennen; sie alle bekennen die Gebote der Menschenliebe, jeder von ihnen weiß, daß alle Menschen ein gleiches Anrecht an den Gütern der Welt haben, schon sehen wir manchen Reichen aus einer besonderen Feinfühligkeit für die aufkeimende öffentliche Meinung auf sein Erbtheil verzichten.

Das Eigenthum, sagt Tolstoj, ist die Herrschaft der Besitzenden über die Nichtbesitzenden. Seine Bedeutung besteht darin, daß der Arme, der kein Eigenthum hat, abhängig ist von dem Reichen, der Eigenthum hat; um die Sachen zu erlangen, deren er zum Leben bedarf, die aber einem andern gehören, muß er thun, was dieser will, er muß namentlich für ihn arbeiten. So theilt das Eigenthum die Menschen in zwei Kasten, eine arbeitende, bedrückte, die darbt und leidet, und eine müßige, bedrückende, die genießt und im Ueberflusse lebt. Diese Bedeutung des Eigenthums tritt besonders hervor bei den Sachen, die nothwendig sind, um andere Sachen zu erzeugen; dadurch, daß diese nicht dem Arbeiter, sondern irgend einem reichen Manne gehören, wird der Arbeiter gezwungen, für dessen Rechnung zu arbeiten; und die Erzeugnisse der menschlichen Arbeit gehen so mehr und mehr aus den Händen der arbeitenden Massen in die der Nichtarbeitenden über. Die Bedeutung des Eigenthums, die Armen von den Reichen abhängig

Digitized by Google

zu machen, zeigt sich ferner besonders beim Gelde; weil dieses ein Werth ist, der immer für richtig und gesetzmäßig gilt, hat, wie man zu sagen pflegt, wer Geld hat, diejenigen, welche keines haben, in der Tasche; und so ist das Geld eine neue Form der Sklaverei, die sich von der alten lediglich durch ihre Unpersönlichkeit, durch die Aufhebung aller menschlichen Beziehungen zwischen dem Herrn und dem Sklaven unterscheidet.

Die in dem Eigenthum gegebene Herrschaft der Besitzenden über die Nichtbesitzenden ruht nach Tolstoj auf körperlicher Gewalt, und zwar auf der körperlichen Gewalt der Nichtbesitzenden selbst. Wir können so thun, als sähen wir den Schutzmann nicht, der mit geladenem Revolver vor dem Fenster auf und ab geht, um uns zu schützen, während wir ein schmackhaftes Mahl verzehren oder ein neues Stück ansehen, und als ahnten wir nichts von den Soldaten, die jeden Augenblick bereit sind, mit Gewehr und Patronen dorthin zu gehen, wo man unser Eigenthum antasten will. Wir wissen doch sehr gut: wenn wir in Ruhe unsere Mahlzeit beenden und uns das neue Stück ansehen können, wenn wir ruhig spaziren fahren, auf die Jagd gehen, einem Fest oder Wettrennen beiwohnen können, so verdanken wir dies nur der Kugel des Schutzmannes und der Waffe des Soldaten, die den armen Hungerleider zu durchbohren bereit sind, welcher aus seinem Winkel mit knurrendem Magen unseren Vergnügungen zusieht und sie alsbald stören würde, wenn sich der Schutzmann mit seinem Revolver entfernte oder in der Kaserne kein Soldat mehr bereit stände, auf unseren ersten Ruf zu erscheinen. Ebendieselben Menschen der nichtbesitzenden Klassen aber, welche durch das Eigenthum von den besitzenden Klassen abhängig sind, müssen Polizeidienste thun, im Heere dienen, die Steuern bezahlen, von denen Polizei und Heer erhalten werden, und in dieser und anderer Weise die körperliche Gewalt, auf welcher das Eigenthum beruht, entweder selbst üben oder doch unterstützen.

Im Reich Gottes wird kein Eigenthum mehr bestehen. Die Vertheilung der Güter wird allein auf der Liebe beruhen. Die Liebe, sagt Tolstoj, gebietet uns, keine Arbeit von anderen zu verlangen, sondern selbst unser ganzes Leben der Arbeit für andere zu widmen. Sie gebietet uns ferner, keine Reichthümer zu sammeln und alles mit den anderen zu theilen. Wenn wir danach handeln, so wird nicht nur der arbeitsfähige Mensch, den ein anderer schon deshalb ernährt, weil ihm seine Arbeit zu Gute kommt, das

Digitized by Google

Nöthige haben, sondern auch für die Kranken, die Greise und Kinder wird gesorgt sein.

5. Das Reich Gottes soll nach Tolstoj nicht etwa durch Gewalt herbeigeführt werden. Gesetzt, es sei wirklich durch die Gunst der Umstände gelungen, eine Regierung zu stürzen, so müßte die siegreiche Partei, um am Ruder zu bleiben und ihre Ordnung in das Leben einzuführen, nicht nur alle bestehenden Gewaltmittel anwenden, sondern noch neue dazu erfinden. Geknechtet würden andere Menschen sein, und man würde sie zu anderen Dingen zwingen, aber es würde nicht nur dieselbe, sondern eine noch grausamere Gewalt und Knechtung bestehen, denn der Kampf hätte den Haß geschürt, die Mittel der Knechtung verstärkt und neue entwickelt. Jeder Kampf giebt den Menschen, die gerade die Macht haben, nur stärkere Mittel der Knechtung an die Hand.

Das Reich Gottes soll nach Tolstoj vielmehr dadurch herbeigeführt werden, daß die Menschen ihr Leben gemäß ihrer Erkenntniß einrichten. Dies bedeutet, man soll Böses mit Gutem vergelten, dem Nächsten alles hingeben, was man Ueberflüssiges hat, und ihm nichts wegnehmen, was man nicht braucht, insbesondere kein Geld erwerben und sich von dem, das man hat, befreien, nicht kaufen noch miethen und ohne Scheu vor irgend einer Arbeit seine Bedürfnisse selbst befriedigen. Namentlich aber bedeutet es auch, daß man den unchristlichen Forderungen der Staatsgewalt nicht gehorchen, insonderheit die Steuerzahlung und den Kriegsdienst verweigern soll. Hierdurch muß der Staat und mit ihm müssen Recht und Eigenthum zu Falle kommen.

Mit der Einrichtung des Lebens gemäß der Erkenntniß soll der Einzelne den Anfang machen, die Massen werden bald nachfolgen. Der Uebergang der Menschen von einer Lebensordnung zu einer andern vollzieht sich, so sagt Tolstoj, nicht stetig, wie der Sand in der Sanduhr abläuft, ein Körnchen nach dem andern, vom ersten bis zum letzten, sondern eher so, wie ein Gefäß sich füllt, das man ins Wasser gesenkt hat. Anfangs dringt das Wasser nur von einer Seite langsam und gleichmäßig ein, dann aber bringt seine Schwere das Gefäß zu Sinken, und dieses nimmt jetzt mit einem Male alles Wasser auf, das es fassen kann.

* *
*

Drei Anforderungen müssen an eine jede rechtsphilosophische Lehre gestellt werden. Erstens muß sie über das höchste Gesetz

Digitized by Google

im Klaren sein, im Hinblick auf welches Rechtseinrichtungen zu beurtheilen sind. Zweitens muß sie die thatsächlichen Verhältnisse im Auge haben, unter denen die beurtheilten Rechtseinrichtungen wirken. Drittens muß sie diese Rechtseinrichtungen jenem höchsten Gesetz richtig unterordnen. Wie entspricht die Rechtsphilosophie Tolstoj's diesen drei Anforderungen?

1. Wenn unsere Urtheile über Rechtseinrichtungen, wie über menschliches Wollen überhaupt, eine sichere Grundlage haben sollen, so brauchen wir ein höchstes Gesetz der Beurtheilung, das heißt die Idee eines letzten Zieles, welches in sich selbst seine Rechtfertigung findet. Jedes menschliche Ziel ist nur im Hinblick auf dieses letzte Ziel berechtigt. Wenn etwa Jemand die Frauenarbeit verwirft, weil sie das Familienleben zerstöre, so gilt seine Begründung nur für diejenigen, welche die Erhaltung des Familienlebens als Ziel anerkennen, und träte ihm Jemand kühn mit der Frage entgegen: Ja, wozu braucht denn das Familienleben erhalten zu bleiben?, so wären für diesen seine Ausführungen ohne Beweiskraft. Wollte er nun etwa entgegnen, daß durch die Erhaltung des Familienlebens das Bestehen unserer heutigen Gesellschaft bedingt sei, so könnte ihm gar auch bestritten werden, daß das Bestehen unserer heutigen Gesellschaft wünschenswerth sei, und er hätte nichts bewiesen. Eine sichere Grundlage kann seine wie jede rechtsphilosophische Untersuchung nur gewinnen, wenn er im Hinblick auf ein Ziel, das auch der andere Theil nothwendig anerkennen muß, das heißt im Hinblick auf ein letztes Ziel, urtheilt.

Das letzte Ziel und höchste Gesetz menschlichen Wollens hat man in verschiedener Weise zu bestimmen gesucht. Eine verbreitete Auffassung erblickt es in dem Glück des Einzelnen oder auch der Menschheit. Aber in dem Glück ist ebensowenig wie in dem Familienleben oder der heutigen Gesellschaft ein letztes Ziel menschlichen Wollens gegeben, sondern nur ein Einzelziel, daß man anerkennen oder ablehnen kann. Die Menschen finden in so verschiedenen Dingen ihr Glück, der eine vielleicht in gutem Essen und Trinken, ein anderer in Ruhm und Ehre, ein dritter in wissenschaftlicher Forschung, daß gar mancher, der das Glück der Menschheit als letztes Ziel aufstellt, bedenklich werden dürfte, wenn ihm zugemuthet würde, auch den niedrigsten und verworfensten Gelüsten seiner Mitmenschen Befriedigung zu verschaffen. Man könnte daran denken, wenigstens das wahre Glück als letztes Ziel aufzustellen. Aber sobald man das wahre Glück vom

Digitized by Google

falschen unterscheidet, bedarf man eines höheren Gesetzes, das Auskunft darüber ertheilt, ob denn das Glück, das ein Mensch in irgend etwas findet, das wahre oder das falsche ist, und damit ist das Glück als höchstes Gesetz menschlichen Wollens aufgegeben.

Eine andere weitverbreitete Auffassung betrachtet als das letzte Ziel, im Hinblick auf welches alle menschlichen Bestrebungen zu beurtheilen sind, die Vollkommenheit. Aber wie das Glück so ist auch die Vollkommenckeit nur ein Einzelziel, das nur für diejenigen maßgebend ist, die es sich angeeignet haben. Die Menschen sind verschieden, und die Anlagen eines Jeden kann man sich im höchsten Grade ausgebildet denken, die äußerste Vervollkommnung des einen würde der vollkommene Weise, die des andern der vollkommene Spitzbube sein, jede Art von Vollkommenheit als Ziel aufzustellen, dürften sich aber nur die wenigsten, denen die Vollkommenheit höchstes Gesetz ist, entschließen. Wollen wir aber nur die Vollkommenheit im Guten als Ziel gelten lassen, so sehen wir uns wieder auf ein höheres Gesetz verwiesen, nach welchem sich die Vollkommenheit im Guten von der im Bösen unterscheidet, und die Vollkommenheit kann dann nicht mehr das höchste Gesetz menschlichen Wollens sein.

Von dem höchsten Gesetz alles menschlichen Wollens läßt sich nichts aussagen als das, was eben aus seinem Wesen als höchstes Gesetz folgt. Aus diesem aber folgt nur, daß ein Wollen, das ihm entspricht, unbeschränkter Verallgemeinerung fähig sein muß: da ein höchstes Gesetz Jedem gebietet, so muß die Möglichkeit bestehen, daß Jeder sich so verhält, wie es gebietet. Ein menschliches Wollen ist also sittlich oder unsittlich, je nachdem es denkbar oder undenkbar ist, daß alle Menschen dauernd in gleicher Weise wollen. Dies und nichts anderes ist es, was Kant in seinem kategorischen Imperativ zum Ausdruck gebracht hat: Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne. Eine solche Fassung des höchsten Gesetzes ist offenbar sehr wenig anschaulich, und man fühlt sich hierdurch leicht von ihr abgestoßen. Aber wenn man erst oft genug mit dem Versuche gescheitert ist, dem höchstem Gesetz in dem Glück oder in der Vollkommenheit oder in irgend einem anderen Einzelziel einen anschaulichen Inhalt zu geben, so wird man für immer zu ihr zurückkehren.

Der kategorische Imperativ findet deutlichen Ausdruck in der alltäglichen Redensart: Wenn das Jeder thun wollte. Wenn Jeder


Digitized by Google

die Blumen in einem öffentlichen Park abreißen wollte, so würde bald Niemand mehr Gelegenheit dazu haben; wenn Jeder lügen und betrügen wollte, so wäre bald mit dem Vertrauen auch die Möglichkeit, es zu mißbrauchen, weggefallen; wenn Jeder die Zurückgabe einer ihm in Verwahrung gegebenen Sache nach Lust und Laune verweigern wollte, so würde bald Niemandem mehr etwas in Verwahrung gegeben werden. Es ist klar, daß ein allgemeiner Zustand derartigen Handelns nicht auf die Dauer bestehen könnte. Dagegen wenn sich Jeder nur an dem Anblick und Wohlgeruch der Blumen erfreut, so werden es noch lange Alle thun können; wenn Treu und Glauben gehalten werden, so wird das gegebene Wort die größte Rolle spielen; wenn das anvertraute Gut stets zurückgegeben wird, so wird Niemand zögern, seine Habe dem Andern anzuvertrauen. Ein allgemeiner Zustand, bei welchem in dieser Art gehandelt wird, kann dauernd bestehen. Hier sehen wir klar den Gegensatz eines Handelns, dessen Maxime als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung denkbar, und anderseits eines Handelns, dessen Maxime als solches undenkbar ist.

In dem Gesetz der Liebe, wie es Tolstoj als Grundlage annimmt, hat der kategorische Imperativ einen sehr vollkommenen Ausdruck gefunden. Die Liebe, recht verstanden, ist nicht die Bevorzugung einzelner Menschen, sie umfaßt vielmehr alle Menschen. Und sie will nicht, was für ihren Gegenstand angenehm, sondern das, was für ihn gut ist. Die Liebe gebietet uns somit nichts anderes, als auf unsere Mitmenschen so zu wirken, daß dadurch ihr Wille immer mehr zu einem solchen wird, dessen Maxime jederzeit als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten kann. So erhebt das Gebot der Liebe, wenn man einen mathematischen Vergleich anwenden will, den kategorischen Imperativ in eine höhere Potenz: alle Menschen sollen ihn dadurch befolgen, daß sie seine Befolgung bei allen anderen Menschen fördern.

Das Gesetz der Liebe in diesem Sinne gebietet nicht die Liebe einer unverständigen Mutter, sondern die Liebe, von der gesagt ist: Wer sein Kind lieb hat, der züchtigt es. Es kann uns Milde und Nachgiebigkeit vorschreiben, wenn Aussicht vorhanden ist, daß diese auch wieder Milde und Nachgiebigkeit erzeugen. Es kann uns aber auch die äußerste Härte zur Pflicht machen; wir sollen das Unkraut verbrennen, das auf unserm Acker wuchert, und dem Wolfe wehren, der in unsere Hürden brechen will.

Dies verkennt Tolstoj, wenn er aus dem Gesetz der Liebe

Digitized by Google

das Gebot ableitet, dem Uebel nicht mit Gewalt zu widerstreben. Jesus trieb die Verkäufer und Wechsler aus dem Tempel; und genau so muß ein kleines Volk dem frevelhaften Angriff eines großen mit den Waffen in der Hand entgegentreten und ein Beispiel geben, daß frechem Uebermuth nicht alles erlaubt ist. Tolstoj macht freilich geltend, wir dürften das Böse deswegen nicht mit Gewalt bekämpfen, weil wir kein sicheres Kennzeichen des Bösen hätten. Wenn das richtig wäre, so könnten wir das Böse überhaupt nicht, auch nicht durch Belehrung und Beispiel, bekämpfen, wir könnten uns seiner auch nicht enthalten und nicht einmal sagen, was gut und was böse ist. Es ist aber nicht richtig; wir haben ein Kennzeichen des Bösen. Böse ist, was der Liebe zuwider ist, was einer Maxime entspringt, die sich nicht zu einem allgemeinen Prinzip menschlichen Wollens eignet; und wo wir das Böse in diesem Sinne treffen, da sollen wir es mit allen Mitteln bekämpfen.

2. Wenn wir Rechtseinrichtungen mit Beziehung auf das höchste Gesetz menschlichen Wollens beurtheilen, müssen wir stets die thatsächlichen Verhältnisse im Auge haben, unter denen sie wirken. Rechtseinrichtungen sind das, was sie sind, nur durch ihre Wirkungen, ihre Wirkungen aber sind verschieden je nach der Verschiedenheit der Umstände. Eine Rechtseinrichtung, die unter gewissen Verhältnissen Segen bringt, kann unter anderen durchaus verderblich sein; hierauf beruht es, daß die Rechtseinrichtungen eines Volkes sich nicht auf jedes andere übertragen lassen und daß Rechtseinrichtungen veralten und unbrauchbar werden.

Ob eine Rechtseinrichtung dem höchsten Gesetz menschlichen Wollens entspricht, läßt sich hiernach nur für ganz bestimmte thatsächliche Verhältnisse entscheiden. Die Berücksichtigung der Umstände ist eine Anforderung, der keine Rechtsphilosophie sich entziehen kann. Der Verfall der Rechtsphilosophie im neunzehnten Jahrhundert ist zum großen Theil eine Folge davon gewesen, daß man ausführliche Systeme eines „natürlichen" Rechts aufgestellt hatte, nach denen die Rechtseinrichtungen der verschiedensten Zeiten und Völker unterschiedslos beurtheilt werden sollten. Auch heute noch verwirft der Eine unbedingt das Privateigenthum, während der Andere ebenso unbedingt dafür eintritt, ohne zu bedenken, daß Privateigenthum und Privateigenthum unter verschiedenen Umständen durchaus etwas Verschiedenes bedeuten.

Tolstoj's Rechtsphilosophie trägt den thatsächlichen Verhältnissen grundsätzlich Rechnung. Er stellt ein höchstes Gesetz


Digitized by Google

auf, das Gesetz der Liebe, nach welchem Rechtseinrichtungen jederzeit und allerorten zu beurtheilen sind; aber wenn er dieses Gesetz auf eine einzelne Rechtseinrichtung anwendet, so berücksichtigt er stets die Umstände, unter denen diese wirkt und die ihr erst ihre eigenartige Bedeutung geben. Auf Grund des unbedingt geltenden Gesetzes der Liebe verwirft er doch Recht, Staat und Eigenthum nur bedingt, das heißt für eine gewisse Entwickelungsstufe der Menschheit, mit Rücksicht auf die Wirkungen, die sie auf dieser Entwickelungsstufe äußern.

3. Wären die Wirkungen sowohl der gegenwärtigen Rechtseinrichtungen als derjenigen Normen, die etwa an ihre Stelle treten sollen, uns vollkommen bekannt und klar zu übersehen, so wäre die Frage, ob eine Rechtseinrichtung oder der Zustand nach ihrer Abschaffung dem höchsten Gesetz menschlichen Wollens mehr entspricht, ein einfaches Rechenexempel.

Dem ist aber nicht so. Die große Schwierigkeit für alle Vorschläge zu Rechtsänderungen liegt darin, daß schon die Wirkungen gegenwärtiger Rechtseinrichtungen uns nur theilweise deutlich, die Wirkungen künftiger Normen aber nur äußerst unsicher vorherzusagen sind. Wir werden in der Regel nur durch das Experiment belehrt; aber während der Chemiker seine Experimente an leblosen Körpern, der Physiologe höchstens an Thieren macht, stehen bei denen des Politikers die höchsten Güter der Menschheit auf dem Spiel. Hieraus ergiebt sich die Folgerung, daß, je größer die Umwälzung ist, die ein politischer Vorschlag ins Auge faßt, desto vorsichtiger wir ihn erwägen müssen, so verlockend er uns auch erscheinen mag. Das ist es, was der Staatsmann empfindet, wenn er Kontinuität der Entwickelung fordert.

Es kommt aber noch etwas anderes in Betracht. Wenn Rechtseinrichtungen irgend welcher Art auf einem weiten Gebiete lange Zeit gegolten haben, so ist es eben hierdurch wahrscheinlich, daß sie dem höchsten Gesetz alles menschlichen Wollens gemäß sind, daß also eine ihnen entsprechende allgemeine Gesetzgebung denkbar ist. Anderenfalls müßte es ja bereits zu Tage getreten sein, daß man mit solchen Rechtseinrichtungen nicht allgemein dauernd leben kann, und sie wären beseitigt worden. Handelt es sich also darum, solche eingewurzelte und ausgebreitete Rechtseinrichtungen abzuschaffen oder durch andere zu ersetzen, so ist doppelte Vorsicht geboten. Hierin liegt der berechtigte Kern alles Konservativismus.

Digitized by Google

Alles dies gilt nun in ganz hervorragendem Maße für Recht, Staat und Eigenthum. Wir finden die Menschen nur in ihrem ursprünglichsten Zustand ohne Staat und vielleicht auch ohne Eigenthum, darüber aber, daß die Menschheit irgendwo und wann einmal ohne Recht gelebt hätte, besitzen wir überhaupt keine sichere Kunde. Nirgends haben wir unter Verhältnissen, die denen der europäischen Kulturstaaten auch nur einigermaßen ähnlich sind, das geringste Beispiel eines recht-, staat- oder eigenthumlosen Zustandes. Es ist daher äußerst unwahrscheinlich, daß unter solchen Verhältnissen ein Zustand ohne Recht, Staat und Eigenthum sich dauernd zu behaupten vermöchte, während das Recht und insbesondere Staat und Eigenthum den Beweis, unter solchen Verhältnissen allgemeiner und dauernder Anwendung fähig zu sein, eben durch ihr Bestehen erbracht haben. Es wäre im höchsten Grade bedenklich, jetzt auf einmal Recht, Staat und Eigenthum abzuschaffen und damit die edelsten Güter unserer Kultur aufs Spiel zu setzen, nicht etwa nur unser Verkehrsleben, unsere Kunst, unsere Wissenschaft, sondern unsere Sittlichkeit selbst, die sich unter dem Einfluß des Rechtes stetig fortentwickelt hat und durch einen auch noch so vorübergehenden Zustand der Verwirrung furchtbar erschüttert werden würde.

Das hat Tolstoj verkannt. Aufs anschaulichste schildert er uns die Mängel, die mit dem Recht und insbesondere mit Staat und Eigenthum wie mit allem Menschlichen verbunden sind; aber leichthin und ohne genügenden Beweis nimmt er an, daß ohne jene Einrichtungen die Menschen besser leben könnten. Tolstoj, der in seinen Erzählungen die Thorheiten und Schwächen der gegenwärtigen Menschen mit so unerbittlicher Klarheit bloßlegt, giebt sich dem Wahne hin, daß mit der Beseitigung des Rechts und seiner Einrichtungen alsbald ein neues, unendlich viel vernünftigeres Geschlecht erstehen werde. Hier liegt sein Fehler. So schön und sicher er das höchste Gesetz menschlichen Wollens erfaßt, so klar er sich ferner darüber ist, daß wir Rechtseinrichtungen diesem Gesetz nur im Hinblick auf ihre Wirkungen unter bestimmten thatsächlichen Verhältnissen unterordnen können, so sorglos verfährt er, wenn es nun gilt, diese Unterordnung wirklich vorzunehmen und nachzuweisen, daß nicht nur das Bestehende mangelhaft, sondern auch das, was etwa an seine Stelle treten kann, besser als das Bestehende ist.

* *
*

Digitized by Google

Tolstoj hat geirrt. Seine rechtsphilosophische Lehre, so bedeutend sie ist, enthält keine wissenschaftliche Wahrheit. Sie soll uns darum nicht minder theuer sein. Denn sie enthält etwas Größeres als wissenschaftliche Wahrheit, und das ist die Liebe, die große, mächtige Menschenliebe, die in jedem kleinsten Theil dieser einheitlich geschlossenen Lehre und vielleicht am meisten in ihren Schwächen hervortritt. „Die Liebe höret nimmer auf, so doch die Weissagungen aufhören werden und die Sprachen aufhören werden und die Erkenntniß aufhören wird. Denn unser Wissen ist Stückwerk, und unser Weissagen ist Stückwerk."

Digitized by Google

Thera (Santorin).

Von

Adolf Bauer.

Unter den vielen unvergeßlichen Bildern, die auf einer Reise im Aegeischen Meere zu schauen sind, ist eines der schönsten, gewiß aber das eigenartigste die Einfahrt in den einstigen Krater von Santorin, die südlichste der Kykladen.

Keine Beschreibung vermag den Eindruck wiederzugeben, den das farbentrunkene Auge von den Trümmern des Vulkans erhält, der sich in vorgeschichtlicher Zeit als Kegel auf breiter elliptischer Basis aus dem Meere erhoben hat. Jetzt ist nur mehr sein unterer Theil erhalten: ein ringförmiges Gebilde, das überdies in drei durch breite Durchfahrten von einander getrennte Inseln, Thera (Santorin), Therasia und Aspronisi zersprengt ist. Ihre Küsten fallen nach der inneren Seite des Ringes aus einer Höhe von stellenweise 300 Metern fast senkrecht ab, nach außen senkt sich von diesem Steilrand das Gelände allmählich und in sanfterer Neigung dem Meere zu. Der steile Abfall des Ringes setzt sich aber auch noch unter dem Seespiegel fort; bei Phirá, dem Hauptorte der Insel, läuft nur 40 Meter vom Ufer entfernt die Tiefenlinie von 200 Metern. Im Inneren des Ringes liegt die Inselgruppe der Kaimenäs, die von älteren, in ihrer Wirkung nicht mehr genau festzustellenden Eruptionen abgesehen den drei unterseeischen Ausbrüchen von 1570, 1707 und 1866 ihren Ursprung verdanken.

Blauschwarz, dunkelviolett, braunroth und ockergelb sind die vorherrschenden Farben der Lava, aus welcher der Ring aufgebaut ist. Ueber ihr liegt eine blendendweiße Bimssteinschicht, gelegentlich 30 Meter hoch, sie breitet sich fast über die ganze Oberfläche der

Digitized by Google

drei Inseln aus. Wie in einem geschliffenen Achat die verschieden gefärbten Bänder, so sind die einzelnen Schichten an dem steilen, merkwürdig ausgezackten Innenrand scharf von einander abgesetzt, wo nicht spätere Abbrüche ein wirres Durcheinander von verschiedenen Schichten entstammenden Blöcken erzeugt haben. Die Lava der Kaimenäs ist zwar vorwiegend schwärzlich und grau, hier entsteht aber ein neuer Farbenzauber dadurch, daß an ihren Ufern, soweit die Brandung reicht, ein fast orangegelber Streifen die Grenze gegen das indigoblaue Meer bildet, und daß dieses in dem Sund zwischen den Inselchen, wo noch warme Strömungen zu beobachten sind, seine Farbe zu einem milchigen Hellgrün ändert.

Neue und seltsame landschaftliche Eindrücke wie dieser, rufen unwillkürlich die Erinnerung an das Theater wach. Der Krater von Santorin wirkt in Formen und Farbigkeit so verblüffend und phantastisch, daß er nur mit besonders prächtigen Dekorationen eines Ballets sich vergleichen läßt. Allein selbst das freieste und ungebundenste Walten einer künstlerischen Phantasie wird hier von der im hellen Sonnenglanz strahlenden Wirklichkeit übertroffen.

Die einzigen mir bekannten farbigen Bilder von Santorin, die Chromolithographien in dem Prachtwerk des französischen Geologen Fouqué, geben weder von den wie durch höllische Mächte nach Laune gestalteten Formen des Kraterrandes, noch weniger von der Buntheit und Kraft seiner Farben und der flüssigem Metall vergleichbaren Schwere des Meeres eine auch nur annähernde Vorstellung. Das deutsche archäologische Institut in Athen besitzt eine schöne Sammlung vorzüglicher photographischer Aufnahmen. Sie zeigen die Formen der Landschaft mit unübertrefflicher Treue und durchweg von sehr glücklich gewählten Punkten aus. Allein weite Fernsichten vermag die Photographie bei richtiger Einstellung des Apparates auf die nächste und nähere Umgebung nicht wiederzugeben. Die Schärfe, Klarheit und Massigkeit, mit der sich das tiefblaue Meer von dem hellen südlichen Himmel abhebt und die bei aller Zartheit doch sehr bestimmten Umrisse am Horizont gelegener Inseln vermißt man auch auf den bestgelungenen Aufnahmen.

So gewähren alle, auch die besten Nachbildungen nur eine unvollkommene Vorstellung der Wirklichkeit. Allein der unvergleichliche Genuß eines, wenn auch nur eintägigen Aufenthaltes auf Santorin ist heute durch die Theilnahme an der vom deutschen

Digitized by Google

archäologischen Institut in Athen alljährlich Anfangs Mai veranstalteten und von dessen erstem Sekretar W. Dörpfeld geleiteten „Inselreise“ in der denkbar angenehmsten Weise ermöglicht.

Im Südosten von Santorin erhebt sich ein geologisch älterer, aus Kalkstein und Thonschiefer gebildeter Gebirgsstock, an dessen Westrand sich erst später die Laven angeschmiegt haben, so ist er mit dem Vulkan zu einem Ganzen verbunden worden. In zweien seiner Ausbuchtungen haben sich aus herabgeschwemmtem Bimsstein und vulkanischem Sand an der Küste die einzigen Ebenen auf der ganzen Insel gebildet. Sie sind durch den beiderseits steil abfallenden 565 Meter hohen Eliasberg von einander getrennt, der durch eine Einsattelung, die Sellada, mit dem kühn ins Meer zwischen beiden Ebenen ausspringenden 369 Meter hohen Messavuno, nach Norden mit einer zweiten niedrigeren Anhöhe verbunden ist, die den heutigen Ort Pyrgos trägt. Von diesem mittleren Gebirgsstock getrennt erheben sich am Westrand der südlichen Küstenebene der Gawrilosberg und an dem Nordende der östlichen Ebene ein vereinzelter Block, der Monolithos, beide gleichfalls aus Urgestein bestehend.

Die Stadt Thera, von der die Insel im Alterthum den Namen hatte, lag auf der Spitze des gegen das Meer zwischen beiden Ebenen vorgeschobenen Messavuno. Dieser Nachweis und die Aufdeckung ihrer Ueberreste ist F. Freiherrn Hiller von Gaertringen zu danken. Von dem prächtigen Buche, in dem er seine Forschungsergebnisse niedergelegt hat, soll hier die Rede sein.

Das erste Beispiel selbstloser wissenschaftlicher Arbeit auf griechischem Boden hat das Deutsche Reich durch die mit seinen Mitteln veranstaltete Aufdeckung von Olympia gegeben. Was während sechs Wintern mit einem Aufwand von 800 000 Mark in der Altis gefunden worden ist, ziert heute theils das an Ort und Stelle erbaute, theils das Nationalmuseum in Athen. Andere Nationen haben diesem Vorbild nachgeeifert und von Regierungswegen oder mit den Mitteln privater Gesellschaften Ausgrabungen veranstaltet. Gleich selbstlos hat Baron Hiller die alte Stadt Thera nicht nur ausgegraben, sondern überdies noch durch eine Geldspende den Grundstein zum Bau eines Museums in Phirá gelegt, um seine Funde sicher und würdig unterzubringen.

Von der Akademie der Wissenschaften in Berlin, bei der er durch sein energisches Schaffen die Veröffentlichung des Korpus der griechischen Inschriften in raschen Gang gebracht hatte, mit


Digitized by Google

der Herausgabe eines neuen Bandes der Inselinschriften beauftragt, kam v. Hiller im Juni 1895 nach Thera. Von einem deutschen in Athen lebenden Freunde, Alfred Schiff, begleitet, durchstreifte er die Insel, um deren Alterthümer zu verzeichnen und zu beschreiben. Das Studium der durch den österreichischen Diplomaten A. Prokesch von Osten und den Archäologen L. Roß vor 70 Jahren auf dem Messavuno entdeckten alten Felsinschriften regte ihn zu einer eigenen Ausgrabung an. „Inschriften und Boden hingen hier sehr viel mehr zusammen als an den meisten anderen Orten . . . die Nothwendigkeit einer Reinigung dieser Gegend von der meist nur dünnen Erdschicht und einer genauen kartographischen Aufnahme, die dann am besten auch den ganzen übrigen Stadtberg umfassen würde, drängte sich unmittelbar auf."

Die geplanten Vermessungen und Ausgrabungen fanden von Anfang Mai bis Mitte September 1896 statt und wurden im Herbst des folgenden für solche Arbeit ungeeigneten Kriegsjahres, sowie durch einige Revisionen im Jahre 1898 zum Abschluß gebracht. Während des Jahres 1898 begann der im März 1899 abgeschlossene Druck des Prachtwerkes: „Thera, Untersuchungen, Vermessungen und Ausgrabungen in den Jahren 1895—1898", das die Insel im Alterthum und in der Gegenwart mit Ausschluß der Nekropolen behandelt. Der Verfasser hat dazu elf Mitarbeiter herangezogen und im Verein mit ihnen in unbegreiflich kurzer Zeit wirklich Abschließendes über die erste Ausgrabungskampagne geboten.

Auf der Philologenversammlung zu Dresden im Herbst 1897 hielt v. Hiller bereits einen mit sicherem Blick und in vollendeter Form das Gewonnene zusammenfassenden, auch im Druck erschienenen Vortrag über die archaische Kultur der Insel Thera. In derselben Zeit, da sein monumentales Werk entstanden ist, hat er den dritten, zwölfeinhalbhundert Inschriften enthaltenden Fascikel der Inselinschriften fertig gestellt und gedruckt. Im Frühjahr 1899, da eben die letzten Bogen von „Thera" die Presse verlassen hatten, finden wir v. Hiller bereits wieder auf Paros und Naxos mit Vorarbeiten für einen nächsten Fascikel des Inschriftenwerkes beschäftigt, seit Mai gräbt er mit Rubensohn auf Paros und in den Sommer- und Herbstmonaten stellte er neuerdings erfolgreiche Grabungen auf Thera an, über die er bereits im Dezember in einem Vortrag bei dem Winckelmannsfeste der Berliner archäologischen Gesellschaft Bericht erstattet hat. (Jahr-

Digitized by Google

buch des kais. Deutsch. arch. Instituts 1899.) Ein vorzüglicher Artikel in der neuen Auflage der Real-Encyklopädie des klassischen Alterthums über die Geschichte von Delphi kommt, soweit meine Kenntniß von den Arbeiten dieses Gelehrten reicht, als Parergon hinzu. Bewundernswerthe Leistungsfähigkeit im Ausgrabungsfelde wie in der Studierstube vereint sich bei v. Hiller mit erhebendem Idealismus, die vornehme Gesinnung des deutschen Edelmannes mit der wissenschaftlichen Begeisterung des hervorragenden Fachmannes.

Der erste Band über Thera enthält 31 Heliogravüren und 240 Abbildungen im Text, ebenfalls meist nach photographischen Aufnahmen, hinzu kommt eine Mappe mit 12 Karten, Plänen und Ansichten. Er ist C. Robert und U. v. Wilamowitz-Möllendorf gewidmet. Ein zweiter, schon im Drucke befindlicher Band wird die Funde in den Nekropolen enthalten.

Im ersten Kapitel handelt v. Hiller über die Geschichte der Erforschung der Insel. In der Uebersicht, die mit Herodot beginnt und bis Herbst 1898 reicht, sind nur für die Wissenschaft unergiebige Beiträge wie die Thera betreffenden Abschnitte in Bent's The Cyclades 1885 und in Tozer's The islands of the Aegean 1890 übergegangen, von denen der letztgenannte das Messavuno überhaupt gar nicht besucht zu haben scheint.

Auf den ältesten noch von Ptolemäus abhängigen Karten ist die Lage der Insel ganz falsch gegeben. Auf eigene Anschauung stützen sich erst die Angaben und die Zeichnung Buondelmontis. Er nennt im Text die Insel Santellini oder Santiline, mit leichter Entstellung ihrer späteren Benennung nach der heiligen Irene. Auf der Pariser Karte Buondelmontis von 1465/1466 wird der Name abgekürzt Sātilini geschrieben: das Zeichen nach dem Kürzungsstrich ist dieselbe Ligatur ti wie in der Bezeichnung Tirassia auf dieser Karte. Die Besprechung der Spezialkarten des 16. und 17. Jahrhunderts giebt dem Verfasser Anlaß an einem Beispiel die Berechtigung der Worte des Tübinger Professors Schickhardt (1629) zu erweisen, der die Kupferstecher und Bücherschreiber seiner Zeit mit den Schneegänsen vergleicht: „wie die erste vorfleugt, also fliegen die andern alle hernach, es sei gleich wohl oder übel geflogen“.

Durch die bisherige Forschung war nach vier verschiedenen Richtungen für die abschließende Thätigkeit v. Hillers und seiner Mitarbeiter ein brauchbarer Grund gelegt. Für die epigraphische und

archäologische Arbeit hatte bei fünfmaligem Besuch der Insel L. Roß, seine Vorgänger weit hinter sich lassend, das Meiste geleistet. Hinzugekommen waren Nachrichten über prähistorische Ansiedelungen, die sich unter der Bimssteinschicht gefunden haben, mit der der Vulkan bei der großen Eruption die drei Inseln Thera, Therasia und Aspronisi überschüttet hatte. Für die Geographie und Topographie von Thera ist die 1848 angefertigte, durch Nachträge vervollständigte englische Seekarte grundlegend geworden. Endlich hatte der neuerliche Ausbruch des Vulkans auf den Kaimenäs 1866 die erschöpfende mineralogische und geologische Durchforschung der Insel veranlaßt.

Nur einen dieser angesponnenen Fäden hat v. Hiller nicht wieder aufgenommen. Die Fundgegenstände aus der prähistorischen Periode sind von seiner Darstellung ausgeschlossen worden, weil die französische Schule in Athen mit dem Plan umgeht, ihre Nachforschungen fortzusetzen und zu vervollständigen. Dagegen ist der Epigraphik und Alterthumskunde durch seine Ausgrabung und die Veröffentlichung des alten und neuen Bestandes in dem Fascikel der Inselinschriften sowie durch die Besprechung der Inschriften in dem Werke Thera eine Fülle neuen und werthvollen Materiales zugewachsen. In dem Kapitel über die Geschichte von Thera hat v. Hiller deren Angaben mit der literarischen Tradition zu einem anschaulichen Gesammtbild zusammengefaßt. Für das äußerlich umfangreichste Kapitel: Topographie des alten Thera hat er die Architekten W. Dörpfeld und W. Wilberg und für die Behandlung der Einzelfunde den Archäologen P. Wolters als Mitarbeiter gewonnen. Auch A. Schiff hat Einiges beigetragen und die photographischen Aufnahmen überwacht.

An die Arbeiten der englischen Offiziere für die Admiralitätskarte hat P. Wilski angeknüpft, ihre Aufnahmen für den südöstlichen Theil der Insel vervollständigt und berichtigt und in einem besonderen Kapitel über die älteren topographischen Messungen sowie über seine eigenen Bericht erstattet. Von ihm rühren auch, durch einige nachträgliche Vermessungen Dörpfeld's und Wilberg's ergänzt, die Pläne und Karten der Mappe her.

Die Forschungen der älteren Geologen endlich hat A. Philippson wieder aufgenommen und zusammengefaßt und im zweiten Kapitel des Werkes eine anschauliche geologisch-geographische Skizze der ganzen Inselgruppe entworfen.

Nach zwei Richtungen hat v. Hiller aber auch neue Wege

Digitized by Google

eingeschlagen. Ein Kapitel enthält auf Grund seiner eigenen, der von P. Wilski und zwei Griechen angestellten Beobachtungen eine Darstellung des Wetters von Thera, ein zweites von Th. von Heldreich verfaßt, handelt über die Flora der Insel. Anhangsweise spricht v. Hiller über das Thera benachbarte Anaphe und fügt daran eine Sammlung photographischer Aufnahmen von den östlichen dorischen Sporaden. E. Jacobs und H. A. Schmidt bieten Beiträge zu den Karten des 15. und 16. Jahrhunderts.

Aus diesem reichen Inhalt seien hier nur einige der wichtigsten neuen Ergebnisse herausgehoben, zu denen v. Hiller in dem Abschnitt über die Geschichte von Thera gekommen ist. Hier wird vor Allem der Nachweis erbracht, daß die Stadt nicht mehr als spartanische Gründung gelten darf, wie in der literarischen Ueberlieferung seit Herodot behauptet wird. Der entscheidende Grund, diese Nachricht zu verwerfen, liegt in der Entwickelung des theräischen Alphabetes zu Tage. v. Hiller hat sie, gestützt auf das durch seine Ausgrabungen bereicherte Material an Inschriften, zuerst feststellen können. Die ältesten, ins achte und siebente Jahrhundert zurückreichenden Inschriften stehen den bekannten phönikischen in manchen Einzelheiten soviel näher als die festländischen Alphabete der Griechen, sie zeigen soviel Eigenthümliches, daß v. Hiller zu der Annahme gedrängt wird, die Theräer hätten die Schrift direkt von den Phönikiern gelernt und nicht aus Griechenland überkommen oder mitgebracht. Auch sind in der ersten Periode der Schriftentwickelung auf Thera nur Beziehungen zu den Alphabeten von Korinth und der Argolis zu beobachten. In der zweiten, nicht mehr rein dorischen Periode macht sich ionischer Einfluß von den nördlich benachbarten Inseln geltend, erst die dritte Periode weist spartanische Einflüsse auf. Wenn also im Anfange des fünften Jahrhunderts eine Erzählung von der Gründung Theras durch Spartaner im Umlauf war, so sollte damit nur dem damals vorhandenen Einfluß Spartas die Weihe eines hohen Alters gegeben werden; diese Ueberlieferung selbst ist eine Erfindung, die sich zahlreichen ähnlichen, aus der gleichen Absicht entsprungenen zur Seite stellt.

Einen Aufschluß über die Anfänge Theras gewährt auch die Lage der Stadt. Sie gehört dem ältesten Typus griechischer Ansiedelungen an. Die Sicherheit der Bewohner vor Ueberfällen durch Seeräuber und der freie Ausblick auf das nächstgelegene Meer bedingen die Wahl des Ortes. Der schmale Felsgrat des

Digitized by Google

Messavuno fällt denn auch nach drei Seiten in steilen, unzugänglichen Felsen ab. Nur vom Norden, von der Sellada, also vom Inneren der Insel her, führt ein Anstieg zu der Höhe des Stadtberges, der vom Meere nur auf sehr beträchtlichen Umwegen erreicht werden kann. Am Nord- und Südfuß des Messavuno befand sich überdies flacher sandiger Strand, wie er zur Aufrechthaltung des Seeverkehrs und als Anlaufplatz für antike Segel- und Ruderschiffe nöthig war.

Von einem der Könige, die damals Thera beherrschten, rührt vielleicht ein Grabstein her, der bei den Ausgrabungen gefunden worden ist. In diese Zeit gehören auch die ältesten Weiheinschriften, Götter- und Menschennamen, die auf dem gewachsenen Fels vor kleinen flachen Einarbeitungen angebracht sind, die zur Aufnahme der Opfergaben bestimmt waren. Ihre Zahl ist sehr groß und daher sind auch die auf Thera verehrten Götter vollständiger bekannt als in anderen berühmteren und mächtigeren griechischen Gemeinwesen.

Als man solidere menschliche Wohnungen, öffentliche Gebäude und Tempel für die Götter zu bauen anfing, mußte wie sonst häufig auf den alten Akropolen auch der Felsgrat des Messavuno durch die Aufführung von Stützmauern und die Herausarbeitung und Aufschüttung von Terassen dazu geeignet gemacht werden. Bis ins Innere der einzelnen Bauten hinein ist dies Anschmiegen an die Bodengestalt und das Bemühen fortgesetzt worden, horizontale Flächen zu gewinnen. Daher liegen die einzelnen Räume eines und desselben Gebäudes häufig in beträchtlich verschiedenem Niveau; ein langer Korridor ist einmal theils als Rampe und theils als Treppe eingerichtet worden.

Eine hervorragende Stelle nimmt in dem Götterkult der Theräer noch in archaischer Zeit der auch in Sparta und in anderen dorischen Gemeinwesen verehrte Apollon Karneios ein, ihm zu Ehren werden die Karneen begangen. Durch v. Hiller's Ausgrabungen ist sein Tempel und der davor liegende Tanz- und Festplatz sichergestellt worden. Im Zusammenhang mit diesem Fest stehen Inschriften, die die Knabenliebe als Bestandtheil des archaischen Dorismus erweisen und das von dieser Sitte in der antiken Literatur entworfene Idealbild als ein unwahres Phantasiegemälde erkennen lassen. Ihre Ursprünge sind in der Gymnastik und dem abgeschlossenen Lagerleben der Männer in Sparta, Kreta und in anderen dorischen Staaten zu suchen; sie ist nicht nur in

Digitized by Google

voller Unbefangenheit und Oeffentlichkeit geübt worden, sondern auch einer religiösen Weihe theilhaft gewesen, wie die auf Thera entdeckten Inschriften lehren. Von den dorischen Staaten aus hat sie sich im ganzen alten Griechenland verbreitet, jedoch nicht ohne Widerspruch zu finden.

Nur ein einziges Ereigniß von wirklicher Bedeutung ist aus dieser frühesten Periode der Geschichte Theras bekannt, die zugleich ihre Glanzepoche gewesen sein muß: die um 620 v. Chr. von der Stadt auf dem Messavuno aus erfolgte Begründung von Kyrene in Afrika. Die in einem inneren Zwist Unterlegenen wanderten in die neue Heimath aus. Das alte Königthum ist dann auf Thera abgeschafft und eine aristokratische Verfassung eingerichtet worden. Auch sonst erfahren wir nur ab und zu eine und die andere vereinzelte Thatsache der späteren Geschichte. Nur das Verhältniß der Insel zu den mächtigen Staaten des festländischen Hellas läßt sich während des fünften Jahrhunderts in den gröbsten Umrissen erkennen: zu dessen Anfang hatte Thera nahe Beziehungen mit Sparta, seit 427/426 ist es Athen unterthan und zahlt dahin Tribut. Die Stadt, neben der es noch sechs Dörfer auf der Insel gab, hat damals keine selbstständige Bedeutung mehr gehabt und darum hat sie auch keine eigene Geschichte.

Eine Rolle, wenn auch keine selbstständige hat Thera erst am Ende des vierten Jahrhunderts wieder gespielt. Diese neue und für das Verständniß der Kämpfe zwischen Egypten und Makedonien wichtige Thatsache ist ebenfalls erst durch v. Hiller's Ausgrabungen aus den Inschriften bekannt geworden. Die Ptolemäer haben nämlich auf das Messavuno eine Garnison gelegt und Thera dadurch zu einem militärischen Stützpunkt ihrer Machtstellung im Aegäischen Meere gemacht.

Die Kaserne und das Amtshaus der ptolemäischen Söldner und ihres Kommandanten hat der Spaten bloßgelegt. Auch das bedeutendste öffentliche Gebäude auf dem Markt der Theräer, die „Königshalle" ist wahrscheinlich eine Schöpfung der Ptolemäer und nach ihnen benannt; v. Hiller selbst ist jedoch der Ansicht, daß der Name wie die erste Anlage noch in die Königszeit zurückreicht. In der Nähe der Kaserne liegen die Ueberreste eines Gymnasiums der ptolemäischen Garnison und endlich giebt es wie auf Delos so auch hier ein Heiligthum der egyptischen Götter, in dem sich ein gut erhaltener Opferstock gefunden hat. Selbstverständlich war auch für den Kult der Ptolemäer eine besondere Stätte vorhanden.

Digitized by Google

Aus dieser Zeit stammte das bei den Ausgrabungen 1899 freigelegte Theater und der nun ebenfalls vollständig ausgegrabene heilige Bezirk mit den Stiftungen des Artemidoros von Perge, dessen interessante Lebensgeschichte v. Hiller aus seinen Epigrammen festgestellt hat. Südkleinasiate von Geburt, hatte Artemidoros unter den Ptolemäern in Egypten gedient und lebte dann wahrscheinlich zuerst als Kommandant der egyptischen Garnison, später als Bürger und Privatmann auf Thera und bekleidete als alter Mann daselbst auch ein Priesterthum.

An die Stelle des Ptolemäerkultus ist später der Kult der römischen Kaiser getreten; aus römischer Zeit stammt auch das Gymnasium der Epheben, das bei einer natürlichen Höhle, auf dem am weitesten nach Süden vorgeschobenen Ende des Felsgrates gelegen ist, wie die bauliche Anlage und zahlreiche Inschriften beweisen.

Durch das Protektorat, das die mächtigen Herren Egyptens auf Thera ausübten, war ein bescheidener Prunk an die Stelle der Dürftigkeit im fünften Jahrhundert getreten. Ein Ueberblick über die Inschriften läßt diese Aufeinanderfolge geschichtsloser und geschichtlich bedeutsamerer Zeiten ebenso erkennen wie das Studium der Bauten. Scheidet man die archaischen Weihungen an die Götter, die ältesten Grabsteine und die erotischen Aufschreibungen aus, so ergiebt sich die bezeichnende Thatsache, daß der älteste uns erhaltene Volksbeschluß der Theräer erst aus dem Jahre 265 v. Chr. stammt, daß die Ehreninschriften erst mit der Ptolemäerzeit beginnen. die Ephebeninschriften und ein großer Theil der Ehreninschriften gar erst der römischen Zeit angehören. Seit Augustus spielt Thera in der Politik wiederum keine Rolle, die Inschriften der Kaiserzeit berichten nur noch über die Kleinigkeiten des täglichen Lebens. In der großen Welt wird Thera, wie in unserem Jahrhundert nach 1866, nur mehr um der vulkanischen Erscheinungen willen genannt, deren Schauplatz es wiederholt geworden ist. Die Ausbrüche im Jahre 19 und 46 n. Chr. sind ebenso wie die der Jahre 197 v. Chr. und 726 n. Chr. in der Literatur erwähnt. Im Mittelalter ist das Messavuno verödet gewesen, die Reste des Alterthums haben sich daher unter der schützenden Erdschicht verhältnißmäßig gut erhalten. Die Ansiedler dieser Zeit, aus deren Niederlassungen die stattlichen modernen Orte entstanden sind, bevorzugten den vulkanischen Boden der Insel. Aber auch die Bodenkultur und damit der landschaftliche

Digitized by Google

Charakter hat sich seit dem Alterthum verändert. Die am Fuße des Messavuno gefundenen Katasterinschriften aus diokletianischer Zeit lehren, daß im vierten Jahrhundert n. Chr. der Getreidebau und die Pflege des Oelbaumes überwogen, während heute fast ausschließlich Wein gebaut wird. Sein Ertrag, Schifffahrt zu Handelszwecken und die Gewinnung der Santorinerde machen die Haupteinnahme der jetzigen Bewohner aus.

Auf der Stelle der alten Stadt befinden sich heute nur ein paar Kapellen, ein gut erhaltener antiker Grabbau ist in ein Metochi (Meierei) des Klosters umgewandelt, das die Spitze des Eliasberges krönt. Bäume giebt es auf Santorin so wenige, daß eine Stelle in dem Ausgrabungsgebiet nach drei kümmerlichen Feigenbäumen im Volksmunde benannt wird. Zwar finden sich in dem Urgebirge ein paar Quellen, allein die ergiebigeren so weit von der Akropolis entfernt, daß man die Nothwendigkeit der antiken Cisternenanlagen ohne Weiteres einsieht.

Auf Cisternenwasser sind auch die heutigen Bewohner des quellenlosen vulkanischen Ringes angewiesen. Wenn es versiegt, so muß Wasser zu Schiff von den benachbarten Inseln gebracht werden. In dem lockereren Bimsstein aber, der die Insel bedeckt und auch an den Hängen des Elias und Messavuno gelagert ist, wo deren Böschung nicht allzu steil war, hält sich die Feuchtigkeit der Winterregen lange genug, um den süßen, feurigen Wein zu reifen, der als Vino santo einen Weltruf hat. Wie im Mittelmeergebiete fast überall muß auch auf Santorin das Erdreich an den Hängen durch Terrassenmauern festgehalten werden. Sie sind hier aus schwarzen, dunkelblauen und braunen Lavablöcken gefügt. Für das an dunkles Erdreich und weiße Mauerzüge gewohnte Auge ergiebt sich daher ein höchst eigenartiger Eindruck. Die gelblich weißen Flächen und Streifen von der Farbe unserer Landstraßen, die man an den zum äußeren Meere sich sanft senkenden Hängen erkennt, sind auf Santorin der fruchtbare Boden, und die schwarzen, schlangenartig sich hindurchziehenden, wie Ackerkrume aussehenden Striche sind die Stütz- und Umfriedungsmauern aus Lava. Die grünen schachbrettartig angeordneten Flecken auf dem lichten Grunde sind die Weinstöcke, deren Ranken die Santorinioten wie große Körbe nach oben zusammenbinden.

Holz war auf Thera zu allen Zeiten kostbar. In einer durch v. Hiller entdeckten Inschrift aus römischer Zeit wird von einem


Digitized by Google

Wohlthäter der Stadt berichtet, der aus eigenen Mitteln das baufällige Dach der Königshalle auf dem Markt wieder herstellen ließ. Dabei wird ausdrücklich bemerkt, daß er das alte Holz dieses Daches zur Ausführung anderer Reparaturen geschenkt habe. Heute werden die Dächer der Häuser aus Steingewölben und der für Cement sehr geeigneten Santorinerde hergestellt.

Kommt man aus den Trümmern Theras über die Sellada und das Eliaskloster, dessen Mönche in hohen kühlen Räumen im Beisein des würdigen Abtes köstliches Glyko vorsetzen, durch den modernen Ort Pyrgos, so wird man durch dessen enge, steile, mit Steinabfällen gepflasterte Straßen und durch die Anlage des ganzen Ortes an die antike, eben verlassene Stadt erinnert. Der Weg führt an ein paar Kapellen vorüber, auf deren Wänden in bunten Farben primitive Darstellungen von Segelschiffen gemalt sind, die denen auffällig gleichen, die auf dem „Votivfelsen" des alten Thera eingemeißelt wurden.

Wenn also Hiller von Gärtringen nebst den Heliogravüren der statuarischen Funde und nebst den zahlreichen photographischen Aufnahmen der Ausgrabungen seinem schönen Werke auch eine größere Anzahl von Landschaftsbildern beigegeben hat, so dienen diese nicht nur der Veranschaulichung der eigenartigen Schönheit der Insel, sondern sie tragen auch zu einer besseren Vorstellung von dem alten Thera bei, die wir uns aus dem Abschnitt über dessen Topographie gebildet haben. Die letzte in der Reihe dieser Heliogravüren: „Das Messavuno und Anaphe bei Abendbeleuchtung" ist ein Meisterstück photographischer Technik von künstlerischem Werthe.

Im 14. Jahrhundert ist nach den griechischen Inseln die katalanische Kompagnie gezogen und dort verblieben. Auch auf Thera giebt es Familien, die von deren Theilnehmern herstammen. Zu ihnen zählt Herr Delenda, der Konsul des Deutschen Reiches in Phirá. Wer von der Terrasse seines gastlichen Hauses das unaussprechlich schöne Bild eines Sonnenunterganges genossen hat, wird dieser kurzen Viertelstunde stets freudig gedenken. Diese feine Stimmung der Landschaft, diese Leuchtkraft der scheidenden Sonne auf dem kahlen Fels wie die dämmerigen Schatten im Thale sind auf dem erwähnten Bilde unübertrefflich wiedergegeben.

Zu dem Dank an den Gelehrten, der das alte Thera dem

Digitized by Google

Schutt und der Vergessenheit entrissen hat, gesellt sich der Dank des für die Schönheit des Südens Begeisterten, den v. Hiller in seinem Buche einen Blick in jenes Land thun läßt, das L. Roß 1835 mit den Worten preist: „Ich schreibe Ihnen gleichsam aus einer neuen Welt, einer Welt voll der außerordentlichsten, großartigsten Eindrücke, und Sie dürfen es mir nicht zurechnen, wenn dieser Brief eine noch mehr fragmentarische Gestalt erhält als die vorhergehenden, denn jeden Augenblick erliege ich der Versuchung, wieder vom Schreibtisch aufzustehen und einen Blick aus dem Fenster zu werfen.“

Digitized by Google

Schicksale eines deutschen Katholiken.

Von

Dr. Fr. Werner-Hagen.

Habent sua fata libelli! Jüngst fiel mir der Büchernachlaß eines Freundes zu. Als ich den Deckel der schweren Kiste abhob, lag zu oberst unaufgeschnitten: „Plus ultra! Schicksale eines deutschen Katholiken 1869—1882. Erzählt von Reinhold Baumstark. Zweite Auflage. Straßburg, Trübner, 1885.“

Baumstark? Baumstark? wo hatte ich den Namen doch gehört? Er klang mir gleichsam noch im Ohr! Richtig, vor Kurzem hatten die Blätter den Tod Reinhold Baumstark's, eines durch Stellung und Thätigkeit hervorragenden Katholiken Badens, gemeldet, und das einzige katholische Mitglied unserer „Lesegesellschaft“, das die katholische „Kölnische Volkszeitung“ und die „Germania“ hält, hatte uns viel Rühmliches von dem Verstorbenen erzählt.

War es Aberglaube — weil meine Hand dies Buch als das erste berührt hatte; weiß der Himmel übrigens, wie mein armer Freund, der stockevangelische, braunschweigische Gymnasiallehrer, an diese Schrift gekommen war —, war es Interesse an dem Manne, von dem ich soeben erst gelesen und gehört hatte, genug, ich wollte das Buch lesen, las es und wurde in eigenthümlicher Weise gefesselt.

Aus kompetentem Munde wird hier der politische Ultramontanismus geschildert und verworfen im Gegensatz zum religiösen Katholizismus. Ultramontan — katholisch: hier leidenschaftlich als Zweierlei, als Verschiedenes, als Gegensätzliches behauptet, dort ebenso leidenschaftlich als Solches verneint. Der

Digitized by Google

Ultramontanismus ist — darüber kann kein Zweifel herrschen — ausschlaggebend, mehr noch, er ist herrschend geworden in der parlamentarischen Vertretung des deutschen Volkes. Mit dieser Herrschaft ist aber auch sein maßgebender Einfluß auf die gesammten Lebensäußerungen unseres Volkes begründet: Sozialpolitik, Kunst, Wissenschaft, Inneres und Aeußeres des deutschen Reichs unterstehen diesem Einfluß.

Ist es da nicht von hohem und wirklich allgemeinem Interesse über den Ultramontanismus einen Mann zu hören, der in der katholischen Welt bis zu seinem Tode und darüber hinaus den Ruf eines echten, treuen, frommen Katholiken unbestritten besaß?

Wer war Reinhold Baumstark? 1831 wurde er von evangelischen Eltern zu Freiburg i. Br. geboren; 1857 wurde er Amtsrichter, dann Kreisgerichtsrath in Konstanz. 1869 trat er zur katholischen Kirche über. In seiner juristischen Laufbahn stieg er aufwärts: Oberamtsrichter, Landgerichtsrath, Landgerichtspräsident; als solcher stand er bis zum Jahre 1897 an der Spitze des Mannheimer, von 1897 bis zu seinem Tode (29. Januar 1900) an der Spitze des Freiburger Landgerichts. Neben seiner amtlichen Thätigkeit entfaltete er reiches und nachhaltiges parlamentarisches und schriftstellerisches Wirken. Er war jahrelang der anerkannte Führer der katholischen Partei in Baden, die ihn, zusammen mit Lindau, Lender und Wacker wiederholt in die Volksvertretung schickte; mehrmals bot das Zentrum ihm einen Sitz im Reichstag an (warum er ablehnte, werden wir sehen). Was die Katholiken, die gegenwärtige ultramontane Partei, in Baden an politischen und religiösen Errungenschaften besitzen, verdanken sie größtentheils dem Freiburger Landesgerichtspräsidenten Reinhold Baumstark. Von seinen zahlreichen Schriften sind die bedeutenderen: „Gedanken eines Protestanten über die päpstliche Einladung zur Wiedervereinigung mit der römisch-katholischen Kirche“ (geschrieben unmittelbar vor seinem Uebertritt zur katholischen Kirche); „Die katholische Volkspartei in Baden“; „Der erste deutsche Reichstag und die Interessen der katholischen Kirche“; „Unsere Wege zur katholischen Kirche“; „Die kirchenpolitischen Gesetze im Großherzogthum Baden“; „Mein Ausflug nach Spanien“; „Don Franzisko de Quevedo“; „Kaiser Leopold I.“; „Kolumbus“; „Philipp II“; „Thomas Morus“; „Las Casas“.

Baumstark ist in seiner katholischen Gesinnung nie schwankend gewesen; er gehörte nicht nur in seiner öffentlichen Thätigkeit zu


Digitized by Google

den waschechten Katholiken, sondern, was weit mehr ist, der Katholizismus pur sang war sein innerstes Lebenselement. Baumstark war überzeugter Infallibilist und entschiedener Gegner des Altkatholizismus, wie überhaupt des liberalen und Auch-Katholizismus. Dies zu betonen, ist von Bedeutung, da seine unentwegt streng katholische Gesinnung schwer in die Wagschale fällt bei Beurtheilung seiner Schilderung des Ultramontanismus. Wir haben es in Baumstark nicht mit einem Passaglia, Döllinger, Lammenais, Hoensbroech, Curci, Mivart oder auch Schell zu thun, deren Urtheile über den Ultramontanismus auf katholischer Seite abgelehnt werden, da ihre Urheber „schlechte" oder „abgefallene" Katholiken, „Verräther" und „Renegaten" sind. Auch die leidenschaftliche ultramontane Tagespresse konnte Baumstark das Zeugniß nicht versagen, daß er zu den hervorragendsten Katholiken der Gegenwart gehört habe. So schließt die „Germania" (30. Januar 1900) einen Nachruf über den „edlen Mann" mit den Worten: „Dem katholischen Glauben, dem er sich im reifen Mannesalter nach ernster Prüfung zugewandt hatte, ist er bis zu seinem Tode treu geblieben. Friede seiner Asche!" Die „Köln. Volkszeitung" widmet ihm zu vier verschiedenen Malen (30. Januar, 6. Februar, 29. März, 6. April) Worte warmer Anerkennung. Sie eignet sich das Urtheil an, daß der bekannte katholische Schriftsteller Hansjakob über Baumstark abgiebt: „Unentwegt war er dem religiösen Katholizismus treu geblieben und seine tiefe Religiosität hat mich oft erbaut und ergriffen. Auf seinem Arbeitstisch lagen neben Homer, Aeschylos, Pindar, Seneca, Aristoteles, Sophokles das Neue Testament, das römische Brevier und der Rosenkranz. Baumstark war und blieb ein Mann des Gebets wie höchst selten einer unter den Gebildeten unserer Tage"; sie begrüßt „den großen Todten in Ehren".

Zweifellos darf also Baumstark über echten Katholizismus und sein Gegentheil (Ultramontanismus) als testis classicus angerufen werden.

Ich lasse die Lesefrüchte aus seinem Buche folgen, wie ich sie gesammelt habe; ihr innerer Zusammenhang und ihre innere Bedeutung ergeben sich von selbst.

„Wer in der Geschichte der Kirche einigermaßen zu Hause ist, der kennt die tiefe Kluft und Scheidewand, zwischen den beiden Richtungen, die ich als religiösen und politischen Katholizismus bezeichne. Und wer die Geschichte Deutschlands begriffen hat und

Digitized by Google

ein vaterlandsliebendes Herz in der Brust trägt, der muß einsehen lernen, daß bei unserem Volke, daß das frömmste der Erde zu sein sich rühmen darf, nur die religiöse Innerlichkeit, frei von jedem Mißbrauch des Heiligen zu politischen Zwecken, dauernde Herrschaft über die Gemüther hoffen kann. Wir stehen vor der alten Wahrheit, daß religiöser Friede für unser deutsches Vaterland nur möglich ist, wenn die ultramontane Richtung gebrochen, der religiöse Parlamentarismus vernichtet, und die Vertretung der katholischen Kirche einem echt und ausschließlich religiösen Episkopat übergeben wird" (Vorrede S. 2, 3). „Es wurde mir sehr bald klar, daß für die katholische Sache nicht leicht ein größeres Unglück eintreten konnte, als die Bildung der religiös-politischen Centrumspartei im deutschen Reichstag und preußischen Landtag" (S. 79). „An der Spitze dieser politischen Oppositionspartei erblickte Bismarck den Leiter der hannoverisch-welfischen Widerstandspartei, Dr. Windthorst. Mit vollem Recht erkannte der Kanzler, daß in diese Partei alle partikularistischen Elemente, alle Hoffnungen einer Zerstörung seines neugeschaffenen Werkes sich flüchten werden und müssen, wie es denn auch geschehen ist. Denn trotz aller beständigen Versicherungen der Reichsfreundschaft haben sich unter der Fahne Windthorst's thatsächlich alle und jede Bestrebungen gesammelt, deren Zweck darauf hinauslief, die Reichsgewalt zu schwächen, oder ihre Stärkung zu verhindern. Darum hat der Kanzler ausdrücklich dem Zentrum den Frieden angeboten, wenn es Windthorst von sich ausscheide, allein Windthorst's Katholizismus war nicht groß genug, um der Kirche Luft zu machen durch den Verlust seiner politischen Machtstellung. Er blieb und hindert den Frieden noch heute" (S. 80). „Die neugebildete Centrumsfraktion erwies mir die Ehre, mich in einer mit zahlreichen Namen versehenen, und insbesondere von allen leitenden Persönlichkeiten unterzeichneten Zuschrift zur Bewerbung um ein Reichstagsmandat aufzufordern. Die gleiche Einladung wiederholte sich mehrmals. Ich lehnte ab, weil ich mich nun und nimmermehr entschließen konnte, einer Partei beizutreten, von welcher ich mich politisch tief getrennt und abgestoßen fühlte, trotz aller Hochachtung für den katholischen Bekennermuth ihrer einzelnen trefflichen Mitglieder" (S. 82). „Diese feste Ueberzeugung ist auch die Quelle, aus der mir die Kraft kommt, einem beschränkten, erbhaften, herrschsüchtigen und reaktionären Ultramontanismus gegenüber das Banner des reinen und religiösen Katholizismus auf-

Digitized by Google

zupflanzen" (S. 85). „Frömmere Priester und edlere Menschen habe ich in meinem Leben nicht kennen gelernt, als die wenigen Jesuiten, mit denen zu verkehren ich Gelegenheit fand. Die Großartigkeit der Verdienste, welche die Gesellschaft Jesu sich um die Kirche erworben hat, kann von Niemand bestritten werden. Aber ich war doch überzeugt, daß der Geist des Jesuitenordens wenigstens für die gegenwärtige geschichtliche Epoche mit den Interessen meines Vaterlandes unvereinbar sei. Wer so eingehend wie ich mit der Sprache, Literatur und Geschichte der spanischen Nation sich beschäftigt hat, dem kann es unmöglich verborgen bleiben, daß der Gesellschaft Jesu das geistige Gepräge ihres großen und heiligen, aber ganz spezifisch spanischen Gründers durch alle bisherigen Zeiten aufgeprägt geblieben ist, und man wird mindestens den Zweifel aussprechen können, ob es dieser Verbindung geistiger Soldaten jemals gelingen wird, den eigenthümlichen Geist und Standpunkt des 16. Jahrhunderts zu überwinden. Ihre eigenen Häupter wollen das nicht, nach dem bekannten Satze: Sint ut sunt, aut non sint. Wo die Gesellschaft Jesu innerhalb zivilisirter moderner Staaten auftritt, da ist ihre Wirksamkeit thatsächlich, sie mag wollen oder nicht, unvereinbar mit dem innersten Wesen unserer Zeit. Die zweifellose Wahrheit, daß die Jesuiten in Dogma und Moral das echte Christenthum lehren oder wenigstens anstreben, ändert an dem Gesagten ebensowenig Etwas, als die andere, nicht minder feststehende Thatsache, daß viele einzelne, namentlich auch deutsche Jesuiten ihre persönliche Vaterlandsliebe seit drei Jahrhunderten immer und überall, namentlich auch in dem großen Kriege zwischen Frankreich und Deutschland, durch heroische Thaten und Leistungen bewährt haben. Denn höher als all' die Thatsachen steht der entscheidende Umstand, daß der Jesuitismus sich nicht zu erheben vermag über einen Standpunkt, den die Kirche nach meiner festen Ueberzeugung — zum Glück der Menschheit — verloren hat, nämlich über den Standpunkt der weltlichen Macht, der politischen Macht, des äußerlichen Zwanges. Die fortgesetzte Bestrebung, diesen Standpunkt zurückzuerobern, bringt die Kirche nothwendig in Konflikt mit den nationalen Staatsbildungen der Neuzeit; diese Bestrebung hat den Jesuitismus verleitet, sich dem Absolutismus in die Arme zu werfen, und, was noch schlimmer ist, das unausgesetzte leidenschaftliche Ringen nach Beherrschung der Geister fördert schließlich die Regungen der Superstition. Auf diesen verhängnißvollen

Digitized by Google

Wegen läuft die Gesellschaft Jesu Gefahr, was sie sicherlich nicht will, fremdartigen und unchristlichen Elementen Einfluß zu gestatten auf den Kultus, auf die Disziplin und schließlich sogar auf Moral und Dogma. Ich vermag in dem Jesuitismus nichts Anderes zu erblicken, als die mächtigste und echteste Verkörperung des Ultramontanismus, oder, was für mich dasselbe ist, des politischen Katholizismus, also derjenigen Geistesrichtung innerhalb der katholischen Kirche, auf deren Ueberwindung mein ganzes geistiges Streben und Trachten gerichtet ist" (S. 87 ff.). „Ich habe gewagt, die Kirche vor dem Centrum zu warnen" (S. 97). „Der bekannte Centrumsabgeordnete und Journalist Majunke hat mir einmal in Konstanz im Beisein des Abgeordneten Lender die Ehre seines Besuches geschenkt, und ich bin überzeugt, daß keiner der beiden Männer vergessen hat, mit welcher schonungslosen, alle Rücksichten der Gastfreundschaft bei Seite setzenden Heftigkeit ich über Majunke losfuhr und seine Partei für all das Elend verantwortlich machte, das in Folge einer so unerhörten Volksverhetzung über unser Vaterland theils hereingebrochen sei, theils noch hereinbrechen werde".

„Die Regierung Preußens mag gefehlt haben, so viel es sei, das Uebergewicht der Schuld ruht auf den Schultern des Zentrums. Die Verfechtung religiöser Ueberzeugung nnd kirchlicher Rechte hat nur so lange sittlichen Werth, als sie frei ist von politischen Voreingenommenheiten und Vorwänden. Das Zentrum nahm unter dem Namen der Religion Bundesgenossen fast jeglicher Art willig an, wenn sie nur bereit waren zu gleichmäßigem Kampf gegen die Staatsgewalt. Man muß es der Zentrumspartei geradezu ins Gesicht sagen, daß sie unter dem Vorwand einer heidnischen, diokletianischen Verfolgung, die nie bestand, und aus Haß sowohl gegen das protestantische Preußen als gegen das nicht ihren Wünschen entsprechende deutsche Reich, das preußische und das deutsche Volk bis ganz nahe an den Rand des Bürgerkrieges geführt hat" (S, 107). „Ich habe oft erfahren, daß das katholische Volk bei seiner Lektüre weit weniger durch eigenes Urtheil, als durch Schlagworte, wo nicht geradezu durch Kommandorufe seiner politischen Parteihäupter sich leiten und bestimmen läßt" (S. 120). „Gerade Janssen's Werk: „Geschichte des deutschen Volkes" ist einer der Marksteine, welche die scharfe Grenze zwischen mir und dem Ultramontanismus bezeichnen. Janssen ist ein tendenziöser Parteischriftsteller des bornirtesten Ultramontanismus.

Digitized by Google

Man gewinnt beim Lesen seines Werkes die Ueberzeugung, daß es sich hier um Verarbeitung des geschichtlichen Stoffes zu einem vorgefaßten Zwecke, und um Verwerthung des Quellenmaterials für eine schon zum Voraus feststehende Tendenz handelt" (S. 129). „Das historische Organ der spanisch-französischen Auffassung des Christenthums, dieser beklagenswerthen Verirrung, ist der Jesuitenorden. Ihm entspricht der Gedanke des Absolutismus, daß der allmächtige Beichtvater durch sein Thun oder Nichtthun ewige Verantwortungen zu verschieben im Stande sei. Es ist buchstäbliche Wahrheit, daß die sittliche Zügellosigkeit der romanischen Völker sich nur erklären läßt aus dieser religiösen Krankheit" (S. 144). „Der Jesuitismus hat aus dem Beichtvater der katholischen Kirche den Seelenführer herausgebildet, der im Beichtstuhl und außerhalb desselben das ganze Thun und Lassen des einzelnen Menschen nicht unter dem Gesichtspunkt der Erlaubtheit oder Sündhaftigkeit, sondern auch unter den Gesichtspunkten der Zweckmäßigkeit, der Klugheit, des Erfolges, leitet und beherrscht" (S. 147). „Ich bin überzeugt, daß die sogenannte ultramontane Politik seit Jahren so ziemlich überall auf Irrwegen wandelt, und daß die literarischen Zustände der Katholiken in hohem Grade zu wünschen übrig lassen" (S. 164). „Selbst auf dem Gebiete der rein menschenfreundlichen Wirksamkeit des Vinzentius-Vereins [Armenunterstützung] vermochte ich nicht mehr die vergiftenden Wirkungen des Ultramontanismus zu verkennen" (S. 187). „Den päpstlichen Friedensbestrebungen stand die Zentrumspartei in schroffster Haltung gegenüber, und ihr kühn gewordener Feldherr Windthorst vermaß sich sogar, in öffentlicher Parlamentssitzung mit ganz unzweideutiger Hindeutung auf Leo XIII. auszusprechen, daß er sein eigenes Auftreten wesentlich dafür einrichte, Illusionen zu vertreiben bei allen Stellen in und außer dem Lande. Ich betrachte den politischen Katholizismus der Zentrumspartei als ein religiöses Unglück für die katholische Kirche und zugleich als ein wahres Nationalunglück für das deutsche Reich" (S. 201). „Ich bin fest davon überzeugt, daß die Politik des Zentrums zu immer größerer Zerrüttung und Zerstörung aller kirchlichen wie staatlichen Verhältnisse führen muß" (S. 202). „Mir träumte, die Zentrumspartei habe sich aufgelöst, der deutsche Reichstag und preußische Landtag wurden aufgelöst, die Regierung forderte das Volk auf, bei den Neuwahlen nicht mehr von religiösen, sondern von politischen Gesichtspunkten auszugehen. Das Volk that so. Alles Uebrige

Digitized by Google

fand sich" (S. 236). „Ich habe es vor der ganzen Welt gesagt, daß der Zentrumspartei die Religion Vorwand ist für ihre politischen Zwecke, und deshalb klagen sie mich an, ich sei der Kirche halb oder ganz untreu geworden. Sie wissen, daß sie die Unwahrheit sagen" (S. 236). „Durch christliches Entgegenkommen und durch selbstsuchtlosen Verzicht auf politische Machtfragen fördert man die Interessen der Kirche besser, als durch ultramontane Starrheit und politische Herrschbegierde" (S. 252). „Meine Ueberzeugung von der Grundverderblichkeit des Ultramontanismus ist tief und fest und allseitig begründet" (S. 272). „Ich werde die katholische Kirche, die Erlöserin der Welt, niemals verwechseln mit der haßerfüllten Clique eines politisch herrschsüchtigen Obskurantenthums" (S. 274). „Die Zentrumspartei ist es, welche mit frevelhafter Hand die ersten, wohlwollenden Friedensbestrebungen der preußischen Regierung zurückgestoßen hat. Diese Partei bekämpft den modernen Staat grundsätzlich. Sie ist es, die unter der Fahne des politischen Katholizismus mit oder ohne Bewußtsein die Religion als Vorwand braucht für Erreichung politischer Zwecke und Befriedigung weltlicher Leidenschaften. Im allerentschiedensten Gegensatz zur Zentrumspartei erhebe ich das Banner des religiösen Katholizismus" (S. 287 ff.) „Die deutsche Reichsregierung kann sich niemals und unter keinen Umständen auf die Zentrumspartei stützen. Diese Partei vertritt nicht die Rechte und Interessen der katholischen Kirche, sondern sie sucht die Erhaltung und Vergrößerung ihrer eigenen, unter dem Vorwand der Religion geschaffenen Macht, sie erstrebt politische Zwecke, sie ist recht eigentlich die Verkörperung des *politischen Katholizismus*, der gegenwärtig den schlimmsten *Krebsschaden* der kirchlichen Zustände bildet. Diese Partei geht zum Reichstag, erfüllt von dem dünkelhaften Hochmuth, Herrin der Lage zu sein. Schmerzlich und schmachvoll ist die Tyrannei, die das *Zentrum* ausübt über die deutschen Katholiken. Männer, die ihre ganze Lebenskraft in schrankenloser Hingebung der Kirche gewidmet haben, werden als Apostaten in Acht und Bann gethan, wenn sie es wagen, den politischen Machtgeboten eines welfischen Diplomaten [Windthorst] den Widerspruch eines ehrlichen Patriotismus entgegenzustellen. Und die gleiche Tyrannei ist es, welche die Reihen dieser politischen Zenturie selbst zusammenhält. Wüßte jeder von diesen Hundert, was die anderen Neunundneunzig denken, so wäre ihre Einheit längst in Staub zerfallen. Aber kaum Einer von ihnen wagt es zuweilen, bei einem ver-

Digitized by Google

trauten Freunde aufzuathmen von der schweren Last des Partei-despotismus, der Alle an die nämliche Kette geschmiedet hält. Auf dem Wege des Zentrums liegt der Friede zwischen Staat und Kirche nie und nirgends" (S. 305 ff.) „Ein großer Theil des katholischen Klerus hat sich eine demagogische Streitbarkeit um jeden Preis angeeignet, die sich bei jeder Gelegenheit zeigen will" (S. 333). „Die Politik des Zentrums kann eher alles Andere in Anspruch nehmen, als das Lob der Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit und Loyalität. Das Zentrum ist durch seine Unterordnung unter Windthorst und durch die Annahme seines Programms eine höchst gemischte Gesellschaft von Elementen der allerverschiedenartigsten politischen Anschauungen geworden, deren breite Bildfläche sich von der freiesten Demokratie bis zur krassesten Reaktion erstreckt. Neben dem angeblich ausschließlichen Bindemittel der gemeinsamen religiösen Ueberzeugung war es während langer Jahre der gemeinsame Widerwille gegen jede Stärkung des politischen Einheitsgedankens, welcher diese Gesellschaft mächtig zusammenhielt. Man nehme dem Zentrum seinen religiösen Vorwand, und es wird in kürzester Zeit in sich selbst zusammenbrechen. Das fühlen und erkennen auch seine Führer: daher das erbitterte Händelsuchen jedesmal gerade in den Augenblicken, wo die Staatsgewalt entgegenzukommen scheint oder sucht. Die Geschichte wird anerkennen, was die Standhaftigkeit und der Muth der Zentrumsmänner für die Kirche geleistet hat, aber sie wird den Stab brechen über die innere Grundsatzlosigkeit, die um politischer Zwecke willen das höchste Gut des kirchlichen Friedens so lange als möglich hinauszögert und vereitelt" (S. 339 ff.). „Der Ultramontanismus ist eine weltgeschichtliche Erscheinung, die ihre Wirkungen auch in unserm Lande zeigt in den Köpfen und Handlungen derer, die von ihm geistig beherrscht werden. Der Ultramontanismus ist unhistorisch, unwissenschaftlich, unchristlich und unpatriotisch. Er ist unhistorisch denn er hält beharrlich fest an den weltlichen Prätentionen der Kirche des Mittelalters, deren Zeit ein für allemal vorüber ist. Er ist unwissenschaftlich, denn die Wissenschaft hört auf, sobald man nicht den Muth hat, in die Schranken zu treten mit der freien Wissenschaft derjenigen Zeit, in der man lebt. Der Ultramontanismus liebt nicht die freie Wissenschaft, nicht die freie deutsche Hochschule. Der Ultramontanismus ist unchristlich, denn er führt in den Dingen des praktischen Lebens, in den wichtigsten Fragen der Moral nicht zu einer milden und versöhnlichen, sondern zu einer düstern, zu einer fanatischen

Auffassung. Der Ultramontanismus ist unpatriotisch, denn sein Streben nach der Kirche des Mittelalters ist unvereinbar mit dem Patriotismus. Auch bei der besten Absicht und dem redlichsten Willen wird die ultramontane Anschauung es nie dahin bringen, daß ihre Anhänger in dem vollen Maße Patrioten sind, wie der moderne Staat es von seinen Bürgern verlangen muß. Gewöhnlich sagt man, der Ultramontanismus wird nur von Freimaurern so genannt, er ist aber nichts anderes als der reine Katholizismus, den der übelwollende Gegner so nennt. Nein, der Ultramontanismus ist keine Erfindung unseres Jahrhunderts; er ist jene Gesinnung, die es nie verstehen kann, daß das Reich Christi nicht von dieser Welt ist. Ich kann nicht zugeben, daß, was man heute nur zu gerne annimmt, sich Katholizismus und Ultramontanismus identifiziert haben. Der Ultramontanismus ist die Pestbeule am kirchlichen Körper" (S. 384 ff.).

Auch über die Kampfesweise des Ultramontanismus spricht sich Baumstark aus: „Das dumpfe Gerücht meiner notorischen Unsittlich eit verbreitete sich [mittels der ultramontanen Presse] sehr rasch durch die Gaue, und niemals habe ich mich seither von dem Geruche der „verdorbenen Phantasie" wieder zu erholen vermocht" (S. 159). „Mein Dasein wurde [durch die ultramontanen Angriffe] vergiftet" (S. 188). „Ich sollte bis auf die bitterste Hefe den Kelch leeren, der in unseren Tagen bestimmt ist für den römischen Katholiken, der zugleich ein Deutscher sein will" (S. 197). „Die Hoffnung als Schriftsteller oder gar als akademischer Lehrer auf katholischer Seite den Rest meiner Lebenskraft nützlich zu verwerthen, mußte aufgegeben werden, nachdem ich einmal von dem Zentrum und seinen geistlichen Verbündeten in Acht und Bann gethan war" (S. 261). „Ich sollte bald erfahren, daß es eine Partei giebt, welche die giftigen Waffen allen anderen vorzieht" (S. 262). Der ultramontane Haß gegen einen Menschen, dem die Kirche unsagbar theuer und heilig ist, war so wahrhaft unmenschlich, daß er wünschte und hoffte, mich im eigentlichen Sinne des Wortes zu Grunde zu richten. Diesen Menschen wäre mein Abfall lieb gewesen und mein Tod noch lieber" (S. 265). „Ich wurde der katholischen Welt als Apostat denunzirt. Und zwischen den Zeilen dieser Verleumdung schaute der geheime Wunsch hervor, daß es so sein möge. Unter der heuchlerischen, öffentlichen Aufforderung, für mich zu beten, verbarg sich nur schlecht die teuflische Hoffnung, daß das Gebet zu Schanden werden möge" (S. 275). „Im Jahre 1880 brachte die Berliner

Digitized by Google

„Germania“ zwei Artikel gegen mich, deren Verfasser sich dazu herabgewürdigt hatte, zweifellose und grobe Unwahrheiten öffentlich über mich zu behaupten“ (S. 279).

Es ist verständlich, daß die ultramontane Presse in ihren Nachrufen für Baumstark und bei Besprechung seiner schriftstellerischen Thätigkeit auf dieses Buch nicht eingeht. Die „Germania“ verschweigt es sogar vollständig; die „Kölnische Volkszeitung“, die wiederholt auf die Leistungen des feinsinnigen und hochgebildeten Mannes zurückkommt, erwähnt es obenhin. Es würde unheilvoll wirken in der ultramontanen Heerde; so muß ich wenigstens schließen aus der Wirkung, die ich erlebt habe. Ich gab es dem oben erwähnten katholischen Mitgliede unserer „Lesegesellschaft“ und er bestellte „Germania“ und „Kölnische Volkszeitung“ ab. **Fiat lux!**

Digitized by Google

Die Reform der Universitäten in Frankreich.

Von

Dr. P. Bode in Frankfurt a. M.

Ein längerer Aufenthalt in einer französischen Universitätsstadt der Provinz, in Grenoble, gab dem Referenten durch persönlichen Verkehr mit Gymnasial= und Universitätsprofessoren die willkommene Gelegenheit, sich über die Verhältnisse an den französischen Universitäten genauer zu informiren.

Nicht bloß im Militärwesen sind die Veränderungen der drei letzten Dezennien zu spüren, auch für den öffentlichen Unterricht sind gewaltige Reformen geschaffen, die von dauernder Wirkung auf das Geistesleben unseres Nachbarvolkes sein werden. Wenn auch manche Verordnungen für die höheren und niederen Schulen z. Zt. noch nicht durchgeführt werden konnten, so ist doch die Grundlage zu einer gesunden Entwicklung gegeben, vor allem aber hat das Universitätsgesetz vom 10. Juli 1896 Neuerungen gebracht, die von allgemeinerer Bedeutung sind und auch uns Deutsche interessiren. Ein während der Ferienkurse des letzten Jahres in Grenoble gehaltener Vortrag des Universitätsprofessors M. Hauvette giebt die Veranlassung, über diese in Deutschland noch wenig bekannte Reform zu berichten.

Bis vor wenigen Jahren war der Besuch französischer Universitäten seitens deutscher Studenten ein sehr geringer; nur Neuphilologen, die sich Sprachfertigkeit erwerben wollten, gingen zuweilen nach Frankreich, äußerst selten ein Jurist oder ein Mediziner in jüngeren Semestern. Dann war es auch Paris, das mit seinen großartigen Instituten und Akademien unsere Landsleute lockte, an die Universitäten der Provinz dachte Niemand. Es waren nicht

Digitized by Google

in erster Linie, wie man glauben möchte, die politischen Verhältnisse, welche die Deutschen zurückhielten, es lag an den Universitäten selber, die nicht das boten, was wir verlangen, die keine universitas litterarum waren, sondern nur ein Nebeneinander von Fakultäten, die ohne jedes gemeinsame äußere oder innere Band, ohne gegenseitige Anregung und Befruchtung in sich geistig verknöcherten und keinen Reiz auf den allgemeinere Bildung suchenden Fremden ausüben konnten. Die Zeiten, in denen nach Paris und Montpellier, ebenso wie nach Bologna und Pavia, die Studenten der ganzen Welt strömten, gehören vergangenen Jahrhunderten an. Schon aus der Zeit der Renaissance schreibt sich der Rückgang der französischen Universitäten her. Als die Wiedergeburt des klassischen Alterthums ihren Einfluß auf Kunst, Wissenschaft, Literatur und gesellschaftliches Leben geltend machte, da waren es die französischen Universitäten, die sich jeder Neuerung gegenüber ablehnend verhielten und in ihrem mittelalterlichen Zopfwesen sich weiter wohl fühlten. Damals sah sich Franz I. gezwungen, das Collège de France zu gründen, das dem neuen Geiste Rechnung tragen sollte, aber in keiner Beziehung zur Universität stand. Und später, im Zeitalter der Aufklärung, da waren es wieder nicht die Universitäten, von denen die weltbewegenden, wissenschaftlichen, politischen und humanitären Ideen ausgingen, sondern freie Vereinigungen wissenschaftlich gebildeter Männer: die Akademien, und nicht zum kleinsten Theile die Salons. Die Folge war, daß die Universitäten in Frankreich so wenig Bedeutung hatten und so wenig Achtung genossen, daß die „Verfassung gebende Versammlung" in den ersten Tagen der Revolution fast einstimmig die 22 damals existirenden Universitäten aufhob. Aber Niederreißen ist leichter als Aufbauen. Die schnell aufeinander folgenden Regierungsformen der ersten Republik hatten nicht Zeit, sich mit der Reorganisation des Unterrichtswesens zu befassen, so nahm denn der Nationalkonvent ein System an, das, später von dem Kaiserreich weiter ausgebaut und entwickelt, bis vor wenigen Jahren noch in Geltung war. Es war dies das System der Spezialschulen und der getrennten Fakultäten. Für jeden Wissenszweig wurden in Paris große Institute gegründet, an denen die bedeutendsten Gelehrten wirkten. Wir nennen nur: Muséum d' Histoire naturelle, Ecole polytechnique, Ecole normale, Conservatoire des Arts et Métiers, Ecole des Ponts et Chaussées, des Mines, des Arts et Manufactures ꝛc. Daneben erhielten einige Provinzialstädte Schulen oder facultés, die für die juristischen,

medizinischen und philologischen Studien vorbereiteten. Diese Fakultäten waren vollständig unabhängig von einander, keine äußere oder innere Interessengemeinschaft verknüpfte sie, es war dies eine vollständige Zerstückelung der wissenschaftlichen Kräfte Frankreichs. Die Fäden, welche die einzelnen Theile locker zusammenhielten, liefen in Paris zusammen, administrativ im Büreau des Unterrichtsministers, wissenschaftlich im Institut de France, jener bekannten Vereinigung der berühmtesten Gelehrten und Schriftsteller Frankreichs. Auch hier im Hochschulwesen war bis auf das äußerste die Zentralisation durchgeführt, die alle Schöpfungen Napoleon I. charakterisirt. Es gab nicht Universitäten in unserem Sinne, sondern nur l'Université de France, worunter man etwas ganz anderes verstand, nämlich das ganze öffentliche Unterrichtswesen, das von Paris aus, von dem Minister, dem grand maître de l'Université, geleitet wurde. Daß die einzeln stehenden Fakultäten in der Provinz ein kümmerliches Dasein fristen mußten, liegt auf der Hand; schlecht dotirt, fehlte es oft an den nothwendigsten Hilfsmitteln zur Ausbildung der Studirenden. Von diesen ging aber die Elite in die Spezialschulen nach Paris, ebenso wie die Elite der Professoren dorthin gezogen wurde.

Die Reorganisation des Unterrichtswesens hat im Jahre 1875 in Frankreich begonnen und mit dem Universitätsgesetz von 1896 ihren Abschluß gefunden. Nicht zufällig ist dies der Schlußstein gewesen; gerade hier mußte mit der größten Vorsicht und Ueberlegung zu Werke gegangen werden. Die Erkenntniß, daß es im Grunde nur eine Wissenschaft giebt, daß die verschiedenen Erscheinungsformen derselben in geistigem Konnex stehen müssen, damit die einzelnen Gebiete sich weiter ausbauen können, hatte sich in den wissenschaftlichen Kreisen Frankreichs überall Bahn gebrochen. Ferner hatte die Erfahrung gezeigt, daß ohne eine gewisse wissenschaftliche und administrative Selbständigkeit eine gedeihliche Entwickelung der Universitäten unmöglich sei. So sehen wir denn, daß nach diesen beiden Gesichtspunkten hin sich die Reform bewegt.

Zunächst wurde der Name „Universität" der Vereinigung der früher in den einzelnen Städten getrennt neben einander vegetirenden Fakultäten beigelegt, so daß Frankreich jetzt 15 Universitäten hat, von denen allerdings nicht alle sämmtliche Fakultäten besitzen. Eine katholisch-theologische Fakultät giebt es in Frankreich nicht. Die Erziehung zum katholischen Theologen liegt den Seminarien unter der Aufsicht der katholischen Kirche ob.

Digitized by Google

Eine protestantische theologische Fakultät giebt es nur in Paris. Dagegen ist die philosophische Fakultät getrennt, und zwar in faculté des lettres (Geschichte, Philologie) und faculté des sciences (Mathematik, Naturwissenschaften). Von den 15 Universitäten hat nur Paris 5 Fakultäten; Lille, Nancy, Lyon, Aix-Marseille (Aix: faculté de droit et des lettres, Marseille: faculté de médecine et des sciences), Montpellier, Toulouse, Bordeaux haben 4 Fakultäten; Dijon, Grenoble, Poitiers, Rennes, Caen 3 Fakultäten nebst einer medizinischen Schule, auf der die drei ersten Studienjahre absolvirt werden können; Besançon und Clermond-Ferrand haben nur zwei Fakultäten, sciences et lettres, nebst einer medizinischen Schule.

Jede Universität wird von dem conseil de l'Université verwaltet, der sich aus den Dekanen und je zwei von ihren Kollegen gewählten Delegierten der einzelnen Fakultäten zusammensetzt. Vorsitzender ist der recteur de l'Academie, der den Titel Président du Conseil führt, aber nicht, wie bei uns, aus dem Professorenkollegium hervorgeht, sondern ein von dem Staate ernannter Beamter ist, dem die Aufsicht über das ganze Unterrichtswesen, höheres und niederes, des betreffenden Distrikts, drei bis sechs Departements umfassend, obliegt. Ist nun durch diesen conseil der Zusammenhang zwischen den einzelnen Fakultäten und durch seine Obliegenheiten auch eine Interessengemeinschaft geschaffen, so zeigt uns doch die Thatsache, daß ein Staatsbeamter den Vorsitz führt, daß die Selbständigkeit der Universitäten keine absolute sein kann. Alle Maßnahmen, die Neuerungen in der Organisation betreffen, unterliegen der Kontrole und der Genehmigung des Ministers.

Auch in pekuniärer Hinsicht ist eine gewisse Unabhängigkeit entstanden. Die Neugestaltung der Universitäten hatte sich in den beiden letzten Dezennien schon langsam vorbereitet, vor allem durch Erweiterung der Lehraufgaben. Mehr als 500 neue Lehrstühle waren geschaffen, so daß der Etat für die Universitäten sich fast verdreifacht hatte. Die im Jahre 1896 geleisteten Zuschüsse des Staates wurden nun den Universitäten auch weiter garantirt, jede Vermehrung für die Zukunft aber abgelehnt. Dafür wurden ihnen Einnahmen überwiesen, die früher in die Staatskasse flossen, deren Ertrag zu selbständigen Schöpfungen der einzelnen Universitäten verwendet werden kann. Abgesehen von den Unterstützungen der Stadtverwaltungen, Departements, Handelskammern und Privatpersonen, sind es hauptsächlich die Einkünfte aus den Immatrikula-

Digitized by Google

tionen, aus den Laboratorien und den Inskriptionen für die Examina, die der Universität zufallen. Da in Bezug auf die Lehrthätigkeit denselben nur obliegt, den Unterricht so zu gestalten, daß die Vorbereitung zu den vom Staate geschaffenen Prüfungen ordnungsmäßig vor sich gehen kann, daß z. B. bei der faculté des lettres mindestens ein Lehrstuhl für französische Sprache und Literatur, einer für die alten Sprachen, einer für eine moderne Sprache und Literatur, sowie je einer für Geschichte und Philosophie vorhanden ist, so können bei diesem Minimum von Verpflichtungen die zur Verfügung stehenden Einkünfte verwendet werden, um den einen oder anderen Wissenszweig besonders auszubauen oder Lehrstühle zu schaffen, die einem lokalen Bedürfnisse entspringen.

Es kann jetzt jede Universität in freier Entwickelung ihrer Kräfte sich einen besonderen, nur ihr eigenen Charakter schaffen und dadurch Studirende herbeiziehen, die früher auf andere Weise ihre Ausbildung suchen mußten. So finden wir z. B., um nur einiges hervorzuheben, in Aix und Grenoble einen Lehrstuhl der italienischen Sprache, in Toulouse und Bordeaux, denen sich in diesem Jahre auch Grenoble zugesellt, Unterricht im Spanischen. In Toulouse, Montpellier, Aix lehrt man die Sprache der Troubadoure, in Caen ist ein Lehrstuhl für Literatur und Kunst der Normandie, in Rennes wird Keltisch gelehrt. In Grenoble, das, mitten in den Bergen gelegen, in seiner Nachbarschaft große industrielle Anlagen hat, welche die Wasserkräfte des Gebirges ausnützen, ist eine elektrotechnische Abtheilung im Entstehen begriffen, die, ähnlich wie z. B. die Lehranstalt des Physikalischen Vereins in Frankfurt a./M., die jungen Leute wissenschaftlich und praktisch für die Elektrotechnik ausbildet und damit der Industrie des Dauphiné von größtem Nutzen sein wird. Da das Wachsen der Zahl der Studenten auch ein Wachsen der Einkünfte bedeutet, so begnügen sich einzelne Universitäten nicht damit, sich ihr Klientel aus dem eigenen Lande zu verschaffen, sondern suchen auch fremde Studenten heranzuziehen. In Paris, Nancy, Grenoble sind Ferienkurse geschaffen, die Ausländern Gelegenheit geben sollen, sich im Gebrauch der französischen Sprache zu üben. Grenoble hat sogar dauernde Einrichtungen getroffen, die während des ganzen Jahres das Studium des Französischen dem fremden Studenten ermöglichen. Von zwei Professoren werden Vorlesungen gehalten, die ausschließlich für Ausländer bestimmt sind.

Digitized by Google

Die Selbständigkeit der Universitäten dokumentirt sich schließlich noch darin, daß außer den nach Absolvirung der vorgeschriebenen Prüfungen zu ertheilenden staatlichen Berechtigungen und Würden, ihnen auch die Möglichkeit gegeben ist, eigene akademische Diplome und Grade zu verleihen. Eine größere Anzahl von Universitäten hat die ministerielle Erlaubniß zur Verleihung des Doktorats nachgesucht und erhalten. Dieses auch dem Ausländer zugängliche Doktorat kann, abgesehen von äußeren Bedingungen, an den einzelnen Fakultäten durch Vorlegung einer von der betreffenden Fakultät gebilligten These und durch eine Prüfung in mehreren von dem Kandidaten gewählten und der Fakultät genehmigten Fächern erworben werden. Grenoble verleiht außerdem noch ein Diplôme des études électrotechniques und speziell für Ausländer ein Certificat d'études françaises.

Aus dem Geschilderten ergiebt sich, daß das Gesetz von 1896 mit dem alten System gründlich gebrochen hat. Den jetzt ihren Namen verdienenden Universitäten ist die Möglichkeit gegeben, sich frei zu entfalten, in gegenseitigen Wettkampf zu treten, dem allmächtigen Paris sich allmählich würdig zur Seite zu stellen. Von dem Geist und der Wissenschaftlichkeit der betreffenden Lehrkörper und der Initiative einzelner, hervorragender Personen wird es abhängen, wie weit das Ziel erreicht wird; für manche kleine Universität wird es einen Kampf um das Dasein geben, aus dem vielleicht nicht alle als Sieger hervorgehen. Schwer wird es immerhin für die Provinzial-Universitäten bleiben, sich dieselbe wissenschaftliche Bedeutung zu verschaffen wie Paris, denn die Spezialschulen sind nicht verschwunden, an ihre Aufhebung durfte Niemand denken. Welche Stellungen dieselben später einnehmen werden, ob besonders die Schulen, die nur für Franzosen und zwar nur auf Grund eines concours zugänglich sind, wie die Ecole normale, Ecole polytechnique ꝛc. ihre Existenzberechtigung behalten werden, das kann nur die Zukunft lehren. Die der Allgemeinheit, auch dem Fremden zugänglichen Institute wie: Collège de France, l'Ecole des Hautes-Etudes, l'Ecole du Louvre werden durch ihre Eigenart, Bildung den verschiedensten Kreisen des Volkes zu übermitteln, stets ihre Aufgabe erfüllen und Paris dadurch dauernd ein Uebergewicht über die anderen Universitäten geben. Ob aber jene geschlossenen Schulen, die im Grunde doch nur dieselben Aufgaben zu erfüllen haben wie jede gute Universität, unter den veränderten Verhältnissen nothwendig sind, das scheint nicht nur dem Ausländer,

Digitized by Google

sondern auch manchem Franzosen sehr zweifelhaft. Aus den Verhandlungen der französischen Kammer in den letzten Wochen hat sich ergeben, daß die Zahl der Studirenden in Paris seit 1896 abgenommen hat, während einzelne Universitäten der Provinz dauerndes Anwachsen zeigen.

An gutem Willen, ein höheres, auf rein wissenschaftlicher Grundlage beruhendes Unterrichtswesen zu schaffen, hat es, wie man sieht, der französischen Regierung nicht gefehlt. Sie hat sich dabei möglichst an das deutsche Muster gehalten; aber der Versuch zeigt, wie schwer es ist, eine historisch gewordene Bildung durch eine systematische Gesetzgebung nachzuahmen. Die Blüthe jedes Schulwesens hängt zuletzt nicht von der Einrichtung, sondern von den Personen ab. Das Universitätswesen eines Landes wird dadurch bestimmt, ob thatsächlich die jeder Zeit führenden Geister in ihrer Wissenschaft seinen Lehrkörpern angehören oder nicht. In Deutschland ist das in unserm Jahrhundert der Fall; es hat bei uns sehr wenige große Gelehrte gegeben, die nicht Professoren gewesen wären. Diese Ergänzung der Universitäts-Lehrkörper in Deutschland ist erreicht durch ein komplizirtes Zusammenwirken des Kultusministers mit den Fakultäten, so komplizirt, daß es sich rein formal gar nicht darstellen läßt, sondern nur durch gegenseitiges Vertrauen und beiderseitigen guten Willen lebendig erhalten werden kann. Sogar das merkwürdig irrationelle Honorarwesen der deutschen Universitäten hängt damit zusammen und ist, so irrationell es ist, doch eine wesentliche Bedingung ihrer Tüchtigkeit, weil ihrer Selbständigkeit. Ganz fundamental endlich ist das von der Unterrichtsverwaltung ganz unabhängige Privat-Dozententhum. Alle diese Dinge sind sehr schwer nachzuahmen, weil sie vielfach auf dem Herkommen und guter Gewohnheit, nur in ihren äußeren Umrissen auf Gesetzesbestimmung beruhen. Ob die französischen Universitäten auch ohne solches historische Wurzelwerk ähnliche Früchte werden hervorbringen können, muß die Zukunft lehren.

Ist nun dem deutschen Studenten der Besuch einer französischen Universität zu empfehlen? Nach meinen Erfahrungen, die ich allerdings nur in Grenoble gemacht habe, die mir aber von anderen Orten durchaus bestätigt werden, muß diese Frage unbedingt bejaht werden. Der Franzose ist stets zuvorkommend und liebenswürdig gegen den Fremden, und jeder Deutsche, der sich passend zu benehmen weiß und sich französischen Sitten anzubequemen versteht, wird sich bald dort wohl fühlen. Ganz wenige Ausnahmen abgerechnet,

Digitized by Google

findet man nichts von einem unangenehmen Chauvinismus. In den wissenschaftlichen Kreisen der Universitäten herrscht entschieden das Bestreben, aus dem Isolirtsein herauszutreten, den verlorenen Posten wiederzugewinnen, die Fäden mit fremden Universitäten und Gelehrten wieder anzuknüpfen. Deshalb wird man den fremden Studenten stets willkommen heißen, sich vielleicht mehr mit ihm beschäftigen, als es auf heimischen Universitäten einem Professor möglich wäre. Freies Burschenleben findet der junge Student in Frankreich allerdings nicht, darauf muß er verzichten; aber Gelegenheit, mit anregenden Professoren zu verkehren und sein Wissen zu bereichern, hat er, wenn er nur will, reichlich, ganz abgesehen von dem Gewinn für die Gesammtheit, wenn durch genauere Bekanntschaft Vorurtheile hüben und drüben schwinden.

Digitized by Google

Die Blockade der nordamerikanischen Südstaaten.*)

In der jüngsten Zeit ist die Blockadefrage vielfach zum Gegenstand der politischen Erörterung im Zusammenhang mit der Flottenvorlage gemacht worden. Auf der einen Seite wurde behauptet, daß man die Bedeutung und Gefahren des Problems nicht genügend würdige, auf der andern, daß man sie übertreibe. — Die Wirkungen einer Blockade zu studiren, ist eine ungemein schwierige Aufgabe. Die Blockade macht einen Theil der Aktionen während eines Krieges aus; und dieser führt auch aus anderen Gründen eine so große Zahl von tiefgehenden Veränderungen in den kriegführenden Ländern herbei, daß es häufig kaum möglich sein wird zu sagen, ob eine bemerkenswerthe Erscheinung auf die vorhandene Blockade oder auf andere Kriegsvorgänge zurückzuführen ist.

Für das erste große Beispiel einer Blockade im 19. Jahrhundert, die Kontinentalsperre, gilt das in hervorragendem Maße. Komplizirte Wirkungen und Gegenwirkungen, einander vielfach widersprechende Vorgänge machen das Urtheil über den Einfluß der Blockade zu einem schwankenden. Indeß hat sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine solche in großem Stile abgespielt, welche durch die eigenthümliche Lage der Gebiete, auf welche sie sich erstreckte bezw. ihre Wirkungen äußerte, bis zu einem gewissen Grade ein Studium des Problems geradezu in Reinkultur ermöglicht. Es ist dies die Blockade der nordamerikanischen Südstaaten während der Zeit, da sie im Sezessionskrieg ihre Selbstständigkeit als „Conföderirte Staaten von Amerika“ zu erkämpfen suchten. Sie hat eine für den Ausgang des Kampfes überaus wichtige, wenn nicht entscheidende Rolle gespielt. Allerdings ist aber von vornherein festzustellen, daß die Eigenart der geographischen Lage, der wirthschaftlichen und sozialen Zustände und der politischen Konstellation eine solche war, um zu großer Vorsicht bei der Ziehung von Folgerungen aus den damaligen Ereignissen und Erfahrungen zu mahnen. Daß sich aber unter Berücksichtigung aller

*) Der Aufsatz wird in dem im Juli erscheinenden „Jahrbuch der Deutschen Seeinteressen“ von Nauticus, 2. Jahrgang Berlin 1900, erscheinen.

Digitized by Google

vorhandenen Schwierigkeiten gewisse Resultate auch für die Gegenwart gewinnen lassen, wird am Schlusse der nachfolgenden Ausführungen klar zu legen sein.

Die Südstaaten.

Unter den nordamerikanischen Südstaaten versteht man die 15 sogenannten ehemaligen Sklavenstaaten Maryland, Delaware, Virginia, North-Carolina, South-Carolina, Georgia, Florida, Alabama, Mississippi, Louisiana, Texas, Arkansas, Tennessee, Kentucky und Missouri. Diese verfügten über ein Gebiet von 891000 englischen Quadratmeilen. Bei Ausbruch des Krieges bestanden 18 nicht Sklaven haltende Nordstaaten mit einem Gebiete von 775000 Quadratmeilen. Noch unbesiedelt waren in der Union ungefähr 1,4 Millionen Quadratmeilen. Nach dem Zensus von 1860 waren diese Südstaaten von 12,3 Millionen Einwohnern bewohnt bei einer Bevölkerung des gesammten Landes von 31,4 Millionen. Die Nordstaaten waren also räumlich kleiner, besaßen aber drei Fünftel der Gesammtbevölkerung. Hierzu kam, daß von den 4,4 Millionen Negern der Union allein 4,2 Millionen im Süden ansässig waren, so daß er nur 8,1 Millionen weiße Einwohner aufwies. Ein Drittel der Bevölkerung der Südstaaten waren Farbige.

Nun hatte sich hier allmählich ein eigenartiges und vom Norden ganz verschiedenes wirthschaftliches System herausgebildet. Das Land war überwiegend der Landwirthschaft zugewandt. Gewerbe und Industrie waren äußerst schwach vertreten. Der Handel verfolgte den Hauptzweck, die Landesprodukte abzusetzen und die Bewohner mit einem großen Theil aller gewerblichen Erzeugnisse, deren sie bedurften, von außen her, namentlich aus dem Norden und England, zu versorgen. Das Kapital des Südens bestand im Wesentlichen aus Grundbesitz und Sklaven. Gering war die Zahl der Städte und klein der bewegliche Besitz. — Die Landwirthschaft selbst in diesen südlichen Gegenden aber unterschied sich auf das Wesentlichste von derjenigen der Nordstaaten, sowohl hinsichtlich ihrer Produkte als hinsichtlich iher Betriebsform. Beschäftigte man sich im Norden mit Getreide-, Gemüse- und Obstbau, Wiesenkultur und Viehzucht meist im Klein- und Mittelbetriebe der Eigenthümer, so erzeugte man hier subtropische Exportprodukte, in erster Linie Baumwolle, daneben in den Grenzstaaten Tabak, an der Küste der südlichen Staaten am atlantischen Ozean Reis und in Louisiana Zucker. Ein großer Theil des in Frage kommenden Gebiets liegt bereits südlich von der eigentlichen Weizenzone. Hier baute man an Nahrungsmitteln vor allen Dingen Mais. — Die wirthschaftliche Entwickelung in Zusammenhang mit dem Rassengegensatz zwischen den Weißen und Negern hatte im Laufe der Zeit zu einer sozialen Gliederung geführt, deren höchste Spitze die sklavenhaltenden, weißen Großgrundbesitzer, deren unterste Schicht die farbigen Sklaven bildeten, während da-

Digitized by Google

zwischen als zwei wenig geachtete Gruppen arme, sklavenlose Weiße und freie Farbige standen.

Es gab 1860 im Ganzen 384 900 Sklavenhalter, die mit ihren Familien etwa $1/4$ der gesammten weißen Bevölkerung des Südens ausmachten, während $3/4$ oder 6 Millionen Nicht-Sklavenhalter waren. Freie Farbige zählte man im Süden etwa $2^{1}/_{2}$ Hunderttausend.

Diese Südstaaten*) aber waren nun nicht ein einheitliches Ganzes, sondern zerfielen ihrem klimatisch-geographischen Charakter nach in zwei Theile, die 10 sogenannten Baumwollstaaten und die nördlich davon gelegenen Grenzstaaten Maryland, Delaware, Virginia, Kentucky und Missouri. Die letzteren waren zur Erzeugung des Hauptstapelartikels, der Baumwolle, klimatisch nicht geeignet. Theilweise produzirten sie Tabak, ihrem natürlichen Charakter nach aber — sie fallen großentheils in die Weizenzone — gehörten sie eher zum Norden als zum Süden. In ihrer östlichen Hälfte wurde allmählich die Haupteinnahmequelle nicht mehr der landwirthschaftliche Betrieb, sondern die Züchtung von Sklaven für die Pflanzungsdistrikte des ferneren Südens und Südwestens. Sie hießen die Sklaven produzirenden Staaten, im Gegensatz zu den Sklaven konsumirenden eigentlichen Baumwollstaaten.

Bezeichnenderweise wohnten im Jahre 1860 in den eigentlichen Baumwollstaaten neben 4,4 Millionen Weißen 3,1 Millionen Farbige, dagegen in den Grenzstaaten neben 3,7 Millionen Weißen nur 1,1 Million Farbige, von letzteren allein die Hälfte aber im östlichen Theil von Virginia.

Gründe des Abfalls.

Die maßgebenden Persönlichkeiten im Süden waren die aristokratischen sklavenhaltenden Großgrundbesitzer, welche, Landwirthe aus Ueberzeugung, den Uebergang zur gewerblichen Produktion nicht begünstigten, aber auch nicht, sofern sie es gewollt hätten, mit dem vorhandenen Sklavenmaterial zu bewerkstelligen vermocht hätten. Ihr wirthschaftliches Ziel war, auf einer möglichst großen Pflanzung möglichst viele Sklaven für die Exportagrikultur zu beschäftigen, von ihnen gewisse Nahrungsmittel zu Hause erzeugen zu lassen, den Rest aber —, so einen Theil des Weizens, Gemüse, einen Theil des Viehfutters, des Salzfleisches und Specks — vom Norden und Westen zu beziehen. Gewisse primitive Gebrauchsgegenstände wurden im Hause verfertigt. Den hauptsächlichen Bedarf an Gebrauchsgegenständen, Geräthen, Hauseinrichtungen, Fuhrwerk, Kleidungs-, Luxusartikeln u. s. w. pflegte man aber gleichfalls vom Norden und aus England zu beziehen.

Es war ein System, nach alter Routine aufgebaut, das man mit konservativem Sinn auch da, wo es als nicht recht rentabel erkannt war, weiter führte.

---

*) Ueber Einzelheiten vgl. E. von Halle: Baumwollproduktion und Pflanzungswirthschaft in den nordamerikanischen Südstaaten. Bd. I. Leipzig 1897.



Dem aristokratischen Süden stand der bereits theilweise stark industrielle und kommerzielle Norden gegenüber, der sich mehr und mehr zu einem demokratischen Gemeinwesen auswuchs, das den Südländern von Herzen unsympathisch war, während es ihnen durch seine wachsende Bevölkerung und Wohlhabendheit politisch immer gefährlich erscheinen mußte. Sie sahen, wie ihnen in der Zentralregierung zu Washington die Jahrzehnte lang innegehabte Macht von der nördlichen Majorität aus den Händen gewunden wurde. Als dies in der Wahl eines ausgesprochen mit dem Norden haltenden Präsidenten seinen Ausdruck erhielt, beschlossen sie, sich vom Norden zu trennen. Die Sklavenhalter befürchteten, daß die sklavereifeindlichen Tendenzen des Nordens, sofern man in der Union bliebe, Maßregeln zur Annahme verhelfen würden, die eine allmähliche Emanzipation der Schwarzen bezweckten, und dem wollten sie aus aristokratischem Klassengefühl, Rassenbewußtsein und Besitzinteresse vorbeugen. Sie waren überzeugt, daß eine Befreiung der Sklaven ihr Eigenthum, ihr Leben und ihre Sicherheit gefährden, den Süden in einen Zustand vollkommener Anarchie und wirthschaftlichen Ruins stürzen und die zum Leben in der Freiheit unfähigen Neger selbst allmählich ausrotten werde. Da sie in der Union nicht durchgedrungen waren — ihr Kandidat Breckinridge war gegen den nördlichen Republikaner Lincoln unterlegen —, entschlossen sie sich, aus der Union auszuscheiden und, sei es mit friedlichen, sei es mit kriegerischen Mitteln, sich ein selbstständiges Reich von Sklavenstaaten zu begründen.

Daß die Bewohner der Südstaaten an Zahl den Nordstaatlern nachstanden, wußten sie: an kriegerischer Tüchtigkeit aber fühlten sie sich ihnen mehr als gewachsen. Von je her hatten sie der Union neben den Staatsmännern vor Allem die Soldaten und die Offiziere gestellt. Der südliche Landwirth, herrschaftsgewohnt, durch ritterliche Künste gestählt, verachtete den „krämerhaften“ Norden, dessen Geist und Körper er durch Handarbeit auf dem Felde und in den Fabriken degradirt meinte, unendlich. Der nördliche Trödler, der mit seinen Waaren durch den Süden zog, galt ihm als der Typus des Yankee überhaupt.

Man war durch Mangel an Berührung mit der Welt, oder durch Mangel an Vergleichsobjekten in der Nähe, zu einer außerordentlichen Ueberschätzung der eigenen Leistungsfähigkeit gelangt; allmählich hatte sich die Anschauung zu einem Glaubenssatz erhoben, der Süden sei so mächtig, daß niemand es wagen könne, ihn mit Krieg zu überziehen Geschähe es aber, so würde der Gegner hierfür büßen müssen. Mangels eines anderen Herrschers stand „King Cotton“, der König Baumwolle, im im Mittelpunkte des südstaatlichen Denkens. Man versorgte die ganze Welt mit diesem Stapelprodukte, und glaubte nun, da die Baumwolle das einzige große Produkt des Landes war, daß sie auch für andere Länder von einziger Wichtigkeit sei. Kein Land der Erde könne ohne Baumwolle

Digitized by Google

leben, die der größte Kulturträger des 19. Jahrhunderts geworden sei. England würde am Baumwollenmangel sofort zu Grunde gehen, der Anarchie und Revolution verfallen; Throne würden stürzen, die europäischen Arbeitermassen verhungern — kurz und gut, durch seine militärische Tüchtigkeit fühlte man sich dem Norden, durch seine Baumwollproduktion der ganzen Welt überlegen. Der Süden vermöge die Politik der Erde zu beherrschen. Sowie man die Baumwollproduktion unterbreche, müßte alle Welt am Throne des King Cotton um Frieden bittend erscheinen und die von den Südstaaten auferlegten Friedensbedingungen annehmen. So war, als man sich vom Norden trennte, die Zustimmung eine ungetheilte. Die Majorität im Süden glaubte sogar, ohne ernstlichen Krieg vom Norden loskommen zu können. Käme es aber doch dazu, so müßten England und Frankreich unter allen Umständen für schleunige Ausgleichung der Feindseligkeiten eintreten, damit sie keinen Tag der unumgänglich nothwendigen Zufuhren aus dem Süden zu entrathen hätten; schlimmsten Falls aber war man durchaus sicher, den Norden in kürzester Zeit auf die Knie und zu beliebigen Friedensbedingungen zwingen zu können.

Abfall und Blockadeerklärung.

Als es zur Lostrennung kam, ging der Süden in gehobener Stimmung in den Kampf. Den Beschluß der Sezession faßten zunächst am 4. Februar 1861 South-Karolina, Mississippi, Florida, Alabama, Georgia und Louisiana. Am 2. März schloß sich ihnen Texas an. Dann entstand eine Pause, bis die Beschießung von Fort Sumter am 12. April den Krieg eröffnete. Nunmehr folgten zwischen dem 7. und 21. Mai Virginia, North-Carolina, Tennessee und Arkansas. Dagegen gelang es nicht, dank dem rechtzeitigen Eingreifen nördlicher Truppen und der Energie eines Theils der zum Abfall nicht geneigten Bevölkerung, die Grenzstaaten Maryland, Delaware, Kentucky und Missouri thatsächlich zum Süden zu zählen, ebenso traten in Virginia Spaltungen ein, und West-Virginia jenseits der Alleghanies trennte sich im Juni von seinem alten Staat und machte sich selbständig. So umfaßten die Sezessionsstaaten 750000 Quadratmeter mit einer Bevölkerung von 9,1 Millionen, darunter 3,7 Millionen Farbigen. Von den nicht Baumwolle produzirenden Staaten hatten sie nur das östliche Virginia gewonnen. Ehe aber der Abfall der letzten Staaten sich vollzogen hatte, waren die ersten thatsächlichen Vorbereitungen zum Kriege bereits getroffen. Präsident Lincoln hatte nach der Beschießung von Fort Sumter ein Truppenaufgebot erlassen. Als Antwort hierauf hatte der südstaatliche Präsident Jefferson Davis durch eine Proklamation die Ausrüstung von Kaperschiffen und die Ausgabe von Kaperbriefen gegen die Vereinigten Staaten angekündigt. Nun erklärte Lincoln am 19. April eine Blockade der Südstaaten von South-Carolina bis Texas, wärend die Kaperschiffe, die unter der angemaßten Autorität der konföderirten Staaten in Aktion treten würden, als Piraten behandelt werden sollten. Die Blockade wurde am 27. Mai auf Virginia und North-Carolina ausgedehnt, und

Digitized by Google

damit ihr Bereich für die ganze Dauer des Krieges festgelegt. Dieser Schritt der Blokadeverhängung, der im Anfang sowohl aus verschiedenen Gründen vom Standpunkt des Nordens bedenklich, als auch für die Welt nicht der Komik zu entbehren schien, ist in seiner schrittweisen Durchführung eine der Hauptursachen, wenn nicht die Hauptursache für den Mißerfolg des Südens gewesen.

Die völkerrechtlichen Konsequenzen und die Effektivität der Blockade.

Die Blockade ist eine völkerrechtliche Maßregel*). Sie wird verhängt von einer kriegführenden Macht gegen eine fremde kriegführende Macht. Durch ihre Erklärung wurde also der Welt gegenüber die Anerkennung der Südstaaten als kriegführende Partei vom Norden ausgesprochen, und England trug alsbald kein Bedenken, die entsprechenden Folgerungen daraus zu ziehen. Den Versuch, die Blockade als eine Maßregel der inneren Polizeigewalt zu erklären (domestic municipal duty), wies man zurück. Hätte die Regierung in Washington die Häfen des Südens nur für geschlossen erklärt, weil man dort keinen Zoll erheben könnte, würde die Situation für England zweifelhafter gewesen sein. Am 13. Mai erließ die Königin von England eine Neutralitätsproklamation, die im Süden allgemein mit Freuden als erster Schritt zu einer europäischen Anerkennung begrüßt wurde, im Norden Bestürzung erregte. Dann mußte man sich aber mit der Thatsache abfinden, daß England die Aufbringung und den Verkauf von Prisen in seinen Häfen beiden Parteien am 1. Juni verbot, ein Schritt, der für den Süden ungleich ungünstiger war als für den Norden, da er die Wirkung des Kaperkrieges erheblich beeinträchtigte; der Norden besaß damals die zweitgrößte Handelsflotte der Welt und konnte durch Kaperei erheblich, der Süden, da er keine Handelsschiffe besaß, auf diese Weise kaum geschädigt werden. Alsbald folgte die französische Neutralitätsproklamation in gleicher Form am 10. Juni 1861. Frankreich gestattete zwar die Aufbringung aber nicht den Verkauf von Prisen. Die übrigen Mächte schlossen sich dem Vorgehen an.

So hatte die gedachte Blockadeerklärung die Anerkennung einer völkerrechtlichen Stellung der Südstaaten im Gefolge, und damit erhielten auch ihre Kaperschiffe und Kreuzer eine völkerrechtlich gesicherte Stellung vor der Behandlung als Seeräuber. Zunächst erschien es zweifelhaft, ob der Schritt der Blockadeerklärung diesem großen Nachtheil gegenüber für die Nordstaaten auch entsprechende Vortheile haben könnte, denn zur thatsächlichen Durchführung der Blockade schien es ihnen durchaus an den Mitteln zu fehlen. Nach den geltenden Anschauungen muß eine Blockade, um völkerrechtlich etwas zu bedeuten „affektiv sein", d. i. sie darf nicht nur durch eine diplomatische Anzeige auf dem Papier anderen Mächten mitgetheilt werden, sondern es muß für Schiffe, welche die Einfahrt in blockirte Häfen versuchen, eine thatsächliche Gefährdung bestehen.

*) Vgl. hierzu die verschiedenen Arbeiten von Bernard.

Digitized by Google

Die Blockade und ihre Entwicklung.

Nun handelte es sich bei der vorzunehmenden effektiven Blockade aber um eine ganz gewaltige Küstenausdehnung. Die Strecke von der Chesapeake-Bay bis hinunter zum Golf von Mexiko und an der ganzen Golfküste entlang bis zur mexikanischen Grenze mißt in gerader Linie mehr als 3500 englische Meilen; dabei ist es ein an Einschnitten und Ausbuchtungen reiches Gebiet, so daß die Küstenlinie fast doppelt so lang ist. Durch zahlreiche vorgelagerte Inseln und vielfach hindurchführende Kanäle werden Häfen und Flußmündungen erschlossen, die, unter sich wiederum auf der inneren Linie vielfach in Verbindung stehend, Annäherung von verschiedenen Punkten aus gestatten. So war eine Kontrole des Verkehrs durch die natürlichen Verhältnisse gar sehr erschwert. Neben einer Reihe von guten Hafenplätzen, wie Norfolk, Wilmington, Charleston, Savannah, Pensacola, Mobile, New-Orleans und Galvaston besaß man noch 177 andere Landungsplätze; und diese alle thatsächlich zu bewachen, reichte der kleine Schiffsbestand der Nordseestaaten bei Beginn des Krieges auch nicht annähernd aus. Es war die Zeit des Uebergangs vom alten zum neuen Kriegsschiff, vom hölzernen Segler zum gepanzerten Dampfschiff, für dessen Erprobung gerade dieser Krieg die wichtigsten Gelegenheiten bot. Eine Anzahl der seit Kurzem erst als Kriegsschiffe eingeführten Dampfboote, eine Anzahl alter Segelschiffe war vorhanden, aber ihre Zahl war wenige Dutzend*); 26 von ersteren, 16 von letzteren standen im Dienst, 27 in Reserve; und an Ausrüstung, Offizieren, Mannschaft und Schulung bestand gleichmäßig Mangel; zumal ein Theil der fähigsten Offiziere dem Süden angehörte und nun in dessen neu zu bildenden Marine Dienste nahm. Von dem geringen Bestand war aber schließlich noch der größte Theil über die Welt auf Kreuzerfahrten verstreut.

Jedem anderen auch nur einigermaßen mächtigen Gegner gegenüber wäre der Norden in die allerübelste Lage gerathen. Beim Süden lag die Sache insofern anders, als er zunächst überhaupt keine diesen Namen verdienende Flotte besaß. Vom Lande her nahm er die Forts und Küstenbefestigungen mit Truppen in Besitz. Hieran vermochte ihn der Norden nicht zu hindern, anderenfalls würde der Krieg überhaupt vermieden werden: „eine starke Flotte würde die Sezession schon im Anfang unterdrückt haben.“**) Die Summe der sich aus der Besetzung ergebenden Vortheile aber vermochte der Süden seinerseits nicht auszunützen. Nur in Norfolk und Pensacola bestanden Werften. Alsbald auf ihnen eine große Bauthätigkeit zu entfalten, fehlte es, abgesehen davon, daß Pensacola nur für Reparaturen eingerichtet war, an Arbeitern und Technikern, an Material und an Industrien, die Material hätten im Lande erzeugen können. Nur drei nennenswerthe Eisenwalzwerke von mäßigstem Umfange waren vorhanden, davon zwei fern im Binnenlande.

*) Spears, History of our Navy. Bd. IV. New-York, 1897.

**) H. Wilson, Ironclads in Action. Bd. II S. 2.

Digitized by Google

Versuche, geschickte Eisenarbeiter aus England durch die Blockade hereinzubringen, mißlangen später.*) Auch vom Auslande konnte man keine genügende Anzahl von Schiffen beziehen. Einige Fahrzeuge erwarb man in Europa und einige Schiffe der vorhandenen Kriegsflotte, die gerade in südlichen Häfen lagen, gelang es, dem Norden abzunehmen, so den „Merrimac", dessen Kampf mit dem gepanzerten „Monitor" für die Entwickelung der Technik entscheidend wurde. Mit Ausnahme von vereinzelten Gefechten indeß, vermochten die Südstaatler der blockirenden Flotte nicht auf dem Wasser gegenüberzutreten.

Eine schwache Macht genügte, eine Blockade aufrecht zu erhalten. Hierzu kam, daß die Küsten außerordentlich lang und trotz der vorgelagerten Sandbänke und Untiefen die Plätze einer möglichen Landung verhältnißmäßig zahlreich waren, indeß nur wenige von diesen für Handel und Transport von wirklichem Werth werden konnten, indem für den Verkehr nur die Mündungen der schiffbaren Flüsse in Frage kamen, im Uebrigen aber für eine umfangreiche Güterbewegung von und nach anderen Plätzen die Gelegenheit fehlte.

Ein entwickeltes Netz von Eisenbahnen gab es überhaupt noch nicht: erst 6200 englische Meilen Schienenstrang waren 1860 in dem ganzen ungeheuren Gebiete im Betriebe. Eben war die erste Verbindung zwischen Washington und New-Orleans vollendet, große Querlinien ins Innere und im Innern fehlten, ja, man war sich im Süden sogar über die Nothwendigkeit und den Nutzen der Eisenbahnen im Zweifel, da das ausgebildete System von Wasserstraßen bisher für den Verkehr doch immer ausgereicht habe. Nur von Wilmington nach Richmond gab es eine gute Verbindung. Die vorhandenen Eisenbahnstrecken aber wurden für militärische Zwecke stark in Anspruch genommen, und da man in Folge der Absperrung bald für das abgenutzte Material an Schienen und Wagen keinen Ersatz mehr herbeischaffen konnte, kam es in einen immer leistungsunfähigeren Zustand.**)

So galt es, mangels guter Kunststraßen im ganzen Lande wesentlich nur die Eingänge dieser Flußläufe zu verschließen, um den Verkehr mit der See so gut wie abzuschneiden, alsdann von den Hauptflußläufen selbst Besitz zu ergreifen und dadurch den Verkehr im Innern zu hemmen. Auch hierzu besaß der Norden zunächst allerdings nicht das nöthige Schiffsmaterial. Sechs Wochen nach Proklamation der Blockade konnte von einer Thatsächlichkeit derselben kaum irgendwo die Rede sein. Erst nach und nach wurden durch Zusammenziehung der vorhandenen und Ankauf von neuen Kriegsschiffen die einzelnen Plätze einigermaßen abgesperrt und dadurch eine thatsächliche Blockade eingeführt.***) Bis zum 1. Dezember 1861 wurden 137 Fahrzeuge gekauft, darunter 58 Segler. Auch begann man

*) Wilson a. a. O. S. 178.

**) Jefferson Davis: Rise and Fall of the Confederacy.

***) Vergl. über die Thatsachen der Kriegsführung u. A.: The Navy in the Civil War, von Soley, Mahan und Ammen; History of the Confederate States Navy von Scharf.

Digitized by Google

stark zu bauen. Dann wurden allmählich Schiffe über die ganze Küste vertheilt, die Erklärung der Blockade wiederholt örtlich aufs Neue erlassen: an der Küste von Texas wurde sogar noch im Juli 1862 den fremden Schiffen die offizielle Warnung notifizirt, daß nunmehr eine Blockade eingeführt sei.

Der Mangel einer genügenden Flotte wurde im Laufe des Krieges durch Anschaffung von 600 Fahrzeugen, darunter 418 durch Kauf seitens der Nordstaaten allmählich beseitigt. Für den Süden aber blieb er bis zum Schluß bestehen und machte sich hier alsbald dadurch verhängnißvoll, daß, wo immer eine thatsächliche Blockademacht erst einmal erschienen war, es nicht wieder gelang, sie zu beseitigen. Eine Reihe von Versuchen wurden allerdings gemacht: sie blieben mangels der genügenden Kraft alle auf die Dauer wirkungslos, und mehr und mehr mußte man auf Hilfe von außen hoffen.

Blockade und Kreuzerkrieg.

Gegenüber der Thatsache, daß seine Küsten verschlossen wurden, halfen dem Süden weder die Maßregeln des Kaperkrieges, noch die Versuche des wohlorganisirten Blockadebruches durch Handelsschiffe an verschiedenen Stellen. Es gelang dem Norden, den Gürtel immer enger zu ziehen, die Blockade dauernd wirksamer zu gestalten.*) Er verbesserte sein Schiffsmaterial der Zahl und Qualität nach, führte neue Typen erfolgreich in den Kampf ein — Panzerung und Torpedotechnik machten eine Probe nach der ändern durch; man vermochte den Schmuggelhandel zwar nicht zu beseitigen, ihm aber doch immer wirksamer zu steuern.

Dem gegenüber hatte es im Augenblick für den Krieg verhältnißmäßig wenig Bedeutung, daß die nordamerikanische Handelsflagge schnell von den Meeren verschwand. Ein Theil der Schiffe wurde aufgelegt, ein anderer sehr erheblicher suchte unter fremder Flagge Zuflucht.**) So gingen von der amerikanischen allein auf die britische über: 1861: 126 Schiffe mit 72 000 Tonnen; 1862: 135 Schiffe mit 75 000 Tonnen; 1863: 348 Schiffe mit 253 000 Tonnen; 1864: 106 Schiffe mit 92 000 Tonnen; im ganzen über 700 Schiffe mit rund 500 000 Tonnen.***) Schließlich verließen die Seeleute und Fischer des Nordens vielfach ihr Gewerbe und traten in die heimische Kriegsmarine ein. Gegen die Kaperei hatte man Anfangs im Norden dadurch vorgehen wollen, daß man sie entsprechend der Proklamation des Präsidenten als Seeraub behandelte. Nachdem man durch die Blockadeverhängung die Konföderirten als kriegführende Partei anerkannt hatte und darauf verwiesen wurde, daß man ja die Pariser Deklarationen

*) Vgl. Admiral Porter. The Naval History of the Civil War. London 1887. S. 33 ff.

**) Wilson, Ironclads. S. 169.

***) Vgl. auch F. M. Edge. The Destruction of the American Carrying Trade. London 1861.

Digitized by Google

von 1856, die die Kaperei verbieten, nicht unterzeichnet hatte, mußte dieser Standpunkt aufgegeben werden*), zumal der Süden mit Vergeltung an Kriegsgefangenen drohte.**)

Das Verbot der Aufbringung und des Verkaufs der Prisen in den neutralen Häfen und die Unmöglichkeit der Aufbringung in den südlichen blockirten Plätzen machte das Gewerbe für Private unrentabel. 67 Gesuche um Kaperbriefe waren eingelaufen. Im zweiten Jahre aber wurden diese privaten Kaper mit ihren kleinen Schiffen, diesen „Mosquitos des Seekrieges", die in der Nähe der südlichen Küste zu operiren versucht hatten, immer seltener. Sie gingen in die Reihen der Blockadebrecher über. Dagegen nahm die Zahl der südstaatlichen Kreuzer durch Ankäufe und Neubauten im Ausland zu. Darunter befanden sich Schiffe, die allmählich unter tüchtigen Kapitänen großen Ruhm ernteten, so die „Sumter", „Florida" und „Alabama".***) Diese mußten sich im Wesentlichen darauf beschränken, nordstaatliche Schiffe zu nehmen und auf hoher See zu zerstören oder zu verbrennen. Das Aufbringungsverbot einerseits verhinderte sie, jene mit ihrer Ladung zu Gunsten der Staatskasse des Südens im Auslande zu verkaufen, die Blockade andererseits, ihre Ladung der Konföderation direkt zuzuführen und der heimischen Konsumtion zu Gute kommen zu lassen.

So konnte der Kreuzerkrieg dem Norden sehr unbequem werden. 269 Fahrzeuge, fast ausnahmslos Segelschiffe, wurden den Nordstaaten vernichtet, einen Theil der Marine mußte man auf die Jagd nach den „Handelszerstörern" ausschicken, die Rhederei wurde zu Gunsten anderer Staaten, vor allen Dingen Englands, dauernd geschädigt. Im Uebrigen aber zeigte es sich, erstens daß ohne eine starke Vertheidigungsflotte selbst an einer so ausgedehnten Küste wie derjenigen der Südstaaten eine Blockade wirksam gemacht werden konnte, und zweitens daß der Kreuzerkrieg, welcher, wie Wilson†) richtig bemerkt, nichts Anderes als eine Vertheidigungsmaßregel einer zum maritimen Entscheidungskampf allzu schwachen Macht bedeutet, deren Schiffe oder Führer nicht im Stande sind, der feindlichen Schlachtflotte entgegenzutreten, für den Fortgang der Blockade sowie den Ausgang des Krieges als bedeutungslos sich erwies.

Die Blockade und der Blockadebruch.

Die einzige Möglichkeit, ohne eine ausreichende Flotte etwas gegen die Wirkungen der Blockade zu unternehmen, waren die

*) Bernard. Two lectures on the Present American War. London 1861.

**) Pollard. The Lost cause regained. New-York 1868.

***) R. Semmes. Memoirs of Service of Float. Baltimore 1869. A. Sinclair: Two years on the Alabama.

†) Wilson, a. a. O. S. 183.


Digitized by Google

Versuche, die Blockade mit Handelsschiffen fortgesetzt zu brechen.*) Hierfür lagen in verschiedener Beziehung günstige Verhältnisse vor: die räumliche Ausdehnung der Küste, die anfängliche Kleinheit der blockirenden Macht, die geschilderte Eigenart des Wechsels von Inseln und Einschnitten und schließlich vor Allem die Vorlagerung einer Reihe von in fremdem Besitz befindlichen Inseln in nicht zu großer Entfernung von der Küste, nämlich der Bermuda- und die Bahamainseln und die Antillengruppe. Im Uebrigen grenzten die Südstaaten zu Lande außer an die feindlichen Nordstaaten bezw. die weite, unbewohnte Wüste des Westens nur an Mexiko, von wo dann gleichfalls ein Kontrebandehandel und indirekter Seeverkehr möglich wurde.

Die Blockade war, wie gesagt, zu Anfang nur in sehr geringem Umfange effektiv: erst Mitte 1862 wurde sie allmählich dichter gezogen. Da keine gefährlichen Gegner auf der See vorhanden waren, konnte man jeden Typus von Schiffen, Fährboote, Transportkähne u. dgl., mit den nöthigen Kanonen ausgerüstet, zur Blockade verwenden. — Immerhin würde dieses ungeeignetere und improvisirte Blockadematerial für das ungeheure Unternehmen nicht völlig ausgereicht haben, wenn man nicht einen weiteren Schritt in der Gewinnung von Stützpunkten für die Blockadeflotte an den feindlichen Küsten unternommen und allmählich eine Reihe der wichtigsten Landungsplätze zu gewinnen bezw. zu okkupiren vermocht hätte. Eine Landung und Festsetzung an feindlichen Küsten wird erst möglich, wenn man nicht zu befürchten hat, daß die gelandete Macht nachträglich durch ein Hand-in-Hand-Arbeiten der Flotte und der Armee von beiden Seiten eingeschlossen und vernichtet wird. Sobald man erkannte, daß eine solche Gefahr nicht vorläge, weil die Armeen des Gegners durch die Landmacht im Norden zurückgehalten wurden, und die Schaffung einer südstaatlichen überlegenen Flotte nicht zu fürchten war, machte man von der wirksamen Maßregel der Besetzung einiger Punkte Gebrauch. Im August 1861 wurde Hatteras Island okkupirt, im November Port Royal, 1862 nahm man im Februar Roanoke Island, im März desselben Jahres Fernandina und Saint Augustine in Florida, im April Beaufort und vor Allem Neu-Orleans, den Schlüssel des Mississippithales. Im Mai Norfolk und Pensacola. Im November 1863 nahm man Brazos Island, Mobile im August und Savannah im Dezember 1864, die letzten Häfenplätze Charleston und Wilmington Anfang 1865. „In seinem letzten Todeskampfe hatte der Süden überhaupt keine Häfen mehr.**)"

In der ersten Zeit war der Kontrebandehandel vielfach direkt zwischen Europa und den Südstaaten vor sich gegangen. Als aber die beobachtenden Schiffe und die nordstaatlichen Kreuzer auf der hohen See zahlreicher

*) Vgl. Th. E. Tailor. Running the Blockade. London 1886. W. Watson. Adventures of a Blockade Runner. London 1892. J. Wilkinson. The Narrative of a Blockade Runner. New-York. 1877.

**) Wilson, a. a. O. S. 185.



wurden, gelangte man zu anderen Methoden. Es wuchsen Zwischenstationen auf den gedachten Inseln empor, welche von den Schiffen in beiden Richtungen angelaufen wurden. Die Entfernung von Bermuda nach Wilmington betrug 674 englische Meilen, 772 nach Charleston, 834 nach Savannah. Von Nassau auf den Bahamas stellen sich die Meilenzahlen auf 570, 515 und 500: Strecken, die in etwa drei Tagen zurückgelegt werden konnten. Für diesen Handel verwandte man mit Vorliebe alte, möglichst billige Schiffe.

Als die nördlichen Prisengerichte aber auch mit solcher Unterbrechung gefahrene Schiffe als Blockadebrecher kondemnirten und England, das im eigenen Interesse stets für eine möglichst weite Ausdehnung der Machtbefugniß seekriegführender Mächte ist, dies entsprechend den Entscheidungen seiner eigenen Admiralitätsgerichte als berechtigt anerkannte, ging man noch einen Schritt weiter, und theilte die Reisen vollkommen. Nassau, besonders günstig rings von englischen, neutralen Inseln und Gewässern umgeben, wurde der Sitz zahlreicher Handelshäuser, denen mit großen Seeschiffen von Europa Waren zugeführt wurden, um alsbald von ihnen auf kleine Schiffe umgeladen und nach den südlichen Häfen hineingeschafft zu werden; bezw. besorgten sie in gleicher Weise die Umladung der auf den Blockadebrechern herausgeschafften Baumwolle als Rückfracht auf die großen Schiffe nach Europa. Für diese Fahrt zwischen den Inseln und den blockirten Plätzen wurden allmählich besondere Typen von flachen, niedrigen, raschen und unscheinbaren Dampfern konstruirt, die ihrer Spezialbestimmung möglichst angepaßt waren. Vom Juli 1862 bis Juli 1863 fuhren nach Scharf*) 57 Dampfer und 91 Segler von Nassau auf südstaatliche Häfen, von denen 51 bezw. 55 die Landung gelang, 44 bezw. 45 kamen von dort an.

Zwischen November 1861 und März 1864 sollen nach Spears 84 Dampfer am Blockadebruch betheiligt gewesen sein, die 363 Reisen nach Nassau, 65 nach andern Häfen machten. Außerdem verkehrten in Nassau 100 Schooner. Von den Dampfern wurden 37 genommen, 12 ganz, 11 theilweise verloren, einer ging unter.**)

In Nassau hatte auch die Konfiderirte Regierung ihre Agenten und besorgte ihre Baumwollverschiffungen und Materialbezüge.

Auch in Havana war das Geschäft vielfach recht lebhaft, und noch 1863 liefen Dutzende von Blockadebrechern aus seinem Hafen, namentlich nach den zahlreichen Mündungen und Einschnitten des Mississippi Deltas und den übrigen Golfplätzen. Doch hatte hier und auf St. Thomas bereits seit der Besetzung von New-Orleans das Geschäft wesentlich an Umfang abgenommen. Eine besondere Rolle spielte schließlich Matamoras am Rio Grande. Dies war ein mexikanischer Hafen, flußaufwärts, am

*) History of the Confederate States Navy. New York 1887. S. 473.
**) A. a. O. Bd. IV. S. 63.

Digitized by Google

Grenzstrom gelegen. Seiner Natur nach war er allerdings schwer zugänglich, selbst für kleine Schiffe. So lange keine feindlichen Truppen auf dem Lande stationirt waren, konnte man von dort aus indeß ohne jede Schwierigkeit über den Rio Grande nach Texas Handel treiben. Namentlich eine Reihe von deutschen Häusern hat in der damaligen Zeit hier große Vermögen erworben.*) Am 23. April lagen dort nach Scharff gleichzeitig 70 Baumwollschiffe, der Mangel an geeigneten Verkehrsmitteln durch die öden Grenzgebiete hindurch und die Abgelegenheit der Gegend, welche nicht an das südliche Eisenbahnnetz angeschlossen war, verhinderte jedoch, daß das Geschäft sich allzu erheblich ausdehnte.

Hat nun dieser verschiedenartige Schmuggelhandel, der einzelnen Personen große Vermögen schaffte und so einträglich war, daß, wenn von drei abgegangenen Schiffen nur zwei ankamen, doch noch ein erheblicher Profit für Rheder und Kaufleute nachblieb, die Wirkung der Blockade illusorisch zu machen vermocht? — Das kann keineswegs behauptet werden. Beim Schifffahrtsverkehr in den einzelnen Häfen handelte es sich um Hunderte und Tausende von jährlich aus- und eingehenden Fahrzeugen. Eine Baumwollernte von 4 000 000 Ballen = ca. 2 Milliarden Pfund jährlich zu bewegen hätte es z. B. allein eines Schiffsraumes von ca. $^3/_4$ Millionen Tonnen bedurft, oder 1000—2000 ausgehender Schiffe von damals üblicher Größe. Die Herein- und Herausbringung einzelner oder Dutzender oder selbst einiger Hundert der kleinen Blockadebrecher — die größten faßten 400—500 Tonnen, konnten den fehlenden regelmäßigen Großverkehr keineswegs ersetzen. Eine bestimmte Menge von Gebrauchsgegenständen, ferner von Geschützen, Handwaffen und Munition konnte eingebracht, einzelne Baumwollladungen herausgeführt und damit gewissen lokalen Bedürfnissen zeitweilige Befriedigung geschaffen werden. Der Kaufmannsstand als solcher wird sich nie auf derartig gewagte Experimente erheblicher Gefährdung seiner Unternehmungen im Großen einlassen, sondern dies wird höchstens von einzelnen Spekulantengruppen gewagt. Ein großer Handel entstand nicht. — Dieser Thatsachen und ihrer verschiedenen Folgen wurde man sich im Süden erst allmählich bewußt. Anfangs war man mit dem System des Blockadebruchs bedingungslos einverstanden. Allmählich traten dann aber mancherlei unerwartete und unerfreuliche Folgen und Nebenerscheinungen zu Tage: man mußte auch hier die Meinung ändern. An das ganze Geschäft knüpfte eine ungeheuerliche Spekulation an, die in großen Auktionen und Ringbildungen die Preise beliebig herauftrieb. Namentlich in Wilmington entwickelte sich

*) Daß die deutschen Häuser bereits frühzeitig hierher gingen, hatte seinen Grund nach der Mittheilung eines Betheiligten in den von deutschen Baumwollhäusern während des Krimkrieges gemachten Erfahrungen, die damals von Königsberg und Memel aus ein lebhaftes Geschäft nach Rußland hinein entwickelt hatten und die dort gemachten Erfahrungen nun an der mexikanischen Grenze wieder ausnützten.


Digitized by Google

ein wildes, zügelloses Genußleben der betheiligten Spekulanten, das auch andere Kreise ergriff. Die Blockadebrecher brachten ferner keineswegs stets diejenigen Waaren herein, deren man für die Kriegführung und die gewöhnliche Lebenshaltung besonders dringend bedurfte, sondern Luxus-Artikel, die dazu dienten, das Leben einzelner Klassen ungebührlich herauf zu schrauben und dabei noch das bare Geld aus dem Lande zogen.

Die Regierung ihrerseits fühlte sich nicht im Stande, den mehrfachen Vorschlägen entsprechend, das Geschäft selbst in die Hand zu nehmen. Sie besaß zwar einige Blockadebrecher für ihre eigene Rechnung, und war an anderen mit Parten betheiligt. Im Ganzen aber überließ man das Geschäft privater Initiative. Kleinere Schiffseigenthümer, eine Anzahl von inländischen und ausländischen Marineoffizieren und schließlich Abenteurer widmeten sich von Anfang an der gewinnreichen, aber gefahrvollen Beschäftigung.*) Die dreifache Erhöhung der Profite war Anlockung genug. Es entstanden alsdann allmählich große Unternehmungen zum Zwecke organisirten Blokadebruches, so in Amerika die Virginia Volunteer Navy Company mit einem Kapital von $1^1/_2$ Millionen Dollars und die Old Dominion Trade Company, später entstanden dann große Gesellschaften für den gleichen Zweck in England **). Mächtige Firmen machten große Profite und gewannen riesige Macht und Einfluß im Lande: The Bee Company, Collin Company, Fraser, Trenholm & Co. machten Anfangs 100—200, später bei der steigenden Ausfuhr und dem sinkenden Geldwerthe 1500—2000 Prozent nominaler Profite. Trotzdem man rechnen konnte, daß von fünf Schiffen zwei verloren gingen, sollte letztere Firma allein über 30 Millionen aus dem Kriege gerettet haben ***).

Angesichts der wachsenden Mißstände mußte man sich regierungsseitig zu gewissen einschränkenden Maßregeln entschließen; doch geschah dies erst spät und zögernd, da man nicht wünschte, auch die nützlichen Seiten des Blockadebruches die Zufuhr von Lebensbedarf und Kriegsmaterial, zu gefährden. Am 6. Februar 1864 wurde der Import von Luxusartikeln, wie theure Kleidung, Liqueure, Delikatessen, sowie die Ausfuhr von Baumwolle, Terpentin durch Gesetz verboten, und ferner versuchte man, am 1. März gewisse Maximalpreise für Textilwaaren vorzuschreiben. Die Regierung behielt sich die Benützung eines Theils der verkehrenden Schiffsräume zu bestimmten Preisen für ihre eigenen Zwecke vor, und beanspruchte allein das Recht, Baumwolle, Tabak 2c. auszuführen. Es scheint nicht, daß die hieran geknüpften Hoffnungen, aber auch nicht die Befürchtungen, das Geschäft könne allzusehr eingeschränkt werden, vollkommen in Erfüllung gingen. Verschiedenen Unternehmungen wurde indeß hierdurch und durch die fortschreitende Verdichtung des Blockade-

*) Scharf a. a. O.
**) Wilson (a. a. O. S. 188).
***) T. C. de Leon, Four years in Rebel's Country. Mobile 1890. S. 279.



gürtels und dann die allmähliche Okkupation aller wichtigen Küstenplätze das Lebenslicht ausgeblasen.

So waren also bei dieser Blockade trotz der scheinbaren Schwierigkeiten, die sich dem Norden boten, in Wirklichkeit die Chancen auf alle Fälle wesentlich gegen den Süden gerichtet, soweit innere oder äußere maritime Intervention außer Frage stand.

Eine Verstärkung der Wirkungen wurde aber durch eine Ausdehnung der Operationen auf die Flußläufe erreicht, durch welche die Trennung der einzelnen Landestheile von einander bewerkstelligt wurde.

Die Stellung des Nordens und des Südens zum Außenhandel der Konföderation.

In einer falschen Auffassung der Situation hatte der Süden seinerseits zu Anfang seine Lage ungünstiger gestaltet und gewisse nachtheilige Wirkungen beschleunigt, die er hätte hintanhalten können.

Natürlich belegte der Norden den Handel mit dem Süden mit einem Interdikt. Durch Gesetz der Nordstaaten vom 13. Juli 1861 wurde bestimmt, daß alle über die Grenzen eines als im Aufstand befindlich erklärten Landestheils ein- und ausgehenden Waaren und die Fahrzeuge, worin sie befördert wurden, an die Vereinigten Staaten verfallen sollten *). Der Süden aber erkannte nicht die Gefahr, welche hierin lang, vielmehr erließ der Präsident Davis auf Grund eines Beschlusses des konföderirten Kongresses am 21. Mai ein Verbot der Ausfuhr von Baumwolle, um hierdurch die mit Sicherheit erwartete Intervention Englands zu beschleunigen. Nur durch die Regierung oder mit ihrer Erlaubniß sollte Baumwolle ausgeführt werden können, alle anderen Ausfuhrversuche mit Geld- und Gefängnißstrafe sowie Konfiskation bestraft werden. Im August wurde dieses Gesetz auf Reis, Zucker, Melasse, Syrup, Pech, Harz, Theer, Terpentin ausgedehnt **). Anstatt, wie voraussichtige Männer riethen, mit aller Energie alle verfügbare Baumwolle aufzukaufen und aus dem Lande zu bringen, um dadurch in Europa große Kredite zu beschaffen, wurde hiermit frühzeitiger als sonst das Geschäft gehemmt, was, wie weiter unten zu schildern sein wird, von den nachtheiligsten Folgen für die Finanzen des neuen Staates war. Man arbeitete den blockirenden Schiffen des Nordens somit direkt in die Hände. Nur in beschränktem Umfang, für die Aufnahme eines Baumwollanlehns von 15 000 000 Dollars, beabsichtigte man Baumwolle von Staatswegen auszuführen.

Zeitungen und Versammlungsresolutionen wetteiferten in der Aufforderung die Baumwolle zurückzuhalten, oder wo immer die Gefahr einer Weg-

*) An Act to Provide for the Collection of Duties on Exports and for other Purposes.
**) The Statutes of Large of the Provisional Government of the Confederate States of America. S. 152 und 170.

Digitized by Google

nahme durch den Feind vorläge, sie zu verbrennen. Das wurde vielfach befolgt, und „die Feuer des Patriotismus“ mit lauter Freude begrüßt*). Neben dem Wunsche, auf England einzuwirken, war man zu diesem Entschluß durch eine Ueberschätzung der Ressourcen des Landes gekommen. Denn man war von dem Wahn beherrscht, „daß man das Ausland nicht brauche: nur 3 Jahre Blockade und man wäre vollständig in seiner Versorgung selbständig“**). Man beschwichtigte sich selbst auch nach Bekanntwerden der Anerkennung der Blockade durch die europäischen Mächte mit diesem Gedanken, während der steigende Nothstand und die ausbleibende Hilfe von außen dann ein gewisses Gefühl des Trotzes erzeugt zu haben scheint: Nun dürfe man der Welt gerade keine Baumwolle liefern***).

Versuche zur Förderung der inneren Produktion.

Ende des zweiten Jahres haben sich die Ansichten schon geklärt und nunmehr erließ am 10. April der Präsident Davis eine Proklamation†) gegen die Fortsetzung der Erzeugung der alten Stapel-Artikel überhaupt im Interesse der Versorgung des Landes. Das Jahr 1862 hatte wegen herrschender Dürre eine schlechte Ernte gebracht. Er forderte zur Produktion von Mais, Hafer, Erbsen, Bohnen, Kartoffeln und anderen Nahrungsmitteln für Mensch und Vieh, sowie zur Viehzucht statt des Tabak- und und Baumwollpflanzens auf; sonst seien ernste, wenn nicht verhängnißvolle Folgen vorauszusehen, falls es noch einmal eine schlechte Ernte geben sollte. Auch solle man an den Eisenbahnen und Landstraßen Futter für die vorbeiziehenden Heere anpflanzen. Daß es mit der eigenen Produktion von bisher aus der Fremde bezogenen Gewerbeerzeugnissen aber nicht so leicht ging, davon mußte man sich gleichfalls auf die Dauer überzeugen. Als die Vorräthe erschöpft waren und neue Massenzufuhren ausblieben, dauerte es garnicht lange, daß Mangel an den nothwendigsten Materialien eintrat.

Zur Förderung der Erzeugung industrieller Rohmaterialien war in Richmond ein Bureau of Nitre and Mines eingerichtet, aber man hatte keine leistungsfähigen Bergwerke und Salzminen; namentlich die Abtrennung Westvirginiens war aus diesem Grunde höchst bedauerlich; die Versuche zur Errichtung neuer großer Fabriken konnten nicht wohl zum Erfolg führen, da man weder Unternehmer, noch Arbeiter, noch Kapital zur Verfügung hatte. Im ganzen Alleghany-Gebirge waren zwar reiche Mineralschätze, doch war noch kaum ein Anfang mit ihrer Gewinnung gemacht. Von Anbeginn war das Eisen rar und die Preise stiegen bald enorm. Alte Schienen und Schrott stiegen zu kolossaler Preishöhe. Es fehlte an Pulver und Waffen, an Medizin und Verbandmaterial, bald an Kleidung und Schuh-

*) Rhodes History of the United States, Bd. III, S. 551, 629.
**) Vergl. auch Ed. Pollard. Life of Jefferson Davis. Philadelphia. S. 166.
***) Life in the South from the Commencement of the War by a Blockaded British Subject.
†) Edmond Ollier. History of the United States. (Cassel's History.)



zeug, Zelten und Decken*). Einzelne Ausnahmen allerdings sind zu verzeichnen. Man machte einige Fortschritte in der Waffen- und Pulverfabrikation und dergleichen. Im Ganzen war man aber auf solche Ersatzmittel ausbleibender Zufuhren von Gewerbeerzeugnissen angewiesen, welche der Hausfleiß zu ersinnen vermochte.

Die Ressourcen des Landes.

Der Zustand, in dem der Süden sich um diese Zeit befand, geht ziemlich klar aus dem Zensus von 1860 hervor.**) In den abgefallenen Staaten mit ihren 9,1 Millionen Einwohnern oder drei Zehnteln der Bevölkerung des Landes wurden von einer Gesammternte von 173 Millionen Bushels Weizen 30,2 Millionen Bushels oder etwas mehr als 1/6 produzirt, von dem Hauptnahrungsmittel Mais dagegen bei einer Gesammternte von 839 Millionen Bushels 282,7 Millionen oder fast 1/3, an Hafer lieferte man 19,9 Millionen Bushels oder 1/9 der Gesammternte, an Erbsen und Bohnen von 15 Millionen Bushels 11½ Millionen oder mehr als 2/3; an gewöhnlichen irischen Kartoffeln von 111 Millionen Bushels nur etwa 7 Millionen oder 1/15, dagegen 38 Millionen Bushels oder über 90 Prozent von der süßen Kartoffel. Weit zurück stand man in der Butter- und Käse-Produktion, in der Produktion von Gemüse rc. Bedeutend war die Erzeugung von Wolle, Flachs, der Bestand an Pferden und Maultieren, mehr als proportional der Bevölkerung derjenige an Zug- und anderem Rindvieh, und schließlich erzeugte man den ganzen Ertrag der Baumwolle. Reis, Rohrzucker und einen sehr großen Theil des Tabacks. Was den Nahrungsbedarf anging, konnte man es wohl mit dem Norden aufnehmen; nur die feineren Gärtnerei- und Wiesen-Produkte sowie Weizen und Fleischkonserven hatte man ständig zugeführt. Eine Hungersnoth also war im Süden, was die Produktion von Nahrungsmitteln angeht, sofern nicht Mißernten eintraten, nicht anzunehmen. Anders lag es, wie zu zeigen sein wird, mit den Verkehrsverhältnissen. Und die Produktion wurde schwieriger, als ein großer Theil der männlichen weißen Bevölkerung in den Krieg ging, der bisher zwar nicht an der Feldarbeit betheiligt gewesen war, aber doch die Aufsicht und Betriebsleitung geführt hatte. Verhängnißvoll schließlich erwies sich die Absperrung einzelner Landestheile von einander durch die militärische Beherrschung der Hauptflußläufe vermittelst nordstaatlicher Schiffe und gegen Ende des Krieges die Einfälle nordstaatlicher Armeen, die absichtlich alle Bestände an Nahrungs- und Futtermitteln, Vieh und Ackerbaugeräthen zerstörte.

Ungleich schlimmer stand es von vornherein mit der gewerblichen Erzeugung. Der Zensus von 1860 giebt ein anschauliches Bild von der Verteilung der gewerblichen Betriebe und ihrer Arbeiter auf die beiden einander

*) Davis. Rise and Fall. Bd. I. S. 471.
**) Census of the United States in 1860. Manufactures. Washington 1865.



bekriegenden Staatengruppen; die Aufstellung thut die Geringfügigkeit und Beschränktheit der industriellen Entwickelung des Südens und damit seine Abhängigkeit in der Beschaffung der meisten Gebrauchs- und Kleidungsgegenstände, sowie der Kriegsmaterialien von den Nordstaaten bezw. vom Auslande klar dar.

Von den 661 nicht landwirthschaftlichen, verschiedenen Gewerbegruppen, die der Zensus in der Union unterschied, sind überhaupt nur wenig über ein Drittel, 233 in den Sezessionsstaaten vertreten gewesen. Auf sie entfallen 20631 Betriebe mit 110721 Arbeitern, 98583 männlichen und 12138 weiblichen, d. h. nur etwa ein Siebentel aller gewerblichen Betriebe und nur ein Zwölftel aller gewerbsthätigen Personen der Union.

Noch deutlicher ergiebt sich aber der geringe Umfang dieser südlichen Industrie aus einem Vergleich der Betriebsgestaltung und der Leistungen. Die in den Industrien des Südens und denen des Nordens der Union investirten Kapitalien verhalten sich wie 1:10, auf knapp 96 Millionen Dollars wird die gesammte gewerbliche Kapitalanlage in den Südstaaten 1860 geschätzt, während sie in der gesammten Union eine Milliarde übersteigt. Noch schärfer aber sind die Unterschiede in der Betriebsintensität, ein Beleg für die Richtigkeit des Gesetzes von den zunehmenden Erträgen in der Industrie. Die jährlichen Aufwendungen der südlichen Gewerbe für Rohmaterial, in der Höhe von $86^1/_2$ Millionen Dollar, und Arbeitslöhne und Betriebsspesen, mit $28^2/_3$ Millionen, stellen nur ein Zwölftel des Aufwandes der gesammten Industrie der Union für diese Zwecke dar. Demgemäß trugen die Gewerbe in den Sezessionsstaaten mit ihrem Produktionsertrage im Gesammtbetrag von $155^1/_2$ Millionen Dollar nur ein Zwölftel zu der Gesammtgewerbeproduktion der Union bei.

Nennenswerthe Leistungen wiesen eben unter den durchweg Klein- und Mittelbetriebe darstellenden Unternehmungen des Südens — nur in 27 Gewerbezweigen überhaupt wurden mehr als 1000 Arbeiter gezählt — nur die landwirthschaftlichen Industrien auf, die Getreide- und Maismüllerei, die Sägemühlen, die Tabackmanufaktur und die forstwirthschaftliche Terpentingewinnung. In unverhältnißmäßig geringem Umfange wurde das Stapelprodukt, die Baumwolle, an Ort und Stelle industriell verarbeitet und die sonst noch in Betracht kommenden Gruppen, wie das Schmiede- und Maschinengewerbe, die Eisen- und Erzverarbeitung, der Wagenbau und das Bekleidungsgewerbe waren minimal.

Aber selbst in den umfangreichsten Gewerbezweigen standen die Leistungen des Südens zu denen des Gesammtgewerbes der Union in keinem Verhältniß. Die Weizen- und Maismüllereien des Südens machten mit ihren Erträgen von 38 Mill. Doll. nur ein Siebentel bis ein Sechstel, die Sägewerke mit ihren $18^1/_2$ Mill. Doll. Produkten ein Fünftel, die Baumwollweberei mit Erzeugnissen im Werthe von 8 Mill. Doll. kaum das vierzehn- bis dreizehnfache der Gesammtproduktion der Union aus.

Digitized by Google

Wie wenig erst auf anderen Gebieten, z. B. in der Schuhwaarenfabrikation und der Kleiderverfertigung die Produktion des Südens ausreichen konnte, zeigt folgender Vergleich: Auf 9,1 Mill. Bewohner der Südstaaten wurden an Stiefeln und Kleidern zusammen etwa für $6^1/_2$ Mill. Doll. dort im Gewerbebetrieb hergestellt, in der ganzen Union aber auf 31,4 Mill. Bewohner für 180 Mill. Doll., d. i. in den Nordstaaten auf den Kopf elf bis zwölfmal so viel wie in den Südstaaten, wobei die Baumwollweberei nicht einmal berücksichtigt ist. Allerdings bestand im Süden eine ungleich größere Entfaltung des Hausgewerbes; Spinnrad und Handwebstuhl waren auf den Pflanzungen und in den Hütten der armen Weißen noch vielfach heimisch.*)

Die gesammte Eisenindustrie der Sezessionsstaaten erzeugte 1860 nur Waaren im Gesammtwerth von 15 bis 16 Mill. Doll., wohingegen die übrige Union in denselben Betriebszweigen allein über 200 Millionen Dollar lieferte, ungezählt all' diejenigen Eisenfabrikate und Geräthe, auf deren Herstellung der Süden überhaupt nicht eingerichtet war.

Das Schiffbaugewerbe war mit 36 Betrieben, die zusammen 560 Arbeiter beschäftigten und etwa für 800 000 Dollars jährlich Bauten ausführten, besetzt; in der ganzen Union aber belief sich die Zahl der Schiffbaubetriebe auf 614, in denen 9260 Arbeiter 1860 für $11^2/_3$ Millionen Dollar Schiffe fertig gestellt hatten. —

Von den rund 110 000 gewerblich beschäftigten Männern und Frauen des Südens waren wenig mehr als ein Fünftel in den Betrieben für Eisen- und Erzverarbeitung und für Holzkonstruktionen beschäftigt, kaum 24 000 Leute, die für die Herstellung von Kriegsbedarf, Transportmitteln und Maschinen hätten in Frage kommen können.

Versuche der Bedarfsbeschaffung während des Krieges und ihr Erfolg.

Es bestanden für den Süden drei Möglichkeiten des Versuchs, den nothwendigen Bedarf zu beschaffen: eigene Erzeugung durch Weiterausgestaltung der verschiedenen Gewerbe, militärische Züge zum Zweck des Fouragirens und der Requisitionen in den Norden oder Heranziehung von Uebersee. Die letzteren beiden Wege wurden alsbald ungangbar, namentlich die ausreichende Heranziehung von Uebersee wurde mehr und mehr unmöglich, je weiter die hermetische Absperrung fortschritt und die Blockade durch eine Okkupation der Küstenplätze und Sperrung der binnenländischen Gewässer ergänzt wurde. Am 25. Februar 1862 war New-Orleans gefallen, am 5. Juni ergab sich Memphis, am 4. Juli 1863 fiel Vicksburg. Der Mississippi war jetzt für die Nordstaaten von der Grenze bis nach

*) Vgl. die Schilderung und Quellen dafür bei von Halle: Baumwollproduktion u. s. w. a. a. O.

**) Ollier, a. a. O. Bd. III. S. 506.



Illinois geöffnet*), eine wirksame Trennung der westlichen und der östlichen Hälfte der Konföderation durchgeführt, die dann durch Expeditionen in die Nebenflüsse hinein, namentlich durch die Absperrung des Red River und Verschließung des Weges von Texas, ihre Wirkung immer weiter erstrecken konnte; gleichfalls Erfolge, die der Norden seiner Ueberlegenheit auf dem Wasser verdankte.

An aggressiver Kraft aber, zur Fouragirung nach Norden vorzudringen fehlte es den südlichen Heeren auf die Dauer; der Norden blieb einem Handelsverkehr trotz gelegentlichen Schmuggels und eines dort regierungsseitig konzessionirten sehr beschränkten Verkehrs im Ganzen abgesperrt. Gegen solche Konzessionen allzu frühzeitiger Wiederaufnahme des Handels wandten sich übrigens die militärischen Autoritäten der Nordstaaten auf das Nachdrücklichste.**)

Die okkupirten Häfen wie New-Orleans, Beaufort, Port Royal wurden unter Kontrole der nordstaatlichen Autoritäten dem Handel wieder geöffnet. Die Führer der nordstaatlichen Armeen waren aber auf das Entschiedenste bestrebt, Zufuhren für das Feindesland zu verhindern. Grant***) schrieb z. B. am 20. Juli 1863 von Vicksburg an das Schatzamt: „Irgend welcher Handel mit den Rebellenstaaten muß die Macht der Vereinigten Staaten um ein Drittel vermindern. Jeder Handel, der gestattet wird, wird dazu ausgenutzt, dem Feinde Bedürfnisse zuzuführen." Erst Ende 1864 wurde der Ankauf südlicher Produkte unter gewissen Kautelen in weiten Theilen des Landes vorübergehend wieder gestattet, im April 1865 alle Handelsbeschränkungen aufgehoben.

So mußte der Süden immer mehr versuchen, sich auf die Entwickelung der inneren Ressourcen und des inneren Marktes einzurichten, doch der Erfolg zeigte, daß man auch hierzu nicht im Stande war.†)

Seit dem dritten Jahre hatte man eine mehr als ausreichende Quantität von Fleisch und Getreide erzeugt. Noch gegen Ende des Krieges hört man aus verschiedenen Landestheilen von reichlich vorhandenen Vorräthen. Die nordstaatlichen Truppen fanden auf ihren Einfällen in verschiedenen Landestheilen nicht nur im Westen, sondern auch in den Küstenstaaten große Vorräthe. Sherman's Truppen konnten im vierten Jahre der Blockade allein auf ihrem Marsche in Georgia für über 100 Millionen Dollar Werthe, darunter große Mengen von Getreide und Vieh, mit Beschlag belegen, wovon man für die eigene Versorgung etwa nur für 20 Millionen Dollar verwandte, während der Rest zerstört

*) Mahan. The Gulf and Inland Waters. S. 173.

**) Scharf, a. a. O. 486 ff.

***) Davis. Rise and Fall. Bd. II. S. 350.

†) H. S. Thrall. A Pictorial History of Texas. St. Louis. 1879. S. 400. S. a. Watson, a. a. O. S. 51. Parthenia A. Hague. A Blockaded Family. Life in Southern Alabama. Boston und New-York 1888. S. 17. S. 33; 34 ff.

Digitized by Google

wurde.*) Der Hauptzweck verschiedener Einfälle und Reiterzüge war ausgesprochenermaßen, den Süden der Vorräthe zu berauben, erst in zweiter Linie suchte man Baumwolle herauszuholen. Sheridan zerstörte in dem einen Bezirk Rockingham County 100 000 Bushels Weizen, 50 000 Bushels Mais, 6200 Tonnen Heu, 11 000 Stück Groß- und Kleinvieh.**) Auch nach Schluß des Krieges fanden sich in den nicht vom Feinde berührten Landestheilen weit über Erwarten große Vorräthe an Nahrungsmitteln. Die Aufforderung der Regierung hatte also nach dieser Richtung hin gewirkt. Aber die völlig unzureichenden Verkehrsmittel, die mangelhafte Organisation des Trains und das ungenügende Organisationstalent der südstaatlichen Militärbeamten für Massenversorgung***) führte in einzelnen Landestheilen auch gelegentlich Nahrungsmangel und bei der Armee zu Zeiten ein schlimmes Darbenmüssen herbei.

Ständig gingen dabei die wenigen vorhandenen Verkehrsmittel mangels einer Ersatzmöglichkeit für die verbrauchten Wagen und Schienen an Leistungsfähigkeit zurück.

Wirklich empfindlich wurde schon früh das Fehlen der üblichen Genußmittel wie Kaffee, Thee, Gewürze u. s. w., weit mehr aber noch der Mangel an Kleidung und Schuhen. Die Möbel wurden allmählich abgenützt, Glas und Porzellan, Küchengeräth wurde seltener, primitive Thonwaaren, selbstgeschnitzte Holzgeräthe nahmen deren Platz ein. Es fehlte an Druck- und Schreibpapier, an Stiefelwichse und Zündhölzern. An den Häusern verdarben die Thüren und Fenster aus Mangel an neuen Angeln und Beschlägen und Farben; die Landwirthschaft konnte keine neuen Geräthe beschaffen, der Armee fehlte Kleidung, Fußzeug, Decken und Zelte, Sättel und Geschirr, Wagenpark für Train und Artillerie. General Lee wußte zeitweilig nicht, woher er Ausrüstung und Waffen sowie Schießbedarf für seine Mannschaften nehmen sollte.†)

In den wenigen Städten, welche von den Blockadebrechern Zufuhren erhielten, konnten diejenigen, welche über Mittel verfügten, oder über einen Besitz, den sie verkaufen konnten, verhältnißmäßig gut leben, ja der gedachte zeitweilige üppige Luxus entfaltete sich an einzelnen Punkten, je mehr das Geld an Werth verlor. Zu anderen Zeiten war es aber selbst für reichere Leute schwer, den nothwendigsten Bedarf zu erwerben††) und öde Leere

*) G. W. Nicolls. Story of the Great March. London 1865. Bd. I. S. 332.

**) Pollard a. a. O. S. 402.

***) A. Rebel, War Clerks Diary, Bd. I, S. 286 erzählt, daß den Quartiermeistern aus eigenem Lager Durchstechereien mit Spekulanten und Wucherern vorgeworfen wurden.

†) Davis a. a. O. A Blockaded British Subject S. 292. Rhodes History Bd. IV, 545 ff. s. a. Lizzy C. Daniel, Confederate Scrapbook. Richmond 1892. Weitere Quellen bei Rhodes a. a. O.

††) Mrs. Varina Davis a. a. O. Pollard a. a. O. Jones a. a. O.

Digitized by Google

gähnte in den Magazinen. Die ärmere Bevölkerung aber mußte schwere Noth leiden und wurde von Spekulanten vielfach furchtbar ausgebeutet*).

Vielfach mit der fortschreitenden Verschlechterung des Geldwesens ging der Handel wieder in die Formen des Tauschhandels**) zurück, selbst Aerzte ließen sich mit Getreide, Schullehrer mit Nahrungsmitteln und Feuerungsmaterial bezahlen.

Auf dem Lande schließlich war in den Gegenden, wo die erwachsenen männlichen Mitglieder abwesend waren, die Situation höchst peinlich, obgleich sich die Sklaven im Ganzen weit über Erwarten vorzüglich und ruhig hielten und unter Leitung der Frauen willig und fleißig die hausgewerbliche und die Feldarbeit besorgten. Kamen dann aber noch Requisitionen hinzu, so wurde die Lage auf den einzelnen isolirten Pflanzungen oft recht verzweifelt.***) Die Südländer versuchten auch hier durch alle möglichen Hülfsmittel und Surrogate sich über die Noth des Augenblicks hinwegzuhelfen. Man spann und webte, was man konnte: aus Pflanzen, Gräsern und Baumrinden wurden Farbstoffe gewonnen, die Zichorie und gebranntes Getreide kam als Kaffee, der Ahornsaft als Zucker zu Ehren. Man suchte die Thierfelle zu Hause zu gerben; grub, um Salz zu gewinnen den Boden unter den Pökelhäusern aus, ging auch auf die Suche nach Medizinpflanzen, an denen man im Süden ebenso wie an den nöthigen Mineralien erheblichen Mangel hatte; namentlich das Fehlen von Chinin war höchst bedenklich. Aber die der gewerblichen Thätigkeit nicht gewohnte Bevölkerung vermochte doch nicht allzuviel auf diese Weise zu erreichen, und traurige Zustände des Verfalls und der Zerlumptheit boten sich den Blicken der Besucher des Südens in den dem Ende des Krieges folgenden Jahren.†)

Die Blockade und das Geldwesen.

Ein besonders charakteristisches Phänomen schließlich stellt die Entwicklung des Geldwesens während des Krieges in ihrer Rückwirkung auf die private und die Staatswirthschaft sowie in gewisser Hinsicht auf den Ausgang des Kampfes dar.(††) Hatte die Handelsbilanz des Südens vorher, wie oben gezeigt, im Austausch von subtropischen Agrarkulturprodukten gegen nordstaatliche und ausländische Nahrungsmittel und Industrieerzeugnisse sich ausgeglichen, während das Währungswesen für das ganze Land Bundesangelegenheit war, so galt es nun nach dem Abfall für den Süden ein neues Geld- und Währungswesen zu einer Zeit der vollkommenen Erschütterung des bisherigen Handelsverkehrs zu schaffen.

*) G. C. Eggleston. A. Rebel's Recollections. New-York 1878. S. 83. De Leon a. a. O. S. 232. A. Rebel War Clerks Diary a. a. O.
**) ibidem S. 92.
***) De Leon S. 233.
†) Hague a. a. O. S. 32 - 104.
††) Vgl. über das Geld- und Kreditwesen der Südstaaten die allgemeinen Werke von Bolles, Financial History; J. C. Schwab, Finances of the Confederacy. Political Science Quarterly 1892.

Digitized by Google

Hinterher ist von allen Seiten gleichmäßig betont, welch großer Fehler es war, daß die südstaatliche Regierung nicht alle verfügbare Baumwolle aufkaufte, möglichst schleunigst nach Europa sandte, um sich dadurch einen Kredit von 500—1000 Millionen Dollar zu schaffen, auf welchen sie ein wohl geordnetes Finanzwesen auf einige Jahre hätte aufbauen können. Die Idee der einen sogenannten Baumwollen-Anleihe, welche man aufnahm, beruhte auf einem analogen Gedanken und wurde in Europa sympathisch aufgenommen. Die Anleihe von 15 Millionen Dollar, welche nach Belieben der Gläubiger in Baumwolle oder nach Schluß des Krieges in Gold bezahlt werden sollte, wurde fünffach überzeichnet, und genoß eine Zeit lang einen höheren Kurs als die nordstaatliche Anleihe*), sie stand 5 Prozent über pari. Um auf Produktensicherheit basirte Anleihen aufzubringen, wurde anfangs ein Bureau unter De Bow in Richmond eingerichtet, bei welchem bis zum 5. Juli Zeichnungen von über 50 Millionen Dollar eingelaufen waren. Die wachsende Ungeneigtheit, Baumwolle zu exportiren, Hand in Hand mit der steigenden Unmöglichkeit, angesichts der Blockade, dies mit Sicherheit zu bewerkstelligen, die Unkenntniß des Wesens großer Finanzgeschäfte bei den maßgebenden Politikern führten aber zum Aufgeben hierher zielender Pläne; und allmählich wurde das Schatzamt in Richmond zu nichts anderem als einer Papiergeldfabrik, welche so hohe Beträge auf den Markt warf, daß der Schatzsekretär sich über den Umfang der Emissionen selbst nicht einmal vollkommen klar war, während der Werth der verschiedenen Anleihen, Schatzscheine und Papieremissionen proportional oder mehr als proportional der ausgegebenen Menge sank, zumal als man erkannte, daß der Süden durch die maritime Absperrung immer enger eingeschlossen wurde und je mehr auch die militärischen Erfolge auf dem Lande auf die Seite des Nordens sich neigten. Schon Ende 1862 hat das Papier des Südens nur noch den halben Werth von dem des Nordens; ein Jahr später kaum noch ein Zehntel, und während in der schlechtesten Zeit im Juli 1864 die nördliche Währung mit 285 für 100 den Tiefpunkt erreicht hat, hat um diese Zeit das südstaatliche Geld bereits imaginäre Kurse seit längerer Zeit erreicht, der Papierdollar gilt um diese Zeit nur noch weniger als 4 Cts. Man ist schon sicher, daß er nie werde eingelöst werden können.. Wenn er überhaupt einen Werth hat, so liegt das nur daran, daß man irgend ein Zirkulationsmittel haben muß. Die nachstehende Tabelle zeigt den Kursstand des Goldes im Süden zu verschiedenen Zeiten während des Krieges. Die daneben gesetzten Zahlen für den Norden thun dar, wie hier in dem blockadefreien und kapitalkräftigen Gemeinwesen auch in den Zeiten militärischer Mißerfolge niemals eine annähernd so große Entwerthung der Währung eintrat, wie im Süden.

*) J. G. Buloch. The Secret Service of the Confederate States in Europe. London 1883. S. 109.

Digitized by Google

	1861		1862		1863	
	Norden	Süden	Norden	Süden	Norden	Süden
Januar . . .			100—105	125	134—160	300
Februar . . .			102—104	125	153—172	400
März			101—102	130	139—171	500
April.			101—102	140	146—159	500
Mai	100	110	102—104	150	143—155	500
Juni	100	110	103—109	150	140—148	700—800
Juli	100	110	104—120	150	123—145	900
August	100	110	112—116	150	122—129	1200—1300
September . .	100	110	116—124	250	127—143	1200—1300
Oktober . . .	100	115	122—134	250	140—156	1400
November . .	100	115	129—133	300	143—154	1500—1700
Dezember . .	100	120	130—134	300	147—152	1800—2000

	1864		1865	
	Norden	Süden	Norden	Süden
Januar	151—160	2000—2050	197½—214½	4500—6000
Februar	157—160	2250—2300	196—216	4500—6500
März	157—169	2300—2450	148—201	6000—7000
April	166—187	2200—2300	144—160	6000
Mai	168—190	1800—2100	128—145	
Juni	189—251	1700—1900	135—147	
Juli	222—285	2000—2300		
August	231—261	2250—2500		
September	185—255	2250—2750		
Oktober	189—229	2650—2700		
November	209—260	2750—3350		
Dezember	211—244	3400—4900		

Unter diesem Gesichtspunkt ist die Waarenpreisbewegung ins Auge zu fassen. Es ist ungemein schwer, wenn nicht unmöglich, die Frage zu beantworten, in wie weit die Verschlechterung der Währung, die zunehmende Papierzirkulation und das Verschwinden des Goldes einerseits, und inwieweit der thatsächliche Mangel oder das Seltenerwerden gewisser Materialien andererseits auf die Preisgestaltung im Einzelnen eingewirkt habe. Im Grunde ist dies aber auch nicht von allzu weittragender Bedeutung, da beide Faktoren schließlich auf dieselbe Ursache der Blockade, die Störung der äußeren Wirthschaftsbeziehungen zurückzuführen sind, welche dem Lande den Außenhandel abschnitt, oder ihn da, wo er durch Blockadebruch weiter geführt wurde, überaus unrentabel für die Handelsbilanz machte. Der gedachte Schmuggelhandel war stark passiv: alle eingeführten Güter mußten mit Gold bezahlt werden. Die Blockadebrecher und Händler nahmen Papiergeld nicht an, und erlösten ungeheure Preise. Umgekehrt stand die als Gegenwerth verkaufte Baumwolle zwar im Auslande außerordentlich hoch, sie wurde in Liverpool mit über 2 Schilling

Digitized by Google

pro Pfund bezahlt, zur selben Zeit als sie in den blockirten Hafenstädten der Südstaaten nur 6 bis 10 Cents, d. i. 3 bis 4 Pence einbrachte.

Zahlreiche Angaben über Preise zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten liegen vor; sie lassen erkennen, daß die Höhe von örtlichen Umständen häufig beeinflußt wurde, und ganz bestimmte Gesetzmäßigkeiten für die Preisbildung der einzelnen Artikel sich nicht fest stellen lassen. Der durchgehende Zug enormer Steigerung aber ist vollkommen klar zu ersehen.

1 Pfund	1860	Januar 1863	September 1863
Speck	12½ Cents	1 Doll.	2,75—3 Doll.
Weizenmehl . . .	5 „	12½ Cents	55 Cents
Zucker	8 „	1,15 Doll.	2,85—3,25 Doll.
Kaffee	12½ „	5 „	9 — 10 „
Thee	1 Doll.	16 „	16 „
Schmalz	12½ Cents	1 „	2,25—2,30 „
Butter	25 „	1,75 „	4,5—5 „
Lichte	15 „	1,25 „	4 „
Seife	10 „	1,10 „	1,50 „
Rindfleisch. . . .	8 „	50 Cents	1,25—1,50 „
1 Pack Maismehl .	25 „	1 Doll.	4,5 —5 „
1 Bushel Kartoffel .	1 Doll.	6 „	20 „

1862:

das Cord Holz	20 Doll.
eine leere Wohnung	1800 „
Kaliko statt 12½ Cents	2,25 „
Gewöhnlicher weißer Baumwollstoff	1,80 „

1863:

ein Paar Hosen	40 Doll.
ein Paar Stiefel	200 „
(Tagelohn der Flickschuster 10 Doll. 1863)	
ein altes Hemd	40 „
eine Decke	75 „
eine Bettstelle	700 „

Es ist klar, daß diese, sowie ähnliche Preislisten für Kleidungsmaterial und Schuhwerk, die alsbald bis in die Hunderte und Tausende von Dollars hinaufgehen — eine Tageszeitung kostete in Richmond schon 1863 1 Dollar pro Nummer —, einfach fiktiv waren. Die große Mehrzahl des Volkes konnte Derartiges nicht bezahlen, und selbst in den höheren Schichten mußten namentlich die Beamten, Geistlichen und sonstige auf feste Emolumente angewiesene Personen in die schlimmste Lage gerathen. Ein Vergleich der Listen der Preise zu verschiedenen Zeiten hat im Grunde nur den Werth, zu zeigen, daß die Lage nach und nach zu einer

Digitized by Google

vollkommen verzweifelten wurde. Es wird nur zu verständlich, warum man wieder auf den gedachten Tauschverkehr zurückgriff.

Das kritische Bild, das sich aus der Entwickelung der Währungsverhältnisse erkennen ließ, klärte dann die übrige Welt über die Hoffnungslosigkeit der wirthschaftlichen und sozialen Lage des Südens und damit über den voraussichtlichen Ausgang des Krieges auf. Körbeweise wurden nach Beendigung des Krieges im Jahre 1865 Noten, Schatzscheine und Schuldtitel der Südstaaten verschleudert, oder als altes Papier verkauft: denn es war zu klar, daß die Union gesetzlich die jemalig Wiedereinlösung von Titeln verbieten mußte, welche als Aufschrift ein „zahlbar nach Anerkennung der Konföderirten Staaten von Amerika“ trugen.

Die Lehre aus der Lage der Südstaaten für die Gegenwart

An einer inneren Auszehrung sind die Südstaaten zu Grunde gegangen, welche wesentlich dadurch mit verursacht war, daß ihrem Wirthschaftskörper die Poren außen verstopft und damit die Hautthätigkeit verhindert wurde. Hätte der äußere Verkehr weiter bestanden, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß der Ausgang des Krieges ein anderer gewesen wäre. Daß man aber von diesen Zuständen nicht ohne Weiteres Schlüsse auf die Lage anderer Länder in der Gegenwart thun kann, liegt auf der Hand.

In keinem der modernen Kulturstaaten herrschen ähnliche gesellschaftliche und wirthschaftliche Zustände, und auch ihre geographische Lage ist eine wesentlich andere. Hinsichtlich der letzteren hat man allerdings in England häufig eine Parallele gezogen, welches ja der Natur seiner Lage nach von außen her durch eine reine Blockade vollkommen abgesperrt werden könnte, wenn es keiner Vertheidigungsflotte und einen genügend starken Gegner hätte. An diesem Beispiel Englands zeigen sich auch die Gegensätze mit der heutigen wirthschaftlichen Lage insofern besonders prägnant, als England umgekehrt wie die Südstaaten, und ebenso wie eine Reihe der übrigen modernen Groß-Staaten immer mehr zum Exporteur von Industrierzeugnissen, zum Importeur von Rohmaterialien für die Industrieproduktion und von Nahrungs- und Genußmitteln geworden ist. Von den Importen hängen ebensowohl, insoweit sie Rohmaterial für Gewerbeproduktion sind, die nachherigen Exporte, wie von Import und Export gemeinsam und von der Industrieproduktion im Ganzen die Erwerbsmöglichkeiten der großen Mehrheit des englischen Volkes ab. Ja, England würde, wenn es thatsächlich abgesperrt werden könnte, in Folge der erheblichen Abhängigkeit seiner Ernährung von auswärtigen Zufuhren, in eine in mancher Beziehung noch üblere Lage gerathen als die Südstaaten und hat deswegen, wie seine ganze Marineliteratur in den letzten Jahrzehnten immer wieder hervorhebt, keinen Augenblick die Frage, sich gegen Blockade wirksam schützen zu können, außer Augen gelassen.

Digitized by Google

Auch in England aber würde, wenn ein solches Ereigniß doch einträte, die Erscheinungsreihe sich in ähnlichen Folgen äußern, wie dereinst in den Südstaaten: Hemmung des äußeren Verkehrs, Stockung der Produktion, der Ernährung, der Konsumtion, Erschütterung der Verkehrsmaschinerie und sozialen Ordnung, Entwerthung und Vernichtung großer Kapitalien, Ruin der Währung, langanhaltende Noth nach Wiederaufnahme der Beziehungen mit der Außenwelt, da inzwischen Handel und Wandel zum großen Theil andere Wege einzuschlagen, sich gewöhnt hätten.

Der Süden konnte sich nach einiger Zeit namentlich darum wieder zu erholen anfangen, weil er mit seiner Baumwolle ein stärkeres Monopol genoß, als man zeitweilig angenommen hatte: die Zufuhr aus anderen Ländern erwies sich als dauernd ungenügend. Bei den heutigen europäischen Ländern würde eine Erholung nach einer längeren Hemmung des Außenhandels insofern viel schwieriger werden, als ihre Produktion für den Weltmarkt fast nirgends einen monopolistischen Charakter trägt, vielmehr sie als Konkurrenten für die auswärtige Versorgung vielfach neben einander auftreten, als Wettbewerber für die Beschaffung von Rohmaterialien gleichfalls einander gegenüberstehen und unschwer einander in der Hauptsache würden ersetzen lassen.

Bei den anderen westeuropäischen Ländern außer England, wie Frankreich, Belgien, Holland und Deutschland, liegt die Sache nun allerdings hinsichtlich der Blockade insofern anders, als nennenswerthe Landgrenzen mit ausreichendem Verkehrsapparat vorhanden sind, über welche sich die Zufuhren und Ausfuhren technisch bewältigen ließen, die bis dahin über die Seeplätze gegangen sind. Immerhin aber würde ein äußerer Wirthschaftsverkehr, der sich auf die Vermittelung des Landumschlages stützt, ganz anderen Bedingungen unterworfen sein, als der heutige Seeverkehr; namentlich für Deutschland, bei welchem auch ein großer Theil des indirekten Seeverkehrs über die Rheinhäfen im Falle eines Krieges auf diese oder jene Weise vom Feinde unterdrückt werden würde.

Für uns wäre die Frage der Nahrungsmittelversorgung mit Ausnahme zweier Fälle allerdings sekundär. Was Deutschland nicht selber an Getreide, Fleisch und Holz produzirte, könnte es zum größten Theil während eines Krieges mit einer Seemacht wie England etwa aus Rußland, Oesterreich-Ungarn und den Balkanländern beziehen; sofern nicht im Osten eine Mißernte gleichzeitig vorliegt. Die Nahrungsmittelfrage würde zweitens kritisch werden, wenn im Falle eines Krieges mit Rußland und Frankreich, gleichzeitig die West- und Ostgrenze durch kämpfende Heere gesperrt und die Seewege durch eine kombinirte Flotte verschlossen wären. Dann könnte auch, selbst wenn es möglich wäre in Friedenszeiten Alles daheim zu erzeugen, die Zufuhr auf freiem Seekriege nicht entbehrt werden.

Und von vornherein auf alle Fälle gilt dies hinsichtlich der Industrieversorgung des inneren und äußeren Marktes. Nahezu die Hälfte des

Digitized by Google

deutschen Volkes ist direkt und indirekt mit der auf Import von Rohmaterialien und Halbfabrikaten und Export von Halbfabrikaten und Ganzfabrikaten angewiesenen Industrie verknüpft. Würde dieser die Arbeits- und Erwerbsmöglichkeit beschränkt, so würden furchtbare Nothstände eintreten müssen. Das Ausbleiben erheblicher Materialzufuhren hat, während das übrige Land friedlich war, Lancashire auf das Schwerste erschüttert. Das Ausbleiben der Materialzufuhren und die Versperrung der Exportwege würden für die deutsche Industrie verhängnißvoll werden. Selbst wenn eine indirekte Zufuhr zu Lande oder indirekte Exporte in größerem Umfange möglich blieben, was aber im Kriege mit einer großen Seemacht sehr unwahrscheinlich wäre, da diese auch die indirekten Zu- und Ausfuhren einer starken Kontrolle unterziehen dürfte, die Lage auch eine Vernichtung großer Theile der Industrie zur Folge haben müssen. Denn diese, auf den theuren Landverkehr und die erschwerten Transportbedingungen angewiesen, würden nur unendlich theurer arbeiten können und damit die Außenmärkte verlieren müssen und auch im Innern ihren Absatzbereich stark geschmälert sehen, da starke Arbeits- und Lohneinschränkungen eintreten müßten und damit die Kaufkraft breiter Massen auf doppelte Weise stark geschwächt werden würde. Viele zehn- und hunderttausende, an Einkommen verkürzte oder brodlose Arbeiter mit darbenden Familien, rückgehende Konsumtionskraft, untergehende Industrien, mehr als halb vernichteter Außenhandel, ungeheure Belastung der Steuerkraft, die in Folge der Nothlage der Industrie namentlich auf die Landwirthschaft fallen müßte, würden die Folgen einer längeren Absperrung der deutschen Küsten und einer Kriegführung gegen den deutschen Handel auf der See sein; und wie drüben, so würden sich in einer Verschlechterung der Valuta, einer schweren Erschütterung der Geld- und Währungsverhältnisse und daran anschließend der drohenden Gefahr der Vernichtung der Existenz für Kapitalisten und Arbeiter, für Gelehrte und Beamte die äußeren Wirkungen zeigen. Die Handelsbilanz würde eine völlig unmögliche Gestaltung gewinnen, die Exporte von Industrieprodukten, wenn überhaupt noch ausführbar, nur mit großen Verlusten durchzuführen sein, nur um die Fabriken zu beschäftigen, die Importe würden unerschwingliche Summen kosten. Das Geld und der Wohlstand würden aus dem Lande strömen, und anschließend daran ihnen nach wiedereingetretenem Frieden menschliche Auswandererströme folgen. Denn nie wieder würden die nichtmonopolgeschützten Industrien die alte Höhe und damit die alte Arbeiterzahl erreichen können.

Das sind die mit unabweislicher Logik aus den Erfahrungen in den nordamerikanischen Südstaaten folgenden Lehren, deren Beherzigung die unvermeidliche und wichtigste Aufgabe für die Zukunft des deutschen Volkes ist.

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Frommann's Klassiker der Philosophie. Bd. VIII. Aristoteles von Hermann Siebeck. 142 S. Stuttgart. Fr. Frommann's Verlag (E. Hauff). 1899.

Die Frommann'sche Sammlung ist wesentlich dazu bestimmt, das Interesse für die hervorragenden Philosophen auch in weiteren Kreisen zu erwecken. So erklärt sich der verhältnißmäßig geringe Umfang des genannten Werkes, der zuerst einem Denker, wie Aristoteles, gegenüber auffällt. Siebeck hat sich auf die Heraushebung derjenigen Punkte der aristotelischen Philosophie beschränkt, die ein allgemeines Interesse darbieten, und sich auch hierbei der äußersten Knappheit befleißigt. In einem einleitenden Kapitel sucht er zunächst den Leser auf den Standpunkt zu führen, von dem aus er die Grundgedanken und Bestrebungen des Aristoteles verstehen kann, und giebt zu diesem Zweck eine kurze Darlegung der Entwickelung der griechischen Philosophie von Thales bis Aristoteles. Er schildert sodann das Leben dieses Philosophen und entwickelt im Anschluß hieran dessen Metaphysik und Naturphilosophie, seine Ansichten über das Organische (Leib oder Seele), seine Ethik, Staatslehre und Kunsttheorie nebst Methodologie, um mit einer kurzen Würdigung der aristotelischen Philosophie und einer Darstellung ihres geschichtlichen Fortlebens zu schließen. Dem Fachmann hat die Schrift kaum etwas Neues zu bieten und giebt zu kritischen Bemerkungen keinen Anlaß. Sie ist angenehm und klar geschrieben und kann nur warm empfohlen werden.

Das letztere gilt auch vom Bd. IX der gleichen Sammlung: Platon von Wilhelm Windelband. 1900. 187 S.

Die Bearbeitung des dankbaren Gegenstandes ist hier in die glücklichsten Hände gelangt. Anschaulichkeit und Klarheit der Darstellung vereinigen sich bei Windelband mit einer geistvollen Erfassung seines Gegenstandes und persönlichstem Interesse für den behandelten Philosophen, was Alles seine Arbeit zu einer solchen macht, daß ich diesen Band über Platon für den besten der ganzen Sammlung erklären möchte. Der

Digitized by Google

Gesichtspunkt, unter welchem Windelband den Philosophen darstellt, spricht sich darin aus, daß in ihm das Kulturideal der Menschheit, ihr Leben durch die Wissenschaft zu gestalten, vorbildlich für alle Zeiten verkörpert sei. „Hierin besteht der letzte Kern seiner Persönlichkeit und der beste Inhalt seines Lebens und Wirkens, hierin der tiefste Sinn seiner Lehre, die Kraft seines geschichtlichen Einflusses und seine dauernde Bedeutung auch für unsere Tage." Den heftigen Tagesströmungen der Gegenwart, die den Werth der wissenschaftlichen Bildung herabzusetzen geschäftig sind, sei es, weil deren sachlicher Ernst die persönlichen Erfolge praktischer Klugheit zu gefährden droht, sei es, weil von der Ruhe und Klarheit des Wissens eine Abkühlung der Leidenschaften befürchtet wird, stellt Windelband das Bild jenes Denkers entgegen, welcher der Wissenschaft zuerst die ihr gebührende Stellung erkämpft und mit seiner Lehre bestimmend umgestaltend und erhebend auf das Leben der Folgezeit eingewirkt hat. Mit dem Geiste der sokratischen Lebensweisheit erfüllt, war Platon doch niemals ein interesseloser Denker und Forscher: „das heiße Blut des moralisch-politischen Reformators pulsirt in seinen Schriften, wie in seinem Leben. Aber diese Tendenz adelt sich bei ihm durch die überlegene Gewalt des philosophischen Gedankens", und nur dadurch konnte er seine Absicht, die Wissenschaft zur Führerin des Lebens zu machen, durchsetzen, daß er nicht bei politischen und moralischen Reflexionen stehen blieb, sondern die Zwecke des Menschenthums aus dem Zusammenhange einer Welterkenntniß, einer umfassenden metaphysischen Weltanschauung zu begreifen suchte.

Auf dieser Grundlage entwirft nun Windelband zunächst ein Bild des Mannes, des Lehrers und des Schriftstellers voll geistreicher Einzelheiten und liebevoller Antheilnahme, wobei auch die Frage nach der Entstehungszeit und dem Verhältniß seiner Schriften zu einander eine feinsinnige Erledigung findet, und entwickelt alsdann die metaphysische Weltanschauung Platon's. Die für den Laien so schwer verständliche Ideenlehre ist mit besonderer Klarheit dargestellt. Für die alsdann folgende Darstellung des „Theologen" Platon dürfen aber auch Fachleute Windelband dankbar sein, indem hier die Resultate Erwin Rohdes' in seiner „Psyche" in die Darstellung hineingearbeitet und damit neue Gesichtspunkte vor Allem auch für das Verständniß des Mythus bei Platon gewonnen sind. Mit der Darstellung Platon's des Sozialpolitikers und „Propheten" schließt Windelband die treffliche Schrift, die in der Untersuchung dessen gipfelt, was Platon für die Menschheit gewesen ist.

Platon zuerst hat nach Windelband den Begriff des Kulturstaates ausgesprochen, wenn er ein wahrhaft gemeinsames Leben, eine dauernde und werthvolle Zusammengehörigkeit von Menschen nur durch ihre intellektuelle Einheit, die Gemeinschaft der Ueberzeugung, das Zusammenarbeiten an dem geistigen Gesammtinhalt des Lebens möglich sein läßt und die Einsicht ausspricht, daß nur in solchem geistigen Gesammtleben die sittliche


Digitized by Google

Berechtigung alles staatlichen Zwanges und aller Unterordnung der Individuen unter das Gesetz begründet sei. In diesem Begriffe der geistigen Einheit hat das Prinzip der Nationalstaaten seine letzte Wurzel. Für den Gewinn und die Aufrechterhaltung dieser geistigen Einheit des öffentlichen Lebens hat Platon ferner das richtige Mittel in der staatlichen Erziehung gesehen, dies Moment in seinem vollen Werth erkannt, des im Gegensatze gegen die Gewohnheit und die Meinung seines Volkes und seiner Zeit gefordert. Damit hängt die weitere Forderung zusammen, daß die wissenschaftliche Bildung zur Regierung des Gemeinwesens berufen sei, wie sie zuerst das Römische Reich in der Organisation seiner riesigen Verwaltung durch einen wissenschaftlich und technisch geschulten Beamtenstand erfüllt hat. „Die Herrschaft derer, die etwas gelernt haben, das Schwergewicht des wissenschaftlich gebildeten Beamtenthums ist ein platonisches Moment unserer sozialen Zustände, das auch das leidenschaftliche Interessengetriebe des parlamentarischen Regiments überdauern wird. Je mehr sich mit seiner fortschreitenden Entwickelung das menschliche Kulturleben auf den Ergebnissen seiner intellektuellen Arbeit aufbaut, um so weniger kann es der Aristokratie des Erkennens entrathen, deren ideales Urbild Platon gezeichnet hat."

Aber nicht bloß auf politischem und sozialem Gebiete hat Platon die wichtigsten Anregungen gegeben, fast noch größer ist sein Einfluß auf religiösem Gebiete gewesen, wenn er das Heil der Zukunft in der Herrschaft eines Dogmas suchte. Freilich war darin auch zugleich die Tendenz zu einem Gewissenszwange enthalten, und darin lag die große Gefahr des platonischen Grundgedankens, die dann in der Folgezeit so unheilvoll gewirkt hat. Aber darum bleibt es doch wahr, daß vor Allem die römisch-katholische Lebensordnung und das mittelalterliche Gesellschaftssystem die Forderungen Platon's erfüllt und mit ihrer Herrschaft der Lehre nur die religiösen oder sozialpolitischen Ideale jenes Philosophen in Wirklichkeit umgesetzt hat. Das Tiefste und Edelste bei Platon ist endlich sein Gedanke der übersinnlichen Welt und die Verlegung des Schwerpunktes aus dem Diesseits ins Jenseits, „die größte „Umwerthung aller Werthe", welche unser Geschlecht in seiner Entwickelung erfahren hat." In der Darlegung dieses Punktes vermisse ich bei Windelband nur einen Hinweis auf den verhängnißvollen Einfluß, welchen gerade dieses Moment der platonischen Lehre auf die Spekulation der Folgezeit ausgeübt hat. Denn bei aller Bewunderung der Neuheit und Größe seiner Ideenlehre, leugnen läßt es sich doch nicht, daß die spezielle Form, die Platon dieser Lehre gegeben hat, eins der größten Hemmnisse für die gesunde Entwickelung der seitherigen Spekulation gewesen ist. Es ist wesentlich die Abstraktheit des platonischen Idealismus, seine Verwechselung der konkreten anschaulichen Idee mit dem Begriff gewesen, die den Sieg der Ideenlehre in der Philosophie bis auf den heutigen Tag hintangehalten und immer wieder

Digitized by Google

zu einer Reaktion des unphilosophischen Empirismus und des gesunden Menschenverstandes gegen die Wahrheit der Spekulation geführt hat. Jener verstiegene Idealismus, der sein Heil in Wolkenkuckucksheim sucht und darüber die nächsten Pflichten in der Wirklichkeit vernachlässigt, hat sich von je her mit Recht auf Platon berufen. Jene weltverachtende Spekulation, welche die Realität der Sinnenwelt leugnet und doch nicht im Stande ist, aus der allein für real gehaltenen abstrakten Idee die Beschaffenheit des Endlichen zu erklären, der Wissenshochmuth des Rationalismus der mit seinem Phantom einer deduktiven absolut-gewissen Erkenntniß die Philosophen so lange zum Besten gehabt hat, sie kranken an der unheilvollen Erbschaft des abstrakten platonischen Idealismus und haben sich als unfruchtbar und schädlich erwiesen, weil sie sich vom Geiste des Platonismus nicht genug zu emanzipiren wußten. Es ist der platonische abstrakte Idealismus, gegen den sich die Reaktion der modernen Künstler richtet, und der dazu geführt hat, daß der Idealismus gegenwärtig überhaupt in Mißkredit gekommen ist, und wenn Windelband der Zerfahrenheit des heutigen Geisteslebens und den Uebergriffen des Individualismus die Denkerpersönlichkeit Platon's gegenüberstellt, so ist nicht zu vergessen, daß der Individualismus in seiner Betonung des Individuellen und Konkreten für etwas kämpft, wofür Platon kein Verständniß hatte, und daß es gerade dieser Philosoph ist, auf den die letzte Schuld an der Zersplitterung des modernen Geistes zurückfällt. So ist Platon's Einfluß auf die Folgezeit im Ganzen ebenso segensvoll, wie verderblich gewesen, und die Bewunderung für die Größe dieses Philosophen mischt sich in uns mit dem unabweisbaren Gefühl, daß es für uns heute mehr darauf ankommt, uns aus dem Banne Platon's loszulösen, als über der Anerkennung seiner Bedeutung die Mängel zu vergessen. Denn das Positive in Platon hat seine Zeit gehabt und hat für uns doch nur mehr ein historisches Interesse. Das Negative seiner Philosophie hingegen ist auch heute noch nicht völlig überwunden und sollte daher bei jeder Gelegenheit energisch unterstrichen werden.

A. Drews.

Geographie.

Arthur H. Smith, Chinesische Charakterzüge. Deutsch frei bearbeitet von F. C. Dürbig, Würzburg 1900, A. Stuber's Verlag (C. Kabitzsch). 210 S.

C. J. Voskamp, Zerstörende und aufbauende Mächte in China. 2. Aufl. Berlin, Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft 80 S.

Derselbe, Unter dem Banner des Drachen und im Zeichen des Kreuzes. Verlag wie oben. 176 S.

Der Bearbeiter des Smith'schen Buches, ein Geschäftsmann von Beruf, sagt in seiner Vorrede, daß ihn der Wunsch, den deutschen Kaufmann zu

Digitized by Google

rein praktischen Zwecken mit dem chinesischen Volkscharakter bekannt zu machen, zu der Uebersetzung des Werkes bewogen habe. Der Rev. Smith selber ist über 20 Jahre Mitglied der amerikanischen Mission in China gewesen und hat als solches eine überaus große Menge von Beobachtungsmaterial sammeln können. Es ist in der That einstweilen noch von großem Werth für uns, über China wirkliche Stoffsammlungen, selbst ohne systematische Verarbeitung, zu erhalten, denn bei Weitem die meisten „populären" Schriften über chinesische Dinge kranken leider daran, daß sie in oberflächlicher Weise flüchtige, nicht genügend zahlreiche und nicht ausreichend mannigfaltige Beobachtungen verallgemeinern. Allerdings sind die Anschauungen des amerikanischen Missionars höchst einseitig, insofern er fast systematisch Alles zusammenträgt, was dem Abendländer fremd, absurd, abstoßend, den Verkehr mit den Chinesen erschwerend erscheint. Man wird kaum zweifeln können, daß ein gewisses persönliches, vielleicht auch nationales Unvermögen, auf ganz fremdes Volksthum einzugehen, eine große Rolle bei der Auswahl dieser Musterkarte von Schwierigkeiten gespielt hat, die sich im Zusammenleben mit den Chinesen ergeben. Wenn man aber erwägt, daß ein Jeder, der nach China kommt, zunächst in der Lage sein wird, so ziemlich nichts über die Art der Leute zu wissen, so wird es sich in der That empfehlen, daß er sich vorläufig mehr mit den Schwierigkeiten vertraut macht, die ihn erwarten. Das Werthvolle bei Smith ist, daß seine Darstellung wirklich in die Tiefe des Volkscharakters geht, und daß er sich die Mühe giebt, solche Gebiete in dem Gedanken- und Empfindungsleben der Chinesen, die uns zunächst ganz unverständlich erscheinen, von deren klarer Anschauung aus man aber überhaupt erst zu einem Verständniß der Rasse fortschreiten kann, vor uns ausführlich zu analysiren. Gleich das erste Kapitel über die Rolle, die das sogenannte „Gesicht" in China spielt — ein Begriff, für den es bei uns kaum eine Analogie giebt —, bietet einen Beleg hierfür. „Das Talent für Mißverständnisse" scheint Smith allerdings ab irato zu behandeln, dagegen die Abschnitte über „das Fehlen der Nerven", „das Fehlen von Sympathie", die Gründe für die Verachtung des Fremden, sind wirklich belehrend. Der Bearbeiter Dürbig hat, wie er selbst bemerkt, absichtlich Alles verwischt, was speziell den christlichen Missionar im Autor erkennen ließ. Bei den beiden Voskamp'schen Büchern herrscht dagegen durchaus der Ton der populären Missionsschrift vor. Ich würde es bedauern, wenn sie aus diesem Grunde von Leuten, die China etwas angeht oder die sich für China interessiren, weniger gelesen würden. Im Allgemeinen kann man sagen, daß der deutsche Missionar dem Volke, unter dem er ähnlich lange gearbeitet hat, wie der Amerikaner, objektiver gegenübersteht. Die Volksreligion in China schildert Voskamp äußerst anschaulich und ebenso die Art, wie die Missionare es anfangen, einigermaßen in die Begriffswelt der Chinesen einzudringen und einen Boden gewissermaßen erst zu schaffen, auf dem sie sich mit ihnen

Digitized by Google

verständigen können. Sehr interessant und eine höchst achtungswerthe Probe von religiöser Erziehung der Eingeborenen ist die wörtlich mitgetheilte Predigt eines christlichen Chinesen an seine Landsleute, S. 139 ff. des zweiten Voskamp'schen Büchleins. Klar, kurz und anschaulich, mit knappen historischen Exkursen über die Missionsgeschichte und, was werthvoll ist, mit prägnant erzählten wirklichen Erlebnissen ausgestattet, sind beide Schriften Voskamps. Alle drei Werke sind illustrirt, das Smith'sche sogar in einer auch größeren Ansprüchen genügenden Ausführung.

Paul Rohrbach.

Literatur.

Ein eigenartiges Leben im Dienste des Herrn. Von **Elisabeth Stuart-Phelps.** Aus dem Amerikanischen übersetzt von **W. Euchler**, Pastor: Wolfenbüttel. Verlag von Julius Zwißler. 1899. 4 M.

Das Buch schildert das Schicksal eines jungen amerikanischen Predigers, welcher wegen Heterodoxie in seiner Kongregation keine Anstellung bekommt und nun eine freie Evangelisation in dem Hafenviertel der Stadt unter den Trinkern und Prostituirten beginnt. Der aus reicher Familie stammende junge Mann muß wegen dieses Schrittes auf den Verkehr mit seinen Verwandten und die Hoffnung auf sein Erbtheil verzichten. Er theilt die einfache Lebensweise der Fischer, springt tollkühn in die Brandung, um einen Schiffbrüchigen zu retten, er geht trotz aller Enttäuschungen immer wieder den verlorenen Menschenkindern nach, um sie aus der dämonischen Gewalt der Trunkenheit und Unzucht zu retten. Bald ist er in Folge Ueberanstrengung Schwindsuchtskandidat; nach dreijähriger Wirksamkeit, als er eine tiefer gehende Temperenzbewegung bewirkt hat, wird er bei der Einweihung seiner neuen Kapelle durch einen Steinwurf eines erbitterten Brantweinhändlers tödtlich verletzt, nachdem er acht Tage vorher noch ein ebenso ideal angelegtes Mädchen aus vornehmer Familie zum Traualtar geführt hat. Sein Begräbniß gestaltet sich zu einer gewaltigen Kundgebung zu seinen Gunsten.

Das Buch ist rührend geschrieben und wird auf weiche Gemüther seine Wirkung nicht verfehlen. Der Held der Erzählung will die Herzen umwandeln durch die Kraft seiner selbstlosen Liebe, die durch den sonnenhaften, vornehmen Eindruck seiner äußeren Erscheinung wirksam unterstützt wird. In seiner Person und seinem Werk sollen Christi Person und Werk verständlich gemacht werden. Das Buch könnte auch den Titel tragen: Wie Christus heute in einer Hafenstadt handeln würde. Aber eben dies reizt zum Widerspruch. Jede direkte Nachahmung Christi muß nothwendig zur Karrikatur werden, bei amerikanischen Evangelisten nicht weniger als bei dem h. Franziskus.

Digitized by Google

Die Persönlichkeit des Helden ist farblos gezeichnet, er ist reine Idealgestalt ohne Zusatz von Individualität, er ist reine Liebe ohne erwägende Weisheit und auch ohne den heiligen Zorneseifer, welche den Hintergrund der Liebe Christi bilden. Sein Werk ist die Rettung der Matrosen aus der Knechtschaft ihrer Laster, während die organisirten Gemeinden der Hafenstadt sich um diese Verlorenen nicht kümmern. Durch einen tiefen Gefühlseindruck von der sittlichen Verrohung, welche die Trunkenheit wirkt, wird er zu diesem seinem Lebenswerk angetrieben und setzt nun rückhaltlos sein Leben bei jedem Anlaß aufs Spiel in der Hoffnung, durch diese Selbstaufopferung wenigstens einige umwandeln zu können. Ein verzweifeltes Spiel, bei welchem der Einsatz nicht im Verhältniß zu dem zu erhoffenden Erfolg stehen dürfte!

Als der jung Vermählte sein Leben verloren hat, herrscht tiefe Erschütterung im ganzen Hafenviertel. Aber wird durch solche Rührungen ein soziales Uebel überwunden? Wird nach Jahresfrist ein solches Sterben noch eine erlösende Kraft ausüben? Sicherlich verfährt die Heilsarmee praktischer, wenn sie zur Rettung der sittlich tief Gesunkenen eine straffe Organisation schafft, in welche der gewaltsam Ernüchterte eingegliedert wird, und welche ihn vor jeder versucherischen Gelegenheit, in die früheren Sünden zurückzufallen, bewahrt.

Christi Sterben war nicht ein starkes Rührungsmittel, um die damaligen Lasterknechte sittlich zu erneuern. Unter den mannigfachen Gesichtspunkten, unter denen Jesus selbst von seinem freiwilligen Tode redet, wird der beherrschende gemeinhin am wenigsten beachtet. Sein Wirken auf das Volk Israel war durch die Hierarchie vereitelt worden. Auf Grund der herrschenden Verbildung des Gesetzes war er wegen seiner Sabbathheilungen als notorischer Sünder erklärt worden, und darum galt sein Selbstzeugniß, der Sohn Gottes zu sein, kraft des Gesetzes als Gotteslästerung. Das unmündige Volk war an Jesus irre geworden, ihm galt das Gesetz in der Veräußerlichung, welche es unter der Hierarchie erlitten hatte, als unantastbare göttliche Wahrheit. Die Geltung dieses Gesetzes, welches für Israel ein Fluch und die Kraft der Sünde geworden war, galt es zunicht zu machen, um dem heil. Geist Gottes wieder Zugang zu den Herzen zu bahnen.

Deshalb ist Jesus in den Tod gegangen, um sich in diesem größten Opfer als den Knecht und das Lamm Gottes zu bewähren nach den Schilderungen, welche Jesaias 53 von dem gerechten Gottesknecht entworfen hatte. War die verbildete Frömmigkeit Israels die Wahrheit, oder war sie in Jesu Wort und Person gegeben? Diese entscheidende Frage hat Jesus auf Golgatha mit dem Zeugniß seines Blutes beantwortet: Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeuge. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme. Dadurch ist die

Digitized by Google

Welt erlöst worden von dem Fluch eines Gesetzes, das von dem Nimbus der ältesten und reinsten göttlichen Wahrheit umstrahlt zu sein vorgab.

Der Held des vorliegenden Buches setzt sein Leben in jedem Augenblick leichtfertig aufs Spiel. Jesus hat jeden Tropfen seiner Kraft bis zum Entscheidungskampf gespart und seine Gegner gezwungen, ihn öffentlich zu verurtheilen und ans Kreuz zu schlagen, als es ihnen am allerpeinlichsten war. Er konnte daher auch sterbend seinen Sieg bezeugen: Er hatte sein Werk vollbracht. Wird ein phantastisches, wenn auch aus warmer Menschenliebe quellendes Opfer des Lebens als ein Leben und Sterben im Dienst des Herrn hingestellt, so kann dies wohl weichgestimmte Seelen rühren, aber eine Vertiefung des christlichen Glaubens ist von einer solchen Darstellung nicht zu erhoffen.

Sigmaringen. H. Gallwitz.

Ueber Lesen und Bildung von Anton E. Schönbach. Sechste stark erneuerte Auflage. Graz 1900 (Leuschner & Lubensky's Univ.-Buchhdl. 369 S. gr. 8° 4 Mk.).

Ein Buch solches Erfolges, denn die Auflage ward jedesmal zu 2000 Exemplaren hergestellt, bedarf keiner weiteren Empfehlung. In der That ein höchst braves, ehrliches Buch, das den eigenen Bildungsgang seines Verfassers rückschauend so geordnet darlegt, daß er ein nützlicher Wegweiser in dem Wirrsal der Weltliteratur wird. Sind wir doch alle Opfer des Zufalls, der uns mehr mit Nieten abspeist, als mit Treffern. Goethe sagt mal:

> Ich bin in großer Gesellschaft gewesen,
> Wären's Bücher, ich hätte sie nicht gelesen.

Das darf man auch umkehren: ich habe so viele Bücher gelesen, hätten sie Menschenantlitz gehabt, ich hätte sie bälder durchschaut und bei Seite gelassen. Es ist daher ganz besonderen Dankes werth, daß uns in dem neunten Abschnitt „Bücherlisten“ gegeben werden (S. 343 bis 369: I. Klassiker der Weltliteratur; II. Auswahl moderner Erzählungsliteratur (besonders reich ist die englisch-amerikanische bedacht); III. aus deutscher Poesie und Prosa A. Lyrik, B. Epik, C. Dramatik, D. vermischte Prosa. Endlich noch eine besondere Literatur zu dem Aufsatz: Ralph Waldo Emerson und sein Kreis. Gott sei Dank, beruhigt sich freilich der Leser dieser Listen, der wohl auch seinerseits auf manches wichtige Buch noch hinweisen möchte, das hier nicht verzeichnet steht, Gott sei Dank, daß es ja keine obligatorische Studienordnung bedeutet, und daß doch schließlich menschlich-schöne Bildung nicht vom „Lesen“ allein abhängt sondern dann auch vom Leben. Das Buch „Leben und Bildung“ ist in unserer Sprache bisher am besten von Goethe geschrieben worden, zu einer Zeit, da man unter Bildung noch nicht ausschließlich die traurige

Digitized by Google

Dressur verstand, die der moderne Beamtenstaat als Bedingung der „Berechtigungen" für seine Mandarinen fordert. Es heißt: Wahrheit und Dichtung.

„Ich kann wahrhaftig nicht mehr geben", sagt der Verfasser, „als meine eigene Meinung erlaubt", und wenn er von einer gewissen Excentrizität seines Wohnsitzes (Graz) spricht, fügt er bei: „Eines jedoch wahrt diese Armuth: die volle Unabhängigkeit des Urtheiles, und wenn gleich auf gar nichts Anderes, auf dies darf ich stolz sein."

Wir lesen zuerst die der letzten Auflage zugebrachten neuen Abschnitte des Buches, das ja natürlicher Weise mancherlei Gemeinsames mit den „Aufsätzen", die wir das vorige Mal mit freudiger Anerkennung besprochen haben, aufweisen muß. Sie behandeln „die neue deutsche Dichtung", den „Realismus" und „die jüngeren Richtungen." Was über Hauptmann gesagt wird, steht zwar weit ab von der Schlenther'schen Predigt seines Evangeliums, trifft aber wohl den Nagel auf den Kopf. In Betreff der „versunkenen Glocke" z. B. heißt es (S. 258), man habe übersehen, daß Hauptmann, indem er diese Dichtung schuf, nur für sich folgerichtig das Schicksal des Naturalismus überhaupt durchlebt: nicht er allein springt aus der an sich unkünstlerischen Wiedergabe des Alltagslebens mit beiden Füßen in die unwirklichste aller Gattungen; die Naturalisten mit einander kehren sich ab von dem Greifbaren, Riechbaren und mühen sich wieder um die Idee, das Symbol, den abstrakten Gedankengehalt der Dinge, der ein schillernd farbiges Kleid um sich geworfen hat." So erscheint denn das merkwürdige Gedicht als eine neue Weihe der „Unkraft", denn . . . „wie bezeichnend für unsere Poeten am Ende des Jahrhunderts, daß ihre Heroen das Heil nur vom Weibe erhoffen, nicht das irdische Glück, nein, alles Schaffen und Wirken sich nur abhängig denken können von der Inspiration durch das Weib" (S. 259). Recht nachdenklich ist die Bemerkung gelegentlich der Diktion oder Sprache: „Wo soll ein heutiger Poet die Schlichtheit hernehmen?"*) Ein werthvolles Kriterion hat Schönbach in dem Tempo des Vortrags mit Recht erkannt. Sicherlich wird lediglich durch Verfehlen des Tempos manche an sich treffliche Erfindung um die Wirkung gebracht, in der Erzählung sowohl als im Drama. Was als flottes Allegretto klingen sollte, wird uns öfter als schleppendes Maestoso vorgetragen und ein Satz aus einem Stabat mater als Walzer.

Den Abstieg von Hauptmann über Halbe zu Bahr, dem „Manager im Literaturzirkus unserer Tage" hätten wir gern entbehrt,

*) Ich glaube, er kann sie alle Zeit noch da finden, wo sie von je zu Hause war, wo sie Goethe und Uhland und Mörike fanden, bei dem schlichten Volke, aber das schlechte Gewissen unserer „Bildung" geht dem aus dem Wege. Und die richtige Kunst für unser nervöses Geschlecht, dem gar nichts mehr hell genug, nichts mehr laut genug ist, ist ja, wie auf Seite 206 gesagt wird, Richard Wagner.


Digitized by Google

wenigstens Geister wie diesen, nicht zur deutschen Literatur mitgerechnet.

Den schnellen Untergang des Realismus hatte Schönbach (s. S. 233) allerdings vorausgesagt. Es war so schwer eben nicht, er trat sogar bälder ein, als er gedacht hatte.

Recht dankbar müssen wir Schönbach für die Warnung vor dem uns recht geflissentlich aufgedrungenen dänischen (eigentlich international-jüdischen Literarhistoriker Georg Brandes sein (s. S. 208).

Es ist wörtlich zu nehmen, wenn dem Naturalismus — c'est un triste métier, sagte Zola bereits — nachgesagt wird, daß er „die Aufsaugung der Poesie durch die Wissenschaft" bedeute. Dabei würde ich nur noch wünschen, Pseudo-Wissenschaft korrigiren zu dürfen. Seite 219, 220 wird der Berliner Romanschriftsteller Max Kretzer viel zu günstig eingeschätzt. Wie wahr ist Seite 223: „Gut zu schreiben, ja nur korrekt, ist viel schwerer, als die meisten jüngeren Erzähler glauben."

Ueber die „eigenständige Dichterkraft" Sudermann's, die auf Schönbach einen starken und — im Ganzen! — „reinen Eindruck" gemacht haben, habe ich keine Veranlassung, mehr als adhuc sub judice lis est zu sagen.

Fein und geistvoll ist die Würdigung Gottfried Keller's. „Das Fähnlein der sieben Aufrechten" ist ihm neben „Romeo und Julia auf dem Lande" die Krone der Keller'schen Novellen (S. 157). Keller ist — das wird man nun wohl allgemein einsehen — „der größte deutsche Dichter der zweiten Hälfte des Jahrhunderts." Dabei ist jedoch seines Landsmannes, Conrad Ferdinand Meyer, dem neuerdings Prof. Frey sehr detaillirte biographische und ästhetische Studien widmet, noch nicht in der Weise gedacht, wie manche Leser vielleicht erwartet oder gewünscht hätten. Schwerlich jedoch erscheint ihm das Verhältniß ähnlich wie das Spielhagen's zu Freytag. Freilich will das Urtheil, „beide sind sie neben einander existenzberechtigt", nicht viel sagen. Aber vielleicht fiele Schönbach's Urtheil auch anders aus, wir bleiben gespannt darauf.*) Was ich selber von Meyer kenne, läßt mich vermuthen, daß Schönbach's Kriterium von dem Tempo des Erzählers für diese Abwägung recht ins Gewicht fallen mußte.

Bei Paul Heyse, dem eben zum 70. Geburtstage von der Presse viel Weihrauch abgebrannt worden, ist unserm Kritiker die Luft zu schwül, die Stimmungen ohne festen durchgreifenden Willen, die Helden also zu unmännlich. Gnade findet eigentlich nur „der letzte Centaur", eine Art Faschingsscherz mehr, dann eine wirkliche Novelle, zu Ehren des genialen Malers Genelli. Das sei sein Meisterwerk.

*) Die Bücherlisten nennen Seite 360 nur: „Meyer Conr. Ferd.: Hutten's letzte Tage. Seite 169—170 deutet Schönbach doch an, daß er den Schein bloß objektiver farbiger Lebenswahrheit und zwar als Ergebniß der Ueberlegung und des Studiums in Meyer erblicke.

Digitized by Google

Schönbach's Stellung zu seinen engeren Landsleuten kennen wir aus seinen „Ges. Aufsätzen." Es sei gestattet, an dieser Stelle nachträglich das Urtheil über Anzengruber zu zitiren: „Auf eigenstem Boden findet er sich in seinen Wiener Volksstücken. Da ist Alles echt, Kostüm und Sprache, da bewegt er sich mit völliger Ungebundenheit und da ist ihm auch sein größtes, unsterbliches Werk, „Das vierte Gebot", gelungen. Immer wieder erstaune ich über den Reichthum lebenswahrster Einzelheiten, über die Bewegungsintensität der Figuren, bewundere den im Kleinsten ineinander greifenden Aufbau und fühle mich von dem gewaltigen Zuge des Ganzen hingerissen. In diesem Werk, dann in dem Weihnachtsstücke „Heimg'funden", in den Dorfdramen „Der Meineidsbauer", „Der G'wissenswurm" und der Komödie „Die Kreuzelschreiber" wird der Dramatiker Anzengruber leben." — — „Der Dramatiker verleugnet sich auch im Erzähler nicht. Der „Sternsteinhof" ist da sein Meisterwerk, wie es dort das „Vierte Gebot" war. In diesem Buche steckt eine Größe der Lebensanschauung, ein so ferner, vorauseilender Blick, daß uns deutlich wird, was den Werth seiner Poesie, sowie seiner Lebensarbeit überhaupt eigentlich ausmacht. Das ist seine Gesammterscheinung, in der Dichter und Mensch in Eins zusammenfließen. Anzengruber war ein selten großer, freier und reiner Mensch usw."

Ueber das Czechenthum erhalten wir durch Schönbach als einen sehr Kundigen (er ist im österreichischen Riesengebirge geboren) ganz neue und wichtige Aufschlüsse. Sehr gut und liebevoll besprochen ist die selber halb czechische Dichterin Marie v. Ebner-Eschenbach, so auch v. Saar, dem als Begründer der österreichischen Novelle noch eine Zukunft in Aussicht gestellt ist. Sie möge sich sputen. Peter Rosegger, das „Glückskind", heißt der beste Vertreter des Bauernepos unserer Zeit.

Ich benutze schließlich die Gelegenheit, um zwei Irrthümer in meiner Besprechung der „Aufsätze" im vorigen Heft, auf die mich Herr Professor Schönbach durch Zuschrift an die Redaktion aufmerksam gemacht hat, richtig zu stellen. Ich hatte eine Stelle des Vorworts so verstanden, der Verfasser gebe nunmehr die Beschränkung seiner Studien auf die altdeutsche Philologie und heimische Literaturforschung definitiv auf, und wolle sich dem Ideale allgemeiner Bildung widmen. „Gerade das volle Gegentheil steht auf Seite 6 und 7 meines Buches zu lesen, sagt der Brief: ich habe das Lehrgeld an die allgemeine Bildung gezahlt und enge mich nunmehr ganz auf meine altdeutschen Studien ein." Ich bedaure, das nicht auch gleich so verstanden zu haben. Wichtiger aber ist die Verwahrung, die Herr Professor Schönbach wider meine falsche Vermuthung einlegt, daß er an dem Sammelwerke der deutsch-österreichischen Literaturgeschichte betheiligt sei. Er habe „nicht den geringsten Antheil" daran, besitze auch gar keine persönlichen Beziehungen zu dem Herausgeber.

Franz Sandvoß.

Digitized by Google

Die Oden und Epoden des Horaz für Freunde klassischer Bildung besonders für die Primaner unserer Gymnasien bearbeitet von Prof. Dr. Hermann Menge, Direktor des Königlichen Gymnaiums zu Wittstock. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. XII u. 505 S. Lexikon 8°.

Es giebt eine pädagogische Maxime — unser verehrter Direktor Ed. Bonnell vom Friedrichs-Werder vertrat sie in der letzten Zeit seines Lebens, — die sich kurz so ausdrücken läßt: Da erfahrungsmäßig unsere Schüler ihre Vorbereitungen auf die Lektüre der griechischen und römischen Schulklassiker mit Hilfe von „Eselsbrücken" bewerkstelligen, das auch noch so strenge Verbot derselben jedoch nur die schlimme und den Absichten der Schule direkt ins Gesicht schlagende Folge hat, sie an verstocktes Lügen und Heucheln zu gewöhnen, so nehme man doch lieber von vornherein an, daß jeder Schüler solche Erleichterung sucht, und erlaube sie nicht nur, sondern mache sie zur Pflicht, verlange nun aber auch viel ausgedehntere quantitive Leistung des Lesestoffes und intensiveres Eindringen in die sprachlichen Eigenheiten und formalen Mittel der Darstellung.

Auf diese Anschauung, die ja etwas für sich hat, könnte der Verfasser des vorliegenden Buches, der selber Direktor eines Königlichen Gymnasiums ist, wie er denn „besonders für die Primaner" gearbeitet hat, sich zurückziehen.

Seltsam freilich bleibt es dann, daß jedes Mal auch erst die lateinischen Texte abgedruckt werden, ohne daß irgend welche neuen kritischen Erörterungen daran verschwendet würden. Das kann doch wohl nur im Interesse des bekannten Verlegers geschehen, der wohl berechnet, wie viele Herren Primaner sich das bequeme Buch anschaffen werden, sollten sie es nun auch um ein Drittel theurer bezahlen müssen. An den seligen Flaccus hat ja Herr Professor G. Langenscheidt kein Honorar mehr zu zahlen.

„Das Buch", sagt die Vossische Zeitung, „wird namentlich auch älteren Herren, die ihre Horaz-Erinnerungen auffrischen wollen, gute Dienste leisten, besonders durch die wörtlichen Prosa-Uebersetzungen." (Sonntagsbeil. 1898 Nr. 44 S. 352.)

In der That, der Verfasser giebt erst eine ungefähre Uebersicht des Inhalts de. Gedichte, dann den lateinischen Text, dann die Prosa-Uebersetzung, sodann in der Regel eine sogenannte metrische sehr verschiedener und zumeist ganz obskurer Verfasser — zum Glück fehlt das geradezu fürchterliche Deutsch J. Hr. Vossens, leider aber auch die gediegenen Uebertragungen Geibel's, die wir aus dem „Klassischen Liederbuche" kennen —, endlich eine Art moderner Umdichtung.

Der Verfasser fürchtet, daß uns das Schicksal Roms drohe, weil der Idealismus ohne Erfolg bleibe, wenn nicht das religiöse Gefühl befruchtet werde (!).

Digitized by Google

Und dazu wäre die Lektüre des Horaz von der größten Bedeutung? Credat Judaeus Apella! Wohl etwa S. 288 An Neobule, wo die edle Jugend aus der Einführung folgende Erweckung des „Idealismus“ gewinnen kann:

„Beklagenswerth ist ein Mädchen, das die Freuden der Liebe, des Weines und der ungebundenen Freiheit nicht schmecken darf, in steter Furcht vor dem gestrengen ewig keifenden Oheim“ u. s. w. Oder, da das die männliche Jugend nicht direkt befeuern möchte, dachte man schon an das Mädchengymnasium der Zukunft, dessen Puppenzustand wir eben erleben? Welche nützliche Warnung züchtiger Knaben, besagte Neobule sei „ein Mädchen, das sich nur von ihrer Jugend rathen läßt!“ Also so eine. — Xs.

Altdeutsch-lateinische Spielmannsgedichte des 10. Jahrhunderts. Für Liebhaber des deutschen Alterthums übertragen von Moritz Heyne. Göttingen. Franz Wunder. 1900. XXIV und 78 S. kl. 8⁰.

„Es ist keine erlesene Gesellschaft, sagt der als gegenwärtiger Hauptleiter an der Vollendung des großen Grimm'schen Wörterbuches hervorragend thätige Gelehrte, von deren Kunst in den nachfolgenden Blättern einige Proben gegeben werden. Mit dem edlen Sänger, dem geistlichen Dichter der Zeit darf keines ihrer Mitglieder verglichen werden. Ihr Stand ist der geringste, ihre Stoffe leicht, die Kunst ihres Dichtens wie ihres Vortrags mindestens derb. Und dennoch können wir ihnen auch heute noch mehr als einen bloßen geschichtlichen Antheil zuwenden; manches, was von der Spielmannsdichtung des 10. und 11. Jahrhunderts auf uns gekommen, vermag wirklich durch „Stoff und Erzählungskunst zu fesseln.“

Die in dem bescheidenen Büchlein mitgetheilten Proben bezeugen das allerdings. Der Verfasser hat Recht, ein erhöhteres Interesse an einer Zeit zu wünschen und zu fördern, „die in Bezug auf allgemeinere Kunde noch immer zurücksteht, so wenig sie es auch verdient, denn in ihr liegen mächtig aufstrebende Anfänge künftiger Größe.“ (XXII.)

Da haben wir einen freilich zu 216 vierzeiligen Strophen ausgedehnten lustigen Schwank von der Leichtgläubigkeit des gewinnsüchtigen Bauers, in manchem an Hans Sachsens Bauern von Fünsingen gemahnend, unter dem Titel „Der Einochs“ S. 1—14. Der Spielmann, der selber der Dichter ist, bedient sich der Volkssprache, oder, wie hier, des Lateins, da es galt, den zum h. Martinus von Tours pilgernden König Miro von Galicien zu unterhalten.

Eine Episode der Fuchsfabel ist, auch für die Zeit bezeichnend, theologisch spitzfindig. Der Ueberſetzer macht sich's insofern bequem, als er öfter „und“ im Reime verwendet (z. B. und: kund) und ebenso „ist“ und „sind“ ans Ende der Zeile stellt, die auf ihr zugehöriges Partizip noch eine Weile zu warten haben. Er skandirt einmal Leviáthan, das andere Mal Levíathan.

Digitized by Google

Das bloße möglichst wortgetreue Uebersetzen bedingt natürlich dergleichen und andere Unebenheiten. Es wäre statt dessen wohl zu rathen, um zu glatter schöner Form zu gelangen, sich nur zunächst den Inhalt völlig anzueignen, ihm dann aber eine selbständige freie Um- oder Nachdichtung angedeihen zu lassen. Auch das sechste Stück S. 64 fgd. „Hahn und Fuchs" gehört ebenfalls der Thierfabel an.

Der heutige Spielmann nennt sich „dramatischer Dichter" und läßt seine Witze von armen „Künstlern" tragiren, für die das gebildete Publikum fast so viel Interesse bezeugt, wie für Trapez-Künstler, Parterre-Athleten und Stierkämpfer. Rechtlich hat er es nun in unsern humanen Zeiten besser, denn die Mordbuße für einen Erschlagenen war ehemals der Schatten eines Mannes." Heut wagte keiner so einen direkt zu tödten.

Weimar, im Februar 1900. Xs.

In'n Middelkraug von Otto Piper. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhdlg. (Mit Bildern von Ge. Braumüller) 114 S. 8.

Otto Piper ist ein gern gelesener liebenswürdiger Erzähler, der insofern zu den tüchtigsten Nachfolgern Fritz Reuters zu zählen ist, als er sich von der so häufigen Rohheit sogenannter Humoristen gänzlich frei und von wohlthuender Menschenliebe erwärmt zeigt. Freilich ist die Erfindung unbedeutend bei doch recht guter Menschenbeobachtung.

Man muß wünschen, daß ernste Niederdeutsche ihre reiche schöne Sprache nicht so durchaus zum behaglichen „Dröhnsnack", dem „Dialekthumor" verwendeten, sondern endlich sie über die Läuschen und Schnurren hinauf höben zum ernsten Gedicht, wofür Klaus Groth das herrliche Vorbild gegeben hat, und zur Lebensdarstellung höheren Stils. In weiteren Kreisen noch zu wenig bekannt ist, daß August Dühr (lebt zur Zeit in Nordhausen) durch seine Uebertragungen der Ilias, und jetzt auch der Odyssee, in die Sprache Fritz Reuters vollgiltig dargethan hat, daß sie zum Ausdruck des Tragischsten und des Innigsten dem Schriftdeutschen nicht nur ebenbürtig, sondern weit überlegen ist. Das beruht auf dem Stimmungsgehalt, den allemal die gesprochene Volkssprache (lingua parlata) vor der Buchsprache voraus haben wird. Unser Schriftdeutsch bedarf — ach wie sehr! — der Erneuerung aus diesem Jungbrunnen. Xs.

Wilhelm Arminius. Die beiden Reginen. (Erz. nach einer Koburger Chronik, mit Zeichnungen von Hugo L. Braun.) H. W. Theodor Dieter, Leipzig. 75 S. kl. 4°.

Das Modernste im Aeußeren unserer Bücher, besonders der Geschenkliteratur, ist das Altmodische. Diesen Anschein auch durch die Darstellung zu erwecken, hat W. Arminius mit ziemlichem Glück versucht. Einer vollkommenen Täuschung bedarf es ja nicht. Die eine der beiden

Digitized by Google

Reginen ist eine 1632 gegossene Kanone, die der jugendliche Held Kunrad Rüger, obwohl ursprünglich zum Studium der Gottesgelahrtheit bestimmt, wider die Kaiserlichen überaus wirksam zu bedienen weiß, die andere das Töchterlein des Diakonus Ph. Seidenbecher, eines schlimmen Hexenbrenners. Reichten doch gesunde Sinnlichkeit und weibliche Anmuth schon hin, ein armes Geschöpf auf die Folter und dann auf den Holzstoß zu bringen. Den Dienst dieser diabolischen Gegenspielerin muß nun die Barbara Baderschmidtin leisten. Dawider hätten wir auch nichts, wenn uns nicht halb und halb zugemuthet würde, an wirklich diabolischen Einfluß zu glauben. Solchen abergläubischen Unsinn mag ja ein Landsknecht des dreißigjährigen Krieges aufzeichnen, zumal er geeignet ist, die Regungen des eigenen Gewissens zu schwichtigen, es kann aber nicht gelingen, ihn uns ästhetisch nothwendig erscheinen zu lassen.

Der Verfasser läßt (S. 47) seinen Helden sophistisiren: „erstlich heut weiß ich, daß solches alles damalen hat hergerührt von demjenigen, der mich geplaget bis dahin, und der nun [angesichts der wieder gefundenen Regina] ausfahren müssen vor dem Blick der reinen Jungfrau, die mich immerdar keusch im Herzen getragen." Ja, Kunrad sieht den Gottseibeiuns durch's Fenster abfahren. Man wird nicht frei und froh bei solchen widrigen Teufeleien. So viel natürliches Gefühl hat Kunrad zum Glück doch noch, daß er der überführten Hexe Barbara die Früchte der Tollkirsche reicht, die er in trübem Sinnen zu sich gesteckt hatte, so daß diese den Qualen des Feuertodes entgeht. Xs.

Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. Von Erich Schmidt. 2. Auflage. 2 Bde. Berlin 1899.

Die erste Auflage dieses Werkes haben wir seiner Zeit in diesen Blättern ausführlich besprochen. Die zweite, die nach sieben Jahren nöthig geworden, bringt zahlreiche Veränderungen im Einzelnen, ist aber im Ganzen dasselbe Buch geblieben. Mit großer Aufmerksamkeit hat der Verfasser den Stil gefeilt, hat auch öfters durch Umstellungen kleinerer Abschnitte die Uebersichtlichkeit erhöht; an seinen Resultaten und in seiner Urtheilsweise hat er kaum irgend etwas geändert. Die Heranziehung einwirkender und vorbereitender literarischer Erscheinungen, schon früher in so großem Umfang geübt, ist an manchen Stellen noch mehr ausgedehnt worden. Lessing's Studien über die Geschichte des Drama's sind noch weiter aufgeklärt worden. (Rémond de St. Albine); die Stoffgeschichte der „Emilia Galotti" ausführlicher behandelt; einiges über Nachdichtungen „Nathan des Weisen" mitgetheilt. In der Darstellung des Fragmentenstreits ist überraschender Weise ein Abschnitt eingeschoben, der den Unterschied zwischen Lessings „exoterischer" und „esoterischer" Religionsphilosophie stärker hervorhebt als dies schon in der ersten Auflage geschehen; — wie mir scheint, zu scharf! Lessing stand selbst stark unter der Nach-

Digitized by Google

wirkung theologischer Erziehung und Ausbildung, und ist nach meiner Ansicht erst während jenes Streits schrittweise in innerer Fortarbeit zum pantheistischen Schlußbekenntniß gelangt.

Daß die „Anmerkungen" von sorgfältigster Benutzung der Literatur, auch der letzten Jahre, zeugen, bedarf kaum der Erwähnung. Das Werk wird auch fernerhin sich als das standard work über Lessing behaupten.

O. Harnack.

Karpeles, Gustav. Heinrich Heine. Aus seinem Leben und aus seiner Zeit. Leipzig 1899. A. Titze.

Die hundertste Wiederkehr von Heine's muthmaßlichem Geburtstag, dessen wir früher schon in diesen Blättern gedacht, haben den Verfasser veranlaßt, Alles was er „in den letzten zwölf Jahren" über Heine geschrieben, in diesem Bande zu vereinigen und einen reichen Porträtschmuck mit einigen Facsimiles hinzuzufügen. Das geschmackvoll ausgestattete Buch trägt so den Charakter einer Gelegenheitsschrift und will nicht Abgeschlossenes oder Abschließendes bieten. In dieser Einschränkung ist es mit Anerkennung zu begrüßen. Es finden sich viele dankenswerthe Angaben, besonders über die Familie des Dichters und über seinen Verkehrskreis während der verschiedensten Perioden seines Lebens vereinigt, — Nachrichten, die sonst wohl nur einem kleinen Kreise von Lesern zugänglich und schwer zu übersehen waren. An Einzelheiten möchte ich besonders den hübschen Bericht eines noch lebenden „Schülers" von Heine hervorheben, der von dem Berliner Studenten Unterricht in „Französisch, Deutsch und Deutscher Geschichte" empfing. „Sein Vortrag war ein ganz vorzüglicher", schreibt Herr Braunhardt. „Mit großer Begeisterung, ja mit einem unnachahmlichen poetischen Schwunge schildert er die Siege Hermann's . . . im Teutoburger Walde" u. s. w. Ferner einen sehr werthvollen Brief Immermann's (1830), der sich über die „Bäder von Lucca" sehr freundlich und zustimmend äußert, und nur zu den berüchtigten Angriffen auf Platen vorsichtig bemerkt: da „hätte vielleicht ein wenig gespart werden können"; man sieht, wie Immermann in der Fehde gegen Platen sich ganz als Genosse Heine's betrachtet, aber bei der Form der Heine'schen Polemik sich doch nicht ganz behaglich fühlt.

Das Anziehendste an dem Buch ist aber die Porträtsammlung. Für sie ist man dem sorgfältigen Fleiß des Verfassers großen Dank schuldig. Die reiche Gallerie wirkt zunächst durch die Verschiedenheit der einzelnen Bilder verwirrend; allmählich gewinnt man aber durch diesen Ueberblick eine Vorstellung, wie Heine in Wirklichkeit etwa ausgesehen. Im Ganzen lassen sich die Bilder in zwei Gruppen, in die der gefühlvollen und der spottlustigen theilen, — und das entspricht ja auch dem Wesen des Dichters.

O. Harnack.

Digitized by Google

Nationalökonomie und Politik.

Arbeit und Rhythmus. Von Dr. Karl Bücher, ord. Professor der Nationalökonomie an der Universität Leipzig. Zweite, stark vermehrte Auflage. Leipzig 1899, B. G. Teubner. X, 412 S.

Das ausgezeichnete und gänzlich neue Bahnen einschlagende Buch hat verdientermaßen einen so überaus großen Erfolg gehabt, daß die erste Auflage schon in sehr kurzer Zeit vergriffen war. Die neue Auflage hat eine gründliche Umarbeitung und Erweiterung erfahren, die die Grundgedanken zu noch präziserem Ausdruck bringt. Vor allem aber ist das Urmaterial, auf dem die Beweisführung ruht, sehr erweitert worden; die Liederbeispiele hat der Verfasser auf das Dreifache, auf nicht weniger als 200 Nummern vermehrt; besonders dankenswerth ist, daß soweit als irgend möglich die zugehörigen Melodien beigefügt sind. Prinzipiell neue Gesichtspunkte bringt die jetzige Fassung, soweit ich sehe, dagegen nicht; der eingehenden Besprechung, die Prof. Paulsen dem Werke hier vor etwa drei Jahren (Bd. 89 S. 139) gewidmet hat, ist sachlich also kaum etwas hinzuzufügen.

Spemanns Deutsches Reichsbuch. Politisch-wirthschaftlicher Almanach. Von Dr. Arthur Berthold. Zweiter Jahrgang. W. Spemann, Berlin und Stuttgart 1900. 390 S. Mit 20 Porträts und 14 Tabellen.

Das jetzt in zweiter und wesentlich vermehrter und verbesserter Ausgabe vorliegende Buch ist hier ebenfalls schon (Bd. 94 S. 346) bei seinem ersten Erscheinen näher besprochen worden. Das Urtheil war im Ganzen ein freundliches, nur eine wesentliche Vermehrung der biographischen Artikel mußte als unumgänglich nothwendig bezeichnet werden. In der neuen Ausgabe ist der größte Theil unserer früheren Ausstellungen berücksichtigt worden; nach wie vor vermissen wir freilich die Biographien der Minister v. Delbrück und Herrfurth, die doch unzweifelhaft begründeten Anspruch auf einen Platz in einem „Deutschen Reichsbuch“ haben.

Die englischen Fabrikgesetze in deutscher Uebersetzung, herausgegeben von Dr. Benno Karpeles. Berlin 1900, Emil Felber. XL und 481 S.

Die Sammlung enthält im Wesentlichen folgende Gesetze: das Fabrik- und Werkstättengesetz von 1878 mit seinen verschiedenen Nachträgen, die Gesetze über die Arbeitszeit in Läden, die Truck- und die Bergwerksgesetze, zu denen dann noch die einschlägigen Bestimmungen der Gesetze über den Elementarunterricht, die öffentliche Gesundheitspflege und zur Verhütung der grausamen Behandlung von Kindern treten. Der Anhang bringt die

Digitized by Google

auf Grund der Arbeiterschutzgesetze erlassenen besonderen Verordnungen für gefährliche und gesundheitsschädliche Betriebe, ein Nachtrag auch noch die neuesten, während der Drucklegung der Arbeit ergangenen Vorschriften. Ein sehr sorgfältig ausgearbeitetes Register erleichtert die Orientirung, während die Einleitung einen instruktiven geschichtlichen Abriß der Entwicklung der englischen Fabrikgesetzgebung giebt.

Das Werk muß als sehr dankenswerth bezeichnet werden, da die englischen Fabrikgesetze und Verordnungen im Original für uns in Deutschland sehr schwer zugänglich sind; der Beifall aller derjenigen, die ein tieferes Interesse für die Fragen der Arbeiterschutzgesetzgebung hegen, dürfte dem Verfasser gewiß sein.

Abrüstung? Eine historisch-politische Studie von Dr. jur. Theodor Frantz. Mannheim 1899, Tobias Löffler. 51 S. Preis 1,20 Mk.

Der Werth des kleinen Schriftchens, das sich mit großer Entschiedenheit gegen die phantastischen und sentimentalen Ideen eines allgemeinen Weltfriedens und einer allgemeinen Abrüstung wendet, liegt hauptsächlich in einer kurzen zusammenfassenden Uebersicht über eine Anzahl der wichtigsten, auf Realisirung des Weltfriedens abzielenden Projekte, die zum ersten Male am Anfang des 18. Jahrhunderts auftauchten und bis auf die neueste Zeit mit längeren oder kürzeren Unterbrechungen immer wieder aufgenommen wurden. Die Darstellung ist überwiegend staatsrechtlich-juristisch; ein näheres Eingehen auf die allgemeinen philosophischen Grundlagen der Friedensbewegung, das mancherlei Interessantes geboten hätte, lag augenscheinlich nicht in der Absicht des Verfassers oder seinem juristischen Gedankenkreise überhaupt fern.

Die Entwicklung des Großbetriebs in der Getreidemüllerei Deutschlands. Von Dr. jur. Paul Mohr. Berlin 1899, Siemenroth & Troschel. XV 294 S.

Der Verfasser hat mit ungemeinem Fleiße und auf der Grundlage eines reichen, fast überreichen statistischen Materials eine eingehende Geschichte der deutschen Müllerei im 19. Jahrhundert geschaffen. Ausgehend von den Aenderungen des Gewerberechts am Anfang des Jahrhunderts, die für die damit von den Schranken des Mahlzwangs befreite Müllerei besondere Bedeutung hatten, schildert er zunächst die allmählichen Fortschritte und die schließliche vollständige Umwälzung der Technik des Müllereibetriebes, mit der eine gänzliche Umgestaltung der Verkehrsverhältnisse Hand in Hand ging. Der alte handwerksmäßige, auf der Lohnmüllerei basierte Kleinbetrieb hat sich völlig überlebt. Allein von 1882—95 ging die Zahl der selbständigen Müller um ein Drittel (von etwa 45000 auf 30000) zurück.

Digitized by Google

Lebensfähig sind nur noch die auf der modernen Technik beruhenden Mittel- und Großbetriebe; aber auch zwischen ihnen tobt ein erbitterter Konkurrenzkampf, in dem sich der Sieg auf die Seite der Großbetriebe zu neigen droht, die den Mittelbetrieben zwar nicht in der Produktionstechnik, wohl aber hinsichtlich der Vortheile des Getreidebezugs und der Absatzgestaltung überlegen sind. Die Gründe dafür sind zum Theil in den allgemeinen wirthschaftlichen Vortheilen des größeren, kapitalkräftigeren Betriebes zu finden, zum erheblichen Theil spielen hier aber auch besondere Ursachen mit, die auf dem Gebiet des Transport- und Tarifwesens und der Steuertechnik liegen. Mit der Ausdehnung des Großbetriebes ist die rasche Zunahme der Aktiengesellschaften verbunden, die am Schluß des Buchs in einer sehr spezialisirten Tabelle zusammengestellt sind. Hinsichtlich der Lage der Arbeiter ergiebt sich auch in der Müllerei eine Bestätigung der alten Regel, daß es den Arbeitern im Großbetriebe wesentlich besser als im Kleinbetriebe geht.

Sehr eingehend hat Dr. Mohr die verwickelten zoll- und steuertechnischen Fragen, die gemischten Transitlager, die Frage des Identitätsnachweises, die Mühlenkonten ꝛc. behandelt. Besonders instruktiv sind auch seine Darlegungen über die Bedeutung der Transport- und Tarifverhältnisse für die Standorte der Produktion wie für die Ausbildung des Großbetriebs. Die Mühlenindustrie, und zwar vornehmlich die großen Handelsmühlen konzentriren sich mehr und mehr an den großen Strömen; sie können hier das ausländische Getreide zu den denkbar niedrigsten Frachtsätzen heranziehen, während ihnen andererseits der binnenländische Absatz des Mehles nach allen Richtungen hindurch die gleiche Tarifirung von Getreide und Mehl auf den Eisenbahnen sehr erleichtert ist; der gleiche Tarifsatz für den Doppelcentner Getreide und Mehl bedeutet natürlich eine wesentliche Bevorzugung des Mehl-, eine Benachtheiligung des Getreidetransports, da 1 dz Getreide noch nicht $^2/_3$ dz Mehl ergiebt.

Welche kolossale Bedeutung die billigen See- und Stromfrachten für die Getreideeinfuhr haben, illustriren folgende Zahlen:

Für 100 kg Getreide bis Mannheim, einschließlich Versicherung und Umschlagsgebühren, betrug die Wasserfracht 1896

1.	von Argentinien (ab Buenos-Ayres)	2,50	Mk.
2.	„ Nordamerika (ab New-York)	1,50	„
3.	„ Rußland (ab Nikolojew)	1,90	„
4.	„ Rumänien (ab Braila)	2,00	„

Dagegen stellte sich die Bahnfracht nach Mannheim von München auf 1,76, von Berlin auf 3,00, von Königsberg auf 5,63 Mk.! Der Getreidezoll von 3,50 Mk. wird also im letzteren Falle schon durch die Frachtdifferenz völlig ausgeglichen. Interessant ist, wie diese Sätze sich ermäßigen, wenn dasselbe Quantum Getreide in Form von Mehl transportirt wird; dann kostet nämlich die Fracht zwischen Mannheim und München 1,05, Berlin 1,60 und Königsberg 3,38 Mk.

Digitized by Google

Die immensen Vortheile, die aus diesen Tarifverhältnissen für die besonders am Rhein und Main, an der Elbe und Weser konzentrirte Mühlengroßindustrie erwachsen, liegen auf der Hand und bedürfen keiner näheren Darlegung.

Zum Schluß erörtert der Verfasser den Plan, mittelst einer gestaffelten Umsatzsteuer die Entwicklung des Großbetriebes zurückzudrängen oder wenigstens zu hemmen, ein Streben das er prinzipiell verwirft, wenn er sich auch andererseits nicht auf den Standpunkt stellt, daß man den fallenden Kleinbetrieb noch stoßen müsse; vielmehr hält er einen langsamen Uebergang für wünschenswerth.

Wer die Schwierigkeiten einer derartigen historisch-deskriptiven Arbeit, bei der es das aus den verschiedensten gedruckten Quellen gewonnene Mosaik der Einzelthatsachen und die umfangreichen statistischen Materialien mit den aus persönlichen, mündlichen und schriftlichen Informationen geschöpften Resultaten zu einem einheitlichen Ganzen zu vereinigen gilt, — wer diese Schwierigkeiten aus eigner Erfahrung kennt, wird dem Verfasser seine Anerkennung nicht versagen können. Die Arbeit stößt uns außerdem wiederum auf das hochwichtige, von der nationalökonomischen Wissenschaft bisher aber nahezu völlig vernachlässigte Problem des Einflusses der Tarifpolitik auf die konkrete Gestaltung unseres Wirthschaftslebens; eine Reihe weiterer objektiven Untersuchungen in derselben Richtung wären dringend erwünscht.

Berlin. Paul Voigt.

Gefängniß-Schreiber.

Da heutzutage Niemand mit Sicherheit weiß, ob nicht die Polizei schon einmal das dringende Bedürfniß gefühlt hat, seinen gesammten Beziehungen auf einen vielleicht ganz unbegründeten Verdacht hin in der Stille sorgsam nachzuforschen, so ist die Frage, ob der Staat auch Alles thut, was in seinen Kräften steht, um die nachträgliche mißbräuchliche Ausschlachtung und Verwerthung der durch derartige amtliche Ermittelungen und Recherchen zur Kenntniß seiner Organe gelangten berechtigten Privatgeheimnisse der Betreffenden zu verhindern, von so allgemeinem Interesse, daß es sich wohl verlohnen dürfte, sich einmal ein wenig damit zu beschäftigen.

Daß die durch polizeiliche Ermittelungen festgestellten Privat-Geheimnisse durch die Entlassung eines ehemaligen Polizeibeamten frei werden können, leuchtet ein, muß aber in Kauf genommen werden, da doch einmal solche Entlassungen, gottlob, nicht gar zu häufig vorkommen und andererseits diesen Leuten bei einer nachträglichen Verletzung der Amtsverschwiegenheit leicht mit dem Strafrichter beizukommen wäre. Was sagt man aber dazu, daß gerade auf kriminellem Gebiete derartige Amts- und Privatgeheimnisse

Digitized by Google

von Staatswegen tagtäglich Elementen rückhaltlos preisgegeben werden, die schon durch ihre ganze Vergangenheit eine gewisse Garantie dafür bieten, daß sie von dem in sie gesetzten Vertrauen stets den denkbar schlechtesten Gebrauch machen werden? Ich sehe dabei noch ganz ab von den Gefahren, welche der Privat-Ehre des Einzelnen schon durch die in allen Großstädten von Seiten der Polizei beliebte umfangreiche Verwendung der direkt dem Verbrecherthum angehörigen Vigilanten drohen. Ich will hier lediglich die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf jene unglaublichen Uebelstände lenken, die dadurch herbeigeführt werden, daß in allen unseren Strafanstalten aus bloßen Sparsamkeitsrücksichten das gesammte, in Kanzlei und Registratur beschäftigte Personal aus Sträflingen besteht, denen in Folge dieser ihrer Verwendung zu derartigen Bureauarbeiten amtlichen Charakters alle, auch die intimsten Privat-Geheimnisse aller derer bedingungslos preisgegeben sind, die — oder deren Angehörige — jemals mit dem Strafgesetz irgendwie in Konflikt gekommen sind.

Die Gefängnißarbeit ist bekanntlich schon an und für sich ein dunkles Kapitel; der dunkelste Punkt darin ist aber zweifellos die Verwendung von Strafgefangenen als sogenannte „Schreiber" in der Gefängnißkanzlei. Denn nicht nur, daß ihnen in dieser Stellung die in der Strafanstalt über jeden Gefangenen geführten Personal-Akten mit ihren manchmal recht interessanten Einzelheiten gewöhnlich ohne Weiteres zugänglich sind (in den meisten Fällen befinden sich dieselben ja unverschlossen in demselben Raum, in welchem die Schreiber beschäftigt werden), auch die sonst noch von der betreffenden Direktion aus irgend einem Grunde (gewöhnlich um sich über die Persönlichkeit eines eingelieferten Gefangenen gründlich zu informiren) von anderen Behörden zeitweise eingeforderten Akten und vertraulichen Auskünfte gelangen fast immer in die Hände dieser Schreiber, so daß es auf kriminellem Gebiet so leicht kein Geheimniß giebt, über welches diese Leute nicht aus der Schule schwatzen könnten. Und nicht allein, daß ihnen schon das gesammte amtliche Material dieser Art zugänglich ist, — sie haben in Folge ihrer Beschäftigung leider auch die bequemste Gelegenheit, die tiefsten Einblicke in die rein privaten, intimsten Familien-Angelegenheiten der Mitgefangenen und ihrer Angehörigen zu thun. Denn für die Insassen einer Strafanstalt kann das Briefgeheimniß aus leichtverständlichen Gründen leider nicht gewahrt bleiben. Alle ankommenden und abgehenden Briefe gehen immer erst durch die Hand des Vorstandes und werden nur, wenn sie nichts Ungehöriges enthalten, an ihre Adresse weiter befördert. In Folge dessen unterliegt natürlich die gesammte Privat-Korrespondenz der übrigen Sträflinge mit ihren Angehörigen und umgekehrt einer für die Betreffenden höchst bedauerlichen, peinlichen Kontrole durch diese Schreiber. Denn die abgehenden Briefe werden immer erst bei ihrer Expedirung (gewöhnlich durch die Schreiber selbst) ordnungsmäßig verschlossen und die ankommenden Briefe werden dem betreffenden Sträfling,

Digitized by Google

nachdem er sie gelesen hat, wieder abgenommen und zu den Akten gelegt. Sie können also erst recht von den Schreibern in aller Muße durchstudirt werden.

Daß das in der That höchst unerquickliche Zustände sind, wird wohl Niemand in Abrede stellen können. Denn abgesehen davon, daß es schon an und für sich für unser Gefühl etwas Verletzendes hat, wenn wir sehen, wie beispielsweise der Brief, den die Gattin eines vielleicht wegen Preßvergehens verurtheilten Redakteurs diesem ins Gefängniß schreibt, dort nachträglich dem aus lauter Wechsel- und Urkundenfälschern (aus dieser Verbrecherspezies rekrutiren sich diese Schreiber zumeist) bestehenden „Bureaupersonal" zur Aufbewahrung anvertraut wird, um von diesem erst nach allen Richtungen durchschnüffelt und in zotiger Weise glossirt zu werden, enthalten auch sehr viele dieser Familienbriefe, da deren Absender in den meisten Fällen keine Ahnung haben, wessen Händen in den Strafanstalten deren Aufbewahrung anvertraut ist, häufig Dinge, deren Bekanntwerden an Personen dieses Schlages von den Betreffenden später gewöhnlich sehr theuer bezahlt werden muß. Thatsache ist wenigstens, daß es in ganz Deutschland wahrscheinlich nicht einen Strafanstalts-Direktor giebt, der nicht mindestens schon einmal einen seiner früheren Schreiber wegen einer versuchten oder vollendeten Erpressung dieser Art zur weiteren Beschäftigung zurückbekommen hätte. Da nun bekanntlich gerade Erpressungen zu denjenigen Verbrechen gehören, die nur in ganz seltenen Fällen zur Kenntniß des Staatsanwalts gelangen, so kann man sich danach ein ungefähres Bild davon machen, wie schwunghaft von diesen Herren die Ausschlachtung und Verwerthung der während ihrer „Amtsthätigkeit" erlangten Kenntniß derartiger diskreter Familien- und Privat-Angelegenheiten betrieben zu werden pflegt, und zwar gewöhnlich auf Kosten von Personen, deren ganzes Verbrechen vielleicht darin besteht, daß einmal ein räudiges Schaf aus der Familie im Gefängniß saß.

Die häufige verbrecherische Ausschlachtung derartiger Kenntnisse von Seiten ehemaliger Strafanstalts-Schreiber wird ja auch Niemand weiter befremden, der diese Verhältnisse auch nur einigermaßen kennt. Selbst wenn diese Schreiber aus der Kategorie der verhältnißmäßig harmlosesten Gefangenen ausgewählt würden, selbst dann bliebe es doch zweifellos noch immer ein tollkühnes Wagestück, derartigen Leuten, deren spätere Verschwiegenheit zu erzwingen die Behörden gar kein Mittel haben, in solchen Vertrauensstellungen zu verwenden, wo ihnen der gute Ruf und die Ehre von tausenden ihrer Mitmenschen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert sind. Nun werden aber unglücklicherweise diese Schreiber aus diversen Gründen gerade umgekehrt fast immer nur aus den Reihen der schwerst bestraften Verbrecher ausgewählt. Ein Jahr Gefängniß ist wohl das Mindeste, womit jemand bestraft sein muß, der der Ehre theilhaftig werden will, vom Staat in ein solches Amt berufen zu werden. Wie es

Digitized by Google

im Uebrigen mit den moralischen Garantien aussieht, welche diese Leute zu bieten haben, das mag man daraus ersehen, daß sich wahrscheinlich noch nicht 10 Proz. von ihnen noch im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte befinden. Es ist zwar richtig, daß zu den Schreibern immer nur Gefangene mit mustergültiger Führung, womöglich den gebildeten Ständen angehörig, genommen werden sollen. Leider ist aber „gute Führung" im Sinne der Zuchthaus-Disziplin nicht immer identisch mit moralischer Vortrefflichkeit, und was die gewünschte Bevorzugung der den gebildeten Ständen angehörigen Gefangenen anbelangt, denen man hiermit einige der oftmals gewiß berechtigten Erleichterungen ihrer Lage verschaffen wollte, so wird sich dieselbe in der Praxis wohl nur äußerst selten durchführen lassen. Leute, die mit den vorkommenden Arbeiten gut vertraut sind: Kaufleute, Schreiber u. s. w. mit guter Handschrift, werden stets den Vorzug erhalten vor Aerzten, Lehrern u. s. w., selbst wenn sie auch vielleicht moralisch schon einen kleinen Knax mehr weg haben sollten.

Es wäre auch grundverkehrt, wenn man den betreffenden Behörden daraus einen Vorwurf machen wollte. Im Gegentheil, es ist entschieden das kleinere Uebel, wenn unsere Strafanstalts-Direktoren anstatt der harmloseren, aber eben darum kurzzeitigen Gefangenen lieber langzeitige, wenn auch im Grunde schwerere Verbrecher, welche die vorkommenden Arbeiten von vornherein gründlich kennen, zu Schreibern nehmen. Denn andernfalls wäre auch der ganze Unterschied wahrscheinlich nur der, daß die Zahl dieser „Sträflings-Beamten", von deren Diskretion schließlich das Wohl und Wehe unzähliger Familien und Personen abhängt, noch größer wäre, als es leider heutzutage schon der Fall ist.

Den Strafanstaltsbeamten darf man überhaupt die Schuld an diesen wahrhaft skandalösen Verhältnissen durchaus nicht aufbürden. Man lese nur einmal, was der derzeitige Dezernent für Gefängnißwesen im preußischen Ministerium des Innern, Geheime Regierungsrath Dr. Krohne in seinem „Lehrbuch der Gefängnißkunde" über diesen Punkt schreibt und man wird erkennen, daß man sich in diesen Kreisen, bis zu den höchsten Spitzen hinauf, den traurigen Konsequenzen dieser schäbigen Sparsamkeit des Staates durchaus nicht verschließt. Wenn die Beseitigung dieses empörenden Zustandes eben bis heute noch nicht hat erreicht werden können, so liegt die Schuld davon lediglich an dem bekannten zähen Widerstand unserer Finanzgewaltigen gegen Mehrforderungen jeglicher Art. Dieser Widerstand ist in diesem Falle um so verdammenswerther, da es sich thatsächlich um eine wahre Bagatelle handelt, durch deren Bewilligung der ganze Skandal ein für alle Mal aus der Welt geschafft werden könnte.

Die Zahl der in den Strafanstalten in der oben geschilderten Art und Weise als Schreiber beschäftigten Gefangenen schwankt gewöhnlich zwischen $1/2$ Prozent der Kopfstärke in gut geleiteten und 1 Prozent der Kopfstärke in — (da heutzutage stets der Umfang des


Digitized by Google

Schreibwerks als Prüfstein für die Güte der Verwaltung gilt) — besser geleiteten Anstalten. Im Durchschnitt dürften etwa $^3/_4$ Proz. der gesammten Strafgefangenen als Schreiber beschäftigt werden. Das gäbe für Preußen mit seinen ca. 24 000 Gefangenen etwa 180 Schreiber. Will man alle diese Leute durch ordentliche Beamte ersetzen, so würden jedenfalls 100 bis höchstens 120 Kanzlisten zur Bewältigung des Schreibwerkes vollkommen genügen, denn die größere Anzahl der jetzt beschäftigten Schreiber ist lediglich auf die jedem Volkswirth wohlbekannte Thatsache zurückzuführen, daß, wo billige Arbeitskräfte in Fülle vorhanden sind, auch gewöhnlich mehr beschäftigt werden, als gerade unbedingt nöthig ist. Das Durchschnittsgehalt dieser Kanzlisten zu 1000 Mark, und die sonstigen Bezüge: Wohnungsgeldzuschuß ꝛc. zu jährlich 200 Mark, angenommen, betrüge die Mehrbelastung dieses Etats für Preußen rund 120 000 bis 144 000 Mark. Davon gehen nun aber noch mindestens 45 000 Mk. ab, die alsdann durch eine anderweitige Verwerthung der Arbeitskraft der bisher als Schreiber beschäftigten Gefangenen zweifellos erzielt werden können.*) Die ganze Reform ist also für Preußen mit einem jährlichen Aufwand von höchstens 75 000 bis 100 000 Mark bequem durchzuführen. Das ist doch in der That eine Bagatelle, wenn man bedenkt, welche eines großen Kulturstaates durchaus unwürdigen Verhältnisse damit aus der Welt geschafft werden sollen.

Leider ist aber die Hoffnung, daß die nöthigen Summen zur Beseitigung der geschilderten Uebelstände vielleicht in absehbarer Zeit bewilligt werden könnten, zur Zeit nur sehr gering. Man ist nun einmal in maßgebenden Kreisen der Ansicht, daß es bei dem notorischen Ueberfluß an schlecht verwerthbaren Arbeitskräften innerhalb der Strafanstalten die weiseste Oekonomie sei, alle irgendwie von Sträflingen zu leistenden Arbeiten auch nur von solchen ausführen zu lassen. Dieser Grundsatz hat ja auch gewiß seine Berechtigung, solange es sich nur um Schuster-, Schneider- oder Tischler-Arbeiten ꝛc. handelt. Daß aber Strafgefangene lediglich aus Sparsamkeitsgründen auch in Beamtenstellungen verwendet werden, geht jedenfalls beträchtlich über das Maß des allenfalls Zulässigen hinaus. Wenn man wirklich glaubt, es ohne jedes Bedenken wagen zu können, den eben erst wegen Verbrechen im Amte ins Zuchthaus gesteckten Gerichtsschreiber daselbst gleich wieder in ähnlicher Stellung zu beschäftigen, dann ist doch wirklich garnicht abzusehen, warum man nicht

*) Diese Ziffer ist gewiß nicht zu hoch gegriffen, denn diese Schreiber gehören stets zu den Gefangenen, deren Arbeitskraft zu den Maximalsätzen der betreffenden Anstalt verwerthet zu werden pflegt. Bei dieser Kalkulation ist der Tagesverdienst, den sie der Anstalt bringen sollen, nur mit 60 Pf. veranschlagt, denn diese in Verbindung mit dem ihnen heutzutage überall aus der Anstaltskasse gezahlten Kopfgeld von 20 Pf. täglich (ohne Prämie) giebt schon jährlich pro Kopf bei 300 Arbeitstagen die vorausgesetzte Ersparniß von 240 Mark.


Digitized by Google

auch den wegen fahrlässiger Tödtung bestraften Arzt oder den wegen Sittlichkeitsverbrechen verurtheilten Pastor während der Strafverbüßung als Gefängnißarzt resp. Gefängnißgeistlichen beschäftigt. Besser, als durch Uebertragung dieser Aemter könnte doch eigentlich in solchen Fällen die gesetzliche Forderung: „jeden Gefangenen möglichst nach seinen Fähigkeiten zu beschäftigen", garnicht erfüllt werden. In unseren Strafanstalten befinden sich überhaupt genug Leute, die durch ihren wiederholten Aufenthalt in den verschiedenen Staatspensionen den gesammten Gefängnißdienst längst so gründlich kennen, daß man aus ihren Reihen das gesammte Strafanstaltspersonal vom Direktor herunter bis zum letzten Nachtwächter rekrutiren könnte. Das gäbe dann vielleicht etwas fidele Gefängnisse, aber — und das ist doch den Steuer-Aengstlichen schließlich die Hauptsache — der Strafvollzug würde etwas weniger kosten.

Der Vorschlag mag ja vielleicht etwas spaßhaft klingen; er ist aber doch im Grunde nichts Anderes als die natürliche Weiterbildung und Fortentwickelung des sich in der gerügten Verwendung von Sträflingen als Bureaubeamte seit lange schon bethätigenden üblen fiskalischen Sparsamkeitsprinzips. Denn das muß immer wieder auf das Nachdrücklichste betont werden: jene Schreiber rangiren thatsächlich in allen Strafanstalten in Folge ihrer Beschäftigung zwischen Ober- und Unterbeamten. Sie stehen überall mit den Ober-Aufsehern, Hausvätern rc. auf der gleichen Stufe der Macht und des Ansehens. Wie es überhaupt unter diesen Umständen ihnen gegenüber mit dem Strafvollzug aussieht, kann sich wohl jeder selbst sagen. Thatsächlich verbüßt ein zu Zuchthausstrafe verurtheilter aber im Zuchthaus als Schreiber beschäftigter Gefangener höchstens — was die materielle Seite anbelangt — Festungshaft. Einmal genießen die Schreiber schon an und für sich in allen Anstalten ganz bedeutende Vergünstigungen, und dann ist es ihnen auch gewöhnlich ein Leichtes, sich in Folge ihrer eigenthümlichen Stellung den übrigen Beamten — namentlich dem eigentlichen Aufsichtspersonal — gegenüber die weitestgehenden Erleichterungen zu verschaffen. Es ist garnichts Seltenes und Auffälliges weiter für den, der diese Verhältnisse kennt, daß sich die Herren Schreiber gewöhnlich noch einmal auf die andere Seite drehen, wenn die Aufseher und übrigen Gefangenen schon zwei Stunden in Thätigkeit sind. An diesen Zuständen wird auch durch die best stilisirtesten Ministerial-Reskripte, die strengsten Befehle und Vorschriften der höheren Strafanstaltsbeamten nichts geändert, solange sich die betreffenden Beamten, denen schließlich die Ueberwachung dieser Vorschriften doch immer überlassen bleibt, die Aufseher nämlich, bei diesen Sträflingen vertrauliche Informationen aus ihren eigenen Personal-Akten zu erbitten pflegen.

Man halte diese Schilderungen nicht etwa für übertrieben. Es ist thatsächlich in allen deutschen Strafanstalten so. Der Umstand, daß die betreffenden Direktoren in Ermangelung anderer Kräfte gezwungen sind,


Digitized by Google

vertrauliche amtliche Berichte aller Art — womöglich über die eigenen Beamten — nicht nur regelmäßig durch die Hände dieser Sträflinge gehen zu lassen, sondern sie häufig geradezu von ihnen anfertigen zu lassen, zeitigt Uebelstände, wie sie ärger garnicht gedacht werden können. Daß also die Forderung nach einem baldigen Ersatz dieser famosen „Bureaubeamten" durch wirkliche Beamte, deren Verschwiegenheit wir gesetzlich erzwingen können, irgendwie ungerechtfertigt sei, wird gewiß niemand behaupten können. Solange sich die Beschäftigung dieser Schreiber auf den Wirthschaftsbetrieb der betreffenden Anstalt beschränkt, wird sich ja wenig gegen ihre Thätigkeit sagen lassen. Ihre Verwendung aber in einer Stellung, in der ihnen die Ehre und der gute Ruf unzähliger Menschen rücksichtslos preisgegeben werden müssen, ist einfach ein Hohn auf das gesunde Rechtsgefühl. Jedenfalls dürfte es dem Fiskus sehr schwer halten, den Rechtsbuchstaben nachzuweisen, auf Grund dessen er hier tagtäglich die intimsten und delikatesten Privatgeheimnisse von Leuten, die oder deren Angehörige vielleicht einmal wegen irgend eines harmlosen Vergehens einige Tage ins Gefängniß mußten, an anrüchige Personen oft der schlimmsten Art, die sittlich vielleicht tief unter jenen stehen, in so gedankenloser, leichtfertiger Weise ausliefert. Es ist doch auch schließlich eine Inkonsequenz ohnegleichen, wenn auf der einen Seite mit einem enormen Geldaufwand das kostspielige Einzelhaftsystem in der rigorosesten Weise durchgeführt wird, damit nur ja nicht einmal ein Sträfling die Nasenspitze des anderen zu sehen bekommt, und dann doch gleichzeitig auf der anderen Seite eine Anzahl schwer bestrafter Verbrecher von Amtswegen die bequemste Gelegenheit erhält, ihre Nase in die intimsten Privatgeheimnisse der übrigen Gefangenen zu stecken.

Digitized by Google

Theater-Korrespondenz.

Deutsches Theater: Wenn wir Todten erwachen. Ein dramatischer Epilog von Henrik Ibsen. — Das tausendjährige Reich. Drama in vier Aufzügen von Max Halbe.

Königliches Schauspielhaus: Gevatter Tod; ein Märchen von der Menschheit. Drama in fünf Aufzügen von Eberhard König.

Berliner Theater: Ueber die Kraft. Schauspiel in zwei Aufzügen von Björnstjerne Björnson.

Es macht keine Freude, in dieser Saison Theaterreferate zu schreiben. Niederlage auf Niederlage erleiden die dramatischen Autoren, und leider mit Recht. Das einzig erfolgreiche Stück, Dreyer's „Probekandidat“, verdankt seinen Erfolg der Plattheit, und scheint um so platter, je länger es sich in der Gunst des Publikums hält. Das einzige Kunstwerk von Tiefe und Größe, Ibsen's dramatischer Epilog, hat sich als bühnenunwirksam erwiesen. Ich habe bereits in einem früheren Hefte dies Drama mit Ausführlichkeit behandelt, und die Leser wissen, wie außerordentlich hoch ich das abgründige Werk einschätze. Und doch hat es mich in der Aufführung des Deutschen Theaters gelangweilt, wirklich gelangweilt. Ich bemerkte ja schon früher, daß es für die Bühnenaufführung zu innerlich ist und gar zu sehr ein Werk der Ideen. Nun kam noch hinzu, daß die Aufführung am Deutschen Theater wenig dem innerlichen Charakter der Dichtung entgegenkam. Ich entsinne mich nicht, eine schlechtere Aufführung dieser sonst so ausgezeichneten Bühne gesehen zu haben. Es ist ja bei diesem dramatischen Epilog überhaupt die Frage, was und wieviel sich für seine Bühnenwirksamkeit thun ließe. Sicherlich ist hier mit einem naturalistischen Stil nichts auszurichten. In dem Werk ist nichts „Naturgetreues“. Seine Sphäre und Atmosphäre ist garnicht die Umgebung, in der wir alltäglich leben und die Luft, die wir alle gemeinsam athmen. Es ist die Frage, ob sich vielleicht durch irgend welche künstlichen Beleuchtungseffekte, die das Ganze in einen außerirdischen Schimmer tauchen, etwas thun ließe. Irgend welcher Stimmungszauber fehlte bei der Darstellung ganz. Zudem kam auch noch die verblüffende Minderwerthigkeit der Einzelleistungen hinzu. Der oft so vortreffliche Herr Rittner als Gutsbesitzer Ulfheim war abscheulich; er konnte vom Dialekt seiner Bummlerrolle als Jan daraus nicht loskommen. Tadellos war seine Partnerin, Frau Gisela Schneider-Nissen als Maja. Der richtige Ulfheim wäre übrigens zweifellos Herr Nissen gewesen. Interessant und bedeutend war Frl. Dumont als Irene, aber vollkommen konnte auch sie nicht befriedigen. Frl. Dumont ist jetzt wohl die bedeutendste Künstlerin von

Digitized by Google

denen, die ständig auf einer Berliner Bühne thätig sind. — Die Sorma gastirt doch nur noch. — Bei aller Anerkennung und Bewunderung der reifen Kunst dieser klugen und vornehmen Künstlerin muß aber doch bemerkt werden: sie fascinirt nie, es geht nie jenes merkwürdige Fluidum von ihr aufs Publikum über, das Kainz und die Sorma oft schon beim bloßen Betreten der Bühne von sich ausstrahlen lassen. Die Irene erfordert nun aber gerade solch eine gewissermaßen elektrisirende Wirkung, verlangt eine feinere und stärkere Spannung aller Nerven. Am meisten enttäuscht hat Herr Emanuel Reicher als Rubek. Er war in der Vorstellung, die ich gesehen habe, — es war nicht die Premiere — von solch einer Zerstreutheit, daß er manchmal die Worte seiner Rolle gar nicht zu beherrschen schien, machte Kunstpausen, unnöthige Bewegungen und versprach sich, war kalt und ließ kalt. Dieser öfter bewundernswerthe Künstler war sicherlich indisponirt und übte nicht die mindeste Wirkung aus.

Zu dem Genuß, Halbe's „tausendjähriges Reich" zu sehen, bin ich überhaupt nicht gekommen. Denn das Drama wurde unerwarteter Weise schon nach der zweiten Aufführung vom Spielplan abgesetzt. Ich werde darum nach der bei Georg Bondi in Berlin erschienenen Buchausgabe ein paar Bemerkungen machen. Der Stoff an sich ist interessant und bedeutend. Der in einem westpreußischen Dorfe lebende Schmiedemeister Drews bildet sich ein, von Gott auserwählt zu sein, die Menschen zu erlösen aus Armut und Knechtschaft und sie einem herrlichen Zustande entgegenzuführen. Zu diesem Wahn ist er auf merkwürdige Weise gekommen, durch einen Zufall, werden die einen sagen, durch Gottes Fügung, die anderen. Im Freiheitskriege auf Vorposten gestellt, schickt er sich an, seinen vorgesetzten Offizier, zugleich seinen heimischen Schloßherrn, meuchlings zu erschießen. In dem Moment streckt ihn selber eine feindliche Kugel nieder. Wiedergenesen, betrachtet er dies als göttliche Fügung, fühlt Gottes Hand über sich und sich zu Großem berufen. Er vertieft sich in die Offenbarung Johannis, die er wörtlich nimmt und gründlich mißversteht. Er wirbt im heimischen Dorf Anhänger, findet solche gerade unter den Niedrigsten und Schlechtesten und wird so als eine Art Zauberer und Prophet verehrt. Hinein wirken auch aus der Ferne die Unruhen des Jahres 1848, in dem das Drama spielt, so daß nun in diesem weltentlegenen Dorfe die soziale und politische Bewegung einen religiösen Charakter annimmt. Ich verzichte darauf, die zahlreichen Ereignisse des Dramas, seinen Inhalt, darzulegen. Das würde zu weit führen und lohnt die Arbeit nicht. Denn das Werk hat einen Grundfehler: der schwarmgeistige Schmiedemeister ist nicht glaubhaft gemacht, ihm fehlt die innere Notwendigkeit des Wesens. Daß es so sein muß oder so werden mußte, begreifen wir nicht. Ich glaube, solche Tragödien des religiösen Wahns sind am ehesten und vielleicht einzigsten aus dem Milieu heraus begreiflich zu machen. In einem ganzen Dorf, in einer

Digitized by Google

Gemeinde muß irgendwie bestimmter, religiös-sektirerischer Geist sich heraus-gebildet haben, aus irgendwelchen Gründen und Quellen. Um deutlich zu machen, was ich meine, verweise ich auf eine andere, von mir ihrer Zeit besprochene und gelobte Tragödie des religiösen Wahns, auf Kayserling's „Frühlingsopfer". Dort, in jenem littauischen Dorf, liegen die Ereignisse eigentlich alle in der Luft, es ist ganz selbstverständlich, daß es so kommt. In Halbe's Drama liegt uns ein unverständlicher Einzelfall vor, eine Kuriosität. Halbe verdirbt sich aber auch sonst noch sein Werk. Er stellt nämlich dem Schmied, dem religiösen Irrlehrer als officiellen Vertreter der Religion einen durchaus nicht sympathischen Pastor entgegen. Damit aber bringt er sich von vornherein um die tragische Wirkung. Denn der Fall religiösen Wahnsinnes wirkt nur dann tragisch, wenn er sich als dunklen Fleck von dem lichten Grunde wahrer und erhabener Religiosität abhebt. Das nämlich ist das Tragische, daß es geschehen kann, daß selbst die Religion als das Erhabendste im Erdenleben der Menschenkreatur sich zum Gegentheil, zum Unheilvollen und Verderben verkehren kann. Wenn wir gewissermaßen sehen, wie Gott sich in einem Menschenherzen zum Teufel verwandelt, wenn uns das begreiflich gemacht wird, dann empfinden wir das als tragischen Fall. Es ist schade, daß Halbe einen an sich interessanten Stoff so gehaltlos verarbeitet hat.

Eberhard Königs „Gevatter Tod" (bei S. Fischer, Berlin) ist durchaus nicht so schlecht, wie er von der Kritik gemacht worden ist. Ich kann auch nicht finden, daß er sich nicht verstehen ließe oder daß er geradezu sinnlos wäre. Das Werk hat tiefen Sinn und gute Gedanken, aber es fehlt ihm die nöthige Klarheit, Präzision und Konzentration. Der Tod hat bei Hans, dem zehnten Sohn armer Leute, Pathen gestanden. Der Gevatter liebt nun sein Pathenkind und will es vor allen Menschen glücklich machen. Was ist das nur für ein sonderbarer Tod, der dem Menschen Glück statt Leid bringt? Ich glaube, König versteht unter seinem Tod die Personifikation eines Weltgesetzes, eine pantheistische Weltseele, die über die Individuen das Schicksal verhängt, als Einzelne im großen All aufgehn, sterben zu müssen. In Hans nun bäumt sich im gegebenen Moment, um der Liebe willen zu einem holden Königskind, der Individualwille gegen das Gesetz der Weltenseele auf. Das ist sein tragisches, das ist das allgemein menschliche Verhängniß. Schließlich wird dann Hans doch zu der Erkenntniß geführt, daß sein Streiten mit dem Tode sein Unrecht war und er stirbt gern und selig, mit einem Dankeswort an Gevatter Tod auf den Lippen. Man wird nicht verkennen, daß ein durchaus bedeutender Gedanke der Dichtung zu Grunde liegt. Wenn es wirklich wahr ist, wie ich früher einmal in einem Artikel über das Problem des Tragischen ausgeführt habe, daß die Wirkung des Tragischen in dem Umschlage der Individualseele zur Weltseele besteht, so haben wir in Königs Dichtung

Digitized by Google

einen besonders nackt und rein vorliegenden tragischen Fall, einfach den tragischen Fall. Leider ist der Gedanke der Dichtung vielfach durch Nebenmotive verhüllt, so daß man in Verwirrung und Unruhe gerathen kann. Auch reicht die plastische Gestaltungskraft nicht immer für das gewaltige Problem aus. Dennoch bezweifle ich nicht, daß von dem Dichter, dessen Filippo Lippi ich früher gleichfalls mit einigem Lobe besprechen konnte, noch Gutes zu erwarten ist, wenn er zu größerer Ruhe und Abgeklärtheit gelangt sein wird.

Wie bedeutungslos und flach Halbes Schmiedemeister-Tragödie ist, wird man so recht inne, wenn man sie neben Björnsons Schauspiel „Ueber die Kraft" hält. Man könnte manche Parallelen an beiden Werken aufzeigen. An Bedeutung und innerem Werth sind sie aber durch eine Welt von einander geschieden. Es ist unmöglich, die erhabene Gewalt mit prosaischen Worten kenntlich zu machen, mit der die Norweger Dichtung auf unsere Seele fällt. Noch nie bin ich im Theater einem so fortreißenden, unwiderstehlichen Eindruck ausgesetzt gewesen. Das Drama gehört zum Größten, das in der Weltliteratur zu finden ist. Es kommt an Tiefe allem gleich und übertrifft an Poesie durchweg, was Björnson's Landsmann Ibsen jemals geschrieben hat. Ich mache ungern diese Geständniß. Denn ich finde Björnson in vielen sonstigen Dingen abscheulich, liebe aber Ibsen sehr und finde ihn stets, auch in manchem Kleinlichen, das von ihm erzählt wird, interessant. Wenn ich zum Vergleich für Björnson's Werk irgend etwas heranziehen soll, so könnte ich am ehesten noch sagen, an Wucht und Gehalt wirkt diese ganz moderne Dichtung auf uns, wie vielleicht das Sophokleische Drama auf ein atheniſches Publikum gewirkt hat. Warum nun dieses bereits siebzehn Jahre alte Werk nicht schon im Fluge die Welt erobert hat? Darauf weiß ich keine Antwort zu geben. L. Passarge, der Uebersetzer der auch bei Reclam erschienenen Dichtung erzählt im Vorwort, daß bei einer Aufführung in Stockholm im Jahre 1886 eine Wirkung ausblieb. Jetzt sitzen Männer und Frauen vor dieser Dichtung und weinen wie Kinder — thatsächlich, weinen, nicht Thränen der Rührseligkeit — denn Rührseliges giebt es da garnicht — sondern in jener tragischen Ergriffenheit, bei der eine vollständige Umwandlung und Auflösung unserer Seele vor sich zu gehen scheint. Das Drama ist von Paul Lindau, dem jetzigen Direktor des Berliner Theaters, mit Meisterschaft in Szene gesetzt. Diese Regie kommt dem Besten gleich, was man sonst gelegentlich im Deutschen Theater gesehen hat. Schauspieler, die oft durchaus nicht hervorragend gewirkt haben, scheinen hier groß. Hervorheben will ich Marie Frauendorfer als Klara Sang und Ernst Pittschau, der die Hauptrolle mit schlichter und großer Kunst giebt. Auch Bassermann's Pfarrer Bratt sei genannt und die glänzende Charakterisirungskunst gelobt, die in der von den sieben Geistlichen abgehaltenen Konferenz zum Ausdruck kommt. Max Lorenz.

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Demokratie und Kaiserthum. Transvaal.

Die geistige Dürftigkeit der Volksvertretungen in Deutschland rührt, wie ich es das vorige Mal an dieser Stelle darlegte, nicht von einer Verarmung des deutschen Volksgeistes her, sondern ist eine Folge unserer Verfassung, die den Volksvertretungen zwar eine keineswegs unbedeutende, aber noch weniger eine herrschende Stellung giebt und deshalb den besten geistigen Kräften, die im Volke vorhanden sind, keinen Anreiz bietet, in sie einzutreten. Am stärksten zeigt sich das vielleicht darin, daß die ehemaligen Minister nicht, oder wenigstens nur sehr selten in die Parlamente gehen. Der Reichstag würde im letzten Jahrzehnt eine ganz andere Physiognomie gehabt haben, wenn die Herren Falk, von Puttkamer, von Goßler, Graf Zedlitz, General von Bronsart, Graf Caprivi seine Mitglieder gewesen wären. Auf der anderen Seite verschließt er sich aber ebenso sehr den jungen, aufstrebenden Talenten. Alle Parteien, auch die sozialdemokratische, klagen, und nur zu sehr mit Recht, über den Mangel an Nachwuchs. Der einzigen Partei aber, die einen wahren Ueberfluß an Talenten hat, der national-sozialen, haben sich bisher noch die Pforten keiner Volksvertretung in Deutschland, weder eines Landtages noch des Reichstages, öffnen wollen.

Der Führer dieser Partei, Herr Naumann, hat soeben eine programmatische Arbeit „Demokratie und Kaiserthum, ein Handbuch für innere Politik“ (Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg, 231 Seiten) veröffentlicht, die, soviel ich sehe, von der politischen Parteipresse nach Möglichkeit unbeachtet gelassen wird, jedem aber, der dem Blutlauf der Zeit einmal etwas nachdenklicher den Puls fühlen möchte, angelegentlichst zu empfehlen ist, ja wohl unentbehrlich sein wird. Es ist nicht nur glänzend, ja hinreißend geschrieben, sondern charakterisirt von seinem bestimmten Standpunkt aus den gegenwärtigen Gang der deutschen Politik mit einer Schärfe und Anschaulichkeit unter Heranziehung so vielen fast unbekannten oder unbeachteten Materials, daß man es ein wahres Lehrbuch der Politik nennen kann. Da sonst

Digitized by Google

über unsere innere Politik nicht viel Neues zu sagen ist, Flottenfrage, Fleischschau, Agrarier und Konservative, lex Heinze, sich noch alle in demselben Zustande befinden wie vor vier Wochen, so wollen wir statt dieser praktischen Fragen das Naumann'sche Buch als das aktuelle Ereigniß des Monats ansehen, das uns an dieser Stelle zu beschäftigen pflegt.

Naumann's Grundgedanken sind etwa folgende: Deutschland entwickelt sich mehr und mehr zu einem Industrie-Staate. Diese Bewegung ist von einer solchen innerlichen Kraft und Nothwendigkeit, daß sie auf keine Weise aufgehalten werden kann. Der Industrie-Staat ist nothwendig zugleich großer Handels-, Export- und Kolonial-Staat. Die Zukunft des deutschen Volkes beruht darauf, daß es vermöge seiner überfließenden Kräfte eine große Weltstellung unter den andern großen Nationen gewinnt. Die Natur der Dinge verlangt, daß dieses zukünftige größere Deutschland gelenkt werde von den Trägern dieser seiner größeren Zukunft. Darunter sind nicht etwa bloß die Großindustriellen und Rheder zu verstehen, sondern dazu gehört auch die Arbeiterschaft der Industrie. Diese Arbeiterschaft ist schon heute der bestorganisirte, geschlossenste Stand im Staate. Sie ist voller Intelligenz, Tüchtigkeit und Charakter. Ihre Masse schwillt lawinenartig von Jahr zu Jahr und sie läßt sich nicht dauernd unter politischer und wirthschaftlicher Vormundschaft halten. Das System, wie es einige ausgezeichnete Männer, Herr Rösicke in seinen Brauereien, Herr Freese in seiner Jalousie-Fabrik schon heute anwenden, ihren Arbeitnehmern eine konstitutionelle Mitgewalt im Betriebe einzuräumen, wird weiter um sich greifen, und die organisirte Arbeiterschaft, die viel höher steht und viel mächtiger ist, als ehedem der Mittelstand der Krämer und Handwerker, wird ein mitbestimmender Stand im Staate werden. Der soziale Industrialismus, der sich hier entwickelt und die Weltstellung Deutschlands bedingen sich gegenseitig. In merkwürdigem Widerspruch damit steht die Thatsache, daß Deutschland nach wie vor wesentlich von konservativ-agrarischen Kreisen, den Großgrundbesitzern, dem alten preußischen, ostelbischen Junkerthum regirt wird. Das in Preußen der Ergänzungssteuer unterworfene Vermögen betrug 1897/98:

Rheinland . . .	12 021	Mill. Mark
Berlin	8 041	„ „
Ostpreußen . .	1 820	„ „
Westpreußen . .	1 261	„ „

Dennoch soll sich unsere Wirthschaftspolitik wesentlich nach den Bedürfnissen der Ostprovinzen und im Besonderen ihren agrarischen Bedürfnissen richten. Auf die Dauer ist das unmöglich: es muß zu einer Krisis führen. Im Anfang des Jahrhunderts lebten 80 pCt. unserer Bevölkerung von der Landwirthschaft; heute noch 35,74 pCt. Heute hat Deutschland 56 Millionen Einwohner, im Jahre 1930 wird es etwa

Digitized by Google

83 Millionen haben, und von dem gesammten Zuwachs geht nichts, garnichts in die Landwirthschaft, sondern Alles in die anderen Berufsarten, namentlich Industrie und Handel. Auch ein Theil der Landwirthschaft löst sich von dem Gesammt-Interesse des Standes, insofern dieses immer wesentlich auf dem Getreidebau basirt und am Getreidepreis interessirt ist. In Industriegegenden aber bildet sich ein ganz anderes Wirthschaftssystem, das auf die Produktion von Fleisch, Milch, Butter, Gemüse ausgeht und seine Prosperität nicht durch Schutzzölle, sondern durch gute Löhne der Industrie-Arbeiter in der Nachbarschaft verbürgt hält. Das Agrarierthum ist heute bereits ein ziemlich schwacher Stand im Staate. Wenn es trotzdem noch am Steuer steht und den Kurs angiebt, so wird dieser Zustand nur künstlich erhalten durch die politische Klugheit des Konservativen auf einer Seite, die Dummheit des Demokraten auf der andern. Die Konservativen haben politische Erziehung und Einsicht genug, das erste und höchste Bedürfniß des Staates, die Wehrmacht, zu verstehen und für sie zu sorgen, obgleich bei der Flotte ihr eigenes, unmittelbares Interesse sogar dagegen ist; deshalb ist die Regierung gezwungen, fortwährend mit ihnen zu paktiren. Der Augenblick muß aber kommen, wo endlich auch den Demokraten die Augen über dies Grundbedürfniß des Staates aufgehen, und sobald das geschieht, kann der Kaiser nicht anders, als sich auf sie stützen und mit ihnen regieren; die Uhr des Junkerthums ist abgelaufen. Heute gehen die Großindustriellen politisch noch zusammen mit den Großgrundbesitzern. Das wirthschaftliche Interesse aber umschlingt sie und ihre Arbeiter mit einem gemeinschaftlichen Band, das sich auf die Dauer stärker erweisen wird, als die heutige Situation. Der geschlossene, wohlorganisirte Stand der Industrie-Arbeiterschaft ist der natürliche Träger der deutschen Weltpolitik und deshalb hat diese Weltpolitik ihrerseits einen natürlichen ebenso bürgerlichen wie demokratischen Zug. Es ist die Lebensaufgabe, die Herr Naumann und die Seinen sich gestellt haben, die Demokratie zu diesen Ideen zu bekehren. An die Sozialdemokraten in erster Linie wendete er sich deshalb mit all' seiner Beredtsamkeit; sie brauchen nach seiner Meinung nur zu wollen, und der Umschwung ist da. Das Agrarierthum wird sehr bald mit den Lebensinteressen des Staates in einem so unerträglichen Widerspruch sein, daß die Regierung sich nothgedrungen von ihm loslösen muß.

„So lange der Kampf um die Entscheidung währt, muß die konservative Politik immer reaktionärer werden, um alles zu hemmen und zu binden, was das neue Deutschland an die Stelle des alten setzen will." Das wird endlich zur Krisis führen. Zunächst wird (S. 188) die Regierung suchen, eine große nationale Maßregel gegen die Konservativen mit Hülfe der Nationalliberalen, der freisinnigen Vereinigung und des Zentrums durchzusetzen. Wir werden eine Politik der Mitte mit starkem klerikalen Einschlag bekommen. Die konservativen Agrarier werden darüber

Digitized by Google

in eine entschlossene Opposition gehen, und um sich vor dieser zu retten, wird die Regierung ganz nach links hinübertreten.

Was zunächst anzustreben ist, ist ein Bündniß zwischen der Industrie-Aristokratie und dem Industrie-Proletariat gegen das Agrarierthum. Später freilich, meinte Naumann, werde der Moment kommen, wo jene Beiden sich wieder scheiden und die Arbeiterschaft sich an die Reste der alten Agrar-Aristokratie anschließt gegen die gar zu mächtige industrielle und finanzielle Aristokratie. Zur Zeit aber sei der agrarische Konservatismus der eigentliche Feind.

Herr Naumann will also nur taktisch, unter dermaligen Umständen, der unbedingte Feind unserer Landaristokratie sein. Er scheut sich nicht das Wort zu wiederholen: „Das Land der Masse" und malt aus, wie der größte Theil der Rittergüter in Ostelbien verschwunden und Bauerndörfer an ihrer Stelle aufgerichtet sind. Aber daß eine Landaristokratie an sich kein so übles Element im sozialen Körper ist, verkennt auch er nicht und belehrt die Demokraten, daß auch jede gutorganisirte Demokratie eine Aristokratie in sich selbst haben müsse. Aber es ist sozusagen nur ein Zeugniß seiner eigenen tieferen Bildung, was der Verfasser sich mit diesen Sätzen ausstellt. Sein praktisches Bestreben, seine politische Agitation ist eine ausschließlich und entschlossen demokratische, die zugleich monarchisch sein soll. Daß eine Monarchie ebensowohl auf demokratischer wie auf aristokratischer Grundlage aufgebaut sein könne, zeigt die Geschichte ja hundertfältig.

Die sichere Logik dieses Gedankenganges ist schwerlich anzufechten; weshalb üben denn aber die National-Sozialen einen so geringen Einfluß auf unsere praktische Politik aus? Die Antwort ergiebt sich aus Naumanns eigenem Buche; was er schildert und fordert ist Zukunftspolitik, vielleicht Prophetie. Vorläufig steht es doch noch so, daß die große wirthschaftlich tüchtige, vorwärtsstrebende, organisirte Industriearbeiterschaft in den Händen der Sozialdemokraten, vielleicht noch mehr ihrer Ideen als ihrer Führer ist. Daß ihre eigene wirtschaftliche Existenz an der Weltpolitik hängt wie die Gondel am Luftballon, davon hat diese Arbeiterschaft noch nicht die entfernteste Vorstellung, und ehe sie diese nicht hat, kann Deutschland keine demokratische Politik machen. Man kann, ja man muß als deutscher Patriot anerkennen, daß es ein ebenso nützliches wie großes und edles Werk ist, unsere international empfindenden Massen wieder zu einer nationalen Gesinnung zurückzuführen, zurückzuerziehen. Aber Herr Naumann sagt sehr richtig, die Empfindung der Massen wandelt sich nur langsam, und von diesem Punkt aus möchte ich den Gegensatz feststellen, in dem ich mich zu den vorgetragenen Naumann'schen Anschauungen befinde. Naumann sieht ein Idealbild vor sich, dem er mit aller Energie zustrebt. Daß wir in dieser Richtung treiben, gebe ich zu, aber ich möchte nicht zu den Schiebenden, sondern zu

Digitized by Google

den Zurückhaltenden gehören. Ich will ausdrücklich hervorheben, daß wirtschaftliche Gründe gegen Naumann nicht mit Erfolg in's Feld geführt werden können. Manche Nationalökonomen haben sich in den letzten Jahren mit der Vorstellung geplagt, daß der Export an sich etwas Gefährliches sei, weil einmal keine Völker mehr da sein möchten, die uns unsere Industrieartikel abkaufen möchten. Diese Hallucination verschwindet, sobald man den Verkehr von der anderen Seite ansieht: entweder das Getreide, die Wolle, Baumwolle, der Reis, Thee, Kaffee, Tabak, die Gewürze, das Petroleum, das wir gebrauchen, ist überhaupt auf der Erde nicht vorhanden — dann ist es gleichgültig, ob wir dafür Industrie-Artikel anbieten oder nicht; oder alle jene Waaren sind irgendwo überschüssig, dann wird man auch sehr gerne unsere Maschinen, Kleider, Chemikalien, Spielwaaren, Klaviere, Papier dafür in Tausch nehmen, und wenn man grade diese Sachen nicht will, so produziren wir andere gute Dinge. Die Menschheit ist noch so außerordentlich arm selbst an den einfachsten Produkten der Handfertigkeit, des Gewerbes, daß die Nachfrage für einige Hunderttausend Jahre gesichert erscheint. Wirthschaftlich kann es garnichts Sichereres geben, als den Austausch des Exports von Fabrikaten gegen den Import von Rohstoffen. Von diesen Gesichtspunkt aus wäre gegen die Entwicklung zum Industriestaat garnichts einzuwenden. Die Frage liegt, wie das auch Schmoller sehr treffend, in einem eben erschienenen Vortrag*) gesagt hat, in der Sphäre der Politik. Eine auf den Export gegründete Volkswirthschaft ist deshalb und so lange gefährlich, als irgend eine fremde Flotte die Möglichkeit hat, dem ganzen Geschäft eines guten Tages ein Ende zu machen, und fast nicht weniger wichtig ist die Rückwirkung auf die innere Politik, die Struktur der Nation, die Gesundheit und Allseitigkeit ihres Daseins. Ich wenigstens möchte das agrarische, selbst das junkerliche Element keineswegs so schnell wie möglich zerstören, sondern so sehr wie möglich erhalten. Auch Herr Naumann hat ja eine ganz gute Vor-

*) Handels- und Machtpolitik. Studien und Aufsätze im Auftrage der „Freien Vereinigung für Flottenvorträge“ herausgegeben von Gustav Schmoller, Max Sering, Adolph Wagner. Erster Band. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 208 S. Die Sammlung enthält sehr schöne Beiträge namentlich von Schmoller, Ernst Francke (Weltpolitik und Sozialreform) und Paul Voigt, leider freilich auch einen von den scheingelehrten Salbadereien des Professor Lamprecht, die dem Laien imponiren und die der Kenner, nachdem er sich eine Zeit lang vergeblich bemüht, Spreu und Weizen zu sondern, mißgestimmt bei Seite legt. Der Beitrag von Voigt „Deutschland und der Weltmarkt“ ist der zuerst in diesen „Jahrbüchern“ erschienene Aufsatz (Febr. 1898), dessen große Bedeutung unseren Lesern in Erinnerung geblieben sein wird, und der den Verf. in die nähere regelmäßige Beziehung zu unserer Zeitschrift gebracht hat. In der neuen Bearbeitung sind die statistischen Daten bis auf die Gegenwart fortgeführt und auch sonst noch sehr werthvolle Erweiterungen hinzugekommen, besonders auch eine treffende Zurückweisung jener Vorstellung, als ob der große Export als solcher etwas wirthschaftlich Falsches sei.

Digitized by Google

stellung von dem Werth einer Landaristokratie, aber er glaubt nicht anders mit ihr fertig werden zu können, als daß er sie zunächst einmal rücksichtslos bekämpft und einen Theil von ihr sozial zerstört. Ich meinerseits sage, daß sie wohl gebändigt und gezügelt, aber doch möglichst im Centrum unserer Politik bleiben muß. Es ist vollständig wahr, daß die stete Rücksichtnahme auf die Wünsche und Bedürfnisse der Landwirthschaft unsere Entwickelung zur Weltmacht in nicht ganz geringem Maße hemmt. Wir können uns nur unter immer neuen Kompromissen fortwinden. Aber die Erhaltung dieser alten Stände ist für die soziale Gesundheit des Gesammt-Volkskörpers so wichtig, daß eine gewisse Hemmung hier in Kauf genommen werden muß. Die neuen Stände, die Naumann sich vorstellt, werden auch nicht bloß verständige, dem Allgemeinen nützliche Forderungen und Bestrebungen mitbringen, sondern uns oft etwas Verkehrtes aufdrängen wollen. Heute lechzen wir, das ist ganz richtig, nach etwas mehr Liberalismus, aber in's Tausendjährige Reich werden uns die zukünftigen nationalen Demokraten auch nicht einführen. Sehr treffend führt Naumann aus, nachdem er die politische Erbweisheit unserer Konservativen gepriesen, wie sehr solche den Industrie-Baronen fehle. (S. 115) „Sie arbeiten auch in der Politik wie im Handel von Fall zu Fall, verärgern ohne zwingende Noth die Arbeiter, den Mittelstand, die Bildungsvertreter, wissen nicht, daß man nur herrschen kann, wenn man Konzessionen macht, und haben kein anerzogenes sicheres Gefühl für politischen Takt!"

So stark nun thatsächlich der innere Widerspruch zwischen der deutschen Weltpolitik und dem Agrarierthum ist und so sicher uns dieser Widerspruch in den nächsten Jahren in große Kämpfe treiben wird, so ist es doch keineswegs aussichtslos, daß nicht der Naumann'sche Radikalismus, sondern die Politik des aufgeklärten Konservatismus, wie wir sie vertreten, sich endlich durchsetzt. So entschieden Naumann sich zum Monarchismus bekennt, so unterschätzt er doch die Macht der Monarchie. Das zeigt sich schon darin, daß auch ihm das englische System der zwei Parteien als das Ideal erscheint und daß er glaubt, wenn wir nur erst diese Zweitheilung hätten, so würde sich auch die Machtvertheilung zwischen Krone und Parlament glatt und ruhig vollziehen. Dieser Satz ist umzukehren: daß unser Konstitutionalismus so ruhig und fruchtbar funktionirt, verdanken wir unserm Reichthum an Parteien. Hätten wir je das Unglück, daß eine einzige Partei die geschlossene Majorität im Reichstag hätte, so würde sie sofort in einen Machtstreit mit der Krone eintreten und wir hätten den Verfassungs-Konflikt mit allen seinen verhängnißvollen Folgen. Indem die Krone aber zwischen lauter Minoritäts-Parteien mit schiedrichterlicher Obergewalt steht, bewahrt sie sich in ihrer Autorität und wird hoffentlich auch im Stande sein, unsere Agrarier so weit zu bändigen, daß sie nicht vor die Thür gesetzt zu werden brauchen, und die nationale Demokratie, so sehr man wünschen mag, daß sie sich würdig

Digitized by Google

zeige, mit am Tische zu sitzen, noch lange warten muß, bis sie sich als die Herrin im Haus fühlen darf.

Sucht man nach der letzten Ursache, weshalb ein so scharfsinniger Kopf wie Naumann sich hier im Maßstab so vergriffen hat, so ist es nicht bloß der Parteigeist, der ihn verblendet hat, sondern merkwürdiger Weise zeigt sich, daß dieser Idealist und persönlich im tiefsten Grunde religiös gestimmte Mann sich ganz und gar hat einfangen lassen von dem modernen Irrwahn, daß die materiellen Verhältnisse, das Wirthschaftsleben in erster Linie die Politik bestimmten. Ohne Zweifel ist das Wirthschaftsleben ein sehr wesentlicher Faktor der Politik. Das ist eine sehr alte Wahrheit; man braucht sich nur zu erinnern, welche Rolle die wirthschaftlichen Erwägungen in Mommsen's Römischer Geschichte, Sybel's Französischer Revolution, Lorenz Stein's fundamentaler „Geschichte der sozialen Bewegung in Frankreich" spielen, Werke, die vor etwa einem halben Jahrhundert erschienen sind. Das Neue, was darüber heute an allen Ecken gepredigt wird, besteht nur in der ungeheuerlichen Uebertreibung, eine Uebertreibung, die freilich insofern wieder eine gewisse innere Begründung hat, als zur Zeit gerade um besonderer Umstände willen die wirtschaftlichen Momente in unserem öffentlichen Leben besonders stark hervortreten, was dem Politiker, der ganz und gar in der Gegenwart lebt, den Irrthum, sie für das allein Ausschlaggebende zu halten, nahe legt. In Wahrheit ist es ein sehr reichhaltiger und vielgestaltiger Komplex von Ideen, Kräften und Interessen verschiedenster Art, die die Politik bestimmen und die Parteien in ihren stets wechselnden Gestalten hervorbringen. So tiefe Gegensätze z. B. in der gesammten Weltanschauung wie zwischen dem heutigen Protestantismus und Katholizismus sind auf die Dauer unendlich viel mächtiger als die wirthschaftlichen Klassengegensätze, und gerade das hat merkwürdiger Weise der Theolog Naumann übersehen. Ein wesentlicher Faktor in seinem Aufsatz ist der zukünftige Verfall des Zentrums; gewiß wird auch die jetzige Parteiform des Zentrums dem Schicksal alles Irdischen einmal anheimfallen, aber ebenso gewiß nur um einer andern Form des Gegensatzes zwischen katholischer und protestantischer Weltanschauung in unserm öffentlichen Leben Platz zu machen, und jede Erwägung über die Zukunft der inneren deutschen Politik ist von vornherein verfehlt, die unter Ignorirung dieses Zwiespalts die Möglichkeit einer bloßen Zweitheilung der Parteien in Aussicht nimmt.

* * *

Der Transvaalkrieg ist in eine Krisis eingetreten, die allem Anschein nach für den endlichen Ausgang entscheidend werden muß. Als die Engländer nach fünfmonatlichen Rüstungen ihre Armee Anfang März endlich auf dem Kriegsschauplatz versammelt hatten, mit ihren Massen vorwärts marschirten, in schnellem Zuge Kimberley entsetzten, Cronje gefangen

Digitized by Google

nahmen, in Bloemfontein einzogen und mittelbar dadurch auch Ladysmith befreiten, da schien es nicht unmöglich, daß es nun in diesem Zuge so weiter gehen werde. Der Widerstand der Buren war nur noch matt und ohne Ordnung und Ueberlegung. Alle die Briefe, die in letzter Zeit aus Südafrika eingelaufen sind und in jener Epoche geschrieben, schildern die Lage der Buren in den dunkelsten Farben. Der so sehr gepriesene, nunmehr verstorbene General Joubert wird ganz unfähig genannt und den andern Generalen ergeht es nicht besser. Die Masse der Buren sei kriegsmüde und wolle nach Hause.

Mit einem Male ist das Bild vollständig verändert. Sechs Wochen ist es her, seit Lord Roberts seinen Einzug in Bloemfontein hielt (13. März), und er steht noch immer da. Die Buren aber haben wieder die Offensive ergriffen, sind in der Flanke, ja, schon fast im Rücken der englischen Hauptarmee erschienen, haben ein kleines englisches Korps eingeschlossen und bedrohen die englischen Verbindungen.

Ist die kriegerische Kraft der Buren wirklich soviel größer als jene Briefschreiber und auch wir sie eingeschätzt haben? Wir bringen an der Spitze dieses Heftes die Darstellung eines unserer Mitarbeiter, der schon früher an dieser Stelle mehrfach über die südafrikanischen Verhältnisse gesprochen und eben von da zurückgekehrt ist. Herr Dr. Wirth hat die Aussichten der Buren stets erheblich günstiger beurtheilt als ich selber es gethan habe. Er hat keinen Zweifel an ihrer Entwickelungsfähigkeit zu einer Kultur-Nation und traut ihnen auch zu, daß, nachdem sie erkannt, daß aus der reinen Defensive kein Sieg erblühen könne, sie nunmehr sich zur Offensive entschließen würden. Die augenblicklichen Ereignisse scheinen ihm Recht zu geben, und was man wünscht, glaubt man leicht. Aber ich kann meine Zweifel doch noch nicht unterdrücken und beurtheile den Zusammenhang etwas anders. Die Buren haben nicht deshalb in den ersten drei Monaten des Krieges die eigentliche Offensive unterlassen, weil sie deren Werth nicht gekannt hätten, sondern weil ihre militärische Fähigkeit dazu nicht ausreichte. Daß es für sie nützlich sein würde, das Kapland einzunehmen und ihre dortigen Landsleute in die Waffen zu bringen, kann ihrer Einsicht nicht wohl entgangen sein. Wenn sie es dennoch nicht gethan haben, so lag es daran, daß sie eben bloß Buren sind und keine disziplinirten Soldaten. Das ist vortrefflich auch in der politischen Uebersicht der Jahresereignisse in dem soeben erschienenen Schulteß'schen Geschichtskalender*) für 1899 von Gustav Roloff dargelegt. Es ist unmöglich, mit einem einfachen Entschluß ein solches Fundamental-Verhältniß plötzlich umzuwandeln. Wenn die Buren nun dennoch heute die Offensive ergriffen haben, so ist das nicht eine Offensive in dem oben gemeinten taktischen Sinne, sondern

*) Europäischer Geschichtskalender. 40. Band. 359 S. 8 Mk. C. H. Beck, München.



eine bloße Manöver-Offensive, und die Entscheidung, vor der wir in diesem Augenblicke stehen, ist, ob sie damit etwas erreichen werden oder nicht.

Allem Anscheine nach ist die plötzliche Belebung des kriegerischen Geistes der Buren die Rückwirkung des plötzlichen Zusammenklappens der Engländer. Als ich voriges Mal an dieser Stelle auseinandersetzte, daß ein großer Widerstand der Buren vor Pretoria kaum mehr zu erwarten sei, machte ich einen wesentlichen Vorbehalt, nämlich den von hier aus nicht zu berechnenden Einfluß des Klimas und der Entfernungen auf die weiteren Operationen der Engländer. Ueber das Klima hat kürzlich einer unserer tüchtigsten Kolonialkenner, Dr. Hans Wagner, in einer Zuschrift an die „Tägliche Rundschau" Aufklärungen gegeben, die ich in der Literatur bisher nicht gefunden hatte. Die Unklarheiten, die darüber verbreitet sind, sind darauf zurückzuführen, daß im Kapland und Orangestaat ein ganz anderes Klima herrscht als in Natal, das von jenem durch das Gebirge geschieden wird. Im Orangestaat hat jetzt die winterliche Regenzeit begonnen, die die Wasserläufe in reißende Ströme verwandelt und den harten Lehmboden in einen Sumpf, so daß das Land fast unpassirbar wird. Ueberdies kommt eine Nachricht nach der andern, daß die nicht akklimatisirten Pferde der Engländer schlechterdings versagen und in unerhörter Menge eingehen. Ohne Pferde aber, selbst angenommen, es seien ausreichende Ochsen und Maulesel vorhanden, was auch noch nicht der Fall zu sein scheint, ist eine Armee nicht operationsfähig. Dies ist der Grund, weshalb die englische Offensive in Bloemfontein stecken geblieben ist: ja, es ist nicht einmal eine sehr bedeutende Truppenmenge in Bloemfontein versammelt, wie es heißt nur 30 000 Mann, jedenfalls weil Roberts nicht mehr ernähren kann. Da die Engländer im Ganzen gegen 200 000 Mann nach Südafrika gebracht haben, so bleiben, selbst wenn man 40 000 bis 50 000 Mann für Gefallene, Verwundete und Kranke abzieht, soviele übrig, daß man fragen muß, wo sie eigentlich stecken. Sollte etwa das englische Kriegsministerium der Welt und dem eigenen Parlament gröblich falsche Zahlen vorgetragen haben?

Wie dem auch sei, — hier, nicht in dem plötzlich gesteigerten aktiv-militärischen Werth der Buren liegt das Entscheidende! In dem Augenblicke, wo sich zeigte, daß die Engländer nicht weiter konnten, haben die Buren wieder Muth gefaßt, sind wieder vorgegangen, haben einige detaschirte englische Bataillone abgefangen und belagern ein kleines Korps in Wepener, das nicht nur westlich, sondern auch erheblich südlich von Bloemfontein, nach Natal zu, an der Grenze des Basutolandes liegt.

Nach den englischen Nachrichten sind von Süden und Westen Truppen im Anzuge, um Wepener zu entsetzen, und das mag ihnen ja wohl gelingen; wenn sie aber weiter nichts erreichen, dann haben die Buren dennoch gewonnen, denn das wäre ein Zeichen, daß die Offensivkraft der

Digitized by Google

Engländer bereits völlig erschöpft ist. Lord Roberts hat im Ganzen eine vier- bis fünffache numerische Ueberlegenheit. Das Burenkorps bei Wepener scheint nicht ganz unbedeutend zu sein, die englische Heeresleitung kann sich in diesem Augenblick kein leichteres und lohnenderes Ziel setzen, als dieses soweit in ihrem Rücken vorgedrungene Korps abzuschneiden und zu vernichten. Gelingt zum zweiten Mal ein solcher Schlag, wie gegen Cronje, so werden die Buren das schwerlich verwinden; gelingt es aber nicht und begnügen sich die Engländer von vornherein die kühnen Eindringlinge nur zurückzutreiben, so ist das ein Zeugniß ihrer militärischen Ohnmacht, wie man es sich nicht stärker und besser wünschen kann. Deshalb sehe ich die bevorstehende Entscheidung von Wepener als die Vorentscheidung des Krieges an. Kommen die Buren aus der Falle, in der sie eigentlich stecken, wieder heraus, oder nehmen sie gar etwa noch die Engländer in Wepener als Gefangene mit, dann ist garnicht daran zu denken, daß Lord Roberts in absehbarer Zeit bis nach Pretoria gelange, noch weniger, daß er es nehme, und für die Buren heißt es jetzt, Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Die Welt steht nicht still, irgendwo geschieht mitlerweile mit Sicherheit irgend etwas, was die Engländer von Südafrika abzieht und die Buren rettet.

23. April 1900. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Birt, Thd. — Deutsche Wissenschaft im 19. Jahrhundert. Eine Rede zur Jahrhundertwende. (18 S.) 40 Pf. Marburg 1900, N. G. Elwert.

Böckh, R. — Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin. 24. Jahrg. 1897. (621 S.) Berlin. P. Stankiewicz.

Brandl. — Die Renaissance in Florenz und Rom. Oktav. (VIII. 258 S.) M. 5. . Leipzig. B. G. Teubner.

Chrusen, P. P. — Weltwirren. Zeitbild in 4 Akten. (85 S.) Berlin, J. Harrwitz Nachf.

Congrès Général des Organisations Socialistes Françaises. — (502 S.) Paris, Georges Bellais.

Freese, H. – Das konstitutionelle System im Fabrikbetriebe. (108 S.) M. 1.80. Eisenach. Wilckens.

Headlom, J. W. — Bismarck. (471 S.) New-York und London, G. P. Putnam's Sons.

Heilig, Otto, und **Ph. Lenz.** Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten. Jahrg. I. Heft 1 u. 2. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

Helmolt, Dr. Hans F. — Weltgeschichte. 4. Bd. (574 S.) M. 10. -. Leipzig und Wien. Bibliogr. Institut.

Herrings, J. — Kuba und der Krieg. (209 S.) Rathenow, M. Babenzien.

Hohenzollern-Jahrbuch 1899. -- Bd. III. M. 20.- . Leipzig, Giesecke & Devrient.

Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. -- Herausgegeben von Prof. J. Conrad. III. Folge. 19. Band. 1. Heft. Jena, Gustav Fischer.

Janson, v. — Das strategische und taktische Zusammenwirken von Heer und Flotte. 1. Heft. Berlin, Mittler.

Kresse, O. — Hilfe für Alle! Ein Weg zur Erlösung aus den Fesseln der Noth. (59 S.) 50 Pf. Berlin 1900, John Schwerin's Verlag Aktien-Ges.

Mommert, Dr. C. -- Die Dormitio und das deutsche Grundstück. (132 S.) M. 3.-. Leipzig. Haberland.

Müller-Bohn, H. — Kaiser Friedrich der Gütige. 1. Buch. M. 10.- . Berlin, Paul Kittel.

Nelson, Dr. J. – Heinrich Schliemann und seine Homerische Welt. Biogr. Volksb. No. 74-77. (125 S.) M. 1.—. Leipzig, Voigtländer.

Nossig, Dr. A. -- Die deutsch-französische Annäherung und die Kontinentalunion. (46 S.) M. 1.—. Berlin, H. Walther.

Digitized by Google

Oertmann, Prof. Dr. Paul. — Die volkswirthschaftliche Bedeutung des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich. Oktav. (88 S.) M. 2,—. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer.

Pagel, Franz. — Die Jugendfürsorge. Jährlich (12 Hefte). M. 10,—, Einzelheft M. 1,—. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung.

Pahl, F. — Thomas Alva Edison, der Erfinder. Biogr. Volksb. No. 78/81. (114 S.) M. 1,—. Leipzig, Voigtländer.

Ratzel, Friedr. — Das Meer als Quelle der Völkergrösse. (85 S.) München und Leipzig, Oldenbourg.

Rosenfeld-Buchenau, Prof. — Kreuz und Halbmond. Erscheint in fünf Abtheilungen zu je vier Bogen. Leipzig, Robert Baum.

Sachs, Erich. — Ein Lebensmorgen. Skizzen. (64 S.) Berlin 1900, E. Ebering.

Salandra, A. — La Riforma Agraria. (28 S.) Rom, G. Berlero.

Scharling, Dr. W. — Bankpolitik. (371 S.) Jena, G. Fischer.

Schmidt, Prof. Dr. Richard. — Die strafrechtliche Verantwortlichkeit des Arztes für verletzende Eingriffe. (60 S.) M. 1,60. Jena, Gust. Fischer.

Schmoller. — Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im Deutschen Reiche. XXIV, 1. M. 10,60. Leipzig, Duncker & Humblot.

Schwarz und **Strutz.** — Der Staatshaushalt und die Finanzen Preussens. Unter Benutzung amtlicher Quellen. Bd. I. Die Ueberschussverwaltung. Oktav. (X, 275 S.) M. 9,—. Berlin, J. Guttentag.

Stange. — Einleitung in die **Ethik**. 1. System und Kritik der Ethischen Systeme. Oktav. (VI, 194 S.) M. 3,—. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung.

Stengel, Karl Frhr. von, Prof. — Deutsche Kolonial-Politik. (30 S.) Berlin, W. Bamberger.

Stier-Somlo, Dr. F. — Die Volksüberzeugung als Rechtsquelle. Vortrag. (40 S.) M. 1,—. Berlin, R. Hoffmann.

Torresani. — Von der Wasser- bis zur Feuertaufe. Werde- und Lehrjahre eines österreichischen Offiziers. Mit 16 Illustrationen. 2 Bände. M. 10,—. Dresden, E. Pierson's Verlag.

Troll-Borostyani, J. von. — Hunger und Liebe. Oktav. (207 S.) M. 3,—. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Urbanus, H. — Suum cuique. (23 S.) Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer.

Wenckstern, v. — Mein Auge war auf's hohe Meer gezogen. Adam Smith, Karl Marx und Seemacht des Reichs. (77 S.) M. 1,—. Berlin, Verlag von Herm. Walther.

Wossidlo, R. — Mecklenburgische Volksüberlieferungen. 2. Bd.: Die Thiere im Munde des Volkes. 1. Theil. Oktav. (XIII, 504 S.) Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung.

Altrock, Walther von. — Der ländliche Personalkredit in der Provinz Brandenburg. Oktav. (VIII, 37 S.) M. 3. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.

Anitchkow, Michael. — Krieg und Arbeit. Oktav. (XI, 604 S.) M. 10. Berlin 1900, Puttkammer & Mühlbrecht.

Arnold, C. Fr. — Die Vertreibung der Salzburger Protestanten und ihre Aufnahme bei den Glaubensgenossen. Oktav. (IV, 246 S.) M. 4. Leipzig, Eugen Diederichs.

Beckmann, Dr. Adolf. — Archiv für gewerbliche Rechtspflege pro 1900. (1. Bd. 12 Hefte). M. 12. München, M. Oldenbourg.

Beitrag zur Beurtheilung der staatsrechtlichen Stellung des Grossfürstenthums Finnland. Die wichtigsten Ergebnisse der Schrift von Prof. Dr. R. Hermanson. (76 S.) Leipzig, Duncker & Humblot.

Bergmann, Jul. — Untersuchungen über Hauptpunkte der Philosophie. M. 8. Marburg, N. G. Elwert.

Bericht der Handels-Lehranstalt des Kaufmännischen Vereins zu Görlitz für das 43. Schuljahr 1899/1900, erstattet vom Direktor. Görlitz, Druck von Hoffmann & Reiber.

Bericht über die Verhandlungen des 20. Parteitags der deutschen Volkspartei in Mainz. (38 S.) Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer.

Bischoff, Diedrich. — Maurerthum und Menschheitsbau. Freimaurerische Gedanken zur sozialen Frage. (279 S.) Pr. brosch. M. 3. Leipzig, Verlag Max Hesse.

Bunsen, Marie von. — Georg von Bunsen. Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten. Oktav. (VIII, 348 S.) M. 6. Berlin, Besser'sche Buchhandlung.

Conrad, Prof. Dr. J. — Grundriss zum Studium der politischen Oekonomie. III. Theil: Finanzwissenschaft. Pr. M. 4. Jena, Gustav Fischer.

Cozzi, Carlo. — L'ideale nei secoli. (2 Hefte, je 24 S.) Verona, stab. Tipografico G. Civelli.

Damaschke, Adolf. — Kamerun oder Kiautschou. Eine Entscheidung über die Zukunft der deutschen Kolonialpolitik. 40 Pf. Berlin, J. Harrwitz Nachf.

Davidsohn, Robert. — Forschungen zur Geschichte von Florenz. Zweiter Theil: Aus den Stadtbüchern und -Urkunden von San Gimignano (13. und 14. Jahrhundert). Geh. M. 9, in Halblederband M. 11. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Eckhart, Rudolf. — Stand und Beruf im Volksmund. Göttingen, Franz Wunder.

Englert, Dr. W. Ph. — Das Flottenproblem im Lichte der Sozialpolitik. (44 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh.

Das Recht **Finnlands** und seine Wehrpflichtfrage. (60 S.) Leipzig, Duncker & Humblot.

La situation politique de la **Finnlande.** (51 S.) Brüssel, bureau de la revue de droit international.

Fischer, Dr. Albert. — Ueber das künstlerische Prinzip im Unterricht. (41 S.) 75 Pf. Gross-Lichterfelde 1900, Bruno Gebel.

Freiberger, Gustav. — Handbuch der österreichischen direkten Steuern. M. 8,40. Wien, Manz'sche Hofbuchhandlung.

Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt **Freiburg** im Breisgau. III. Bd. M. 6. Freiburg i. Br. Fr. Wagner'sche Univ.-Buchh.

Friedrich, Paul. — Christus, eine epische Dichtung. (23 S.) Berlin, Harrwitz Nachflg.

Getz, B. — Generalstaatsanwalt des Kgr. Norwegen. Das staatsrechtliche Verhältniss zwischen Finnland und Russland. (51 S.) Leipzig, Duncker & Humblot.

Digitized by Google

Grabein, Dr. Max. — Die Deutschen Getreidezölle der Zukunft. (98 S.) M. 1,60. Berlin. Puttkammer & Mühlbrecht.
Gystrow, Ernst. — Der Katholizismus und die moderne Dichtung. Oktav. (96 S.) M. 1,50. Minden i. W., J. C. C. Bruns.
Hjelt, Eduard. — Aus Jac. Berzelius' und Gustav Magnus' Briefwechsel in den Jahren 1828 bis 1847. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn.
Hart, Heinrich und Julius. — Vom höchsten Wissen. Vom Leben im Licht (94 S.) M. 1. Leipzig, Eugen Diederichs.
Herrings, J. — Kuba und der Krieg. (209 S.) Rathenow, M. Babenzien.
Heyn, Dr. Otto. — Irrthümer auf dem Gebiete des Geldwesens. (85 S.) M. 2. Berlin. Puttkammer & Mühlbrecht.
Hofmannsthal, Hugo von. — Der Thor und der Tod. Berlin, Schuster & Loeffler.
„Industrie, Handel und Flotte.“ — Volkswirthschaftlicher Atlas. M. 1,50. Braunschweig, George Westermann.
Israels, Jozef. — Spanien. (210 S.) Berlin, Bruno u. Paul Cassirer.
Karsthans, H. — Schwarze Kultur. Der katholische Klerus von heute, eine Studie. (50 S.) München, Aug. Schupp.
Kloeppel, P. — Dreissig Jahre Deutscher Verfassungsgeschichte 1867–1897. Oktav. (XIII. 494 S.) Leipzig, Veit & Co.
Koch, Prof. A. — Ueber den Versbau in Goethes Iphigenie. Beilage zum Jahresbericht des Friedrich Wilhelm-Realgymnasiums zu Stettin. (20 S.)
Kostanecki, Anton von. — Der wirthschaftliche Werth vom Standpunkt der geschichtlichen Forschung. Oktav. (XII, 213 S.) M. 4. Berlin. Puttkamer & Mühlbrecht.
Kreutzer, J. — Otto von Bismarck. 2 Bde. M. 6,50. Geb. M. 8. Leipzig. R. Voigtländer.
Allgemeines Handbuch der **Freimaurerei.** Dritte, völlig umgearbeitete und mit den neuen wissenschaftlichen Forschungen in Einklang gebrachte Auflage von **Lennings** Encyklopädie der Freimaurerei. 1. Lieferung. M. 1. Leipzig. Max Hesse.
Lublinski, S. — Neu-Deutschland, fünf Essays. M. 1,75. Minden i. W., J. C. C. Bruns.
Möbius, Martin. — Steckbriefe. Berlin. Schuster & Loeffler.
Münch, Dr. Wilhelm. — Ueber Menschenart und Jugendbildung. (383 S.) Berlin. Gaertners Verlagsbuchhandlung.
Naumann, Friedrich. — Deutschland und Oesterreich. 50 Pf. Schöneberg-Berlin. Verlag der „Hilfe“.
Nostiz, Hans von. — Das Aufsteigen des Arbeiterstandes in England. (807 S.) Jena. Gustav Fischer.
Osthoff, Herm. — Freie Worte. (74 S.) M. 1,20. Leipzig, S. Hirzel.
Otto, Direktor Dr. Eduard. — Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwickelung. Mit 27 Abbildungen auf 8 Tafeln. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlicher-gemeinverständlicher Darstellungen.) 12 Bde. je 90 Pf., geb. je M. 1,15. Leipzig, B. G. Teubner.
Pierantoin, Prof. Dr. Aug. — Die Fortschritte des Völkerrechts im XIX. Jahrhundert. (132 S.) Berlin, Franz Vahlen.
Ries, C. E. — Der Meisterfahrer, Roman. M. 3, geb. M. 4. München. C. H. Beck.
Schröder, Edward. — Goethe und die Professoren. (31 S.) 60 Pf. Marburg. N. G. Elwert.
Stettiner, Dr. Paul. — Zur Geschichte des preussischen Königstitels und der Königsberger Krönung. (99 S.) M. 2. Königsberg i. Pr., Wilhelm Koch.
Steiner, Dr. Rudolf. — Haeckel und seine Gegner. Pr. M. 1. Minden i. W., J. C. C. Bruns.
Speck, Prof. E. — Seehandel und Seemacht. Leipzig, Friedrich Brandstetter.
Spittler, Carl. — Olympischer Frühling. Epos. M. 2,50. Leipzig, Eugen Diederichs.
Wundtke, Max. — Ich rufe dich, Germania, drei Visionen eines Deutschgläubigen. (15 S.) Radebeul-Dresden, Deutscher Manuskripten-Verlag (Original).

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung. Dorotheenstr. 72 74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72 74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.

Digitized by Google

Natürlicher

Biliner Sauerbrunn!

Schutzmarke.



Hervorragender Repräsentant der alkalischen (Natron) Quellen

Korkbrand.



wird **bei gichtischen Ablagerungen, Magen-, Nieren- und Blasenleiden, speciell auch bei Diabetes von Aerzten aller Kulturländer vielfach verordnet.** Besonders als **prophylaktisches Mittel** gegen alle das **Verdauungssystem, die Nieren-, Galle- und Blasenfunktionen störenden Einflüsse** zu empfehlen.

Wohlschmeckendes, angenehmes Erfrischungsgetränk, auch mit Wein gemischt zu nehmen.

In Flaschen circa 1000 gr.	circa 750 gr.	circa 375 gr. enthaltend
bei 1 Flasch. zu 70 Pf.,	**zu 50 Pf.,**	**zu 40 Pf.,**
„ 10 „ „ 65 „	**„ 45 „**	**„ 35 „**
„ 50 „ „ 60 „	**„ 42 „**	**„ 32 „**

In unseren Hauptniederlagen in Berlin bei Herren:

Johs. Gerold, W., Unt. d. Linden 24 — **J. F. Heyl & Co.,** W., Charlottenstr. 66 — **Dr. M. Lehmann,** C., Heiligegeiststr. 43/44

sind in allen Apotheken und Droguerien erhältlich. — Leere Flaschen werden à 2½ Pf. pro Stück zurückgenommen.

Die aus dem **Biliner Sauerbrunn** gewonnenen

Pastilles de Bilin

(Biliner Verdauungszeltchen)

bewähren sich als vorzügliches Mittel bei **Sodbrennen, Magenkrampf, Blähsucht und beschwerlicher Verdauung,** bei **Magenkatarrhen,** wirken überraschend bei **Verdauungsstörungen im kindlichen Organismus** und sind bei Atonie des Magens und Darmes [illegible] Lebensweise ganz besonders anzuempfehlen.

Depots in allen Mineralwasser-Handlungen, in den Apotheken und Droguen-Handlungen.

Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen).

Digitized by Google

„APENTA"

Das Beste Ofener Bitterwasser.

Geheimrath Prof. OSCAR LIEBREICH, [illegible]
schreibt in „Therapeutischen Monatsheften," [illegible]

„Ein derartig brauchbares Wasser ist
„Für längere Trinkcuren,
„Zur Regulirung des Stoffwechsels,
„Bei Fettleibigkeit, chronischen Obstipationen,
„Bei Hämorrhoidalleiden
„Als besonders geeignet zu empfehlen."

Professor Dr. LANCEREAUX, *Paris, Mitglied der*
„Académie de Médecine," erklärte am 9 Febr. 1899:

„Gerade dieses Wasser eignet sich am Besten
„Für die Behandlung chronischer Verstopfung,
„Verdient eine Ausnahmestellung
„In der hydrologischen Therapeutik."

EIGENTHÜMERIN UND BRUNNENDIRECTION
„APENTA" ACTIEN-GESELLSCHAFT, BUDAPE[illegible]

Käuflich bei allen Apothekern, Droguisten und Mi[illegible]
wasser-Händlern.

Digitized by Google

Juni 1900. Einhundertster Band. Heft III.

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben
von
Hans Delbrück.

[illegible] JUN. 16 1900 [illegible]

Inhalt: Seite

(Fortsetzung siehe Rückseite.)

Erscheint jeden Monat.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.
Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.

Berlin
Verlag von Georg Stilke
1900.

Digitized by Google

Mit einer Beilage von [illegible] in Leipzig.

Kaiserl. und Königl. Hof-Pianofabrik

Julius Blüthner

Flügel und Pianos.

Filiale:
BERLIN W.
Potsdamerstrasse [illegible]

Jeder sein eigener Barbier

Macht Selbst-Rasieren zum Vergnügen!

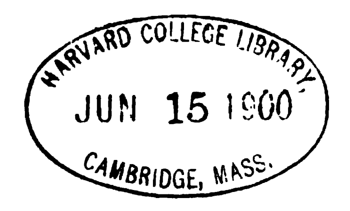
Schutz gegen Hautkrankheiten! — Verletzungen beim Rasieren unmöglich!

[illegible]

C. Schlechter, Coiffeur und Parfumeur.

[illegible] Unter den Linden. [illegible]

Digitized by Google



Napoleon I. und seine Familie.

Von

Emil Daniels.

Frédéric Masson. Napoléon et sa famille. III. (1805—1807). Deuxième Edition. Paris 1900. Librairie Paul Ollendorf.

II.

Als ich vor einiger Zeit an dieser Stelle die beiden ersten Bände des interessanten Masson'schen Werkes über die Napoleoniden besprach, faßte ich mein Urtheil über die Familie Bonaparte in folgende Worte zusammen: „Ein gerütteltes Maß voll Gemeinheit war Napoleon eigen, aber seine Seele war auch vieler edler Regungen fähig, während in dem Gesammtcharakter der Familie das Niederträchtige entschieden überwiegt. Unbändige Selbstsucht, maßloser Jähzorn, ingrimmiger Neid, brutale Herzlosigkeit, skrupellose Geldgier, grobe Sinnlichkeit, widerwärtige Heuchelei, absoluter Mangel an Pietät und Frömmigkeit in irgend welchen Formen, das sind die hervorstechendsten moralischen Merkmale der Bonapartes; allerdings abgesehen von den Tugenden des Muthes und der Thatkraft. Aber wie hoch man die zuletzt genannten sittlichen Eigenschaften neben dem Vorzug der geistigen Befähigung auch anschlagen mag — die Bonapartes bleiben doch, gerade herausgesagt, eine abscheuliche Bande, eine korsische Räuberbande, welche die sittliche Unkultur ihres zurückgebliebenen Eilandes mit den Lastern der galloromanischen Hyperzivilisation in sich vereinigt und ihre titanischen Leidenschaften mit ungebrochener barbarischer Urkraft zu befriedigen strebt. Nur schwer vermag Napoleon solcher Brüder und Schwestern Meister zu bleiben, nicht immer setzt er bei ihnen

Digitized by Google

seinen Willen durch, zumal er keineswegs ein Haustyrann war, sondern den Seinigen, die er auf seine Art lieb hatte, und die ihn wohl auch auf ihre Art wiederliebten, viel Bewegungsfreiheit ließ . . . ."

Besonders großer Aerger widerfuhr Napoleon von Seiten seiner Familie, als es sich bei der Errichtung des Kaiserthums um die Regelung der Erbfolge handelte, ein Problem, mit welchem Masson's zweiter Band schließt und der dritte, hier zu besprechende, anhebt. Daß Josefine noch Kinder bekam, erschien im Jahre 1804 als ausgeschlossen, und so stand dem neu zu erbauenden Thron am nächsten Napoleons Bruder Josef, welcher ein Jahr älter als der Kaiser war. Genau betrachtet war jedoch Josefs Successionsrecht eine sehr künstliche Konstruktion, selbst wenn es durch ein Plebiszit sanktionirt wurde, denn nach den Begriffen, welche in modernen Monarchien obwalten, vererben sich Kronen nur in absteigender, nicht in aufsteigender Linie. Ob sich Josef fähig erweisen würde, seinen Mangel an Legitimität durch persönliche Eigenschaften aufzuwiegen, wenn er nach Napoleon I. Imperator wurde, das war eine Frage, welche nicht leichtherzig mit ja beantwortet werden durfte. Zwar war Josef klug, aber wie wenig Prestige ließ sich doch von rein intellektuellen Vorzügen für einen Imperator erhoffen, der das Pulver nicht riechen konnte? Und daß Josef die bezeichnete Idiosynkrasie nicht zu überwinden vermochte, war notorisch, trotzdem seine Dienstpapiere den viel belächelten Vermerk aufwiesen: „Leicht verwundet vor Toulon." Viel beherzter als Josef waren die drei jüngeren Brüder des Kaisers: Lucian hatte inmitten der lebensgefährlichen parlamentarischen Kämpfe der Revolutionszeit Nerven gezeigt, Louis desgleichen in der Schlacht von Marengo, und Jérôme hatte zwar seiner Jugend wegen noch keine Gelegenheit gefunden, seine Feuerprobe abzulegen, verrieth aber unverkennbar eine soldatische Ader. Unglücklicherweise hatten sich Lucian und Jérôme kurz vor der Errichtung des Kaiserthums gegen den Willen Napoleons verheirathet; Lucian mit seiner Maitresse, Jérôme mit einer reichen Amerikanerin.*) Der Kaiser, über diesen deplacirten Individualismus mit Recht aufgebracht, schloß die Beiden von dem Range französischer Prinzen aus; sie sollten fortfahren, einfach Herr Lucian und Herr Jérôme Bonaparte zu heißen. Es kam also neben Josef nur Ludwig in Betracht, der keine viel besseren Chancen als

*) Vergl. meinen ersten Aufsatz über Masson, Band 94, S. 477 u. 480.

Digitized by Google

jener zu haben schien, sich nach Napoleons Tode im Besitze der Herrschaft zu behaupten. Napoleon hatte sich durch seine unsterblichen Thaten zwar nicht die Legitimität errungen, denn die Patina der Legitimität kann kein Menschenfleiß schaffen sondern nur die Zeit, aber doch eine gewisse Quasilegitimität. Diese Quasilegitimität hätte sich sehr wohl vererben lassen auf das eigene Fleisch und Blut des genialen Eroberers und Gesetzgebers, auf einen im Purpur geborenen Sohn, wenn auf einen solchen noch Aussicht gewesen wäre, aber auf Brüder von mittelmäßigem Geiste ließ sie sich schwerlich vererben.

Deshalb erwog Napoleon, jetzt zum ersten Male während seiner Laufbahn, den Gedanken, sich von Josefine scheiden zu lassen und zu versuchen, ob er nicht mit einer anderen, gesunden Frau den nothwendigen Stammhalter zu erzeugen vermöchte. Im Moment eine ebenbürtige Gemahlin, die Tochter eines der großen Herrscherhäuser, zu erlangen, war nicht möglich; man mußte sich damit begnügen, für künftige Zeiten den Weg zur Scheidung offen zu halten. Den drohte damals der Papst zu versperren, allerdings unbeabsichtigterweise. Er verlangte nämlich, wie er das nach Maßgabe seiner Prinzipien garnicht anders konnte, daß das bis dahin nur civiliter verheirathete Kaiserpaar sich kirchlich trauen ließe, bevor es von der Hand des Papstes die Salbung empfinge. Da Napoleon weder auf die Salbung verzichten mochte noch die Forderung des Heiligen Vaters zu eludiren wußte, so sah er sich genöthigt, das Band seiner Ehe in demselben Augenblicke, in welchem er über die Scheidung zu brüten anfing, noch enger zu knüpfen. Aber er wußte sich zu helfen, zumal er einen argen Machiavellismus nicht scheute. Der Stiefbruder seiner Mutter, der von Napoleon zum Kardinal erhobene Onkel Fesch, nahm die kirchliche Trauung wirklich vor, aber er beging dabei im Einvernehmen mit dem Kaiser vorsätzlich verschiedene Formfehler, welche die kanonische Rechtskraft der heiligen Handlung zerstörten.*)

Da Napoleon einstweilen auf die Erzielung eigener Nachkommen verzichten mußte, so beschloß er, sich einen leidlich qualifizirten provisorischen Thronfolger zu verschaffen und zwar, nach der Art der römischen Kaiser, durch Adoption. Josef besaß nur Töchter, aber Louis und Hortense hatten damals einen zweijährigen Sohn,

*) Vgl. Thiers: „Histoire du cousulat et de l'empire". Deutsche Uebersetzung von Bülau. XI. S. 304. Lanfrey: „Histoire de Napoléon I." V. S. 189.

Digitized by Google

Napoleon Charles, welcher gewissermaßen schon Porphyrogennetos war, denn Napoleon bekleidete bei der Geburt dieses Knaben, der zugleich sein Neffe und sein Enkel war, bereits die Würde eines Ersten Konsuls auf Lebenszeit, mit der Berechtigung, seinen Nachfolger zu designiren. Jenen kleinen Verwandten beabsichtigte der Kaiser zu adoptiren und mit dem Successionsrecht auszustatten. Auf das Scheidungsprojekt verzichtete er deshalb mitnichten, vielmehr ließ er im Hinblick auf jenen Plan die gesetzliche Bestimmung formuliren: „Napoleon Bonapartes Adoptivsöhne treten in die Reihe seiner direkten Deszendenz ein. Wenn ihm nach der Adoption männliche Kinder geboren werden, können seine Adoptivsöhne erst nach den leiblichen und legitimen Deszendenten zum Throne berufen werden." Wie vernünftig das Vorhaben Napoleons auch sein mochte, weder Josef war damit einverstanden noch Louis, welcher nicht einmal zu Gunsten des eigenen Sohnes seine vermeintlichen Rechte auf die Nachfolge opfern wollte. Diese beiden mittelmäßigen Menschen, welche zeitlebens in der Dunkelheit geblieben sein würden, wenn Napoleon sie nicht auf die Höhen des Lebens emporgehoben hätte, geberdeten sich wie geborene französische Prinzen und schrieen über die Vergewaltigung ihrer „legitimen" Erbansprüche durch den despotischen Bruder. Wahrlich! Der Kaiser charakterisirte seine Geschwister richtig, wenn er zu ihnen sagte: „Wenn man Euch hört, sollte man glauben, ich hätte Euch um die Erbschaft unseres in Gott ruhenden Vaters, des Hochseligen Königs Majestät betrogen." Aber weder Napoleons Beredsamkeit noch seine Macht schüchterten Louis und Josef soweit ein, daß sie in der Adoptionsfrage nachgaben, und Josefs Trotz ging so weit, daß er drohte, sich nicht an den Krönungsfeierlichkeiten betheiligen zu wollen. Napoleon hielt es für klug, die beiden Ehrgeizigen nicht zum Aeußersten zu treiben, denn die neu begründete erbliche Monarchie präsentirte ihre Erblichkeit von einer gar sonderbaren Seite, wenn bei der großen Inaugurationszeremonie weder Josef noch Louis, noch Lucian, noch Jérôme neben dem Throne stand, so daß die Dynastie keinen weiteren Stammhalter aufzuweisen hatte als den kinderlosen Kaiser selber.

Im Hinblick auf die Möglichkeit eines derartigen Skandals gab Napoleon ganz bedeutend nach und ordnete an, daß in dem betreffenden Senatuskonsult das von ihm beanspruchte Adoptionsrecht mit den Erbfolgeansprüchen seiner Brüder in Einklang gebracht werden solle: „Napoleon Bonaparte", so hieß es in Folge


Digitized by Google

dessen in jener öffentlichen Urkunde, „kann die Kinder oder Enkel seiner Brüder adoptiren, vorausgesetzt, daß sie das 18. Lebensjahr vollendet haben.“ Da Charles Napoleon, wie gesagt, erst zwei Jahre zählte, so mußte das Senatuskonsult, wie Napoleon annahm, Josef und Louis zu großer Befriedigung gereichen, weil die Rechte der beiden Prinzen sich nunmehr 16 Jahre lang einer indirekten aber durchaus wirksamen Garantie erfreuten. Napoleon hatte aber nicht mit der Halsstarrigkeit seiner Brüder gerechnet, welche, mit dem ihnen gezeigten weitgehenden Entgegenkommen nicht zufrieden, den Kaiser weiter zu chikaniren beschlossen. Josef war seit der Aera Robespierre verheirathet mit Marie Julie Clary, Tochter eines Marseiller Großkaufmanns, einer Dame, welche von ihrem Gemahl wie von Napoleon mit Recht hoch geachtet wurde. Eine Schwester, Désirée, hatte Napoleon während der Schreckenszeit selber heirathen wollen, sie hatte sich dann später mit Bernadotte vermählt, und ist die Stammmutter der modernen schwedischen Dynastie geworden. Napoleon berief zur Festsetzung der Details der Krönung eine Konferenz, welche aus Josef, Louis und den beiden gewesenen Mitkonsuln Napoleons, Cambacères und Lebrun, bestand. Als die Krönung der Kaiserin zur Diskussion gestellt wurde, nahm Josef das Wort und protestirte dagegen, daß Josefine mitgekrönt würde, und zwar mit der Motivirung, die genannte Zeremonie würde seine Interessen schädigen, weil sie Louis' und Hortenses Kindern eine Vornehmheit verschaffe, welche seiner Nachkommenschaft abginge. Kröne man die Gemahlin des Kaisers, so mache man dadurch Louis' Kinder zur Deszendenz einer Kaiserin, während seine eigenen die Deszendenz einer Bürgerin blieben.

Diese Aeußerungen waren sicher eine große Frechheit, und Napoleon hörte sie auch mit der größten Ungeduld an, aber er bezwang sich und blieb während der Konferenz, welche sich natürlich nicht abhalten ließ, die Krönung der Kaiserin zu beschließen, ruhig. Erst einige Tage später sprach er sich einer dritten Person gegenüber in Bezug auf den wüsten Ehrgeiz Josefs aus. Dieser Ehrgeiz mußte den Kaiser um so mehr erregen, als der gefährliche Bernadotte Josefs Schwager war: „Daß er zu mir von seinen Rechten und Interessen redet“, sagte der Kaiser, „das verletzt mich an meiner empfindlichsten Stelle. Nichts wird das aus meinem Gedächtniß auszulöschen vermögen; das ist, wie wenn er zu einem leidenschaftlichen Liebhaber gesagt hätte, er hätte seine Geliebte

Digitized by Google

ge . . . . . ., oder nur, er hoffe, bei ihr Glück zu haben. Es würde ihm nichts helfen, wenn er am Morgen nach diesem Geständniß wieder käme und sagte, er habe nur einen Witz machen wollen; er würde die Wunde nun einmal geschlagen haben. Meine Geliebte ist die Macht. Ich habe für ihre Eroberung zu viel gethan, um zu dulden, daß man sie mir streitig macht oder sich nur lüstern nach ihr zeigt. Sie werden vielleicht sagen, daß die Macht mir von selber gekommen sei, aber ich weiß, was sie mich an Strapazen, an schlaflosen Nächten, an Denkarbeit gekostet hat. Vor 14 Tagen würde ich noch nicht daran gedacht haben, ihm 'was zu thun, aber von heute an soll ihm nichts mehr hingehen. Mit den Lippen will ich ihn freundlich anlächeln, aber er hat meine Geliebte ge . . . . . .!"

Der Kaiser glaubte bestimmt, daß diese Drohungen, zu Josefs Ohren getragen, den Prinzen einschüchtern und ihn veranlassen würden, seine gehässige Opposition aufzugeben. Aber die eigene Familie respektirte den Kaiser viel weniger als das zitternde Europa; sie betrachtete den Helden mit den Augen seines Kammerdieners und verließ sich im Uebrigen auf den oft bewährten Familiensinn Napoleons. Ein gewisser Jaucourt, ein vertrauter Freund Josefs, hatte die Courage, zu Fouché, also zu dem Polizeiminister, zu sagen, es wäre doch ein Affront für die Prinzessin Josef, daß sie als eine anständige Frau bei der Krönung so einer wie Josefine die Schleppe tragen solle. Auf die Bemerkung Fouchés, diese Opposition entspränge doch offenbar ganz anderen Beweggründen als dem moralischen Widerwillen, vermochte Jaucourt nicht recht etwas zu erwidern. Noch rücksichtsloser als Josef und seine Freunde äußerte sich Louis über seine Schwägerin und Schwiegermutter, indem er das gesammte Vorleben der zu krönenden Kaiserin durch die krassesten Ausdrücke öffentlich illustrirte.

Der Kaiser hielt zur endgiltigen Fixirung des Krönungszeremoniells in Saint-Cloud einen letzten Conseil ab, an welchem die Prinzen, die Großwürdenträger, die Großoffiziere der Krone und einige Minister theilnahmen. Die Diskussion verlief sehr ruhig, bis Josef das Wort erbat und die Versammlung ersuchte, sich gegen die Bestimmung des Zeremoniells auszusprechen, daß die Prinzessinnen der Kaiserin die Schleppe tragen sollten. Jetzt kam es zwischen den beiden Brüdern zu einem heftigen Streit, der aber keineswegs mit einem Siege Napoleons endigte, denn als Josef dem Kaiser anbot, daß er mit seiner Frau überhaupt nicht an der Krönung

Digitized by Google

theilnehmen sondern sich irgendwohin nach Deutschland ins Privatleben zurückziehen wolle, zeigte sich Napoleon über diesen Vorschlag sichtlich verblüfft, und die Anwesenden konnten wahrnehmen, daß der Kaiser die Bosheit seines Bruders bis auf einen gewissen Grad wirklich fürchtete.

Freilich nur bis auf einen gewissen Grad, denn wenn man Napoleon bis zum Aeußersten trieb, wie Josef das jetzt in seiner sinnlosen Wuth vorzuhaben schien, dann mußte sich bei aller Voreingenommenheit des Kaisers zu Gunsten der Seinigen zwischen den beiden Brüdern schließlich doch die Fabel von dem eisernen und dem irdenen Topfe abspielen. Jene Konferenz war dank dem von Josef hineingeworfenen Erisapfel resultatlos auseinandergegangen. Sechs Tage nachher berief Napoleon seinen ältesten Bruder nach Fontainebleau, wo er den zur Krönung nach Paris kommenden Papst empfangen wollte, und machte hier in ruhigem Tone aber furchtbar ernst, Josef folgendermaßen seinen Standpunkt klar: „Ich habe über die Differenz, welche sich zwischen Dir und mir erhoben hat, viel nachgedacht, und ich will mit dem Geständniß beginnen, daß ich die sechs Tage, welche dieser Hader jetzt dauert, keinen Augenblick Ruhe gefunden habe. Ich habe sogar den Schlaf verloren, und Du allein hast eine solche Macht über mich; ich kann mir kein Ereigniß vorstellen, das mich so hätte aufregen können. . . . Du hast zwischen drei Entschlüssen zu wählen: Erstens kannst Du mir Deine Demission geben und Dich von den öffentlichen Angelegenheiten zurückziehen, aber im Ernst und so, daß Du auf Alles Verzicht leistest. Zweitens kannst Du fortfahren, den Rang eines Prinzen einzunehmen und doch, wie bisher, gegen das von mir angenommene System Opposition zu machen. Drittens kannst Du Dich ehrlich mit mir vereinigen und, gerade herausgesagt, mein erster Unterthan sein.“ Darauf setzte der Kaiser seinem ältesten Bruder auseinander, wie er an ihm handeln würde, wenn Josef sich entschlösse, sich als Privatmann auf sein Landgut Mortefontaine zurückzuziehen. Dann würde er ihm, sagte der Kaiser, ein bis zwei Millionen geben, damit er sich noch eine Besitzung in der Nähe von Turin kaufen könnte; er würde ihm seinem Wunsche gemäß erlauben, in Deutschland und in Rußland Reisen zu machen. Zum Thronfolger, fuhr Napoleon fort, gedächte er in dem bezeichneten Falle den Sohn von Louis zu designiren, mit einer Regentschaft, deren Chef Louis, deren übrige Mitglieder Cambacérès und Lebrun sein würden: „Das

Digitized by Google

System hat seine Mängel, aber es ist in sich abgeschlossen, und was in sich abgeschlossen ist, ist immer gut."

Mit der gleichen unerbittlichen Schärfe und Folgerichtigkeit wie den ersten erörterte Napoleon darauf die beiden anderen Wege, welche dem Prinzen Josef offen blieben: „Der zweite Entschluß", sagte er, „in dessen Sinne Du bisher gehandelt hast, kann von mir nicht länger ruhig mitangesehen werden. Wenn Du Dich weigerst, zur Krönung zu kommen und hier die Dir als Großkurfürst und Prinz obliegenden Funktionen zu erfüllen, während Du trotzdem die Titel und Prärogative zu behalten beanspruchst, dann bist Du fortan mein Feind. Und wo sind Deine Angriffsmittel? Wo ist das Heer, welches Du gegen mich marschiren lassen kannst? Mit wessen Hilfe, mit welchen Kräften willst Du mir das Reich streitig machen? Nicht weniger als Alles würde Dir dazu fehlen, und ich würde Dich vernichten. . . .

Der dritte Entschluß ist der einfachste, der, welcher Dir am wohlsten ansteht, und derjenige, zu welchem Du Dich schließlich wirst bequemen müssen. Ordne Dich der erblichen Monarchie unter, und sei mein erster Unterthan. Du spielst ja eine ganz schöne Rolle, wenn Du der zweite Mann in Frankreich und vielleicht in Europa bist. Alles rechtfertigt sich dann durch die Wichtigkeit des erzielten Resultates, und dieses Resultat — Du übersiehst es noch nicht völlig! Ich bin dazu berufen, das Antlitz der Welt umzugestalten; so glaube ich wenigstens. Schließe Dich also dem System der erblichen Monarchie an, welches Dir so große Vortheile verspricht. Thu' mir meinen Willen, verfolge dieselben Ideen wie ich; schmeichle nicht den Patrioten, wenn ich sie von mir stoße; stoße nicht die Adligen von Dir, wenn ich sie an mich ziehe. Kurz, sei Prinz und schrick vor den Konsequenzen dieses Titels nicht zurück. Wenn Du nach mir zum Thron gelangst, kannst Du, wenn Du willst, zu Deinen Lieblingsideen zurückkehren. Ich bin ja nicht mehr da.

Unter diesen Bedingungen werden wir einträchtig mit einander leben, und ich will Dir gern das Geständniß ablegen, daß ich wünschen würde, Du faßtest den dritten Entschluß, obgleich ich mich zur Noth auch mit dem ersten abfinden könnte, aber ich werde nicht leiden, daß Du den zweiten Weg gehst. Du hast mich verstanden."

Der Prinz hatte in der That verstanden, daß er einlenken mußte, wenn er nicht verlieren wollte: 1. seinen Rang als Prinz, mit welchem eine Apanage von einer Million Franken verknüpft war,

Digitized by Google

2. seine Würde als Großkurfürst des Reiches, welche 333000 Franken per annum einbrachte, 3. das Palais de Luxembourg, 4. die jährlichen Extragratifikationen, welche Napoleon, in Geldsachen recht nobel, besonders gegen seine Angehörigen, überaus reichlich zu bemessen pflegte. Sie hatten dem Prinzen Josef in dem schwebenden Jahre (1804) nicht weniger als 1150000 Franken eingetragen. Josef hatte also bei einem Zusammenstoß mit Napoleon eventuell viel zu verlieren und ebenso natürlich Louis. Deshalb beschlossen Beide, den allmächtigen Bruder nicht weiter zu reizen, sondern die Krönungsfeierlichkeiten durch ihre Theilnahme zu verherrlichen; auch ihren Frauen zu gestatten, daß sie der Kaiserin die Schleppe trugen. Sie sagten sich jetzt, daß ihnen das Senatuskonsult über die Nachfolge im Reich vorläufig zu großer Beruhigung gereichen könnte. Vielleicht lebe Napoleon gar keine 16 Jahre mehr, zumal im Laufe einer so langen Zeit sicher noch manche österreichische und russische Granate in der Nähe des Kaisers krepire, und auch wohl die eine oder andere Höllenmaschine auf seinem Wege aufflöge.

So dachten, wie sich mit ziemlicher Sicherheit beweisen läßt, die dankbaren Brüder; Napoleon jedoch glaubte zuversichtlich an seinen Stern, und wie der junge Fatalist nach seinem ersten siegreichen Feldzuge im Jahre 1796 gesagt hatte: „Ich könnte mich vor einen Wagen mit durchgehenden Pferden werfen und würde doch nicht umkommen," so überließ er auch jetzt die Sorge um die Fortpflanzung der Dynastie ruhig dem Schicksal, das ihm zur Zeit schon zu einem leiblichen Sohn verhelfen würde. Aber, wie die Geschichte der Bekenner der reformirten Konfession beweist, lähmt der Prädestinationsglaube im Occident nicht die Thatkraft sondern befördert sie, und so arbeitete auch Napoleon, nüchtern genug, um jeden Tag auf seinen Tod vorbereitet zu sein, mit nicht zu ermüdendem Interesse an einer möglichst befriedigenden oder möglichst wenig unbefriedigenden Regelung der Successionsverhältnisse seines Thrones. Josefs Prätentionen hätte der Kaiser gar zu gern aus der Welt geschafft, denn jener Prinz war eine so unmilitärische Natur, daß er, ungeachtet sein kaiserlicher Bruder nur geringe Ansprüche an ihn stellte, noch nicht weiter als bis zum Obersten avancirt war, aber ohne für die Obliegenheiten eines solchen das geringste Verständniß zu verrathen. Louis dagegen hatte Napoleon schon zum Divisionsgeneral machen können. Um Frankreich von Josef und seinen vielleicht nicht ungefährlichen Bestrebungen zu befreien, entschloß sich der Kaiser, seinen ältesten Bruder mit der

Digitized by Google

Italienischen Republik zu entschädigen, deren Präsident Napoleon war, und die natürlich auch in ein monarchisches Staatswesen umgewandelt werden mußte. Sich selber in Mailand die eiserne Krone der lombardischen Könige auf das Haupt zu setzen, beabsichtigte der Kaiser der Franzosen damals nicht. Das beweist folgender Brief von ihm an Franz I. (vom 1. Januar 1805): „Im Einklang mit der Regierung der Italienischen Republik habe ich alle meine Rechte auf das genannte Land . . . meinem Bruder Josef abgetreten, den ich zum erblichen König erklärt habe, unter der Bedingung seines Verzichtes auf die französische Krone; wie das im Anfange des vorigen Jahrhunderts in Bezug auf Philipp V. gemacht wurde; in der Weise, daß die beiden Kronen sich niemals auf demselben Haupte vereinigen können."

Napoleon sagte etwas zuviel, wenn er nach Wien schrieb, daß er von seinem ältesten Bruder einen positiven Verzicht gefordert hätte. Zwar lautete die „Pragmatische Sanction", welche von Talleyrand im Verein mit dem Vizepräsidenten der Italienischen Republik, Melzi, entworfen worden war, in Artikel VII: „Indem Prinz Josef die Krone der Lombardei (denn so, nicht Italien, sollte das Königreich Josefs I. heißen) annimmt, verzichtet er für sich und seine Nachkommen auf die Krone Frankreichs." Dagegen statuirte Artikel VIII: „Weil jedoch die Rechte, welche für den Kaiser aus dem Senatuskonsult des 28. Floréal Jahr 12 folgen, keine Einbuße erleiden dürfen, wird verordnet, daß, wenn der Kaiser stirbt, ohne einen leiblichen Sohn zu hinterlassen, ohne einen Adoptivsohn zu hinterlassen, ohne Prinz Louis zum Nachfolger designirt zu haben, oder während der Prinz Louis noch keine majorennen Söhne hat, als erwiesen angenommen werden soll, der Wille des Kaisers sei gewesen, den Prinzen Josef zum Nachfolger auf dem kaiserlichen Throne zu haben, und er wird ihn dann besteigen." Für diesen Fall bestimmte Artikel IX zur Einlösung des Oesterreich gegebenen Versprechens: „Besteigt Prinz Josef den Kaiserthron, so sind Prinz Louis und seine Deszendenz auf den Thron der Lombardei berufen."

Die „Pragmatische Sanction" entzog mithin allerdings Josef sein Erstgeburtsrecht und stellte ihn Louis gleich, enthielt aber keine formelle Verzichtleistung des ältesten Bruders. Virtuell freilich verlor Josef fast jegliche Aussicht auf die Erlangung der französischen Krone, denn daß Napoleon im Falle einer plötzlichen schweren Erkrankung den Divisionsgeneral eher als den Obersten



Digitized by Google

designiren würde, wenn er die verfassungsmäßige Berechtigung dazu erhielt, war klar. Wie angenehm es dem Kaiser war, daß Josef sich bereit zeigte auf die „Pragmatische Sanction" einzugehen, folgt u. A. daraus, daß Napoleon Josefs Staaten noch das Herzogthum Parma hinzufügen wollte. Trotzdem besann sich Josef noch im letzten Moment und lehnte die Krone, welche er schon angenommen hatte, doch noch ab, indem er als Beweggrund angab, daß man nicht aufhöre, den Verzicht auf Rechte von ihm zu fordern, welche die großen Staatskörper und vier Millionen Franzosen ihm übertragen hätten.

Wahrscheinlich würde Napoleon im Vertrauen auf seinen Stern jetzt ebenso nachgegeben haben wie in der Adoptionsfrage, denn er hat ein Jahr später seinem ältesten Bruder das Königreich beider Sizilien übertragen, ohne Zugeständnisse hinsichtlich der Erbfolge in Frankreich von ihm zu verlangen. Aber Josef hatte sich die lombardische Proposition mit seinen liberalen Freunden Röderer, Girardin u. s. w. noch einmal überlegt und war zu dem Entschlusse gekommen, auch unter den günstigsten Bedingungen nicht außer Landes zu gehen, sondern unter allen Umständen vorläufig in Frankreich zu bleiben. Denn wahrscheinlich gab es in nicht zu langer Zeit einen neuen Kontinentalkrieg, und dann war Napoleon der Möglichkeit eines vorzeitigen Todes ausgesetzt, während Josef, welcher keineswegs daran dachte, an der Spitze seines 4. Linienregimentes mitzugehen, sicher Frankreich erhalten blieb. Schon früher hatte Josef in der Wuth, nur ein Werkzeug in der Hand des jüngeren Bruders zu sein, dem frommen Wunsche Ausdruck gegeben, daß Napolione krepiren möchte*), und jetzt besprach er im Kreise seiner Anhänger auf eine sehr unanständige Weise die Eventualität, daß der Zufall einen vernünftigen Kaiser ans Ruder bringen würde, welcher das Reich im Einvernehmen mit den großen Staatskörpern und ohne eine zügellose Eroberungslust regieren würde. Sein Freund, der preußische Gesandte Marchese Lucchesini, schrieb nach Berlin: „Die Freunde der Ordnung und der gemäßigten Ideeen würden die Ergänzung zu den göttlichen Wohlthaten in den Händen zu halten vermeinen, wenn der Tod Napoleons den Prinzen Josef an seine Stelle setzte." Die Geschichtsphilosophie der Röderer und Girardin lehrte also: Die Bändigung der Revolution durch Napoleon war eine göttliche Wohlthat, und die Tödtung Napoleons durch

*) Vergl. meinen ersten Aufsatz über dieses Thema: Pr. Jahrb. Band 94, S. 480.


Digitized by Google

eine österreichische Kugel würde als das Komplement dazu aufzufassen sein.

Auch in seinen Gesprächen mit dem Kaiser selber verrieth Josef ziemlich deutlich seine leidenschaftliche Begierde, den jüngeren Bruder, welchen er beinahe für den Räuber seines Erstgeburtsrechts ansah, möglichst bald zu beerben: „Mein Tod! Immer mein Tod!“ zürnte der Kaiser. „Warum führt man mir den unangenehmen Gedanken immer vor Augen? Mein Tod! Mein Tod! Immer mein Tod! Meinethalben mag nach mir die Welt untergehen, wenn ich immer meinen Tod vor Augen haben soll!“ Napoleons Stimmung wurde nicht dadurch verbessert, daß er erkennen mußte, von seinem Bruder sogar in Bezug auf den schnöden Mammon betrogen worden zu sein, denn Josef hatte auch deshalb die Anträge des Kaisers zunächst scheinbar angenommen, weil er eine neue Extragratifikation herauszuschlagen strebte, und es waren wirklich dem sich ins Fäustchen Lachenden von dem übertölpeltrn, über seine Nachgiebigkeit erfreuten Napoleon 200 000 Franken außerordentliche Zulage bewilligt worden. Schließlich kompromittirte Josefs unerwarteter Refus den Kaiser schwer gegenüber Oesterreich, welchem Napoleon ahnungslos die Thronbesteigung Josefs I. von der Lombardei als unmittelbar bevorstehend angekündigt hatte, während sich jetzt die Trennung der beiden Kronen überhaupt nicht ausführen ließ, da Prinz Louis angesichts der sich bildenden dritten Koalition nicht mehr Lust zeigte, Frankreich zu verlassen, als Josef, der ihn beherrschte. Inmitten der ihm bereiteten Schwierigkeiten hielt sich der Kaiser möglichst eng an das nach Wien hin gegebene Versprechen, indem er durch Talleyrand und die italienische Consulta an Stelle der „Pragmatischen Sanction“ eine in sechs Artikel zerfallende „Verfassung“ entwerfen ließ, welche zunächst das Königreich Lombardei in ein Königreich Italien umtaufte und sodann bestimmte, daß der kleine Napoleon Charles vom Kaiser adoptirt und unter dem Namen Napoleon II. König von Italien werden sollte. Indessen behielt sich der Kaiser der Franzosen die Regentschaft im Königreich Italien so lange vor, bis der König von Italien sein 18. Lebensjahr und damit die Großjährigkeit erreicht haben würde, auch nahm Napoleon die Vormundschaft über seinen Adoptivsohn und dessen Erziehung für sich in Anspruch.

Die bezeichnete Kombination scheiterte an dem kategorischen Veto des Prinzen Louis, welcher, von unbändiger Herrschsucht ver-

zehrt, den Konsens zur Adoptirung seines Sohnes durch Napoleon verweigerte und sich nicht schämte, in einer Konferenz mit dem Kaiser zu erklären, er würde niemals genehmigen, daß Napoleon Charles „zum Schaden seines Vaters" auf den Thron der Lombardei gesetzt würde. Dieser zärtliche Vater war ein gleichermaßen liebevoller Gatte*), welcher die ihm freilich von Napoleon aufgedrängte aber schuldlose Hortense aufs Brutalste tyrannisirte. Um die Bemitleidenswerthe recht zu quälen, stellte ihr niederträchtiger Gemahl sich so, als ob er die scheußlichen Gerüchte über intime Beziehungen zwischen Napoleon und seiner Stieftochter glaube, giftigen Klatsch, welchen man im Seinebabel mit Behagen kolportirte, und welcher von der englischen Presse mit noch größerem Behagen und der ungeheuerlichsten Plumpheit breitgetreten wurde. Auch in jener Konferenz mit dem Kaiser unterstand sich Louis, welcher wieder einmal einen seiner schrecklichen Wuthanfälle hatte, zu sagen, eine so ausgesprochene Napoleon Charles erwiesene Gnade würde die Gerüchte wieder beleben, welche seiner Zeit über jenes Kind verbreitet gewesen wären. Darauf packte ihn der Kaiser beim Kragen und warf ihn zur Thür hinaus.

Seine Familie ekelte ihn an, und er fühlte sich mehr als jemals zu den feineren und sanfteren Beauharnais hingezogen: „Sie sind eifersüchtig auf meine Frau", so charakterisirte er die Seinigen dem Senator Röderer gegenüber, „auf Eugen, auf Hortense, auf Alles, was mich umgiebt. Warum? Meine Frau hat Diamanten und Schulden, sonst nichts. Eugen hat nicht 20 000 Livres Rente. Ich liebe diese Kinder, weil sie sich mir immer angenehm zu machen suchen. Wenn ein Kanonenschuß fällt, ist es Eugen, welcher hingeht und nachsieht, was los ist; wenn ich einen Graben zu passiren habe, ist er es, welcher mir die Hand reicht. Die Töchter Josefs wissen noch garnicht, daß ich jetzt Kaiser heiße; sie nennen mich Konsul; sie glauben, ich haute ihre Mutter. Aber der kleine Napoleon, wenn der vor den Grenadieren her in den Garten läuft, dann schreit er; „Vive Nonon le soldat!" Sie sagen, meine Frau wäre falsch, die Aufmerksamkeiten ihrer Kinder wären berechnet. Nun! Gerade so will ich es haben! Sie behandeln mich wie einen alten Onkel, und gerade das macht mir das Leben angenehm; ich werde alt; ich bin 36 Jahre; ich will Ruhe haben".

*) Vergl. Band 94 dieser Zeitschrift, S. 472.



Eigenthümliche Herzensergüsse des furchtbaren Welteroberers! Er schien es übrigens nicht bei Worten bewenden lassen zu wollen, sondern seinen unbotmäßigen Angehörigen gegenüber zu Thaten entschlossen zu sein. Der damals 24jährige Eugen bekleidete als Generaloberst der Chasseurs in der Armee jenen hohen Rang, welcher seinen bedeutenden militärischen Fähigkeiten entsprach, staatsrechtlich aber war der Stiefsohn des Kaisers ein einfacher Privatmann, kein französischer Prinz, kein fils de France. Nur durch eine formelle Adoption konnte er zu diesem Range aufsteigen, und eine solche faßte Napoleon in der That für ihn ins Auge, ja er gedachte ihn mit noch höheren Ehren zu begnaden. Das lehrt ein im Kreise der höchsten Reichsbeamten ausgearbeitetes Programm (vom 11. Februar 1805), welches folgende Punkte umfaßt:

1. Senatuskonsult, betreffend die Adoption des Prinzen Eugen.

2. Sitzung des Geheimen Rathes behufs Auseinandersetzung des ersten Planes Seiner Majestät mit der Italienischen Republik und dem Prinzen Josef.

3. Senatuskonsult, betreffend die Uebertragung der Herzogskrone von Parma auf den Prinzen Eugen.

4. Senatuskonsult, betreffend die unter gewissen Vorbehalten ins Werk zu setzende Abtretung des Fürstenthums Piombino an die Prinzessin Elisa und ihre Nachkommenschaft.

5. Krönung Seiner Majestät des Kaisers in Mailand unter dem Titel: König von Italien, mit der Klausel des Anfalls der Krone an den von dem Kaiser zu wählenden Prinzen. Wahl und Anfall sind auf die Epoche des Friedens vertagt.

6. Krönung des Prinzen Eugen in Parma; sein oberster Titel ist von Parma, Piacenza und Guastalla herzunehmen.

Napoleon verfügte über Italien also jetzt so, daß er den Duodezstaat Piombino, welcher aus der Insel Elba und einer toskanischen Enklave gegenüber dem genannten Eilande bestand, seiner ältesten Schwester Elisa zudachte, dem Prinzen Eugen jedoch mit der parmesanischen Krone eine moralische Anwartschaft auf das Königreich Italien zu verleihen beabsichtigte. Allerdings wahrte sich der Kaiser freie Hand, auch einen seiner Brüder oder Neffen*) in Mailand einsetzen zu können, wenn er das zur Zeit des

*) Louis hatte inzwischen noch einen Sohn bekommen, Louis Napoleon. (Im Oktober 1804.)

Digitized by Google

Friedensschlusses mit England wollte oder konnte. Wer inzwischen als Vizekönig in der Lombardei regieren sollte, geht aus den uns zu Gebote stehenden Quellen nicht hervor, vermuthlich wird es aber doch wohl der Herzog von Parma gewesen sein.

Vier bis fünf Wochen hielt Napoleon an den skizzirten Ideen fest, dann stieß er auch den dritten Entwurf einer Transformirung der Italienischen Republik wieder um. Obgleich die Bonapartes sich keineswegs gut vertrugen und oft aufs Wüthendste und Pöbelhafteste miteinander zankten, zeigten sie bei anderen Gelegenheiten wieder überaus viel Familiensinn, sodaß die ganze Gesellschaft wie die Kletten zusammenzuhängen schien. So arbeiteten Lätitia und sämmtliche Geschwister unermüdlich an der Versöhnung Napoleons mit Lucian, welcher, aus Frankreich verbannt, mit Frau, Tochter und Sohn in Rom lebte. Der Kaiser war gern bereit, Lucian zu verzeihen und ihn zum Range eines französischen Prinzen zu erheben, vorausgesetzt, daß er sich von der lebenslustigen Bankierswittwe, Madame Jouberthou, scheiden ließ, welche er geheirathet hatte, als sein Bruder schon Staatsoberhaupt war. Nun schrieb Lucian, als Napoleon sich Eugen Beauharnais vollständig in die Arme werfen zu wollen schien, von seiner die Beauharnais wild hassenden Familie bearbeitet, an den Kaiser einen Brief, welcher zwar kein bestimmtes Unterwerfungsversprechen enthielt, wohl aber als eine Erklärung ausgelegt werden konnte, um jeden Preis fils de France werden zu wollen. Dieses Schreiben (vom 1. März 1805) veranlaßte Napoleon, seine Dispositionen nochmals zu verändern. Als er sich in den Senat begab und in feierlicher Sitzung das Statut des Königreichs Italien proklamirte, war von der Adoption Eugens und von seiner Einsetzung in Parma keine Rede mehr. Dagegen wurde die Ausstattung Elisa's mit Piombino verkündet, und das verlesene Statut enthielt folgenden Artikel III: „In dem Augenblicke, in welchem die fremden Heere den Staat Neapel, die Jonischen Inseln und die Insel Malta geräumt haben, wird Kaiser Napoleon die Krone Italiens einem seiner männlichen ehelichen Kinder erblich überlassen, sei es einem leiblichen oder einem Adoptivsohne."

Artikel III bedeutete Oesterreich gegenüber, dem die sofortige Trennung Italiens von Frankreich versprochen war, einen Wortbruch, den der Kaiser, da er die Streitigkeiten in seiner Familie nicht der Oeffentlichkeit preisgeben durfte, sich genöthigt sah, mit nichtigen Vorwänden zu bemänteln: „Das Statut", schrieb er an


Digitized by Google

Kaiser Franz, „ist nicht in allen Stücken meinen Wünschen gemäß ausgefallen, denn ich empfand das sehr natürliche Verlangen, eine für mich so drückende Bürde abzuwerfen. Ich will heute Eurer Majestät wiederholen, daß es mein Wunsch ist, keine Veranlassung zu einem neuen Kriege zu geben, und daß ich bereit bin, die Trennung der Kronen Frankreich und Italien zu verkünden, sobald die Räumung der Inseln Korfu und Malta vernünftigerweise erwartet werden kann. Auf keinen Fall habe ich den Plan oder die Absicht, mit der Krone Frankreichs die Italiens zu vereinigen."

Das waren bloße Ausflüchte und obendrein keine geschickten, denn jener frühere Brief an Franz I., welcher die Trennung der italienischen von der französischen Krone als unmittelbar bevorstehend angekündigt hatte, war vom 1. Januar 1805 datirt gewesen, die Engländer und Russen aber, welche die Nichteinlösung des bezeichneten kaiserlichen Versprechens verursacht haben sollten, standen schon seit 1800 in Malta und seit 1799 in Korfu! Streng tadeln wird man Napoleon wegen der bedenklichen Ausreden, zu welchen er gegriffen hat, allerdings kaum dürfen, denn was sollte er Anderes sagen oder thun? Er wollte Lucian, wenn er seine Frau verstieß, zum Vizekönig von Italien und Herzog von Parma machen, ihn bei Gelegenheit in eine legitime Dynastie hineinheirathen lassen, einen aus einer derartigen Verbindung etwa hervorgehenden Sohn adoptiren und auf den italienischen Thron setzen. Ja, es scheint sogar, daß Napoleon geneigt gewesen ist, unter Modifikation des Artikels III Lucian selber sogleich die Krone zu übertragen, obgleich ein derartiges Arrangement um der beiden älteren Brüder willen sicher nicht zu wünschen war. Napoleon kam mithin dem Kaiser Franz soweit entgegen, wie er das bei der Disziplinlosigkeit seiner Brüder durchführen zu können glaubte.

Die Stellung, welche Napoleon der Lucian'schen Linie anzuweisen gedachte, trug insofern einen ziemlich großartigen Charakter, als der König von Italien zugleich Präsident des „Italienischen Bundes" sein sollte. Diese Konföderation beabsichtigte der Kaiser zusammenzusetzen aus dem Könige von Italien mit 2½ Millionen Unterthanen, dem Dogen von Genua mit 400 000 Unterthanen, der Fürstin von Piombino und Lucca mit 126 000 Unterthanen, dem Fürsten von Parma mit 130 000 Unterthanen, dem Fürsten von Piacenza mit 227 000 Unterthanen, dem Fürsten von Bardi mit 76 000 Unterthanen. So wäre ein Bundesgebiet mit 3½ (heute gegen 8) Millionen Einwohnern entstanden, das mit Hilfe von

Digitized by Google

Matrikularbeiträgen ein Bundesheer unterhalten sollte. Die Staatsoberhäupter von Parma, von Piacenza, von Bardi vererbten, nachdem sie vom Kaiser einmal gewählt worden waren, ihre Staaten im direkten Mannesstamm weiter, aber zum Unterschiede von dem souveränen Königreich Italien mußte in den anderen Ländern jeder Thronbesteigung erst die im Senat zu ertheilende Investitur von Seiten des Kaisers der Franzosen vorangehen, und die sämmtlichen Fürsten blieben für ewige Zeiten Vasallen der Krone Frankreichs.

Ein überaus künstliches Staatensystem, wenigstens nach unseren modernen Begriffen, welche das Selbstbestimmungsrecht der europäischen Völker anerkennen! Was die Inhaber der neu zu errichtenden Thrönchen anbetraf, so war außer der Fürstin von Piombino einstweilen allein der Doge von Genua designirt. Diese uralte historische Würde sollte auf Lebrun übergehen, welcher unter der Republik dritter Konsul gewesen war und unter dem Kaiserreich auf eine seinem früheren Range als Staatsoberhaupt entsprechende Weise geehrt wurde. Abgesehen jedoch von der Auswahl der übrigen zu fürstenden Persönlichkeiten hatte die Maßregel alle Stadien einer eingehenden Berathung durchlaufen und war bereits in die Form eines Dekretes gebracht worden, welchem zu seiner gesetzlichen Kraft nichts als die Unterschrift des Kaisers fehlte. Und daß diese vollzogen wurde, hing von weiter nichts mehr ab als ganz allein von der Unterwerfung und Thronbesteigung Lucians. In eben diesen Tagen verstieß der aus Amerika zurückgekehrte Jérôme, sich dem eisernen Willen seines Bruders beugend, seine hochschwangere Gemahlin. Ich habe in meinem ersten Aufsatze den Charakter Lucians genau geschildert, wie oft dieser wilde und bösartige Mensch sich seinem genialen Bruder gegenüber durch zügellosen Ehrgeiz zu wüstem Trotz verleiten ließ, und wenn er sich jetzt weigerte, den fils de France und die Anwartschaft auf das Königreich Italien durch die Aufopferung seiner Familie zu erkaufen, so treten wir ihm, der ein ziemlich ruchloser Jakobiner, ein ziemlich korrupter Diplomat und Anderes dergleichen mehr gewesen ist, wohl nicht damit zu nahe, daß wir seine Handlungsweise aus einer Mischung von unreinen und reinen Motiven ableiten. Im Uebrigen wird es Niemandem einfallen, die Ehrenhaftigkeit der Gesinnung und die Würde der Sprache verkleinern zu wollen, welche in dem folgenden Briefe Lucians an den Kaiser dem Leser entgegentreten: „Mir wird angezeigt, daß Eure Majestät Alles für

Digitized by Google

mich thun will, was mit Ihrem festen Entschlusse vereinbar ist, meine Frau niemals anzuerkennen. Dieser Entschluß, Sire, bekümmert mich tief, weil er mich für immer von der politischen Laufbahn ausschließt, während ich hoffte, daß Eure Majestät mir den Eintritt mit Ehren eröffnen würde. Ja Sire, eine Erhebung, welche die auf meiner theuren Gattin lastende Ungnade der ganzen Welt bekannt machte, würde in meinen eigenen Augen eine Erniedrigung bedeuten; ein Titel, welchen ich nicht mit der Mutter meiner Kinder theilen könnte, würde ein unheilvolles, mein ganzes Leben vergiftendes Geschenk sein."

Napoleon ließ dieses Schreiben durch Talleyrand beantworten, ganz kurze Zeit, bevor er sich in Mailand zum König von Italien krönen ließ. (Am 26. Mai 1805.) Talleyrands Antwort war des Kaisers Ultimatum, und Napoleon sprach sein letztes Wort absichtlich durch den Mund eines Dritten, welcher nicht zur Familie gehörte. Das Ultimatum, welches wegen einiger bei der Eheschließung wirklich vorgekommener aber irrelevanter Formfehler die Ehe Lucians mit seiner Gemahlin für ungiltig erklärte, forderte von Lucian die Scheidung; wäre diese vollzogen, schrieb Talleyrand, dann stände nichts im Wege, daß Lucian mit „Madame Jouberthou" in wilder Ehe lebe, auch dürfe er die Kinder der Genannten als seine illegitimen Kinder anerkennen. Füge sich Lucian den genannten Bedingungen, dann sei es die Absicht Seiner Majestät, Frau Jouberthou und ihre Kinder mit Titeln und Schätzen zu überschütten. Onkel Fesch, dem eifrigsten Anwalt Lucians, setzte der Kaiser noch einmal ausführlich die Gesichtspunkte auseinander, welche ihn bei seinem Auftreten leiteten: „. . . . Ich habe zwei meiner Brüder zu Prinzen gemacht; ich werde auch den vierten (Jérôme) durch ein Senatuskonsult dazu erheben lassen, nachdem die Ursache, welche seine Ausschließung hervorgerufen hatte, weggefallen ist, und ich werde die totale und absolute Ausschließung desjenigen unter meinen Brüdern, welcher der Bestimmung meiner Familie und dem Wohl meines Volkes theilnahmlos gegenübersteht, bekräftigen. . . . Lucian zieht eine entehrte Frau, die ihm ein Kind geboren hat, bevor er mit ihr verheirathet war, die seine Maitresse gewesen ist, während ihr Mann in Sanct Domingo war, der Ehre seines Namens und seiner Familie vor. Er spricht nur die Sprache des Gefühls und der Leidenschaft und ich nur die des Interesses meines Volkes und der Politik, und so werden wir uns nie verstehen, und ich werde nie wissen, was ich ihm antworten soll. . . . Ich bin zu klug und

Digitized by Google

unterwerfe zu unbedingt die Gefühle dem Kalkül der Interessen, deren Pflege mir obliegt, um nicht die Konsequenz jeder Sache zu sehen. Auch ist es mir inmitten der Sorgen aller Art, die auf mir lasten, sehr schmerzlich, da Widerwärtigkeiten zu finden, wo ich nur Freuden erwartet hatte. . . . Ich werde positiv thun, als ob er nicht existirte, da er gestorben ist für die großen Interessen, zu deren Dienst das Geschick mich geschaffen hat. Du kannst Ihm Eines sagen, daß die Frucht meiner Mühen niemals der Frucht einer Frau gehören wird, welche mir so viel Verdruß bereitet hat. Es steht nicht in meiner Macht, ihm den Namen zu nehmen, den er trug, ehe ich ihn berühmt und überhaupt bekannt machte, aber ein Kind, welches geboren wurde, lange nachdem jener Name mein ausschließliches Eigenthum geworden war, soll ihn niemals tragen in den Ländern, welche unter meiner Botmäßigkeit stehen. Mag er mich vergessen, wie ich ihn vergessen werde; er soll aufhören, mir zu schreiben; er soll warten, bis der Dolch eines Meuchelmörders mir den Lebensfaden abgeschnitten hat; dann wird er von der Charakterschwäche der Anderen erhalten, was ihm mein Charakter und meine Macht immer verweigern werden."

Was der Kaiser von dem Vorleben der Schwägerin, welche er nicht anerkennen wollte, sagte, war richtig, aber Josefine war noch viel galanter gewesen als Madame Jouberthou, und im Uebrigen hatte Napoleon als Erster Konsul Lucian mit aller Gewalt bereden wollen, die verwittwete Königin von Etrurien zu heirathen*), eine der galantesten Damen ihrer Zeit. Aber sie war freilich eine Königin und geborene spanische Infantin also eine Bourbon, und der Sinn Napoleons stand nach dem Eintritt der Bonapartes in die Familie der europäischen Fürsten. So wenig wie die stürmischen Antezedentien der Madame Lucian können die rechtlich unerheblichen Formfehler, welche den Abschluß ihrer zweiten Ehe begleitet hatten, zu den entscheidenden Beweggründen für Napoleons intransigente Handlungsweise gerechnet werden**), ihn bestimmte vielmehr zu seiner an Grausamkeit streifenden Härte ausschließlich die Staatsraison. Er erkannte, daß die „vierte

*) Vergl. Masson „Napoléon et sa famille" I. S. 272.

**) Vergl. Masson I. S. 281: „Engager un procès en cassation de mariage eût été un scandale inutile, car Lucian se serait défendu, et, légalement, il ne pouvait être contraint qu'à réparer les omissions qui entachaient son mariage de nullité; encore rien ne prouvait que Mme. Bonaparte la mère fût disposée à intervenir, et Napoléon était sans droit, pour le faire en son propre nom."

Digitized by Google

Dynastie" nur dann von allen Franzosen für legitim angesehen werden würde, wenn es ihr gelang, eines Kaiserhauses würdige Familienverbindungen zu erzielen. Neben den eigenen Großthaten erblickte Napoleon in einer bei günstiger Gelegenheit geschickt einsetzenden dynastischen Heirathspolitik das wirksamste Mittel, um die Rückkehr der Bourbonen allen sozialen Schichten des französischen Volkes überflüssig erscheinen zu lassen, um so zu sagen das Faubourg St.-Germain, welches damals einen recht bedeutenden Anhang in der Nation hatte, zu schleifen. Mit dem größten Eifer hat der Kaiser während seiner ganzen Regierung daran gearbeitet, die adligen Emigranten seinem Regime zu ralliiren; er hat das wieder einwandernde blaue Blut so stark mit höfischen und diplomatischen Posten überhäuft, daß die gesammte neue Gesellschaft einschließlich der Marschälle zu murren und zu spotten anfing. Damit die Bonapartes Frankreich in jeder Beziehung die Bourbons ersetzen könnten, wollte der Kaiser auch keine plebejischen Schwägerinnen haben. Mit Josefine und mit der Gemahlin seines ältesten Bruders, der Tochter des Marseiller Großhändlers Clary, war es eine andere Sache; die waren geheirathet worden, als die Bonapartes noch den Charakter von bloßen Privatleuten trugen, aber seitdem sich das geändert hatte, mußten die Mitglieder des so hoch gestiegenen Geschlechtes der Auffassung Napoleons zufolge ihre persönlichen Neigungen dem Staat zum Opfer bringen. Und dieser Auffassung kann man, mochte sie auch tragische Pflichtenkollisionen zur Folge haben, nur beipflichten; mehr als auf ein paar gebrochene Herzen kam es darauf an, den Franzosen des 19. Jahrhunderts das verloren gegangene nationale Gut, die stabile Regierungsform, wiederzugeben.

Während Napoleon sich in Mailand krönen ließ, weilte Lucian mit seiner Familie in Pesaro in der Mark Ancona, also auf dem Gebiete des Kirchenstaates, mit dessen Beherrscher er aufs Engste befreundet war. Zwischen Pesaro und Mailand fand ein unablässiges Kommen und Gehen von Kurieren statt, aber die Zeit verging damit ohne Frucht, und Napoleon hatte Eile, die italienische Frage zu lösen. Die Krönungsfeierlichkeiten hatten stattgefunden und waren glänzend verlaufen; Europa wartete mit Spannung auf die Organisation, welche das neu geschaffene Königreich erhalten würde. Aber das von Napoleon mit aufrichtiger Sehnsucht erwartete brüderliche Unterwerfungsschreiben wollte nicht einlaufen. Zwischen der Krönung und dem Wiederzusammentritt des ver

tagten gesetzgebenden Körpers lagen zwölf Tage, welche der Kaiser seinem Bruder als letzte Frist einräumte, um sich zu besinnen. Unterdessen bestürmte die ganze Familie Bonaparte, Lätitia, die Brüder, die Schwestern den unbeugsam pflichtgetreuen Gatten und Vater in Pesaro, denn es handelte sich darum, den Beauharnais den Weg zur Größe zu versperren und ferner darum, in einem dritten französischen Prinzen einen Bundesgenossen für den Kampf zu erlangen, welchen Mutter und Geschwister mit unermüdlicher Zähigkeit gegen „Napolione" führen, um immer mehr Millionen und Titel aus ihm herauszuschlagen, um Frankreich wie eine unsichere Privatdomäne zu Raubbau und Ausschlachtung ausgeliefert zu erhalten.

Aber die Liebe zu den Seinigen war neben dem Egoismus die stärkste Empfindung, deren Lucian fähig war. Zu einer Kollision der Pflichten ist es bei ihm nicht gekommen, denn er entbehrte jeden Gemeinsinns, und es war ihm gleichgiltig, ob das Kaiserreich sich befestigte oder zum Teufel fuhr. Indessen, er war Vater, er vertheidigte den Namen und die Ehre seiner Kinder, er wollte sie nicht opfern, er wollte die Frau nicht verstoßen, welche er liebte. Von diesen respektablen Gefühlen und daneben von einem tollen Haß gegenüber dem Bruder, welcher ihn zu beherrschen beanspruchte, geleitet, ließ Lucian die ihm bewilligte Bedenkzeit ungenützt verstreichen.

Napoleon mußte also seine Wahl auf einen andern Vizekönig lenken. Es konnte an drei Kandidaten gedacht werden, nämlich an Napoleon's Schwager Murat, an Eugen und an Jérôme. Murat indessen war zum Statthalter über ein so beträchtliches Königreich vorläufig kaum qualifizirt, denn er hatte unter dem Konsulat als Oberbefehlshaber sämmtlicher in der apenninischen Halbinsel stehenden französischen Truppen Tendenzen verrathen, welche an Hochverrath streiften. Demgemäß stand Napoleon vor der Alternative, entweder Eugen zum Vizekönig von Italien zu proklamiren oder aber den noch absolut unreifen 21jährigen Jérôme. Der Kaiser zog Eugen vor und ernannte ihn zum Vizekönig. Die Annäherung oder scheinbare Annäherung Lucians hatte indessen einen so starken Eindruck auf Napoleon gemacht, daß von der Adoption Eugens vorläufig keine Rede weiter war, und auch zum Herzog von Parma, Piacenza und Guastalla wurde der Stiefsohn des Kaisers nicht erhoben, vielmehr traten die genannten Landschaften unter einen Generaladministrator, um in

Digitized by Google

dieser offenbar provisorischen Verfassung eine Lucian fortwährend hingehaltene Lockspeise zu bilden. Eugen war also in seiner neuen Würde nichts als ein jeden Tag absetzbarer Beamter, und Artikel III des Statuts hatte auf ihn, da er nicht adoptirt wurde, schlechterdings keine Beziehung mehr.

Wie Napoleon keine seiner auf die Ordnung der italienischen Verhältnisse gerichteten Kombinationen durchgesetzt hatte und schließlich genöthigt gewesen war, eine ihm minder genehme Persönlichkeit in Mailand zu installiren, so wurde auch aus dem Italienischen Bund nichts. Zwar die Einsetzung Elisas in Piombino kam zu Stande, und man bewog auch die kleine toskanische Republik Lucca, welche gleichfalls in eine Monarchie verwandelt werden sollte, die Prinzessin Elisa zu ihrer Fürstin zu erwählen. Aber der geplante staatsrechtliche Konnex zwischen dem Königreich Italien einerseits und Parma, Piacenza und Bardi andererseits unterblieb, und die ligurische Republik wurde sogar kurzer Hand in Frankreich einverleibt. Ich habe schon zu Eingang meines ersten Aufsatzes über das Masson'sche Werk ausgesprochen, daß unser Autor unter die gelehrten Sammler, nicht unter die kritischen Köpfe zu rechnen ist. Er giebt sich sehr häufig mit Kleinigkeitskrämerei ab und läßt sich gelegentlich zu den allerhaltlosesten Urtheilen verleiten. So erblickt er in der geschilderten italienischen Politik des Kaisers die vorbereitenden Schritte zur Herstellung der nationalen Einheit Italiens. In Wirklichkeit würden patriotische Italiener, wenn sie irgendwie versucht hätten, ihre Ideale zu verwirklichen, rasch zu ihrem Schaden erkannt haben, daß der General Bonaparte die nationalen Aspirationen auf der apenninischen Halbinsel nur erweckt hatte, um sie zu benutzen, nicht um sie zu befriedigen. „Was ich gewollt habe, hätte an meiner Stelle jeder Andere auch gewollt, die Weltherrschaft", so hat Napoleon auf St. Helena gesagt. Der Imperator mußte die Eroberungen der französischen Republik, also nicht nur das linke Rheinufer, sondern auch Italien, Holland und die Schweiz, in irgend welchen Formen festhalten, sonst würden ihn die Franzosen einfach weggejagt haben, selbstverständlich und mit Recht. Napoleon, der übrigens auch gesagt hat: „Seiner geographischen Lage nach muß Italien entweder herrschen oder beherrscht werden", war mithin der natürliche Gegner der Einheit Italiens. In späteren Jahren, als sich in Deutschland eine nationale Bewegung gegen ihn zu organisiren begann, ist er einmal mit dem Projekt umgegangen, die Hansestädte mit dem König

reich Holland zu vereinigen „pour dépayser l'Allemagne". Der entsprechenden Tendenz, „de dépayser l'Italie", gemäß annektirte der Kaiser der Franzosen nach Piemont nun auch Ligurien, und setzte er seine älteste Schwester in Lucca als Vasallin der Krone Frankreich ein. Einige Jahre nachher, als seine Macht auf ihren Gipfel gestiegen war, hat Napoleon bekanntlich, anstatt Italien zu einigen, es erst recht gespalten, nämlich in ein nordwestliches, Florenz und Rom umfassendes Drittel, welches einfach französisch wurde, in ein zweites nordöstliches Drittel, das Königreich Italien, und in Neapel unter Murat.

Die Idee Napoleon's, Verwandtschaft zwischen der Familie Bonaparte und den legitimen Dynastien zu stiften, war schon so alt wie das Kaiserreich. Wenige Monate, nachdem er sich zum Kaiser gemacht hatte, lange vor der Krönung in Notredame, beauftragte Napoleon seinen Gesandten in München, Otto: „Sich über den Kurfürsten von Baiern und speziell über seine Tochter zu informiren und zu melden, ob Projekte des Kurfürsten bezüglich der Verheirathung dieser jungen Prinzessin bekannt wären, und welches wohl diese Projekte sein könnten." (Depesche vom 28. Messidor Jahr 12) [12. Juli 1804]). Als nun ein neuer französisch-österreichischer Krieg ausbrach (im Herbst 1805), in welchem die süddeutschen Mittelstaaten mit Frankreich gingen, nahm Napoleon mit der ihm eigenthümlichen Rührigkeit seine Heirathspolitik auf der Stelle in ernstlichen Angriff. Der kaiserliche Kammerherr de Thiard, ein Herr von sehr altem Adel, begab sich im Auftrage seines Souveräns an den Hof des Kurfürsten Maximilian Josef, um eine Verbindung zwischen der Prinzessin Augusta und Eugen Beauharnais vorzuschlagen. Denn Eugen war zur Zeit die einzige dem Kaiser für seine Heirathspolitik zur Verfügung stehende Persönlichkeit, da er Jérôme, aus dem er nach wie vor einen Admiral zu machen beabsichtigte, wieder auf See schickte. Im Kampfe mit der englischen Marine, auf kühnen Kreuzerfahrten mochte „Immer Lustik" zunächst etwas männlicher werden, während über die Affaire Patterson unterdessen einiges Gras wuchs. Die Wittelsbacher nun gingen auf die ihnen angetragene intime Verbindung mit dem neuen Hause Frankreich keineswegs mit Empressement ein. Zunächst konnte die Unterhandlung nicht dadurch gefördert werden, daß die Oesterreicher, der französischen Armee zuvorkommend, Baiern besetzten und den Kurfürsten zwangen, sich mit seinem Heere nach Würzburg zurück-

Digitized by Google

zuziehen. Dann war die Prinzessin Augusta ein sehr schönes Mädchen, bereits verlobt und zwar mit dem Erbprinzen Karl von Baden, den die siebzehnjährige junge Dame liebte oder sich zu lieben einredete. Der Gedanke, in die bonapartische Abenteurerfamilie eintreten zu sollen, war ihr im höchsten Maße widerwärtig. Sie stand in einem guten Verhältnisse zu ihrer Stiefmutter, welche, noch jugendlich, die Schwester des Erbprinzen war, und welche die Heirath zwischen ihrem Bruder und ihrer Stieftochter leidenschaftlich betrieb. Die Mutter der Kurfürstin von Baiern und des Erbprinzen von Baden, die Markgräfin von Baden, war eine geborene Prinzessin von Hessen-Darmstadt; ihre Schwestern waren die Erbprinzessin von Hessen-Darmstadt, die Herzogin von Braunschweig-Oels und die regierende Kaiserin von Rußland, Gemahlin Alexanders I., und alle diese Damen, ihren armen Sohn und Neffen, den man seiner Braut berauben wollte, bemitleidend, und von der Idee, mit den Bonapartes auch nur im hundertsten Grade verwandt zu werden, choquirt, arbeiteten für Karl und wider Eugen. Mit so vielen und schwer zu überwindenden Hindernissen kämpfend, kam Thiard volle vier Wochen keinen Schritt vorwärts; alle seine Konferenzen mit Montgelas verliefen ergebnißlos. Inzwischen war jedoch die Große Armee von Boulogne nach dem Schwarzwalde marschirt und hatte Mack auf Ulm zurückgedrängt. Unverzüglich beutete Napoleon diese vorerst noch mäßigen militärischen Erfolge auf dem Terrain des bairischen Hofes diplomatisch aus, indem er durch Talleyrand (am 8. Oktober 1805) folgende Depesche nach Würzburg schicken ließ: „Der Kaiser hat gezeigt, daß er das Haus Baiern protegiren will, er kann keine bessere und sicherere Garantie für die Dauerhaftigkeit seiner Gesinnungen geben. Der Kaiser hat keinen Prinzen seines Namens, welcher verheirathet werden könnte . . . Was die Folgen eines etwaigen Refus betrifft, so brauche ich sie wohl nicht zu analysiren und im Einzelnen nachzuweisen, damit der Kurfürst von Baiern mich versteht. Noch schlimmer als ein Refus würde eine Indiskretion sein; ihr Offenkundigwerden würde das Tempo des Verderbens, welches der Kurfürst über sein Haus heraufbeschwören würde, rapide beschleunigen.“

Also auch wenn Maximilian Josef über den von seiner Tochter ertheilten Korb reinen Mund hielt, beschwor er das Verderben über sein Haus herauf; Indiskretion beschleunigte nur das Tempo einer Katastrophe, welche auf jeden Fall unvermeidlich

Digitized by Google

war, wenn die Prinzessin nicht geopfert wurde. Wahrlich eine stürmische Brautwerbung! Auf der anderen Seite aber — welche glänzenden Aussichten eröffneten sich vor dem trunkenen Auge des Kurfürsten, wenn Prinzessin Augusta als eine moderne Andromeda dem Drachen der Revolution ausgeliefert wurde. Kurz nachdem jene Talleyrand'sche Depesche in Würzburg angekommen war, erfuhr man am Main auch, daß das Korps Bernadotte, die geschlagenen Oesterreicher vor sich hertreibend, in München eingerückt war. Dann kam die ungeheuere Botschaft von der Kapitulation Macks. Wenn Baiern sich Frankreich gefügig erwies, durfte es unter den obwaltenden Umständen auf eine ganz außerordentliche Erweiterung seines Staatsgebiets, ja vielleicht auf die Erlangung der Königswürde rechnen. Erwies man sich aber Frankreich nicht gefügig, dann wurde man möglicherweise weggejagt. In diesem Dilemma entschloß sich Maximilian Josef, lieber seine Tochter zu opfern als sein ganzes Haus. Minister von Gravenreuth reiste im Auftrage des Kurfürsten dem kaiserlichen Hauptquartier nach, traf es in Linz und machte hier mit Napoleon die Heirath ab. Dieser veranlaßte darauf die Kaiserin Josefine, welche während des Feldzuges in Straßburg residirte, am Münchener Hofe einen Besuch zu machen: „Sei artig," schrieb der Kaiser seiner Gemahlin in Bezug auf ihr Verhalten in dem zu passirenden Stuttgart, „sei artig, aber laß Dir alle Ehrenbezeigungen erweisen. Man schuldet Dir Alles, aber Du schuldest nur aus Artigkeit etwas. Die Kurfürstin von Württemberg ist die Tochter des Königs von England; sie ist eine gute Frau; Du mußt sie freundlich behandeln, aber ja ohne besonderes Entgegenkommen."

Wer meinen ersten Essay über die Napoleoniden gelesen hat, weiß, wie sehr Napoleon den Takt und die gesellschaftlichen Talente Josefines bewunderte, und daß die unleugbar aufrichtige Liebe des Kaisers zu seiner Gemahlin hauptsächlich in dem Respekt wurzelte, welchen der korsische Barbar vor der französischen Salonlöwin empfand. Auch die oben genannte Kurfürstin von Würtemberg vermochte sich dem Zauber, welcher in Josefines Grazie lag, nicht zu entziehen: „Ihr Lächeln ist wirklich reizend," schrieb sie nach der Durchreise der Kaiserin der Franzosen an ihre Mutter, die Königin von England. An den Münchener Hof brachte die Kaiserin eine Empfehlung mit, welche geeignet war, einen stärkeren Eindruck zu machen als ihr reizendes Lächeln, denn ungefähr gleichzeitig mit

Digitized by Google

ihr kam die Nachricht von der Schlacht bei Austerlitz. Trotzdem gewann Josefine rasch den Eindruck, daß Prinzessin Augusta nach wie vor sehr wider Willen ihre Schwiegertochter wurde und die entsprechende Empfindung hatte auch Duroc, welcher aus Schönbrunn in München erschien, um den offiziellen Antrag zu machen, obgleich, wie der Kaiser hinzufügen ließ, ihm inzwischen eine Erzherzogin angeboten wäre. Augusta sträubte sich um so mehr gegen die Verbindung mit Eugen, je näher die Stunde der Verlobung rückte, und trotz der sichtbaren Ungeduld Durocs gingen dadurch mehrere Tage verloren. Endlich schrieb Maximilian Josef, welcher die Einlösung seines verpfändeten Wortes nicht länger hinausschieben konnte, seiner Tochter, um sich „den Schmerz einer für seine zerrüttete Gesundheit gar zu schädlichen Unterredung zu ersparen", folgenden Brief: „Wenn es nur den Schimmer einer Hoffnung gäbe, meine theure und innig geliebte Auguste, daß Du jemals Karl heirathen könntest, dann würde ich Dich nicht auf den Knieen bitten, zu entsagen; ich würde noch weniger darauf bestehen, mein liebes Kind, daß Du Deine Hand dem künftigen König von Italien reichtest, wenn diese Krone nicht beim Friedensschlusse von allen Mächten garantirt werden würde, und wenn ich nicht alle die guten Eigenschaften des Prinzen Eugen genau kennte und wüßte, daß er Alles besitzt, was zu Deinem Glück nöthig ist. Denke daran, mein liebes Kind, daß Du das Glück nicht nur Deines Vaters sondern auch das Deiner Brüder machst und das Baierns, welches leidenschaftlich diese Verbindung wünscht. Es kostet mich viel, geliebtes Kind, Dein Herz zu brechen, aber ich rechne auf Deine Liebe und auf die Anhänglichkeit, welche Du immer für Deinen Vater gehegt hast, und Du willst sicher nicht meine letzten Lebenstage vergiften. Bedenke, liebe Augusta, daß ein Refus den Kaiser in demselben Maße in unseren Feind verwandeln würde, in welchem er sich bisher als den Freund unseres Hauses gezeigt hat."

Die Prinzessin antwortete: „Mein innig geliebter und guter Vater! Man zwingt mich, das Wort zu brechen, welches ich dem Prinzen Karl von Baden gegeben habe; ich willige ein, soviel mich das auch kostet, weil die Ruhe eines geliebten Vaters und das Glück eines Volkes davon abhängen, aber ich will meine Hand dem Prinzen Eugen nur reichen, wenn der Friede geschlossen und jener als König von Italien anerkannt worden ist. Ich lege mein Schicksal in Deine Hand; so grausam es sein wird, es wird mir

Digitized by Google

dadurch erleichtert werden, daß ich weiß, daß ich mich für meinen Vater, meine Familie und mein Vaterland geopfert habe. Auf den Knieen erbittet Dein Kind Deinen Segen; er wird mir dazu verhelfen, daß ich mein trauriges Schicksal mit Entsagung zu tragen vermag."

Die junge Dame wollte sich also mit dem Wechsel in der Person ihres Bräutigams zufrieden geben, wenn es der bairischen Diplomatie gelang, sie zur Königin von Italien zu machen, welchem der geschlagene Kaiser Franz soeben Venetien abtreten mußte. Wie wir uns erinnern, war Eugen bisher in Mailand nichts als ein jeden Tag absetzbarer Statthalter, welchem auch der Abschluß des allgemeinen Friedens und Artikel III des Statuto gar kein Recht auf die Krone verliehen. Napoleon, welcher nach dem Abschlusse des Friedens von Preßburg in München erschien, erklärte sich hier endgiltig über seine Absichten, betreffend die Versorgung des jungen Paares. Zunächst erhob er Eugen, welcher bis dahin nur ein vornehmer Privatmann gewesen war, zu seinem Adoptivsohn und zum fils de France mit dem Prädikat Kaiserliche Hoheit. Ferner hieß es in Artikel X des Heirathskontraktes: „Seine Kaiserliche Hoheit der Prinz Eugen soll den Genuß des Vizekönigthums Italien mit allen dazu gehörenden Einkünften und Prärogativen haben. Seine Kaiserliche und Königliche Majestät sichert Seiner Kaiserlichen Hoheit und ihrer männlichen Nachkommenschaft die volle und ganze Souveränität zu, sei es über das Herzogthum Parma und Piacenza, sei es über ein anderes Land, welches an Macht und Einkünften ebensoviel werth ist."

Parma war ein schönes Land, aber doch lange nicht das Königreich Italien und auch eine magere Abfindung für Baden. Deshalb machte der Kaiser dem Ehrgeiz der Prinzessin eine weitere Konzession, welche ihr in der That werthvolle Trümpfe in die Hand zu geben schien. Er richtete nämlich an den französischen Senat und an die italienische Legislatur folgende Botschaft: „Wir haben beschlossen, den Prinzen Eugen, Staatserzkanzler Unseres Reiches und Vizekönig Unseres Königreichs Italien, als Unseren Sohn zu adoptiren. Wir berufen ihn nach Uns und Unseren leiblichen und ehelichen Kindern auf den Thron Italiens, und Wir verordnen, daß in Ermangelung, sei es von direkter, ehelicher und leiblicher Nachkommenschaft Unsererseits, sei es von der Seite des Prinzen Eugen Unseres Sohnes, die Krone Italiens auf den Sohn


Digitized by Google

oder den nächsten Verwandten desjenigen unter den Prinzen Unseres Blutes übergehen soll, welcher gegebenen Falles in Frankreich herrscht. Wir erachten ferner als Unserer Würde angemessen, daß Prinz Eugen alle aus der Adoption sich ergebenden Rechte genießen soll, obgleich sie ihm nur Rechte auf die Krone Italien verleiht, denn in keinem Falle und unter keinen Umständen kann die Adoption ihn oder seine Nachkommen berechtigen, Ansprüche auf die Krone Frankreich zu erheben, deren Vererbung vielmehr durch die Reichsgrundgesetze unwiderruflich geregelt ist."

Durch diese Zusatzakte zu Artikel III des Statuto entzog sich der Kaiser also selber das Recht, beim Eintritt des allgemeinen Friedens einen anderen Adoptivsohn zum König von Italien zu machen als den Prinzen Eugen, und da nun ganz Europa wußte, daß leibliche Kinder des Kaisers von der Kaiserin nicht mehr zu erwarten waren, so schien die italienische Krone der Prinzessin nur dann entgehen zu können, wenn Josefine starb, und Napoleon wieder heirathete. Dem Kaiser mehr abtrotzen zu wollen, als dieser zuzugestehen für gut hielt, konnte Maximilian Josef natürlich nicht wagen, und so wurden denn die bezeichneten kaiserlichen Arrangements bairischerseits ohne Weiteres angenommen. Darauf kam Prinz Eugen nach München, und sodann feierten die Ideen von 1789 den Triumph, daß der Sohn des französischen Freudenmädchens mit der bairischen Prinzessin vor den Altar trat (am 14. Januar 1806).

Welche Gedanken mögen Napoleon, welcher der Trauung beiwohnte, wohl in Bezug auf die italienische Succession durch den Kopf gegangen sein? Wir haben gesehen, daß er seine nachträgliche kirchliche Verbindung mit Josefine absichtlich in einer kanonisch fehlerhaften Form vollziehen ließ und folgerten daraus, daß ihm die Idee der Scheidung schon vom Tage der Errichtung seiner Dynastie an vorgeschwebt hat. Wenn er sich bei der Versorgung seines Stiefsohns die freie Verfügung über die italienische Krone im Hinblick auf die Eventualität vorbehielt, daß ihm noch leibliche Söhne bescheert werden könnten, so darf man aus der Totalität seiner Familienpolitik schließen, daß ihm bei der bairischen Transaktion nicht nur der frühzeitige Tod Josefines und seine Wiederverehelichung als mögliche Ereignisse vor Augen getreten sind, sondern daß er auch in der Tiefe seiner Brust an dem Gedanken der Scheidung fortgesponnen hat.

Digitized by Google

„Bis zur Krönung in Mailand", sagt Masson, „hat Napoleon die souveränen Stellungen denen reservirt, welche seines Blutes sind". Da Lucian sich damals der Laufbahn versagte, welche er ihm zuwies, und Jérôme noch nicht reif war, mußte der Kaiser den in Italien nöthigen Vizekönig einer fremden Familie entnehmen. Eugen hat nun seine Erwartungen nicht betrogen und den Versuch gerechtfertigt. Nicht nur daß er sich unterwürfig und respektvoll gezeigt hat, sein Glück ist ihm auch nicht zu Kopfe gestiegen, und er hat nahe dem Thron die Regeln des Gehorsams und der Subordination beobachtet, welche ihm in der Armee anerzogen worden waren. „Er hat verstanden", sagte der Kaiser, „durch Güte zu regieren und unseren Gesetzen Liebe zu erwerben . . . Er hat uns ein Schauspiel gezeigt, anziehend in allen seinen Phasen. Wir haben gesehen, wie er unter ganz neuen Verhältnissen Prinzipien in die Praxis überführte, welche Wir während der ganzen Zeit, wo er unter Unseren Augen war, bemüht gewesen sind, seinem Geiste und seinem Herzen einzuprägen". In der That! Der Gegensatz ist schroff zwischen Diesem, welcher ihm nach besten Kräften dient, . . . welcher sich in allem und jedem seinem Geiste anzupassen und seinen Beifall zu verdienen sucht, und Jenen, welche weder zu dienen wissen noch dienen wollen, welche die Ehrenposten unter Murren übernehmen, wie wenn sie ihnen selbstverständlich gebührten auf Grund ihrer Geburt und hinter ihren Verdiensten zurückblieben, und welche, seitdem ihr Bruder sie in sein System hat hineinziehen wollen, es fortwährend gefährdet haben."

Unter diesen Gesichtspunkten mußten dem Kaiser die Beauharnais als sehr geeignete Werkzeuge seiner Familienpolitik erscheinen, und er beschloß, den Erbprinzen von Baden, welchem er die Braut fortgenommen hatte, durch eine Cousine Eugens und Nichte Josefines, Stephanie Beauharnais, Tochter des Senators Claudius Beauharnais, zu trösten. Baden war so wenig wie Baiern in der Lage, refüsiren zu können, und so erlebten denn die Nivelleurs die Freude, nach den Wittelsbachern auch die Zähringer „eingeebnet" zu sehen, indem Karl und Stephanie, welche Napoleon adoptirte, wirklich den Bund der Herzen schlossen. (Im April 1806.) Solche Erfolge seiner Familienpolitik spornten den Kaiser an, auch Jérôme zu verheirathen, welcher als Fregattenkapitän in den amerikanischen Gewässern kreuzte und zur Strafe für seine Jugendthorheiten trotz der Verstoßung seiner Frau nicht fils de France geworden war, sondern fortfuhr, einfach „Herr Jérôme Bonaparte, Bruder Seiner

Majestät", zu heißen. Jetzt erhob ihn Napoleon zum französischen Prinzen und zur Kaiserlichen Hoheit und verlobte „Immer Lustik" zugleich mit der Prinzessin Katharina, Tochter König Friedrichs I. von Württemberg, welche ein Jahr älter als ihr Bräutigam und „mehr gut als hübsch" war. (Im September 1806.)

Kurz nach der Schlacht von Austerlitz (am 2. Dezember 1805) hatte Napoleon das berühmte Dekret von Schönbrunn erlassen, welches verordnete, daß das Haus Bourbon aufgehört hätte, in Neapel und Sizilien zu regieren. Damit wurde ein Thron vacant, welcher den von Mailand an Glanz und Wichtigkeit vielleicht noch übertraf. Es konnte kein Zweifel darüber sein, daß der geeignetste König von Neapel Prinz Josef war, aber Napoleon mußte darauf vorbereitet sein, daß sein ältester Bruder auch dieses Königreich wieder ablehnte, und er schrieb ihm deshalb sehr kurz: „Meine Absicht ist, daß die Bourbonen aufgehört haben sollen, in Neapel zu regieren, ich will auf diesen Thron einen Prinzen meines Hauses setzen, in erster Linie Dich, wenn es Dir paßt, einen Anderen, wenn es Dir nicht paßt." Als dieses Schreiben auffallend lange unbeantwortet blieb, sagte Napoleon zürnend zu General Miot: „Sie reisen ab und werden meinen Bruder sprechen; sagen Sie ihm, daß ich ihn zum König von Neapel machen will, daß er Großkurfürst des Reiches bleiben soll, und daß ich nichts an seinen Beziehungen zu Frankreich zu ändern beabsichtige, aber sagen Sie ihm auch, daß das geringste Zögern, das geringste Schwanken ihn völlig zu Grunde richten wird. Ich habe in der Tiefe meiner Brust schon einen anderen König anstatt seiner ernannt, wenn er ablehnt; ich werde ihn Napoleon nennen; er wird mein Sohn sein. Das Benehmen meines Bruders in Saint-Cloud, seine Weigerung, die Krone Italiens anzunehmen, haben mich veranlaßt, Eugen zu meinen Sohn zu machen. Ich bin entschlossen, denselben Titel noch einem zu geben, wenn er mich wieder zwingt. Alle Regungen des Gemüthes weichen heute der Staatsraison. Als meine Verwandten erkenne ich nur noch diejenigen an, welche mir Dienste leisten. Nicht an den Namen Bonaparte ist mein Glück gebunden, sondern an den Namen Napoleon. Mit meinen Fingern und mit meiner Feder werde ich Kinder machen. Ich kann heute nur diejenigen lieben, welche ich achte. Alle Bande, alle Beziehungen der Kindheit — Josef muß sie vergessen. Er soll sich in Respekt setzen! Er soll sich Ruhm erwerben, sich ein Bein abschießen lassen, dann will ich ihn achten! Er soll auf alle seine alten Ideen ver-

Digitized by Google

zichten, er soll Mühe und Arbeit nicht mehr scheuen! Nur wenn man sich der Arbeit hingiebt, wird man etwas, nicht auf der Hasenjagd in Mortefontaine!“

Es bedurfte dieses drohenden Tones nicht, um Josef zur Annahme Neapels zu bestimmen; er erkannte auch ohnedies, daß es klug war, zuzugreifen. Denn von den österreichischen und russischen Kugeln hatte keine den Kaiser treffen wollen, und dessen Prestige war durch die Schlacht von Austerlitz so gestiegen, daß schwerlich Attentate zu erwarten waren; kurz Napolione krepirte einstweilen wahrscheinlich nicht, und demgemäß erschien es als zweckmäßiger, bis auf Weiteres an die Erledigung des französischen Thrones garnicht zu denken. Uebrigens hatte die Zurückweisung des Königreichs Italien von Seiten Josefs dem Kaiser doch imponirt, sodaß Napoleon von seinen ältesten Bruder dieses Mal nicht forderte, daß er auf sein reichsgrundgesetzmäßiges Successionsrecht verzichten sollte. Josef ließ sich also herbei, den Thron des herrlichen Reiches zu besteigen, welches das südliche Drittel Italiens umfaßte, allerdings einschließlich des erst den Engländern abzunehmenden Siziliens: „Wir wollen“, so sagte Napoleon in dem Dekret, welches Josef die Herrschaft übertrug, „daß die Krone Neapels und Siziliens, welche wir auf das Haupt unseres Bruders Josef Napoleon und seiner Nachkommen setzen, in keiner Weise ihren Erbrechten auf den französischen Thron Eintrag thut; aber es ist gleichermaßen unser Wille, daß die Kronen Frankreich, Italien, Neapel-Sizilien niemals auf demselben Haupt vereinigt werden können.“

Schon nach der Kapitulation Macks bei Ulm hatte Napoleon die ersten Schritte gethan, um auch der batavischen Republik ein Ende zu machen, und nicht lange nach dem Frieden von Preßburg entstand das Königreich Holland unter König Louis I. (am 5. Juni 1806). Zähneknirschend verließ Louis Frankreich, aus welchem er nie gewichen wäre, wenn er nicht gleich Josef die Aussichtslosigkeit fernerer auf diesem Boden zu spinnender Ränke erkannt hätte. Sicher würde er, wenn Jemand ihm zu sagen gewagt hätte, daß er dem Kaiser für Holland dankbar sein müßte, eine derartige Aeußerung mit wildem Hohngelächter und einem Wuthausbruch beantwortet haben; designirter Imperator beanspruchte er zu werden, jeder andere Rang war tief unter seiner Würde und gab ihm nicht die genügende Gelegenheit zur Entfaltung seiner Talente.

Digitized by Google

Mit viel besserer Manier nahmen Murat und Caroline das Großherzogthum Berg an (am 15. März 1806), welches Düsseldorf zur Hauptstadt hatte und ungefähr 600 000 Einwohner zählte. Aber Masson wenigstens hat den Eindruck, daß auch diese Beiden geschwankt haben und zwar im Hinblick auf dieselben großen Gegenstände, von welchen Josef und Louis träumten. „Der Platz eines Gouverneurs von Paris", so interpretirt Masson die Gedanken Murats, „bietet ohne Zweifel große Vortheile; wenn dem Kaiser etwas zustößt, ist man mit einem Sprunge vom Elysée in den Tuilerien; man hat die ganze Garnison und alle Hilfsquellen der Macht in der Hand; aber nach Ulm und Austerlitz wird es wohl einige Zeit Frieden geben; indem sich die Gefahren vom Kaiser entfernten, verminderten sich die Chancen Murats. Beim Warten auf das Glück großen Stiles, welches vielleicht garnicht kommt, riskirt man, das winkende sichere Glück zu verscherzen. Wer kann übrigens hindern, daß der Haushalt sich theilt? Wenn das Ehepaar Staaten hat, braucht ja nur Einer dort zu residiren, der Andere kann in Paris als Beobachtungsposten zurückbleiben. Bliebe das Königreich oder das Fürstenthum zu suchen . . . . . In Italien . . . . . würde der Kaiser niemals seine Zustimmung geben. Er kennt die alten Beziehungen und kann nicht so schnell vergessen, wie Murat die Geschäfte in Mailand geführt hat. Er wird Komplotte und Rivalitäten, wer weiß, vielleicht sogar Bürgerkriege befürchten."

Also auch sie konnten zuweilen von der Weltherrschaft träumen, der tapfere aber kopflose Gastwirthssohn Murat und seine Gemahlin, Napoleons jüngste Schwester, die schöne, ehrgeizige, kluge, feine, intriguante Karoline! Es stand eben noch kein Recht fest in dieser neuen, aus der Revolution hervorgegangenen Gesellschaft; und wenn es zum Wesen der Monarchie gehört, daß es unter ihr einen Platz im Staate giebt, welchen auch der zügelloseste Ehrgeiz nicht zu erringen vermag, so war es Napoleon noch nicht gelungen, eine rechte Monarchie zu gründen. Das erkannte er und fragte unmuthig: „Warum kann ich nicht mein eigener Enkel sein?" Dem Zwecke, sein eigener Enkel zu werden, dienten die von ihm zu Stande gebrachten Heirathen; sie sollten der Dynastie Bonaparte möglichst rasch Patina verschaffen und einen konservativen Zug in die französische Gesellschaft bringen. Wenn der Kaiser aber auch die Familie der europäischen Fürsten zu erhalten gedachte, schon um in sie eintreten zu können, so beabsichtigte er doch mit nichten,

Digitized by Google

die alte Freiheit und Mannigfaltigkeit der europäischen Staatengesellschaft wiederherzustellen und Verzicht auf sein Universalreich zu leisten; im Grunde genommen sollten die Beherrscher Neapels, Italiens, Hollands, Westfalens*) und Bergs weiter nichts als seine Präfekten sein, wie dereinst die Könige und Tetrarchen des Orients lediglich die Statthalter der römischen Cäsaren gewesen waren. Welches das Verhältniß der nominell souverän gewordenen Napoleoniden zum Kaiser der Sache nach war, lehren deutlich die Nebentitel, welche Napoleon ihnen beilegte. „Der König von Neapel und Sizilien hieß: Erblicher Großkurfürst des Reichs; der Großherzog von Berg: Erblicher Großadmiral des Reichs; der König von Holland: Erblicher Connetable des Reichs.“ Denn nicht etwa bloß für die Dauer der eigenen Lebenszeit oder des Krieges gegen England wollte er die Vasallenstaaten in der strengsten Abhängigkeit erhalten, sondern für ewige Zeiten gedachte er das restaurirte Imperium zu begründen. Schon durch Artikel XIV der Reichsgrundgesetze hatte der Kaiser sich das Recht beilegen lassen, für sich allein, „ohne Berathschlagung, Diskussion und Rathserholung“ ein kaiserlich französisches Hausgesetz machen zu dürfen. Jetzt, wo sich an so vielen Punkten Süd- und Mitteleuropas bonapartische Sekundogenituren bildeten, entwarf der Kaiser das bezeichnete Gesetz und sendete es an den Senat zur Eintragung in das Statutenbuch. Es ist kein Wunder, daß Napoleon sich genirt hat, das Gesetz, so wie er es ausarbeitete, in politischen Gremien erörtern zu lassen, welche an den Freiheitsidealen der Revolution wenigstens theoretisch festhielten und auf die Wahrung der liberalen Dehors einen großen Werth legten. Denn die genannte Maßregel stürzte das Haus Bonaparte für immer geradezu in Sklaverei und mit ihm die hohe Aristokratie, auf welche sich in den wichtigsten Punkten seine Geltung auch erstreckte, die Reichswürdenträger und die in den eroberten Ländern zu dotirenden Herzoge, welche Napoleon jetzt zu schaffen unternahm. Das Hausgesetz definirte den Begriff des kaiserlichen Hauses in dem Sinne, daß alle in Frankreich erbberechtigten Prinzen, ihre Gattinnen und ihre Nachkommenschaft dazugehören sollten, ferner die Schwestern des

*) Das Königreich Westfalen mit der Hauptstadt Kassel wurde nach der Niederwerfung Preußens begründet. (Im Oktober 1807). Jérôme, bei allen seinen Fehlern kein bösartiger Charakter, — er hat sich auch zu Josefine immer gut zu stellen gewußt —, nahm die Krone aus der Hand seines Bruders mit Dank an.

Digitized by Google

Kaisers, ihre Gatten und ihre Nachkommenschaft bis ins fünfte Glied, schließlich die Adoptivkinder des Kaisers und ihre Nachkommenschaft. Von allen diesen Personen hieß es kurz und gut: „die Erziehung der Kinder gehört dem Kaiser“. Was die in Frankreich erbberechtigten männlichen Kinder von Bonaparte's anbetraf, so sprach das Hausgesetz das Janitscharenthum dieser Knaben noch bestimmter aus: „Vom 7. bis 16. Jahre werden die erbberechtigten Prinzen zusammen und von denselben Lehrern erzogen, sei es im Palaste des Kaisers oder in einem benachbarten Palais. Die erbberechtigten Prinzen, welche fremde Throne besteigen, sollen gehalten sein, ihre männlichen, 7 Jahre alten Kinder zu schicken, damit sie die gemeinsame Erziehung erhalten.“ Also ein Kranz von jungen Vasallenfürsten in dem neuen Rom, wie einst das hellenistische Prinzengewimmel in dem alten! Daß sich ohne den Befehl oder die Erlaubniß des Kaisers die Prinzen und Prinzessinnen, welches auch ihr Alter sein mochte, nicht aus dem Reichsgebiet entfernen durften, war eine erträgliche Bestimmung, aber daß sich diese Herrschaften ohne Befehl oder Erlaubniß nicht weiter als 20 Meilen von dem kaiserlichen Hoflager entfernen durften, schmeckte doch gewiß recht stark nach orientalischem Despotismus. Folgende Bestimmungen jedoch lieferten die ganze Familie einschließlich der Könige der Willkür des Oberhauptes vollständig aus: „Wenn ein Mitglied des kaiserlichen Hauses sich schlecht beträgt und seine Würde oder seine Pflichten vergißt, kann der Kaiser für eine bestimmte Zeit und für höchstens ein Jahr Haft, Verweisung von seiner Person, Exilirung über dasselbe verhängen.

Nach Einholung der Ansicht eines Familienrathes kann er, je nach der Schwere des Vergehens, eine Strafe von höchstens zwei Jahren Staatsgefängniß aussprechen.

Die Großwürdenträger und die Herzoge sind diesen Bestimmungen gleichfalls unterworfen.“

Ein König von Westfalen oder Holland konnte also jeder Zeit in Frankreich zu Gefängniß verurtheilt werden und noch obendrein ohne gerichtliches Verfahren! Waren das Souveräne oder Präfekten? Im Uebrigen bedachte der Kaiser auch noch, daß seine Verwandten sich in der Hauptsache nur mit Hilfe anderer Personen „schlecht betragen“ konnten, und diese Erwägung bestimmte ihn, den Umgang, welchen seine Familie machte, gleichfalls unter kaiserliche Aufsicht zu stellen: „Endlich“, so lautet die Schlußbestimmung des Hausgesetzes, „kann der Kaiser den Mitgliedern seiner Familie

Digitized by Google

befehlen, aus ihrer Umgebung die Personen zu entfernen, welche ihm verdächtig vorkommen, selbst wenn diese Personen nicht zu ihrem Hofstaat gehören."

Und das Alles war, wie gesagt, nicht gedacht als ein Nothbehelf zur Zusammenfassung aller Kräfte des Kontinents gegen England, sondern als eine permanente Institution des neuen Imperiums. Das kaiserliche Hausgesetz war eine Maßregel zur Verwirklichung der politischen Ideale, welchen Napoleon einige Jahre später in dem Konzept eines an die Spanier und Portugiesen zu richtenden Dekretes in den Worten Ausdruck verliehen hat: „Der Dreizack wird sich mit dem Schwerte vereinen, und Neptun sich mit Mars verbinden, zur Errichtung des römischen Reiches unserer Tage. Vom Rhein bis zum Atlantischen Ozean, von der Schelde bis zum Adriatischen Meere wird es nur ein Volk, einen Willen, eine Sprache geben". Und der Unterwerfung des Occidentes sollten vermittelst eines neuen, die französische Herrschaft und Bildung über das Morgenland verbreitenden Alexanderzuges, die Zerstörung des osmanischen Reiches und der englischen Herrschaft in Indien auf dem Fuße folgen. So schloß sich in Napoleons glühender Phantasie Ring an Ring, bis Dank der Rückwirkung der indischen Katastrophe Britannien wieder kaiserliche Provinz wurde, und die Kette vollendet war, welche die moderne Welt trug.

Napoleon beklagte bekanntlich die radikale Nivellirung aller Standesunterschiede, welche die Revolution bewirkt hatte, und ist mit Versuchen zur Wiederherstellung einer Aristokratie vorgegangen. Folgendes war die soziale Schichtung, welche der Kaiser in seinem Imperium schuf. Zunächst unter ihm standen die Fürsten erster Klasse, die Könige und der Großherzog von Berg, welche zugleich Großwürdenträger des Reiches waren, und welche die ihnen als solchen verliehenen Titulaturen unmittelbar hinter dem Königstitel respektive hinter dem Großherzogstitel führten. Dann kamen die Fürsten zweiter Klasse, nämlich die Fürsten von Lucca und der Fürst von Neuchâtel. Neuchâtel, vom König von Preußen abgetreten, war dem Generalstabschef Berthier verliehen worden, welcher sich als Beherrscher von Neuchâtel Alexander I. nannte. Die Fürsten von Lucca und Neuchâtel waren als souverän anerkannt; sie durften Truppen halten und Münzen prägen wie einst Herodes Antipas von Galiläa und seine Standesgenossen. Aber bei jeder Thronerledigung in den genannten beiden Staaten hatte der Thronerbe aufs Neue beim Kaiser um die Investitur einzukommen und ihm

Digitized by Google

zu schwören, daß er ihm „als guter und treuer Unterthan" dienen würde. Diese Fürsten zweiter Klasse waren also in Wirklichkeit nur halbsouverän. Einen Grad unter ihnen standen als Fürsten dritter Klasse Talleyrand, Fürst von Benevent, und Bernadotte, Fürst von Pontecorvo. Benevent und Pontecorvo waren päpstliche Enklaven im Königreich Neapel, welche zugleich mit diesem Königreich erobert worden waren. Talleyrand und Bernadotte erhielten die genannten Besitzungen des Heiligen Vaters als „unmittelbare französische Kronlehen" mit einer Art von Viertelsouveränität, d. h. mit vollständiger Souveränität nach innen, abgesehen von dem Recht, Münzen zu prägen und dem Recht, Truppen zu halten. Hinter den Fürsten dritter Klasse sollten nach den Intentionen Napoleons 22 Herzoge kommen, Großlehensträger des Reiches, welche der Kaiser mit unbeweglichen in den eroberten Ländern liegenden Besitzungen auszustatten beabsichtigte. Welche Form die Institution der Herzogthümer im Einzelnen annehmen sollte, war dem Kaiser noch nicht völlig klar. Jedenfalls dachte er sich die Fürsten und die Herzoge als die Spitze der gesellschaftlichen Pyramide, deren Basis er aus einer größeren Zahl von Grafen, Baronen u. dgl. zusammensetzen wollte, ohne daß er über das Detail schon damals feste Beschlüsse gefaßt hatte. Jedenfalls behielt er sich durch Verträge mit den die unterworfenen Länder regierenden Napoleoniden für den bezeichneten Zweck unbewegliches Kapital in der Höhe vor, daß es ungefähr 3 Millionen Franken Rente ergab. Rechnet man für jeden in den eroberten Ländern anzusetzenden niederen Adligen 10 000 Franken Grundrente, so konnten mit Hilfe jenes Fonds 300 Generale und Offiziere zu aristokratischen Existenzen gemacht werden. Diese Gedanken Napoleons ergaben sich mit einer gewissen Nothwendigkeit aus seiner Stellung: Der Imperator mußte die zu ihm übergetretenen Republikaner wie auch seine Legaten, Militärtribunen und Centurionen glänzend versorgen; in einer früheren Epoche seiner Laufbahn hatte er sich sogar mit dem Plane von Landanweisungen an seine gemeinen Soldaten getragen.

Sechs von den projektirten 22 Herzogthümern sollten Napoleons Willen gemäß im Königreich Neapel kreirt werden; ein jedes mit 200 000 Franken Rente; u. A. war Massena eine derartige Dotation zugedacht. Niederer französischer Adel war, den von Josef übernommenen Verpflichtungen zu Folge, mit Grundrente im Betrage von 1 Million Franken auszustatten. Diese Ansiedlung von

Digitized by Google

Franzosen im Neapolitanischen beabsichtigte der Kaiser übrigens nicht blos zu dem Zwecke vorzunehmen, um der Armee einen glänzenden Lohn für ihre Anstrengungen zu verschaffen, sondern es bestimmten ihn, welcher so viel Geschichte studirte, auch die Lehren, welche er aus der neapolitanischen Geschichte zog: „Du mußt im Königreich Neapel eine gewisse Zahl französischer Familien mit Lehensgütern ausstatten", schrieb er an Josef I., „welche Du Dir durch das Weggeben eines Theils der Krondomänen verschaffen kannst, oder durch die Depossedirung von Leuten, die gegenwärtig Lehnsgüter haben oder schließlich durch die Einziehung von Klostergütern, unter Verminderung der Zahl der Klöster. Nach meiner Ansicht bleibt Deine Krone unsicher, so lange Du nicht etwa hundert Generale, Obersten und Offiziere um Dich hast, welche Anhänglichkeit an Dein Haus haben und große Lehen in den Königreichen Neapel und Sizilien besitzen. Innerhalb weniger Jahre werden diese Leute in die größten Häuser hineinheirathen, und der Thron wird derart befestigt sein, daß er einer französischen Armee entrathen kann, und auf den Punkt muß es kommen." Napoleon dehnte also seine Heirathspolitik von der jungen Dynastie auf den jungen Adel aus, und mußte es nicht in der That die Gesinnungen des Faubourg St. Germain günstig beeinflussen, wenn die Parvenüs, welche den Marschallstab in ihrem Tornister getragen hatten, sich mit dem edlen Blut der süditalienischen Barone verschmolzen?

Der dritte Band des Masson'schen Werkes schneidet gegen den Schluß hin ein Thema an, welches bisher noch von Niemandem im Zusammenhange und zugleich auf einer genügend breiten archivalischen Grundlage behandelt worden ist, nämlich das Régime der gekrönten Napoleoniden in ihren respektiven Reichen. In den nächsten Bänden werden wir Josef in Neapel und in Madrid, Elisa in Lucca, Ludwig in Amsterdam, Murat in Düsseldorf und in Neapel, Immer Lustik in Kassel an der Arbeit sehen. Das sind wahrlich überaus interessante Themata, und wir sehen der Fortsetzung der hier besprochenen Publikation mit wachsender Spannung entgegen.

Digitized by Google

Der deutsche Wortschatz und die deutsche Kultur.

Von

Friedrich Seiler.

(Schluß.)

Neben dem Lateinischen machte sich schon früh der Einfluß des Französischen geltend. Es ist ein Irrthum, zu denken, daß erst im Zeitalter Ludwigs XIV. unsere Sprache durch die unserer westlichen Nachbarn beeinflußt wurde. Gerade in der Blüthezeit des Mittelalters fand eine wahre Ueberschwemmung durch französische Wörter statt, welche ebenso der Mode angehörten, wie die des 17. Jahrhunderts. In Frankreich bildete sich zuerst das Ritterthum mit seinen Turnieren, seinen konventionellen Anstandsbegriffen, seinen verfeinerten Lebensformen aus, und von Frankreich gelangte dieser moderne Zeitgeist zuerst nach den Niederlanden, wo damals in Brabant, Flandern und Hennegau die Blüthe der deutschen Ritterschaft saß. Von dort aus drang er dann rheinaufwärts nach Schwaben, Baiern und besonders auch nach Oesterreich vor. Mittel- und Norddeutschland blieben so ziemlich frei davon. Die Sachsen galten in der „höfischen" (Uebersetzung des französichen curtois) Zeit als wild und barbarisch, betheiligten sich auch nicht an den Kreuzzügen, sondern hielten es für nützlicher, die ihnen zunächst wohnenden wendischen und preußischen Heiden zu bekämpfen. Daß das Zusammenleben des französischen und deutschen Adels während des zweiten Kreuzzuges (1147—49) wesentlich dazu beigetragen habe, den letzteren mit französischem Modegeist und seine Sprache mit französischen Redewendungen zu erfüllen, ist oft behauptet, aber nicht bewiesen worden. Die beiden Heere waren nur kurze Zeit vereinigt, und die Verhältnisse waren während derselben so trübe, daß man wenig Zeit und Lust für ritterliches Wesen gehabt

Digitized by Google

haben wird. Auch setzt eine so tiefgehende Beeinflussung längere und innigere Berührungen beider Theile voraus.

Das erste Lehnwort, welches wir aus dem Französischen übernommen haben, ist bezeichnenderweise „fein“ aus fin (lat. finitus vollendet), ein Wort, in welchem der neue ritterlich-höfische Geist gleichsam konzentrirt erscheint. Für „fein“ aber galt es damals, „die deutsche Rede mit welschen Wörtern zu streifeln“, worauf sich selbst Leute geringen Standes verlegten. Dieses Einmischen französischer Wörter fand natürlich in allen Dingen, die auf Kampf, Waffen und ritterliche Uebungen Bezug hatten, in hervorragender Weise statt; denn das alles ist spezifisch ritterlich. Daher die Entlehnung von „turniren“ (tournoyer), wovon Vater Jahn später das Verbum „turnen“ bildete, „Platz“ aus place, „galoppiren“ aus galoper, „fehlen“ aus faillir, „hurtig“ d. i. „mit Hurt“ aus altfranzösisch heurt „Stoß“, „Preis“ aus pris. An Waffenbezeichnungen zu nennen sind „Harnisch“ aus altfranzösisch harnais, dem ein keltisches Wort zu Grunde liegt, „Lanze“ aus lance, „Koller“ aus collier. Auch „Pickelhaube, Buckel, Tartsche, Platte, Banner“ rühren von diesen ritterlichen Uebungen her. Der rechte Ritter „verlag“ sich nicht zu Hause bei seiner geliebten Frau, sondern ritt aus auf „Abenteuer“ (aventure, lateinisch adventura Begegniß), und freute sich, wenn ihm eine gütige „Fee“ (aus faie, lateinisch fata Schicksale) helfend zur Seite stand. Dem eigentlichen Kriegswesen gehören an: „Sold“ aus solde, (vom lateinischen Münzausdruck solidus) wovon später sou gebildet wurde, „Rotte“ aus rotte lateinisch rupta, eigentlich der abgebrochene Theil eines Ganzen, „Komtur“ aus (commendor lateinisch commendator „Befehlshaber“). Von besonderer Bedeutung in der Schlacht war die große Sturmfahne, welche zuerst die Mailänder, dann auch andere Heere des Mittelalters auf einem starkgefügten Wagen (carrocio = „Karrosse“) aufpflanzten, der mit Ochsen bespannt war — denn Pferde wären im Schlachtgetümmel zu leicht scheu geworden. So lange dieses Feldzeichen stand, stand auch die Schlacht und das Kriegsvolk. Die Deutschen bildeten daher seinen französischen Namen estendard (von extendere entrollen) um zu „Standhart“ d. i. Stehfest, jetzt „Standarte“. Eine mehr bürgerliche Waffe war die „Armbrust“, eine volksthümliche Verdrehung des lateinischen arcubalista, Bogenwurfmaschine. Sie wurde in den Kreuzzügen gegen die Heiden verwandt und zwar von Fußkriegern, denn beim Spannen mußte man sie auf die Erde stellen und mit den Fuß in dem Bügel treten. Das

Digitized by Google

lateranische Konzil von 1139 verbot den Gebrauch dieser neuen, gefährlichen Waffe gegen Christen — wohl der erste humanitäre Versuch dieser Art, der natürlich ebenso erfolglos blieb, wie all dergleichen internationale Verbote bis zu den Dum-Dum-Kugeln hinab. Im späteren Mittelalter verwandten die Bürger der aufstrebenden Städte die Armbrust mit Vorliebe zu ihren Schießübungen und Schützenfesten. Dabei bedienten sie sich als Schützenkleinodes und Zieles seltsamerweise des indischen „Papageis“, der dem mittelalterlichen Menschen wegen seiner rothgrünen Farbenpracht besonders gefiel. Der alte Name dieses Vogels „Sittich“ (s. o. S. 243) wurde durch die neue Bezeichnung, die erst in und mit den Schützenfesten aufkam, fast gänzlich verdrängt. Das französische papegai aus lateinischem papagallus (vgl. ital. papagallo) bedeutet merkwürdigerweise nichts Anderes als Pfaffenhahn, ist also ein Vogelname wie „Dompfaffe“ und „Kardinal“, wobei die Aehnlichkeit zwischen dem Vogel und dem Geistlichen lediglich in dem bunten, glänzenden Kleid, dem rothen Käppchen u. dgl. zu suchen ist.

Wir sind mit den Schützenfesten zur heiteren Seite des Lebens gelangt und begegnen auch hier fast auf allen Gebieten französischen Lehnwörtern. So „Tanz“ aus danse, „Flöte“ aus flûte vom lateinischen flare blasen, „Posaune“ aus altfranzösisch bussine, „Schalmei“ aus chalumeau. Die Jagd ist repräsentirt durch „Ziemer“ aus cimier, „birschen“ aus berser (vgl. die italienischen Bersaglieri), „Koppel“ aus couple, das Spiel durch „Aß“ aus esse (eins), „Daus“ aus dues (zwei), „Doppeln“ aus doubler (Pasch werfen), in die „Schanze“ schlagen aus chance, eigentlich der Fall, der Würfel, aus lateinisch cadentia das Fallende, dann Glücksfall überhaupt, die Tafelfreuden durch „Sauce“ aus salce (gesalzene Brühe), „Pastete“ aus pasté eigentlich gekneteter Teich. Ja selbst die französischen Ableitungssilben —ei— ieren und -lei sind damals zu dauernden Wortbildungsmitteln unserer Sprache geworden, z. B. „Jägerei, Bäckerei, turnieren, schattieren, allerlei, mancherlei“; das —lei ist nichts Anderes als das jetzige französische loi, welches damals Art, Gattung bedeutete.

Aber nicht nur das ritterliche, sondern auch das bürgerliche Erwerbsleben, sowie die Sprache der Verwaltung und des Rechts erhielt damals manchen bleibenden Zuwachs aus dem Französischen. Zu der ersten Gattung gehören beispielsweise „Felleisen“ aus valise Koffer, „Firnis“ aus vernis, eigentlich Glasur, „Franse“ aus frange, „Palast“ aus palais und — was uns auf den ersten Anblick Wunder nimmt — „Maurerpolier“, der nichts mit polieren zu thun hat,

Digitized by Google

sondern mit parler und eigentlich „Parlierer“ d. i. Sprecher heißt. Die Sprache des Rechtes und der Verwaltung wurde bereichert durch „Seneschall, Marschall,“ alte germanische Worte (eigentlich Großknecht und Pferdeknecht), die zu uns aus dem Französischen zurückgeflossen sind, ferner „Vasall“, „Partei“, „Quartier“, „Revier“ aus rivière, eigentlich Gelände am Bach, und „quitt“ aus quitte (lateinisch quietus in der Bedeutung los und ledig).

Das Centralland der damaligen Weltpolitik war aber nicht Frankreich sondern Italien. Zahllose deutsche Heere sind im Mittelalter über die Alpen geströmt, zahllose deutsche Krieger haben ihr Leben lassen müssen auf den Schlachtfeldern Italiens und vor den Mauern seiner festen Städte. Die Deutschen lernten dort „Cypressen, Oliven, Mandeln, Granatbäume“ und in den Maremmen Unteritaliens auch „Büffel“ (aus bubalo) kennen; sie lernten den Senf mit Most anmachen, „Mostert“ oder „Mostricht“ aus mostarda, sie lernten statt ihrer groben Kriegerschuhe leichtes, elegantes Schuhwerk tragen, die „Stiefel“ aus stivale, was aus aestivale gekürzt ist, eigentlich sommerliche Fußbekleidung. In diesen feinen Stiefeln „spazierten“ die Italiener Abends auf den wohlgepflasterten Plätzen ihrer Städte, und die Deutschen machten es ihnen bald nach und übernahmen das Wort spaziare in ihre Sprache. Auch von den gottlosen und gefährlichen Leuten hörten sie zuerst in Italien, die da behaupteten, die Kirche müsse gereinigt werden von menschlichen Satzungen und sittlicher Verderbniß, und daher italienisch gazari „Ketzer“ hießen (eigentlich ein griechisches Wort = die Reinen). Auf die Kriege in Italien weisen hin Wörter wie „Panzer“ aus panciera, eigentlich Bauchschutz, und „Scharmützel“ aus scaramuccia.

Bekanntlich waren die italienischen Seestädte Pisa, Amalfi und vor allen Genua und Venedig während des Mittelalters auch die Vermittler des Welthandels mit dem Orient. Sie bildeten daher auch die Formen und Hilfsmittel des Handelsverkehrs aus, die Buchführung, das Bankwesen, das Wechselrecht. Von diesen italienischen Handelsausdrücken sind schon im 12. und 13. Jahrhundert einige nach Deutschland gelangt, wie „Gant“ = Versteigerung, entstanden aus dem Rufe des Auktionators in quanto „bis wie hoch?“, „Tasche“ aus tasca zu taxare, eigentlich der Tagelohn, den man im Beutel trägt, dann der Beutel selbst. „Dukaten“ wurden zuerst von Roger II. von Sizilien in seiner Eigenschaft als Herzog von Apulien geprägt. Das Wort ducatus bedeutet ursprünglich Herzogthum, da aber auf diesen Goldmünzen ein lateinischer Segenswunsch für

Digitized by Google

den ducatus zu lesen stand, so nannte man bald die Münze selbst ducatus.

Der Welthandel brachte die italienischen Handelsherrn während der ganzen ersten Hälfte des Mittelalters in die engste Berührung mit der großen Kaiserstadt Byzanz am Bosporus, welche, auf der Scheide der morgenländischen und abendländischen Welt gelegen, zwischen beiden Welten vermittelte und lange Zeit, nämlich bis zu den Kreuzzügen, der beherrschende Mittelpunkt des Welthandels blieb. Die italienischen Kaufleute übernahmen mit den Waaren, die sie aus den Händen der Byzantiner empfingen, vielfach auch deren griechische Bezeichnungen und gaben beide dann weiter an die übrigen abendländischen Völker. „Karat" z. B. ist das griechische keration Hörnchen, d. i. die gebogene Hülse des Johannisbrodbaumes, womit die Byzantiner Anfangs feinere Sachen wie Gold, Juwelen, Perlen zu wiegen pflegten. Ebenso tragen die „Dattel", der „Reis", der „Kampfer", der Sammt" griechische Namen.

Durch die Kreuzzüge kamen dann die abendländischen Völker in direkte Berührung mit dem Orient und seinen heißbegehrten Herrlichkeiten, und die byzantinische Vermittlung trat mehr und mehr in den Hintergrund. Schon vorher hatten die Sarazenen Spanien, Südfrankreich und Sizilien besetzt, und es läßt sich nicht immer entscheiden, ob die orientalischen Kulturgüter von diesen Landschaften oder von Syrien und Palästina selbst zu uns Occidentalen gelangt sind. In jedem Falle waren es auch jetzt die romanischen Völker, welche sie uns übermittelt haben. Denn die Italiener behaupteten, ja verstärkten ihr orientalisches Handelsmonopol während des Zeitalters der Kreuzzüge, ihre Handelsherrn gingen jetzt selbst bis in das große Handelsemporium Syriens, Damaskus, um dort ihre Einkäufe zu machen, und verhandelten dann die orientalischen Kostbarkeiten von Genua und Venedig aus weiter nach dem Westen und Norden. In Venedig bildete der fondaco (auch ein arabisches Wort) dei Tedesci den Mittelpunkt für die deutschen Kaufleute, die aus Nürnberg, Augsburg, Ulm massenhaft dort zusammenströmten. Und in der christlich-fränkischen Bevölkerung Syriens und Palästinas hatte das französische Element derart das Uebergewicht, daß seine Sprache die allgemeine Umgangssprache der Christen in jenen Ländern wurde. Ueberall also waren die Romanen die Vermittler zwischen den Orientalen und den Deutschen, und demgemäß läßt sich von keinem einzigen orientalischen Worte wahrscheinlich machen, daß es unmittelbar aus dem Arabischen

Digitized by Google

oder Persischen ins Deutsche gelangt sei. Vielmehr haben sämmtliche Lehnwörter aus orientalischer Quelle ihren Weg durch die romanischen Sprachen genommen.

Wir können bei den orientalisch-romanischen Lehnwörtern solche unterscheiden, welche Naturerzeugnisse, und solche, welche Industrieprodukte bezeichnen. Von den ersteren nenne ich „Zucker" aus arabisch sokkar durch lateinisch zucara, eine Rohrpflanze, deren Anbau schon in Spanien und Sizilien mit Eifer von den dortigen Sarazenen betrieben wurde und nachher durch die Kreuzzüge einen neuen Aufschwung erhielt. Ferner „Safran" aus arabisch zafaran, der als Färbemittel im Mittelalter so beliebt war, daß die Kirche dem übermäßigen Gebrauch desselben durch den Hinweis auf ewige Höllenstrafen zu begegnen suchte, „Lasur", ein blauer Farbstoff aus einem orientalischen Stein, den die Araber ladjourd nannten, „Zimmt" (lateinisch cinnamomum), der durch die verschiedensten Sprachen hindurch von dem Malayischen kaju manis d. i. „süßes Holz" bis zu uns gelangt ist. Da dieses hochgeschätzte Gewürz in Röhrenform in den Handel kam, so nannten es die italienischen Händler auch canella d. i. Röhrchen „Kaneel". Aus Indien stammt auch der „Ingwer" und die „Muskatnuß", die einen sanskritischen Namen tragen, (lateinisch zingiberis und nux muscata), der „Bisam", eigentlich hebräisch besem = Wohlgeruch, der „Ambra" aus arabisch anbar, eine auf dem Wasser schwimmende wohlduftende Masse, die vom Pottfische herrühren soll und von den Arabern in den Handel gebracht wurde. Der „Gummi" dagegen kam nilabwärts über Kairo nach Europa und trägt daher den ägyptischen Namen kami.

Die Industrieprodukte ferner, die wir aus dem Orient erhalten haben, gehören ganz besonders dem Gebiete der Stickerei und Weberei an, worin die Orientalen ja bis auf den heutigen Tag unübertroffene Meister sind. Die kostbaren Erzeugnisse persischer und arabischer Teppichweberei kamen als Beutestück oder Handelsartikel massenhaft nach Europa. Man kann derartige prächtige, mit Goldfäden und Perlen gestickte Gewänder und Decken noch heute in den Schatzkammern alter Dome bewundern, z. B. des Aachener und des Halberstädter; nach letzterem Orte hat Bischof Conrad diese Prachtstücke aus dem Orient mitgebracht. Solche Stoffnamen sind der „Barchent" aus arabisch barrakân, der „Scharlach" aus persisch sakarlât, eigentlich ein hochrothes feines Wollenzeug, jetzt zur Bezeichnung der rothen Farbe allein üblich,

Digitized by Google

der „Damast“, der von Damaskus, dem einen Handelscentrum, und der „Baldachin“, der von Bagdad oder Baldach, dem andern Handelscentrum des Orients, seinen Namen führt. Letzterer ist eigentlich auch nur ein in Bagdad gewebter Stoff, und erst in weiterer Entwicklung der Bedeutung ein aus diesem Stoff gefertigter Thronhimmel, wie ihn orientalische Herrscher und kirchliche Würdenträger über sich tragen zu lassen liebten. Wenn man ferner meint, die „Joppe“ sei eine altbairische Tracht mit urdeutschem Namen, so irrt man sich. Das Wort geht durch italienisches giubba auf arabisches dschubba zurück. Ebendaher rührt das Frauenkleid, welches „Schaube“ heißt. Auch die „Matratze“ ist arabischen Ursprungs (arabisch matrah) und erinnert an die im Morgenlande allgemein übliche Siesta.

Zu erwähnen ist noch das edelste der Spiele, das „Schach“, welches in Indien erfunden ist, aber in Persien seinen jetzigen Namen erhalten hat, schâh d. i. König. Dieses Spiel ist nachweislich schon vor den Kreuzzügen in Deutschland bekannt gewesen; es muß also von Spanien oder wahrscheinlicher von Italien über Frankreich zu uns gelangt sein. Auch der Ausdruck „Schecke“ (italienisch à scacchi) rührt von diesem Spiele her, eigentlich wie ein Schachbrett bunt gewürfelt; ebenso das Eigenschaftswort „matt“ aus arabisch schâh mât d. i. der König ist todt, eine Formel, welche die Partie schloß. Neben dem edlen Schach haben wir aus dem Orient den unedlen „Hasard“ bekommen. Er stammt entweder von dem arabischen jasara, würfeln, oder von der syrischen Stadt Hazart, in der das Würfelspiel erfunden sein soll.

Das ausgehende Mittelalter und zugleich den Uebergang zur Neuzeit bilden das 14. und 15. Jahrhundert. Neue Quellen der Kultur erschließen sich während dieser Zeit dem deutschen Volke nicht, aber die alten fließen weiter. Rein geistliche Wörter wurden nur wenige noch zu den vorhandenen hinzu rezipirt. Durch den Einfluß der Mystiker fanden z. B. Eingang: „spekuliren, meditiren, kontempliren, Phantasie, Vision“. Andere geistliche Lehnwörter dieser Zeit sind die „Bibel“ und ihr kleinerer Doppelgänger, die „Fibel“ (aus lateinisch biblia, die Bücher), der „Pastor“, das „Brevier“ und das seltsame „Nobiskrug“ für Hölle, welches aus in abysso d. i. im Abgrunde entstanden ist; seit längerer Zeit als Literaturwort verschwunden, ist es neuerdings von Heinrich Seidel in seinem hübschen Mährchen „Die Monate“, wieder ausgegraben

Digitized by Google

worden. Auch das „Kosentbier" ist ein geistliches Lehnwort dieser Zeit; denn es bezeichnet ein dünnes Bier, wie es die Gesammtheit der Mönche, der Konvent, vorgesetzt bekam, während der Herr Abt sich ein stärkeres reservirte. Lateinische Gewerkwörter, die damals aufkamen, sind „Fächer" aus foculare, d. i. ein aus nebeneinander-gehefteten Federn gefertigtes Geräth zum Anfachen des Schmiede-feuers, welches Wort dann wegen der Aehnlichkeit auf das aus Frankreich eingeführte Luxusgeräth der Damen übertragen wurde, und „Brille" aus dem Edelstein beryllus, aus welchem ursprünglich die vergrößernden Augengläser gemacht wurden, bis man es lernte, das Glas so zu schleifen. Dem Apothekergewerke gehört die „Lakritze" aus liquiritia Süßwurzel an, welches Wort das Volk in seiner sinnigen Weise auch zu „Leckeritze" umgestaltete. Im 14. Jahrhundert entstanden sodann die ersten deutschen Universitäten: Prag, Wien, Heidelberg, Köln, Erfurt, im Anfange des 15. Leipzig. Ihnen verdanken wir Wörter wie „Student", „Pedell" und besonders „Bursch", welches eine ganz eigenartige Bedeutungsentwicklung durchgemacht hat. Das lateinisch-griechische bursa bedeutet eigentlich Ochsenhaut, dann Rindsleder, dann den daraus hergestellten Geld-beutel, dann gemeinschaftliche Kasse, Genossenschaft von Studenten, die aus einer gemeinschaftlichen Kasse lebt, endlich einen einzelnen aus einer solchen Genossenschaft; im Französischen heißt la bourse auch Freistelle, Stipendium. Das Staats- und Rechtswesen be-reicherte sich in dieser Zeit durch das Wort „Staat" selbst aus status, ferner durch „Tribut", „Provinz", „Finanzen" aus financia, eigentlich Terminzahlung, und „Protokoll", zunächst das einer Urkunde vorgeleimte Blatt, dann die Urkunde selbst.

Ebenso wie das Lateinische wirkte auch das Französische weiter auf das Deutsche ein. Das Vermittlungsgebiet zwischen beiden Sprachen bildeten nach wie vor die Niederlande und der Nieder-rhein. Nachzügler der höfisch-ritterlichen Terminologie aus dieser Zeit sind „Herold" aus altfranzösisch héralt, ursprünglich ein ger-manisches Kriegerwort heriwalt, der des Heeres Waltende, „Visier" (visière = Gesichtsschutz), „Barett," „Degen" aus dague. Ferner sind französische Entlehnungen aus dieser Periode „Teller" aus tailloir zu tailler schneiden, also eigentlich „Vorlegebrett", „Barbier", „rund", und „hantiren", was nichts mit „Hand" zu thun hat, sondern vom französischen hanter „oft besuchen, hin- und herziehen" abstammt und zunächst von dem umherziehenden Hausirer gebraucht wird.

Einen erneuten Aufschwung nahm Handel und Wandel in den

Digitized by Google

reichen Landschaften am Niederrhein, seitdem um 1300 genuesische und venezianische Handelsherrn eine regelmäßige Schiffsverbindung mit Antwerpen, Brügge und anderen niederländischen Plätzen eingerichtet hatten. Durch diese schnellere und bequemere Verbindung, als sie der weite und beschwerliche Weg über die Alpen geboten hatte, nahm der Verkehr zwischen unsern Meeren und dem Mittelmeerbecken einen ganz gewaltigen Aufschwung, und eine Menge romanische Wörter drangen auf diesem Wege zunächst ins Niederländische und Niederdeutsche, dann weiter ins Hochdeutsche. Ob bei ihnen die unmittelbare Quelle das Italienische oder Französische gewesen ist, läßt sich in vielen Fällen nicht sicher bestimmen. Unsere deutsche Seemannssprache ist z. B. sehr stark von der Seemannssprache des Mittelalters beeinflußt worden, in welcher sich griechische, lateinische, romanische, und auch arabische Elemente vereinigten. Ich nenne z. B. „Golf" aus griechischem kolpos Busen, „Pilot" aus griechischem pedotes Steuermann, „Koje" aus lateinischem cavea Käfig, „Back" aus spätlateinischem bacca Wassergefäß, „Kajüte" aus französischem cahute, „Kombüse" aus französischem combuse, eigentlich Hütte, „Besanmast" aus italienischem mezzana Mittelsegel, „Brassen" aus französischem bras Arm, „Boje" aus altfranzösischem buie Kette, „entern" aus spanischem entrar (lateinisch intrare). Der „Kabeljau" sollte eigentlich „Bakeljau" heißen, denn er stammt aus dem portugiesischen bacalhao (lateinisch baculus) Stock, ist also nur das entsprechende portugiesische Wort für unser Stockfisch. Auch „Bai, Kap, Küste, Flotte, Matrose, laviren" sind romanischen Ursprungs, freilich erst später, im 16. und 17. Jahrhundert ins Deutsche übernommen. Das jüngste Lehnwort des Seewesens ist „Messe", zunächst aus dem englischen mess „Gericht, Tisch", was wieder aus altfranzösischem mes, italienisch messo, lateinisch missum das Zugesandte, Aufgetragene herrührt. — Auf das Arabische gehen zurück: „Admiral" aus àmir-al-bhar Befehlshaber des Meeres, „Arsenal" aus as-sinâa, und „Havarie" aus âwâr beschädigte Waare.

Zur Ausstattung der Schiffe diente der „Proviant" aus italienischem provianda (lateinisch providenda die Vorräthe). Der Wein wurde in „Pinten" mitgeführt, italienisch pinta (vom lateinischen pingere malen), was eigentlich das gemalte Maßzeichen am Kruge, dann diesen selbst bezeichnete. Im Mittelalter pflegte man Weinkrüge mit Strohstopfen zu verschließen. Seit dem 15. Jahrhundert gebrauchte man enghalsige, billige Glasflaschen und verstopfte sie

Digitized by Google

mittelst der Rinde einer in Spanien häufigen Eichenart; so kam das spanische Wort corcho (aus lateinisch cortex) als „Kork“ zu uns. Unter den Waaren, welche verfrachtet wurden, sind in erster Linie zu nennen die „Spezereien“ aus italienischem spezieria, wozu auch der „Konfekt“ zu rechnen ist (italienisch confetto, eigentlich das Gemachte), den man in „Schachteln“, italienisch scatola, zu verpacken liebte. Ferner wurden exportirt: „Kubeben“ oder „Zibeben“ aus arabischem zabib, das sind große „Rosinen“, die wieder vom französischen raisin (eigentlich Traube) ihren Namen führen, während die kleinen „Korinthen“ von ihrem Herkunftsort Korinth in Griechenland benannt worden sind. Die eigentlichen Südfrüchte kamen seit der Mitte des 15. Jahrhunderts auf dem Seewege nach Deutschland, und zwar zuerst die bittere „Pomeranze“, deren Name zusammengesetzt ist aus lateinischem pomum „Apfel“ und arabischem nûrang, aus welchem die Italiener arancia, die Franzosen orange machten, was als „Orange“ erst um 1700 zu uns gelangte. „Pomeranze“ und „Orange“ ist also dasselbe Wort, nur ist jene verdeutlicht worden durch den Zusatz des Gattungsbegriffs. Etwas später im 16. Jahrhundert lernten wir dann die „Citronen“ oder „Limonen“ kennen. Die „Apfelsine“ ist diejenige der Agrumenfrüchte, welche zuletzt nach Deutschland gelangt ist. Die Portugiesen haben sie auf dem Seeweg aus ihrer Heimath China direkt nach Lissabon gebracht. Daher nannten die Hamburger, als sie um 1700 die erste Ladung dieser Früchte erhielten, dieselben „Appelsine“ d. i. „chinesischer Apfel“. Die jüngsten aller aus dem Orient zu uns gebrachten Baumfrüchte sind diejenigen, welche die Römer nach den mithridatischen Kriegen in Armenien und Pontus entdeckten und praecocia „die frühreifen“ nannten. Dies lateinische Wort gelangte mit den Früchten selbst zu den Griechen, die praikokia daraus machten, und weiter zu den Arabern, bei denen es al-barqûq lautete. Die Araber pflanzten den Baum dann in Süditalien und Spanien an. So gelangte das arabische Wort als albaricoque ins Spanische, und daher übernahmen es die Franzosen als abricot, wir wieder aus dem Plural dieses Wortes als „Aprikose“.

Nicht nur der Handel wurde durch den unmittelbaren Seeverkehr zwischen Italien und den Niederlanden wesentlich gehoben, sondern auch die Gewerbe. In Paris existirte die Färberfamilie Gobelin, deren berühmte Wandteppichfabrik Ludwig XIV. ankaufte. Daher stammt das Wort „Gobelin“, welches aber erst in neuester Zeit ins Deutsche übergegangen ist. Dagegen übernahmen wir schon


Digitized by Google

im 15. Jahrhundert für dieselbe Sache das lateinische tapetum, welches uns bereits im Mittelalter den „Teppich“ gespendet hatte (s. S. 243), als „Tapete“. Statt der Stofftapeten kamen später solche aus Papier auf. Die Kunst des Papiermachens wurde durch die Araber von den Völkern des östlichen Asiens, von denen sie erfunden worden ist, nach Sizilien und Spanien verpflanzt, aber erst in Folge der Kreuzzüge bei den abendländischen Völkern heimisch. Diese verwandten die griechisch-lateinische Bezeichnung des alten Schreibstoffs papyrus auch für den neuen, übernahmen aber von den Arabern die Maßbezeichnung für Papier, das „Ries“, arabisch rizma, eigentlich Ballen, Bündel. Auch die noch viel wichtigere Baumwollenmanufaktur brachten die Araber zugleich mit dem Anbau der Baumwollenstaude selbst nach Südeuropa. Von Italien gelangte diese Kunfertigkeit dann nach den Niederlanden, wo man Anfangs nur Lampendochte aus Baumwolle herstellte, dann aber auch — und zwar zuerst in Europa — Zeuge. Der Name „Baumwolle“ ist eine sehr glückliche Erfindung der Sprache, welche vielleicht mit Anlehnung an bom-byx, d. i. eigentlich Seide, dann auch Baumwolle, entstanden ist. Das arabische Wort kodôn kam uns durch das Italienische im 14. Jahrhundert als „Kottun“, jetzt „Kattun“, zu. Ihre volle Bedeutung entfaltete die Baumwolle ja erst nach ihrer Verpflanzung in die neue Welt, wo sie zu einem Welthandelsartikel ersten Ranges wurde; „kotton is king“ sagt der Amerikaner. Von der Stadt Mosul in Mesopotamien hat ein besonders feines Baumwollengewebe, das „Musselin“, den Namen erhalten, während der „Atlas“ nichts mit dem gleichnamigen Gebirge in Afrika zu thun hat, sondern vom arabischen atlas d. i. abgerieben, platt, herstammt.

Der gewaltige Aufschwung des Handelsverkehrs wurde unterstützt durch ein neues Zahlensystem. Im Mittelalter rechnete man noch durchgehend mit den schwerfälligen, römischen Zahlzeichen. Durch die Kreuzzüge kam das gewöhnlich den Arabern zugeschriebene, in Wahrheit aber von den Indern erfundene Ziffersystem nach Italien und brach sich trotz verschiedener Verbote, die dagegen erlassen wurden (in Florenz z. B. 1299), unaufhaltsam Bahn, so daß es im 14. Jahrhundert dort allgemein üblich wurde. Im 15. und 16. Jahrhundert bürgerte es sich dann auch in Deutschland ein. Es beruht bekanntlich auf dem Gebrauch der Null, welche die Zehner, Hunderte u. s. w. angiebt. Null heißt im Arabischen zifar. Dies ist die Quelle unseres Wortes „Ziffer“, welches dann von der Null auf die andern neuen Zahlzeichen übertragen wurde, und da die-

Digitized by Google

selben dem Volke Anfangs unbekannt waren, auch die Bedeutung Geheimschrift oder französisch „Chiffre" erhielt. Gleichzeitig etwa kamen in Deutschland die großen mechanischen Werke zum Anzeigen der Zeit auf. Bald nach 1500 erfand ein Nürnberger Schlosser auch kleine, in der Tasche zu tragende Werke, die demselben Zweck dienten. Alle diese Instrumente hießen „Uhren", das ist eine in Mitteldeutschland aufgekommene Umwandlung des mhd. ôre und nichts Anderes als das lateinische hora „Stunde". Die Romanen sagten genauer horologium, französisch orloge „Stundensager", woraus wir mit glücklicher Umdeutung „Horglock, Uhrglock" gemacht haben.

Auf dem Gebiete des Bekleidungswesens traten in der Periode des ausgehenden Mittelalters neu auf die „Kapuze" aus mittellateinisch caputium, d. i. ein Mantel, welcher zugleich den Kopf bedeckt (vergl. oben S. 238 „Kappe"), sowie der „Latz" aus italienisch laccio Schlinge, Schnur (verwandt mit spanischem „Lasso"), welcher Ausdruck den Riemen bezeichnet, der in der damaligen Tracht den Schlitz zwischen den beiden Hosenbeinen zusammenschnürte; als man später statt dessen ein klappenförmiges Zwischenstück einsetzte, wurde auch dieses „Latz" benannt, dann weiter jeder klappenförmige Einsatz auch bei andern Kleidungsstücken. Aus dem französischen jaque wurde „Jacke" entlehnt, zunächst zur Bezeichnung einer soldatischen Uniform, daher die Redensart „die bunte Jacke tragen". Auch für Kopf und Fuß fanden sich neumodische Bekleidungsgegenstände ein; für den letzteren das italienische pantofola „Pantoffel", für den ersteren die „Mütze", aus einem wahrscheinlich dem Arabischen entstammenden mittellateinischen almucia. Die Bedeutung dieses Wortes ist ungemein zusammengeschrumpft; denn eigentlich bedeutet es den mit Kopfüberzug versehenen Staatsmantel eines geistlichen Herrn. Die neue „Mütze" drängte vom Niederrhein her die älteren „Haube" und „Kappe" zurück.

Eine sehr bedeutsame Errungschaft dieser Zeit bildet das neue Spiel mit Papierblättern, welches bald beliebter wurde als die altgermanischen Würfel und das orientalische Schach. Das Kartenspiel ist ebenfalls eine orientalische Erfindung, das Wort „Karte" aber ist das italienische carta, welches wieder mit dem lateinischen charta „Blatt der Papyrusstaude" identisch ist.

Die Technik des Handels, wie sie sich in Italien immer weiter entwickelte, brachte Ausdrücke wie „Muster", aus italienisch mostra, von lateinisch monstrare „zeigen", während die niederdeutsche Neben-

Digitized by Google

form „Munster" auf französisch monstre, später montre zurückgeht, ferner „Probe" aus italienischem prova von lateinisch probare, „liefern" von französisch livrer, lateinisch liberare freimachen, aus der Hand geben, „Profit" aus französisch profit, lateinisch profectus guter Fortgang, auch „Dutzend" aus französisch douzaine, „Doppel" aus französisch double, erhalten in zusammengesetzten Wörtern wie „Doppeladler", während man dem alleinstehenden Worte ebenso wie bei „Dutzend" einen T-Laut angehängt hat. Andere handelstechnische Wörter sind „Kontoir", „Kompagnie", „Kompagnon", welche um 1500 entlehnt wurden. Eine weitere Einwanderung italienischer Geschäftsausdrücke fand dann im 17. und 18. Jahrhundert statt, wo „Kasse, Bank, Konto, Diskonto, Agio, Giro, brutto, netto, Tara, al Pari, Tratte" u. a. recipirt wurden, von denen aber nur die beiden ersten aus Fremdwörtern zu wirklichen Lehnwörtern geworden sind.

Italien aber war nicht nur das Centralland des Handels sondern begann auch bereits, das Mutterland der Kunst zu werden. Aus Italien empfingen wir die Benennungen der Hoch- und Tiefstimme „Alt" und „Baß", ferner das neue Instrument der „Laute" (italienisch liuto), welche nichts mit „Laut" zu thun hat, sondern am letzten Ende aus dem arabischen alud stammt; die Laute blieb das allgemein übliche Hausinstrument, bis in der Mitte des 18. Jahrhunderts das Klavier aufkaum. Auch in der Baukunst wurde Italien seit dem Beginn der Renaissance tonangebend. Ihr gehören die über Süddeutschland und Oesterreich zu uns gekommenen Wörter „Altan" aus italienisch altana, zu lateinisch altus hoch, und „Bastei" aus italienisch bastia von bastire bauen an.

Von Pflanzen, welche in dieser Periode aus dem Süden nach Deutschland gelangten, sind besonders zu nennen der „Rosmarin" d. i. Meerthau, welcher an den Küsten des Mittelländischen Meeres auf dem dürrsten Boden gedeiht, bei uns in Töpfen gezogen wurde und wegen seines Duftes sich größter Beliebtheit erfreute, sodann die „Endivie", italienisch endivia, der „Spargel", lateinisch asparagus und die „Melone", italienisch mellone aus lateinisch melopepon. Aus dem zweiten Theil dieses Wortes war schon in vorchristlicher Zeit das Lehnwort „Pfebe" hervorgegangen, welches noch bei Luther vorkommt. Die neue Entlehnung beweist, daß der Anbau dieser wohlschmeckenden Frucht damals von Italien her einen neuen Anstoß erhielt. – Ein neues Gericht lernten wir in dem „Salat" kennen, aus italienischem insalata, d. i. die eingesalzene Speise.

Digitized by Google

Zum Schluß sind noch drei Lehnwörter von eigenthümlicher kulturhistorischer Bedeutsamkeit zu erwähnen. Der „Hartschier", aus italienisch arciere Bogenschütz, erinnert uns an die Zeit der kleinen Gewaltherrscher in den italienischen Städten, die sich auf stehende Truppen stützten. Das Verbum „kredenzen" ferner, welches jetzt nur einen Trank darreichen bedeutet, hatte ursprünglich einen viel tieferen Sinn. Das italienische credenza, von dem es abgeleitet ist, heißt Glaube, Vertrauen, und das Zeitwort bedeutet also ursprünglich Glauben, Vertrauen erzeugen. Die Deutschen ließen sich in Italien den von ihren Wirthen dargereichten Wein vortrinken, um sich zu versichern, daß er nicht vergiftet sei. Die in Italien nicht seltenen Giftmorde machten solche Vorsichtsmaßregel sehr nothwendig. Die merkwürdigste Geschichte hat das dritte Wort: „Sklav". Man glaubte früher, es sei einfach in den Grenzkriegen mit den slawischen Nachbarn aufgekommen, indem die Deutschen damit slawische Kriegsgefangene bezeichneten, die dann zu Knechten und Hörigen gemacht wurden. Allein die mit den Deutschen in unmittelbare Berührung kommenden slawischen Stämme heißen immer „Wenden", nie „Slawen". Vielmehr ist „Slawen" die ursprüngliche Bezeichnung für die an der Save und Donau wohnenden Stämme, die sich selbst „Slovenen" nannten. Ihre südlichen Nachbarn, die byzantinischen Griechen, machten aus diesem Namen Esclabenoi. Kriegsgefangene jener südslawischen Völkerschaften kamen im 8. oder 9. Jahrhundert als Knechte nach Italien und mit ihnen das griechische Wort, welches die Italiener zu sclavi, später schiavi umgestalteten. Dies so entstandene italienische Wort wanderte über die Alpen und kommt in Deutschland zuerst in süddeutschen, lateinischen, erst später auch in deutschen Quellen vor. Also auch dieses Wort ist uns über Italien zugekommen, nicht direkt aus dem slawischen Osten.

Ueberhaupt haben unsere östlichen Nachbarn, die Slawen, Magyaren, Türken als Völker niederer und jüngerer Kultur unendlich viel mehr von uns erhalten als uns gegeben. Immerhin haben wir seit dem Mittelalter auch bei diesen damals noch ganz barbarischen Völkern einige sprachliche Anleihen gemacht. Der schon seit des Tacitus Zeiten blühende Pelzhandel brachte uns als das älteste dieser östlichen Lehnwörter die „Kürsen" d. i. Pelzrock, welches sich jetzt nur noch in dem davon abgeleiteten „Kürschner" erhalten hat. Dann kam der „Zobel" aus dem russischen sobol, während die „Wildschur" erst im vorigen Jahrhundert aus polnischem

Digitized by Google

wilczura „Wolfspelz" entlehnt ist. Der Handelsverkehr an der Grenze wurde vermittelt durch „Dolmetscher", ein Wort, das aus dem Türkischen stammt und von da über das Ungarische und Polnische (tlumacz) endlich bis zu uns gelangt ist, wo ihm die Personen bezeichnende Endung - er angehängt wurde.

Daß ferner die Bewohner der östlichen Ebenen und Steppen uns auf dem Gebiete des Reit- und Fuhrwesens mancherlei bieten konnten, liegt in der Natur der Sache. So stammt das „Kummet" aus polnischem chomat, die „Kutsche" hat, wie der Landauer von Landau, seinen Namen von dem ungarischen Dorfe Koszi bei Raab, wo derartige Wagen zuerst gebaut wurden. Die „Kalesche" dagegen stammt aus dem böhmischen colesa und ist uns durch italienisch-französische Vermittelung (französisch calèche) zugekommen. Das jüngste dieser Fuhrwerke ist die russische „Droschke" (droschki), welche im Anfange unseres Jahrhunderts in Berlin auftauchte und sich von da über ganz Deutschland verbreitete. Zum Fuhrwesen gehören auch die verschiedenen Bezeichnungen für die alte deutsche Geißel. Durch die Hussitenkriege wurde auch die böhmische „Peitsche" (bitsch), durch die Türkenkriege die türkische „Karbatsche" eingeführt. Noch später wurden wir mit der „Knute" (russisch) und dem „Kantschu" (türkisch) bedacht. Auch die Bezeichnung der Satteldecke als „Schabracke" ist ursprünglich türkisch (tschâprâk).

Auch die Sprache des Kriegswesens ist durch östliche Lehnwörter bereichert worden, wobei vornehmlich Oesterreich und der Wiener Hof die Brücke bildete. „Trabant" stammt aus dem ungarischen darabant, „Heiduck" ist ursprünglich der Name eines magyarischen Stammes, der sich durch eine besondere Tracht auszeichnete, „Husar" bedeutet auf magyarisch den zwanzigsten, d. i. den von je zwanzig Bauern ins Feld gestellten Reiter, „Tolpatsch" heißt magyarisch „breitfüßig" und bezeichnet dann einen ungarischen Soldaten, der sich als solcher auf deutschem Gebiete wegen mangelnder Sprachkenntniß ungeschickt benimmt, daher — Tölpel. Der „Ulan" dagegen ist türkischen Ursprungs (türkisch oghlân „junger Bursche") und zu uns durch polnische Vermittelung gelangt. An Waffen und Ausrüstungsgegenständen stammt ebenfalls einiges aus dem Osten. Aus den von den Hussiten mitgeführten Steinschleudermaschinen, die sie hufnice nannten, wurde unser „Haubitze", sowie das französische obus Geschütz, dann Geschoß. Der „Säbel" ist russisch (sablja), der „Pallasch" gleichfalls (palásch), der „Dolman" der Husaren dagegen türkisch (dolâmân = Unterkleid von Tuch). Auf das

Digitized by Google

byzantinische Griechisch geht der „Tornister“ zurück; wir haben ihn jedoch zunächst aus dem böhmisch-slowakischen tanistra übernommen, während unser altes Habersack im französischen havresac fortlebt. Auch die Ausdrücke „Halunke“ und „Popanz“ sind böhmisch, der erste ist entstanden aus holanek d. i. Bettler, der andre aus bobat d. i. Schreckgestalt mit Anlehnung an unser „Hans“. Aus dem Böhmischen entnahm ferner die kaiserliche Kanzlei in Prag das Wort petschat, aus dem wir mit der uns geläufigeren Endung —schaft „Petschaft“ machten.

In dem Deutschordenslande vollzog sich die Entlehnung des wichtigsten und gebräuchlichsten aller Lehnwörter aus dem Slawischen; denn hier entsprang schon im 13. Jahrhundert aus dem polnischen granica das deutsche grenize „Grenze“, eine sehr nützliche Bereicherung der Sprache, da das ältere deutsche Wort „Mark“ allmählich eine umfassendere Bedeutung angenommen hatte und sich nicht mehr mit dem Begriffe der Grenzlinie deckte, weshalb auch bereits das französische „Frontier“ in unsere Sprache einzudringen anfing.

Auch eine Anzahl Thierbezeichnungen haben wir aus dem Slawischen übernommen: „Elen“ (litauisch elnis) statt des deutschen Elch, „Nörz“ (kleinrussisch noryca), „Schöps“ (böhmisch skopec) für den deutschen Hammel. Die Slawen scheinen sich ferner besonders gern mit dem Vogelfang und Vogelhandel beschäftigt zu haben. Wir finden daher im 14. bis 16. Jahrhundert im Deutschen eine ganze Menge Vogelnamen, die aus dem Slawischen stammen; erhalten haben sich davon der „Stieglitz“ (böhmisch stehlec) und der „Zeisig“ (böhmisch tschizek). Der „Kibitz“ dagegen ist trotz der scheinbar slawischen Endung — itz echt deutschen Stammes; er trägt seinen Namen von seinem Schrei. — Daß in den weiten, viehreichen Ebenen des Ostens die Milchwirthschaft eifrig betrieben wurde, lehren Entlehnungen wie „Quark“ (polnisch tvarog) und „Schmant“, welche bezeichnender Weise im östlichen Deutschland Aufnahme gefunden haben. Vom Schmant giebt es eine schlesische Nebenform „Schmetten“ (aus böhmischem smetana), und von diesem Worte stammt seltsamerweise der „Schmetterling“, der zuerst um 1500 im östlichen Mitteldeutschland als Dialektwort auftaucht und dann allmählich den deutschen „Falter“ zurückdrängt. Was hat denn der Schmetterling mit der Milch zu thun? Nichts; es bestand aber und besteht wohl noch der Aberglaube, daß Hexen sich in Schmetterlinge verwandeln, um Milch, Molken, Quark und Butter umsonst zu genießen. Daher auch Bezeichnungen wie

Digitized by Google

„Molkendieb, Buttervogel“ und das englische buterflye für das unschuldige Thierchen.

Zu den slawischen Genußmitteln gehört sodann — man erschrecke nicht! — die „Jauche“ (polnisch jucha), welche eigentlich „Suppe, Brühe“ bedeutet, die „Plinsen“, dünne, flache Kuchen aus russischem blince „Fladen“. Eine echt slawische Frucht ist ferner die saure, wasserreiche „Gurke“. Aus dem Orient stammend erhielt sie ihren Namen aguros, d. i. unreif, in Byzanz, gelangte von dort zu den Slawen (russisch und polnisch ogurek), welche sie noch heute mit Vorliebe bauen. Von diesen Völkern kam sie dann um 1500 in das östliche Deutschland, zuerst noch unter dem Namen „Agurke“.

Die Türken, welche noch heute große Blumenliebhaber sind, haben einige farbenprächtige Kinder des sonnenglühenden Turkestan nach Konstantinopel verpflanzt, welche von da über Wien oder Venedig nach Mitteleuropa importirt worden sind. So den Flieder, der in dem französischen lilas noch seinen orientalischen Namen trägt, und besonders die „Tulpe“, die ihren Namen türkisch dulband d. i. „Turban“, wegen ihrer Aehnlichkeit mit dieser Kopfbedeckung erhalten hat. Die Venezianer machten tulipano daraus; daher ist auch in Deutschland die älteste Form „Tulipan“.

Der böhmische Bergbau hat seine sprachliche Vertretung in dem Worte „Kux“ d. i. Antheil an einem Bergwerke, aus dem böhmischen kus oder kusek Stück, Theilchen; die Donauschifffahrt ist vertreten durch „Zelle“ oder „Zille“ d. i. Flußschiff aus böhmischem clun. Auch „Prahm“ d. i. Transportschiff stammt aus dem slawischen pramu. Der Handel mit dem Osten hat uns in neuerer Zeit noch die Namen zweier Lederarten gebracht, „Juchten“ aus russischem juftu und „Saffian“ aus russischem safjan, welches wieder auf persisches sacht fest, gespannt, zurückgeht. Der geographische Begriff der „Steppe“ aus russischem step wurde uns erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts durch den Zug Karls XII. nach Südrußland vermittelt, und der „Ukas“ ist erst allerneuesten Datums.

Die Thatsache, daß höher stehende Völker, wenn sie niedriger stehende sich sprachlich assimiliren, nur wenig oder gar nicht durch deren Sprache beeinflußt werden — eine Thatsache, welche z. B. auch im Verhältniß des Lateinischen zu den Sprachen der zahlreichen unterworfenen Völker zu Tage tritt —, wird auch durch das Verhältniß unserer Sprache zu den slawischen Sprachen bestätigt. Denn die vielen Millionen Wenden, welche wir im Mittel-

Digitized by Google

alter germanisirt haben, haben uns, wie es scheint, keine Lehnwörter zugebracht; was wir an slawischen Lehnwörtern besitzen stammt aus den noch jetzt lebenden Nachbarsprachen.

Wir sind hiermit an die Schwelle der Neuzeit gelangt, haben dieselbe zuletzt bereits überschritten. Mit dem Humanismus und der neu auflebenden klassischen Gelehrsamkeit bricht dann eine neue Hochfluth von Lehnwörtern über unsere Sprache herein, die wir diesmal von unserer Betrachtung ausschließen. Richten wir den Blick zurück auf die fünfzehnhundertjährige Entwicklung, welche wir soeben durchlaufen haben, so sehen wir, daß der Wortschatz unserer Sprache alle Wandlungen und Bereicherungen der Kultur getreulich anzeigt, daß jede bedeutendere Kulturströmung gleichsam ihren sprachlichen Niederschlag gefunden hat, so daß sich die Masse der Lehnwörter so zu sagen in über- oder auch nebeneinandergelagerte Schichten gliedern läßt. So bilden die Lehnwörter sowohl für den Kulturhistoriker wie für den sinnigen Sprachbetrachter eine reiche Fundgrube der Erkenntniß, welche keiner von beiden missen möchte. Es giebt aber kein Lehnwort, welches nicht zuvor Fremdwort gewesen wäre. Nur durch die Aufnahme von Fremdwörtern ist also diese Quelle der wissenschaftlichen Belehrung eröffnet worden. Es ist dies eine Thatsache, welche geeignet ist, im hohen Grade gegen die Aufnahme von Fremdwörtern milde zu stimmen. Allerdings, entbehrliche Fremdwörter, d. h. solche, die sich an Stelle schon vorhandener deutscher Ausdrücke einzudrängen suchen, soll der Deutsche, der ein Herz für seine Muttersprache hat, vermeiden. Wozu soll es aber dienen, wenn man aus fremden Sprachen stammende Benennungen von Dingen, für die es keine recht passende deutsche Bezeichnung giebt, durch nicht selten recht gekünstelte deutsche Uebersetzungen zu ersetzen sucht, und zwar selbst dann, wenn jene Fremdwörter schon einen hohen Grad von Volksthümlichkeit erlangt haben, so daß sie fast zu Lehnwörtern geworden sind?

Wir haben in früheren Zeiten mit den Fremdwörtern schlechte Erfahrungen gemacht; sie drängten sich allzusehr vor. Dadurch erklärt sich der zum Theil freilich nur künstlich genährte Ingrimm, mit dem dieselben heutzutage verfolgt werden. Hätten sich die Deutschen von jeher so gegen das Fremdwort verhalten, wie wir es gegenwärtig thun, so würden wir heute so vorzügliche Worte wie Kette, Pfosten, Schrift, Brief, Kreuz, Stiefel, fein, entbehren. Gesetzt, es gelänge, sämmtliche Lehnwörter aus der deutschen Sprache zu entfernen und durch Uebersetzungen zu ersetzen, so würde unsere

Digitized by Google

Sprache, selbst wenn diese Uebersetzungen sämmtlich wohl gelungen wären, dadurch doch einen gar nicht abzusehenden Verlust erleiden, und wesentlich ärmer und ungeschickter werden. Der Schriftsteller und Dichter bedarf, um gut zu schreiben, eine möglichst große Fülle von Wörtern und Wortstämmen, mit denen er nach Belieben wechseln kann. Wir ungern würde man z. B. heute das Wort „Pferd" entbehren, obwohl wir genug einheimische Ausdrücke für dieses Thier besitzen; wie schwer würde es uns ankommen, statt mit dem „Kreuz" und seinen Ableitungen mit dem „Galgen" oder der „Ruthe" zu operiren! Was nützt es, den „Telephon" durch den „Fernsprecher" zu ersetzen, zumal sein Bruder, der „Telegraph" doch einmal fest eingebürgert ist? Und darin, daß unser Heer statt „Kantinen" in Zukunft „Marketendereien" besitzen soll, vermag ich keinen nationalen Fortschritt zu erblicken, zumal das neue Wort nach Stamm und Endung ebensogut fremden Ursprungs ist, wie das alte.

Das natürliche Bestreben der Sprache ist doch, jeden Begriff durch einen scharf geprägten, originellen Lautkörper auszudrücken, welcher einerseits der Phantasie ein einheitliches, fertiges Bild liefert und andrerseits bequem auszusprechen ist. Darum ist „Pedell" besser als „Schuldiener", „Trapez" besser als „Schaukelreck", „Marschall" besser als „Generalfeldzeugmeister", „Billet" besser als „Fahrkarte", „Papeterie" besser als „Papierwaarenhandlung" u. s. w. Es stehen hier einfache Stammwörter, die dem Geiste ein geschlossenes Bild geben, zusammengesetzten Neubildungen gegenüber, welche statt eines Bildes zunächst mehrere nacheinander bieten, die der Geist dann erst wieder zu einer einheitlichen Anschauung zusammenziehen muß. H. Wernecke macht ferner in einer kleinen, aber lesenswerthen Schrift (Sprachreform und Doppelwörter, Mühlheim 1900) mit Recht darauf aufmerksam, daß solche künstlichen Neukomposita nicht die Fähigkeit zu Ableitungen und Weiterbildungen besitzen. Man kann z. B. wohl „Komponist, Servis, Dogma" beseitigen (durch „Tonkünstler, Wohnungsgeldzuschuß, Glaubenssatz"), „komponiren, Servisklasse, dogmatisch" aber können nicht durch Ableitungen von jenen Kompositen ersetzt werden. Es thäte heutzutage noth, einen neuen Sprachverein zu gründen zur Steuer dieses infolge der übertriebenen Sprachreinigungsbestrebungen immer weiter um sich greifenden schwerfälligen und unschönen Kompositenunfugs und zum Schutze aller einfachen, originellen Wörter, mögen sie nun fremden oder einheimischen Ursprungs sein.

Digitized by Google

Endlich aber isolirt sich durch ein zu weit getriebenes Abweisen fremder Bezeichnungen für neue Erfahrungen und Einrichtungen ein Volk von dem andern. Wenn es für „Post“ in jeder Kultursprache einen andern Ausdruck gäbe, so wäre das geradezu als ein internationales Unglück zu bezeichnen. „In Deutschland heißt alles anders als anderswo,“ klagte mir einmal ein weitgereister Engländer, als er sich bei uns an das „Fahrrad“ und den „Fernsprecher“ gewöhnen sollte. Wir erschweren durch diese allzu gewaltsamen Verdeutschungen andern Völkern das Erlernen unserer Sprache unnütz, und unsere Sprache ist doch für Ausländer gerade schon schwer genug. Je schwerer aber eine Sprache zu erlernen ist, um so weniger wird sie von den Ausländern gelernt, um so mehr also müssen sich die, die sie sprechen, bequemen, im Verkehr mit jenen, sei es draußen, sei es daheim, sich deren Sprache zu bedienen. Im Weltverkehr entscheidet allein die Leichtigkeit und Bequemlichkeit. Warum hat denn unsere Nation so viel Terrain, oder sagen wir lieber „Gelände“, an anders redende Völker verloren? Weil es jenen viel schwerer wird, unsere Sprache zu erlernen, als uns, die ihrigen. Statt uns nach alter deutscher Unsitte pedantisch mit solchen kleinen Sprachreinigungen abzugeben, sollten wir unsere Kräfte lieber auf die Wahrung des äußeren Besitzstandes unserer Sprache an den hartbedrohten Ost- und Südgrenzen konzentriren. Im Innern würde die Sprache von selbst ihren Weg so finden, wie es ihr am gemäßesten ist, und wenn sie sich dabei eine Anzahl Fremdwörter assimilirt, statt sie zu übersetzen, so wäre das jetzt ebenso wenig ein nationales Unglück, wie es dies in der Urzeit und im Mittelalter gewesen ist.

Digitized by Google

Ex atrio.

Wer am 24. Dezember 1899 im Atrium der Peterskirche der Oeffnung der „porta santa“ beigewohnt, wer dann drinnen in der Basilika gesehen hat, wie der uralte schmächtige Mann, fast erdrückt von der Last der dreifachen Krone von der Höhe des Tragsessels herab Tausenden den apostolischen Segen ertheilte, der konnte sich, welcher Religion er auch war, der Erkenntniß nicht verschließen, daß hier etwas Außerordentliches vorging. Und gewiß, es sollte außerordentlich auf die Gemüther eingewirkt werden; war es doch ein Fest, wie es die Kirche seit 75 Jahren nicht gefeiert. Aber eben darum war die Wirkung der Feier auf die Theilnehmer dazu angethan, auch einem unaufmerksamen Beobachter klar zu machen, daß das Volk von Rom der Kirche und ihren Festen anders gegenübersteht als das deutsche. Das Urtheil wurde laut: Die Feier berührt den Italiener nur äußerlich, etwa wie ein Schaustück, innerlich läßt sie ihn kalt; jedenfalls tritt bei ihm in der kirchlichen Ceremonie der Inhalt hinter dem Schaugepränge zurück; er läßt sich an der äußeren Form genügen und genügt selbst nur der äußeren Form.

Eine genauere Bekanntschaft mit dem Verhältniß des Italieners zur Kirche bestätigt diesen Eindruck. Hier ist nichts von der Scheu, mit der der Deutsche im Gotteshause jede seiner Bewegungen überwacht, nichts von der Unterwürfigkeit dem Priester gegenüber, die man in unsern katholischen Gegenden zu sehen gewohnt ist, nichts von der ängstlichen Heilighaltung des Kirchengebäudes auch in den unbedeutendsten Dingen, die bei uns selbstverständlich ist.

Der Italiener giebt sich in der Kirche mit der ihm eigenen lässigen Freiheit wie überall, er spricht von kirchlichen Funktionen wie von einem Schauspiel und empfiehlt ihren Besuch wie den eines guten

Digitized by Google

Theaterstücks. Bei Oratorien, die in der Kirche aufgeführt werden, klatscht er Beifall, ruft sein „bis, bis" bei Stellen, die er zweimal zu hören wünscht, wie im Theater. Im Priester sieht er den allein dazu befähigten Spender des Sakraments, seinem Denken ist es ein Leichtes, die Person des Spenders von dem Sakrament zu trennen, die Lehre der Kirche von der Wirkung ex opere operato hat für ihn nichts Befremdendes. Das Kirchengebäude selbst hat ihm in keiner Weise etwas besonders zu Beachtendes; er benutzt die Säulen der Front zu Reklameanzeigen und auch in anderer Beziehung ebenso wie die eines Privathauses. Dem Pfarrer bleibt nichts übrig, als sich durch überall sichtbare Anschläge, wie „è vietata l'affissione" unter Bezugnahme auf den einschlägigen Artikel des codice penale gegen die Reklame zu wehren — und Platz zu schaffen für seine „inviti sacri". Nach einer für uns schwer verständlichen Gewohnheit wird zu einzelnen bedeutenderen Funktionen durch einen in der auffallendsten Form hergestellten und angebrachten Anschlag „eingeladen".

Diese rein äußerlichen Beobachtungen ließen sich beliebig vermehren. Aus welcher Anschauungsweise erwächst nun das geschilderte Verhalten und wie ist diese Anschauungsweise selbst geworden? Hat man sich davon eine Vorstellung gebildet, so liegt die Frage nahe: wie stellen sich unsere deutschen Katholiken dazu, die in religiöser Beziehung von der Stadt am Tiber abhängig sind, die in ihrer Naturanlage mit den Italienern so gut wie nichts gemein haben und doch ihre religiösen Vorstellungen und Lehren von diesen seit Jahrhunderten allein empfangen. Denn das ist nicht abzuweisen, das Christenthum in der Form der katholischen Kirche ist in allen seinen Theilen, in seiner Einwirkung auf das Innere, wie auf die äußere Lebenshaltung des Menschen, von Romanen und ganz besonders von Italienern ausgestaltet und durchgebildet, von Italienern, die, mochten sie noch so stark sich bewußt sein, nicht nur „urbi" sondern auch „orbi" arbeiten zu müssen, doch nicht „aus ihrer Haut heraus" konnten. Und wer da weiß, wie wenig das Individuum in der römischen Kirche freien Spielraum hat, wie stark die Uniformität auf den nebensächlichen Gebieten ist, dem muß klar sein, daß die italienischen Anschauungen und Vorschriften in Deutschland zum guten Theil anders aufgefaßt wurden und noch werden, als an ihrem Ursprungsort vielleicht beabsichtigt war. So empfand der Deutsche oft als Mißstand, was der Italiener nicht fühlte und umgekehrt.

Digitized by Google

Es ist eine alte, oft aufgeworfene und nie befriedigend zu beantwortende Frage: warum haben nicht die Italiener die Reformation durchgesetzt, warum kam der Anstoß von außen und gerade von Deutschland? Hier ist nicht der Ort, eine Antwort zu versuchen. Für uns genügt die Erkenntniß, daß den Italienern im Allgemeinen das Papstthum Leo X. († 1521) und seiner Vorgänger nichts Unkirchliches hatte. Politisch wohl empfand man das Regiment der dreifach gekrönten Priester hie und da bitter und lehnte sich auf, aber den Papst mit dem Jupiter optimus maximus zu vergleichen, erschien religiös nicht ungeheuerlich. Wenn Alexander VI. († 1503) einst äußerte, er werde dafür sorgen, daß der Papat entweder an seinen Sohn Cesare Borgia oder an den Dogen von Venedig falle, so war das wohl eine gewagte Spekulation, aber unsinnig, wie er heute sein würde, war der Gedanke damals nicht. Die Verweltlichung der Kirche war auf ihrem Gipfel, ohne daß sie dem Volksgewissen als solche recht zum Bewußtsein gekommen war. Man liebte den glänzenden Mediceer und man haßte den schwerfälligen Niederländer Hadrian VI. († 1523); in der Form schwelgend und das Höchste erreichend, die Welt des Wissens ausdehnend zu ungeahnter Weite, war man dem christlichen Glauben mit seinen auf innere Vervollkommnung gerichteten Lehren fremd geworden. Und als Leo X. zum Neubau des Petersdoms Geld gebrauchte, da waren es nur wenige, denen der Mißbrauch der höchsten Gewalt, wie er im Ablaßhandel zu Tage trat, zu rechtem Bewußtsein kam. Das Papstthum war damals im Wesentlichen eins mit der Nation, man war sich keiner bösen That bewußt. Und die von Ranke mit einer gewissen Wärme geschilderten „Analogien des Protestantismus in Italien" erscheinen doch mehr als vereinzelte Wirkungen der Thätigkeit „geistreicher Männer", denn als eine aus dem Innern des Volks sich zum Dasein ringende Bewegung.

Da kamen die Jahre Luther's und mit ihnen die Nothwendigkeit für die Kirche, sich auf sich selbst zu besinnen. Die Namen: Paul IV. († 1559), Pius V. und Sixtus V. († 1590) bezeichnen die Wiedergeburt des Katholizismus als Religionsgemeinschaft, es galt mobil zu machen gegen die jung aufstrebende evangelische Kirche.

Es erhebt sich die Frage: ist es diesen Päpsten und den mit ihnen arbeitenden theils verjüngten, theils ganz neuen Orden gelungen, das italienische Volk zu einem andern zu machen? Haben

Digitized by Google

sie es erreicht, die Nation mit ihren Ideen in den Einklang zu bringen, wie er zur Zeit der großen Päpste der Renaissance bestand?

Uns Deutschen wird die richtige Antwort schwer. Denn den Deutschen war das Verständniß für das glänzende Heidenthum der Renaissance nie ganz aufgegangen, sie waren, insoweit sie sich zur alten Kirche hielten, der Wiederbelebung einer straffen kirchlichen Zucht geneigter. Für die von Natur tiefer veranlagten, katholisch gebliebenen Deutschen war die neue für die Kirche geschaffene Rüstung in Wahrheit eine Wiederherstellung, keine Neuerung, und verhältnißmäßig rasch vollzog sich eine Läuterung der deutschen Kirche. Gar bald zeichneten sich die Deutschen unter den Streitern Jesu aus, und die Waffen der wiedergewordenen, streng kirchlichen Wissenschaften fanden in ihnen hervorragende Führer. Loyola wußte wohl, was er that, als er die Gründung des „Germanicum“ mit allen Mitteln betrieb und diese Pflanzstätte des deutschen in seinen Anschauungen erzogenen Klerus mit besonders guten Lehrern begabte. So ist bei uns die katholische Kirche wieder fest geworden durch die Reformation und nur durch sie. Stoß erzeugt Gegenstoß, die Reformation forderte Erneuerung im Glauben und der erneute Katholizismus brachte Wiederherstellung des alten.

Weil die Kirche bei uns so unendlich auch in ihrem inneren Bestande gewann, darum liegt die Meinung nahe, müsse — es auch in Italien so gewesen sein; ja, noch mehr: Hier, so meint man wohl, müsse der Katholizismus sich in besonders reiner Form zeigen.

Dem ist nicht so. Der Katholizismus der Italiener ist noch heute der der Renaissance. Die Bestrebungen des Papstthums und seiner Mitstreiter haben den Kern unberührt gelassen. Wie der Jesuitismus seinem Wesen nach spanisch ist, so war auch die zur alten Strenge zurückkehrende Richtung der Kirchenleitung dem Innern des italienischen Volks fremd. Die Formen nahm man an, und bei der umfassenden politischen Gewalt der Kirche mochte es wohl oft den Anschein haben, als ob Inquisition und sonstige Mittel der Denkweise der Italiener entsprächen. Das ist aber unrichtig. Der Fanatismus hat in Italien nie so viele und so überzeugte Anhänger gefunden, wie in Spanien oder in Deutschland. Dem Auslande mag die gegentheilige Meinung geläufiger sein, aber man vergißt nur zu leicht, daß das Papstthum in Italien zunächst eine weltliche Macht war, daß die Fortschritte der zu sich

Digitized by Google

selbst zurückgekehrten Kirche sich in Rom unmittelbar in Macht und Wohlstand umsetzten und so den Römern keinen Grund zum Widerstreben boten. Und wenn die Jesuiten in Toskana es nicht selten fanden, daß die Leute vom Christenthum keine Ahnung mehr hatten, so muß man nicht glauben, daß das mit einem Male anders geworden sei. Ein boshafter Mann hat gemeint, der Katholizismus habe in Italien überhaupt nur soweit feste Wurzeln, als er mit dem Heidenthum sich decke. Man braucht gar nicht soweit zu gehen; fest steht, daß die asketische, kämpfende Richtung der Kirche nicht italienisch ist, sondern spanisch — vielleicht auch deutsch. Der Italiener hat nichts vom schwärmenden Mystizismus der Deutschen, nichts vom Leichengehorsam der Jünger Loyolas, seine Religion ist noch heute, was sie unter Leo X. war: „fröhliches Heidenthum".

Darum ist trotz mehr als genügenden Anlasses die Stellung zum Staate in weiteren Kreisen nicht so zugespitzt wie bei uns. Darum spielen Aeußerlichkeiten hier eine viel größere Rolle. In Rom verliert man seinen Katholizismus, hört man hier wohl von Deutschen sagen. Es ist cum grano salis noch immer dasselbe wie im Jahre 1510, als der junge Luther sich hier durch das Benehmen der Geistlichen bei der Messe abgestoßen fühlte. Die Gegensätze sind nicht mehr so scharf, die Kirche ist kirchlicher, und die heutigen Romfahrer sind weltlicher geworden, aber noch heute sieht der deutsche Katholik vieles, was ihm unverständlich und unangenehm ist. Sind die Deutschen auch nicht „katholischer als der Papst", katholischer als die Italiener sind sie sicher. Der Italiener findet sich mit den eigenartigen, in Superlativen schwelgenden Ausdrücken der Kurie spielend ab. Der „Kirchenräuber" haust nun schon dreißig Jahre friedlich gegenüber dem Beraubten. Ein thatsächlicher modus vivendi ist gefunden, das kann fürder nicht mehr bestritten werden.

In Deutschland begehrt man auf bei Schriftstücken, wie die Canisiusencyclica. Wie sich das italienische Volksbewußtsein zu Thatbeständen stellt, die unseren § 166 St.-G.-B. (Gotteslästerung, Religionsbeschimpfung) ausmachen, kann hier nicht näher dargethan werden. Das italienische Strafgesetz jedenfalls kennt eine solche Bestimmung, deren Haupterfolg zu sein scheint, Staat und Kirche in beiderseits unliebsame Berührung zu bringen, nicht. Von der ängstlichen Heilighaltung der Sonn- und Festtage, wie sie in Deutschland sich mehr und mehr zu verbreiten scheint, ist in

Digitized by Google

Italien nichts zu spüren. Niemand hindert den andern, öffentlich zu arbeiten, weder Post noch Zeitungen kennen eine Rücksichtnahme auf den Sonntag. Das mag sozial tadelnswerth sein. Hier soll nur festgelegt werden, daß ein religiöses Bedürfniß nach solcher Heilighaltung hier nicht besteht, und daß die „Gemüther der Katholiken“ hier nicht so leicht empfindlich sind wie bei uns.

Es wäre aber unrichtig, aus diesem Verhalten der Italiener den Schluß zu ziehen, daß die Kirche bei ihnen auf schwachen Füßen stünde — ein Schluß, der den Deutschen, wenn sie den Gegensatz der religiösen Auffassungen gespürt haben, sehr nahe liegt. Man muß bei der Beurtheilung bei sich anfangen und zuerst die eigenen, vorgefaßten Ansichten ablegen. Die Hierarchie steht in Italien trotz alledem so fest wie irgendwo, nur müssen wir unsern Maßstab weglassen. Die Anhänglichkeit des Volks an die Kirche ist mit mehr Skepsis durchsetzt und weniger auf unfaßbare Neigungen des Gemüths gegründet als bei uns. Aber darum ist sie doch fest, fester vielleicht als die Liebe zum „regno“. Und in Italien sehr erfahrene Leute meinen, von Fortschritten der klerikalen Partei sprechen zu dürfen, nicht nur von materiellen — die liegen am Tage —, sondern auch von moralischen.

Halten wir also fest: der moderne, streitende Katholizismus ist nicht italienisch, er ist von außen gekommen und, soweit passend hingenommen worden; soweit er dem Charakter des Volks Gewalt anthat, harmlos abgeprallt.

Deutlicher noch wird dieser eigenthümliche Vorgang bei Betrachtung der Entwickelung des Kirchenbaues in Italien. So lange das frische Christenthum mit der uralten, in sich gefestigten heidnischen Kulturwelt noch rang, so lange baute man Kirchen, die auch wir Deutsche willig als solche anerkennen. Damals entstanden jene Meisterwerke in Ravenna und die älteren Basiliken Roms, die noch heute ahnen lassen, welche Energie der christlichen Idee in ihren Erbauern lebte. Ihr strenger Styl will nur Ausdruck des Gedankens sein, Zierrath und schmückendes Beiwerk möglichst beschränkend. Hier empfindet der deutsche Italienfahrer in ähnlicher Weise die Wirkungen großgedachter, rein kirchlicher Kunst wie daheim, etwa in den Domen des Rheins. Um die Zeit aber, als in Deutschland die kirchliche Baukunst ihren Höhepunkt erreicht hatte, zeigt sich in Italien schon die Annäherung an den Profanstyl. Die in Deutschlands Kirchen rein zum Ausdruck gebrachte Idee verflüchtigt sich in reichem Beiwerk; die italienische

Digitized by Google

Kirchenkunst streift im weiteren Verlauf ihren Charakter als solche immer mehr ab, in der Zeit der Renaissance ist sie dem Profanbau so nahe gerückt, daß Michel Angelo ohne Schwierigkeit aus den erhalten gebliebenen Wölbungen der Thermen des Diokletian die Kirche St. Maria degli Angeli machen konnte und so einen Kirchenraum schuf, der dem Ideal der Renaissancekirche vielleicht am nächsten kommt. Freude an hellen, lichten Innenräumen, Kuppeln, die mit dem alten Wunderbau des Pantheons in den Lüften wetteifern sollten, viel Marmor und Prunkgeräth — so bauten die großen Meister der Renaissance und genügten allen Ansprüchen des Schönheitssinnes in hervorragendem Maße, aber „Kirchen" im Sinn der Deutschen waren ihre Bauten nicht. Das Sehnen der Kreatur nach dem Heil, das Gefühl der Abhängigkeit von Gott läßt die heitere Pracht der italienischen Kirchen nicht aufkommen. Im Gegentheil: Bewußtsein der eigenen Macht spricht aus ihnen und Freude am Leben. Denn schon war der Katholizismus so weit entwickelt, daß der vicarius Christi alle Gewalt zu lösen und zu binden in sich vereinte. Was brauchte es da düsterer Kirchenbauten? Man besaß ja die Möglichkeit, auf Erden seine Rechnung mit dem Himmel zu machen und deren war man fröhlich. Das Christenthum war in seiner Auffassung des Verhältnisses zur Gottheit dem Heidenthum soweit genähert, daß man mit „do ut des" und „do ut facias" das Räthsel gelöst glaubte, um dessentwillen bald nachher der Streit wieder neu entbrennen sollte. Die Entwickelung der Religion spiegelt sich in der Kunst; die Kirche der Renaissance hat mit der der älteren Zeit nur den Namen gemein.

Nun kam der Umschwung. Die Kirche sollte wieder kirchlich werden. Man hätte meinen sollen, daß eine Bewegung von solcher Bedeutung wie „die Reaktivirung des Katholizismus" den kirchlichen Baustil geändert und mit der „Thermenarchitektur" gebrochen hätte. Das geschah nicht. Die Grundformen blieben, in Kleinigkeiten nur zeigte sich die neue Weise. Man vergrößerte die Maße, legte mehr Werth auf den Innenschmuck, der bis zu verwirrendem Reichthum ausgestatlet wurde, man betonte den kirchlichen Pomp stärker und dergl. mehr. Aber eine „Kirche" ist Gesù in Rom (vollendet 1575), die Musterkirche der Jesuiten, das unzählige Male nachgeahmte Vorbild für die Kirchen der Gegenreformation, ebenso wenig wie St. Maria degli Angeli. Und es ist eigenartig, daß die Wiederbelebung des

Digitized by Google

Katholizismus in der Kunst mit den weltlichsten, nur auf die Sinne wirkenden Mitteln arbeitete. Es giebt wohl keine Fassade, die der eines Palastes ähnlicher wäre, als die von St. Peter. Was heißt das? Auch die Zeit der Gegenreformation vermochte nicht, das einmal gefaßte Bild des Gotteshauses zu ändern, ihr Baustil blieb wie das von ihr „bekehrte" Volk im Wesentlichen, was sie zur Zeit der Cäsaren gewesen waren.

Es ist nun eine eigene Fügung, daß der Typus der Jesuitenkirchen — unkirchlich wie er war — in Deutschland bald eine bedenkliche Verbreitung gewann, Die Jesuitenkirche hat für den Deutschen nur das Abstoßende des italienischen Kirchenstyls: Profane Fassaden, nicht orientirte Lage und was der uns fremden Einzelheiten mehr sind; Es fehlt ihr aber das freudige, offene Innere der guten italienischen Kirchen. Denn die auf sinnlichen Eindruck berechnete Ausschmückung mit ihren schauerlich realistischen Heiligenbildern und bunten Farbenzusammenstellungen wirkt zerstreuend und unruhig. Ob man nicht durch Hinweis auf die offenbaren Gefühlsrohheiten im Bau dieser Kirchen das Wesen ihrer Erbauer besser zeichnet, als durch Deklamationen gegen ihre meist mißverstandene Moral?

Was aus der von den Jesuiten verbreiteten Bauart im Laufe der Zeit geworden ist — hoffentlich bei uns nie werden wird —, das zeigt die erst einige Jahre alte, noch nicht ganz vollendete Joachim-Kirche in den prati di castello in Rom. Hier ist der unbestreitbare Vorzug der Barockkirchen ganz verschwunden. Von den mächtigen Simsen jenes Stils ist keine Rede mehr, wie mit dem Zirkel geschlagen, ohne die geringste Ueberhöhung stehen die unechten Bogen auf echten Säulen, die schwächliche, ohne jede Rücksicht auf die Wirkung von unten gespannte Kuppel ist von außen mit Aluminium verkleidet, sie weist, als Nachbildung des Himmelsgewölbes, Löcher in Form von Sternen auf, durch die das Sonnenlicht ins Innere dringt. Hinter dem Altar ist ein Glashaus aus blauem Glas, oben mit Spiegeln versehen, sodaß das in überladenem Goldschmuck strahlende Tabernakel unmittelbar in den blauen Aether hinausgebaut erscheint. Ein theatralisch nicht ungeschickter Effekt.

Ich glaube nicht, daß man in Deutschland soweit gehen wird. Hier jedenfalls scheint die geschilderte Theaterarchitektur ihren Zwecken zu entsprechen. Aeußerlichkeit, Form und sich sofort sinnlich aufdrängender Eindruck ist Alles.

Digitized by Google

Uebertragen wir diese Erkenntniß auf eine Beurtheilung der inneren Kirchengeschichte, so wird dieselbe Erscheinung sich zeigen.

Die Geschichte des römischen Kirchenthums ist die Geschichte der Formalisirung und Schematisirung des Christenthums, der Glaube ist zum Rechtssatz geworden, juristische Begriffe herrschen da, wo nach evangelischer Auffassung der freie Wille des Einzelmenschen seine Ueberzeugung in Dingen der Religion bethätigen sollte.

Das sind oft ausgesprochene und begründete Sätze und man hört es wohl auch als durchaus erklärlich hinstellen, daß dieses „Rechtsvolk" der Römer an der juristischen Durch- und Verbildung des Christenthums Schuld sei. Für uns ergiebt sich daraus: Wenn die Verwandlung der Dogmatik in eine Gerichtsstube — wie man sich treffend ausgedrückt hat — von den Römern bewirkt wurde, so heißt das nichts Anderes, als daß eben diesen Römern die mystische, tief innerliche Lehre Christi nicht faßlich und entsprechend war. Sie wandelten sie um und gaben damit dem Ganzen sein jetziges Gesicht. So entstand, als wesentlich italienisches Erzeugniß, das ius canonicum, die Summe der kirchlich gesetzten Rechtsnormen, deren letzte Verbindungskraft im Glauben an die von Gott gesetzte Leitungsgewalt der Hierarchie beruht. Nur sind der Normen so viele geworden, daß sie den Glauben fast überwuchert haben; die vigens ecclesiae disciplina ist wichtiger als die fides, das dogma. Diese ganze Unterscheidung aber ist wesentlich römisch. Was die Freude am äußerlichen Kultus, was das Schwelgen in der Form um ihrer selbst willen in der Kunst, das ist das verwirrende Chaos von Rechtsnormen im inneren Kirchenleben.

Ueber den Werth und die Bedeutung dieser juristischen Formalisirung ist hier nicht zu handeln. Nur das sei ausgesprochen: Der in jüngster Zeit oft gehörte, paradoxe Satz vom Widerspruch des Kirchenrechts mit dem Wesen der Kirche gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn die Kirche nur mit Deutschen zu rechnen hätte. Dem ist nun nicht so. Für die lateinischen Nationen war die Formalisirung offenbar eine Nothwendigkeit. Sie ist vorhanden. Sehen wir, wie sich die mit ihr beglückten Deutschen dazu gestellt haben. Wir haben auch diesen Theil des von der Kirche ausgehenden mächtigen Gedankenkreises mit deutscher Gründlichkeit aufgefaßt und gewissermaßen verinnerlicht. Die

Digitized by Google

Deutschen haben das Heer der kirchlichen Rechtsnormen tiefer in sich aufgenommen, als die Italiener; sie haben sie mit ihrem religiösen Bewußtsein so vermengt, daß eine Scheidung oft auch dem Gebildeten unmöglich ist. Daher sind bei uns die geringsten Zwistigkeiten mit der Kirche so unendlich viel bitterer, als in Italien. Der deutsche Katholik sieht in jeder staatlichen Vorschrift, die den kirchlichen in etwa widerstrebt, nicht einen Zusammenstoß zweier Rechtsnormen, der auch rechtlich wieder gelöst wird, sondern ist geneigt, sofort eine Verfolgung seines Glaubens anzunehmen und die Sache dadurch auf ein Gebiet zu spielen, welches für den Staat schwer zu begehen und worauf eine Verständigung meistens unmöglich ist. Beispiele sind wohl nicht nöthig. Die Geschichte des Charfreitagsgesetzes zeigt diese unselige Richtung der Deutschen zur Genüge. Dem Deutschen will die Trennung vom **dogma** und **disciplina**, von Religion und Recht, nicht in den Sinn, und die oberste Kirchenleitung hat daraus schon oft ihre Vortheile gezogen.

Rom, Januar 1900. V. E. D.

Digitized by Google

Die Lage des höheren Lehrerstandes in Preußen.

Von

Dr. Richard Bünger.

Wie seine Vorgänger hat auch der neue Unterrichtsminister die Oberlehrer seines Wohlwollens versichert. Da nur pflichttreue Männer in Preußen in hohe Stellungen zu kommen pflegen, so hat er damit freilich nur gesagt, was von vornherein als selbstverständlich gelten konnte. Aber auch was selbstverständlich sein sollte, ist damit noch nicht wirklich und darum seine Versicherung nicht überflüssig. Indeß das Wohlwollen allein thuts nicht. Auch an dem aufrichtigen Wohlwollen seines dritten Amtsvorgängers wird Niemand zweifeln wollen, aber ohne genaue Kenntniß der sachlichen und persönlichen Verhältnisse ist ein den Forderungen der Gerechtigkeit und Billigkeit entsprechendes Verfahren nicht möglich. So konnte die Sorge für die Schule dahin führen, daß unter Verwechslung von Streben und Streberei durch Höherhängen des Brodkorbes das Streben unter den Lehrern wachgehalten werden sollte. Die Früchte sind denn auch nicht ausgeblieben. Der seit einiger Zeit eingetretene und in den nächsten Jahren noch immer schärfer werdende Mangel an Philologen wird die heranwachsende Jugend für die Sünden der Väter am Oberlehrerstande büßen lassen. Das ist einmal die göttliche Weltordnung, daß kein Unrecht ungestraft bleibt, auch wenn es nicht aus subjektiv bösem Willen hervorgeht. Seit 1892 haben sich die Dinge wesentlich gebessert, sodaß vor kaum 10 Jahren noch die jetzigen Verhältnisse den Oberlehrern als ein unerreichbares Ideal vorgeschwebt hätten. Da sollte man bei ihnen allgemeine Zufriedenheit erwarten statt der immer wieder hervortretenden bitteren Klagen über Zurücksetzung. Vielleicht wäre dem auch so, wenn die Ueberzeugung sich Bahn brechen könnte, daß die Unterrichtsverwaltung aus eigenem Willen und eigener Thatkraft die geradezu unhaltbar gewordenen Zustände beseitigt

Digitized by Google

habe. Dieses Gefühl ist aber nicht da, viel verbreiteter ist die Ansicht, daß ihr von außen Einsicht und Wille aufgezwungen werden mußte. Die lange Zeit nicht nur herber Benachtheiligung gegen andere Stände, sondern auch unmittelbar drückenden Mangels hat aber die Oberlehrer über die Rechte ihres Standes nachdenken lassen und sie gegen alle Zurücksetzung empfindlich gemacht. So wird Zufriedenheit nur eintreten können, wenn der Gerechtigkeit und Billigkeit erst in jeder Beziehung Genüge gethan sein wird.

Der Minister scheint auch einer sachlichen Prüfung der Forderungen auf ihre Berechtigung nicht abgeneigt. Er erklärt ausdrücklich, daß er den Oberlehrern die Agitation nicht verdenke, nur müsse sie sich in den für Beamte ziemlichen Grenzen halten. Die Beschränkung ist unbedingt gutzuheißen. Schwer aber ist es, diese Grenze für das Ziemliche immer einzuhalten. Scharf und klar muß die Wahrheit gesagt werden, zugleich so laut und vernehmlich, daß auch die hören müssen, die nicht hören wollen, oder doch gleichgiltig sind, denn die, in deren Hand die Entscheidung über die Stellung der Lehrer liegt, sind nicht Fleisch von ihrem Fleisch und nicht Bein von ihrem Bein, und die alte Regel, daß uns das Hemd näher ist, als der Rock, gilt auch für die juristisch vorgebildeten Machthaber in der Regierung, den Stadträthen, den Parlamenten, und das wird auch unter den idealsten Verhältnissen so bleiben. Würde man sonst im Ministerium je an die Entdeckung geglaubt haben, daß der Oberlehrer durchschnittlich nur um 239 Mark schlechter gestellt sei, als der Richter? Nach der dabei angewandten Rechnungsart würden ja die Oberlehrer sogar durchschnittlich um 480 Mark besser gestellt sein, als die Staatsanwälte! Nichts aber trifft schärfer und empfindlicher als die Wahrheit. Wenn nun Irrthümer und Mißgriffe der Regierung vorgekommen sind und noch vorkommen, verletzt dann der für die Interessen seines Standes und, sofern er recht hat, für die Interessen des Staates eintretende Oberlehrer die der Regierung schuldige Ehrfurcht, wenn er rücksichtslos die Wahrheit aufdeckt? Ist er es der die Regierung bloßstellt, oder thut das der, der für die Irrthümer und Mißgriffe verantwortlich ist? Im Ganzen ist bei dem Werthe, den die Gunst der vorgesetzten Behörde für den Beamten hat, die Gefahr des Ueberschreitens der rechten Grenze wenigstens seitens derjenigen nicht groß, die mit ihrem Namen für das eintreten, was sie sagen. Sie wissen, daß sie mit ihrer Existenz dafür haften, und sofern das Streben nach Wahrheit für sie maßgebend

Digitized by Google

bleibt, überwiegt in ihrem Thun das Gute, auch wenn sie einmal in der Hitze des Kampfes zu weit gehen. Zur Annahme, daß die Unterrichtsverwaltung hierüber anders denkt, liegt kein Grund vor; ihr durchaus korrektes Verhalten gegenüber Schröder, der sie so scharf angegriffen hat, spricht vielmehr dafür, daß sie eine offene Sprache verträgt.

Für den, der mit der zahlenmäßigen Entwickelung des höheren Lehrerstandes einigermaßen vertraut war, lagen die Fehler Schröders sofort auf der Hand, und es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß die Unterrichtsverwaltung über drei Jahre Zeit brauchte, um sie aufzudecken und ihrerseits eine — falsche Statistik aufzustellen. Für Jemand freilich, der die Unklarheit und Verwirrung in der offiziellen Statistik der Verwaltung des höheren Unterrichtswesens seit Jahren verfolgt hat, verliert das neue Vorkommniß alles Wunderbare. Es bestätigt sich nur aufs neue, daß nicht nur den Räthen im Ministerium, bei denen dies ganz verzeihlich ist, sondern auch deren fachmännischem Rathgeber, dem Geheimrath Lexis, jede Uebersicht über die einschlägigen Verhältnisse fehlt. Und doch ist ohne eine richtig aufgebaute Statistik kein klarer Einblick in die Wirklichkeit, und ohne diese Klarheit kein sachgemäßes Regieren möglich, ja Niemand hat größeres Interesse daran als das Ministerium selbst, da es ja seinerseits beim Finanzministerium seine Forderungen durchsetzen muß, was nur auf Grund einer durchschlagenden statistischen Beweisführung mit Erfolg geschehen kann.

Die von Lexis verfaßte Denkschrift über die dem Bedarf Preußens entsprechende Normalzahl der Studirenden der verschiedenen Fakultäten beginnt den Reigen der Irrungen. Sie warnte vor der Ueberfüllung der Lehrfächer gerade in den Jahren, in denen die Aufmunterung zu ihnen im öffentlichen Interesse gelegen hätte. Lexis durfte nicht den Stellenzuwachs nach den Verhältnissen von wenigen ganz anormalen Jahren berechnen, und mindestens bei der zweiten Bearbeitung der Denkschrift hätte er schon die Ergebnisse der Prüfungen pro fac. doc. in den Jahren 1889/90 und 1890/91 berücksichtigen müssen, die ihm gezeigt hätten, daß seine Nachwuchsberechnungen falsch waren. Die Berücksichtigung längerer Zeiträume hätte ihn gelehrt, daß der Abgang durch Pensionirung und Tod steigen mußte. Diese Fehler wies ich nach in dem Aufsatze „Der Bedarf Preußens an Abiturienten" (Preußische Jahrbücher Bd. 73 H. 1). Als dann meine Ausführungen von Kannengießer unter Wiederholung und Verschärfung der Lexis'schen

Fehler angegriffen wurden und die Sache einigen Staub aufwirbelte, wurde Lexis von der Regierung als Schiedsrichter angerufen. Darüber, daß er dies Amt in eigener Sache annahm, bin ich als Partei vielleicht nicht berufen zu urtheilen. Aber auf Grund seines Urtheils erklärte der Regierungskommissar am 8. März 1894 im Abgeordnetenhause, „daß wir in absehbarer Zeit nicht allein kein Manko an Lehrern an den höheren Schulen haben werden, sondern daß es sogar von dem Herrn Minister sehr gewagt wäre, wenn er eine — andere als — abmahnende Erklärung bezüglich des Studiums irgend eines höheren Lehrfachs ergehen lassen wollte". Daß der Zusatz „andere als" erst in den offiziellen stenographischen Bericht eingeschoben werden mußte, damit die Stelle nicht völlig sinnlos war, sei nebenbei bemerkt. Die absehbare Zeit war recht kurz. Bevor noch ein Jahr vergangen war, bereits am 25. Februar 1895, erklärte der Regierungskommissar: „Es ist bereits Nachfrage eingetreten, besonders nach solchen Lehrern der neueren Sprachen, die gut geschult und im Stande sind, den Unterricht in den neueren Sprachen nach neuerer Methode zu ertheilen .... Die Naturwissenschaftler fangen auch an, gesucht zu werden." Im Frühjahr 1898 sagt der Regierungskommissar in der Kommission in seiner Erklärung zu meiner Petition wegen Veröffentlichung des einschlägigen statistischen Materials: „Thatsache ist, daß der Bestand an Kandidaten für den neusprachlichen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht nicht unerheblich zurückgegangen ist .... daß ein Mangel an sofort verfügbaren wissenschaftlichen Hülfslehrern der genannten Unterrichtsgebiete sich mehrfach bemerkbar machte, und richtig ist, daß für diese der Ersatz zunächst unzulänglich ist." Wenn er dabei hinzufügt: „das Angebot für sichere Stellungen reicht auch jetzt noch aus," so ist nicht beachtet, daß die Hülfslehrer zur Wahrnehmung des planmäßigen Unterrichts unbedingt nöthig sind. Im Sinne der Regierung und auf Grund ihrer offiziellen Angaben polemisirt dann Lexis im Nachtrage zu seiner Schrift „die Besoldungsverhältnisse rc." gegen mich und betont, daß seit 1. Mai 1897 bis Januar 1898 die Kandidatenzahl bereits wieder von 1294 auf 1311 gestiegen sei. Wenn er den Gegenstand beherrschte, hätte ihm doch folgendes sonderbare Bild auffallen müssen, das sich aus den offiziellen Angaben über den jeweiligen Kandidatenstand ergiebt. Es gab Kandidaten:

1. Mai 1894.	1. Mai 1895.	Januar 1897.	1. Mai 1897.	Januar 1898.
1565	1500	1550	1294	1311.

Digitized by Google

Er hätte ja auch die hier fehlenden Zahlen jederzeit erhalten können und dann gewiß noch deutlicher gesehen, daß es mit den Januarzahlen nicht recht geheuer ist. Die Zahl für den 1. Mai 1898 ist denn auch 1133 gewesen. Diese Verwirrung in der offiziellen Statistik habe ich in der Nummer 648 der „National-Zeitung" von 1898 nachgewiesen. Vermuthlich aus Anlaß dieses Artikels erfolgte für das Jahr 1898 die Veröffentlichung nachträglich in den Blättern für das höhere Unterrichtswesen. Die Veröffentlichung für 1899 aber ist wieder nicht erfolgt.

Die neueste statistische Leistung der Unterrichtsverwaltung ist die bekannte Denkschrift über die Alters- und Sterblichkeitsverhältnisse der Lehrer an den höheren Unterrichtsanstalten. Sie ist nach dem Titel im Kgl. Statistischen Bureau bearbeitet. Wie weit genanntes Bureau für sie verantwortlich ist, hängt davon ab, ob es nach seiner amtlichen Stellung sich hätte weigern dürfen, auf Grund so mangelhaften Materials die geforderte Berechnung zu machen, und ob die Nichtbeachtung des mustergültigen Materials im Kunze auf seine Rechnung zu setzen ist. Theil II, S. 15 Strich bis S. 20, erster Absatz, rührt anscheinend von einem anderen Autor her, von Jemand, der bei einiger Ahnung von Statistik durch die ersten Seiten der Denkschrift doch als wenig sachlich gekennzeichnet wird. Der Rest, Theil III, beginnt mit der Behauptung: „Eine die Gesundheit der Lehrer beeinträchtigende und deren Lebensdauer verkürzende Einwirkung der Berufsthätigkeit der im aktiven Dienste stehenden, an höheren Unterrichtsanstalten Preußens angestellten Oberlehrer ist aus den über deren Alters- und Sterblichkeitsverhältnisse vorliegenden Beobachtungen nicht zu entnehmen." Dieser Theil scheint von Jemand zu sein, der die beiden ersten Theile der Denkschrift kaum gelesen haben kann, und der Mangel an Sachkenntniß und Mangel an Wohlwollen in gleicher Weise zeigt. In Theil II hieß es z. B.: Es ist *nicht ausgeschlossen, aber auch nicht zu erweisen*, daß so viele aus dürftigen Verhältnissen hervorgegangene Männer von geschwächter Gesundheit in den Lehrerberuf eintreten... Der Bearbeiter von Theil III schreibt munter: Es ist *jedoch bekannt*, daß eine nicht geringe Zahl kränklicher, insbesondere mit Lungen- und Halskrankheiten behafteter und wegen lang andauernder, dürftiger Lebenshaltung überhaupt schwächlicher junger Männer den Lehrerberuf erwählt. — Die eigenthümlichen praktischen Folgerungen, die im Theil III gezogen wurden, sind auch schon vom Minister selbst preisgegeben worden.

Digitized by Google

Doch nun zu Theil I, d. h. zu der eigentlichen Arbeit des Statistischen Bureaus. Es zeigt sich sofort, daß der für die Lieferung das Materials verantwortliche Beamte und vermuthlich auch der Bearbeiter im Statistischen Bureau mit dem Stoffe nicht genügend vertraut war.

Die Denkschrift zählt 722 in den 15 Kalenderjahren 1884/98 gestorbene Oberlehrer und Direktoren auf. Nach den statistischen Ergänzungsheften des Zentralblattes aber sind in den 15 Schuljahren 1884/99 nicht 722, sondern 746 Oberlehrer und Direktoren gestorben. Da nun nach Ausweis des Kunze im ersten Vierteljahr 1899 bei einem jährlichen Durchschnitt von 50 Todesfällen nur 11 Oberlehrer gestorben sind, kann die Zahl der Todesfälle in den Kalenderjahren 1884/98 kaum um einige Personen geringer gewesen sein als in den Schuljahren 1884/99. Wenn nun also auch die Zahlen des Zentralblattes vollständig sein sollten, was für die letzten 3 Jahre nach Kunze zutrifft, aber sonst immerhin zweifelhaft erscheint, so bliebe doch bestehen, daß in der Denkschrift etwa 3 Prozent der Sterbefälle unter den im Amte befindlichen Oberlehrern nicht berücksichtigt sind. Viel ärger steht es noch mit dem Material für die pensionirten Oberlehrer. Wir sind überzeugt, daß sich schon der Bearbeiter der Denkschrift über dessen Unzulänglichkeit klar gewesen ist und sich hier nicht ganz wohl gefühlt hat. Es können in der That kaum 3/4 der thatsächlich stattgefundenen Todesfälle berücksichtigt sein. Nach der Denkschrift sind die pensionirten Oberlehrer durchschnittlich noch 7 Jahre nach der Pensionirung am Leben. Die in den 15 Jahren 1884/98 gestorbenen müßten nicht unerheblich mehr sein, als die in den 15 Jahren 1877/91 pensionirten. Denn die Zahl der Pensionirungen in den 7 Schuljahren 1877/84 ist nicht unter 350 zu schätzen, in den 7 Jahren 1892/99 aber betrug sie 515, und diese Steigerung muß sich auch schon in der Zahl der Todesfälle geltend gemacht haben. In den 8 Jahren 1884/92 sind nun 467 Oberlehrer pensionirt worden. Wenn wir zu diesen 467 auch nur die 350 Pensionirungen der 7 vorhergehenden Jahre hinzurechnen, so hätten immerhin 817 Todesfälle von im Ruhestande lebenden Oberlehrern in Rechnung kommen müssen, die Denkschrift aber weiß nur von 605. Hieran wird nichts Wesentliches geändert, wenn die auf ihre Richtigkeit nicht zu prüfende Behauptung nicht genau zutreffen sollte, daß die Oberlehrer durchschnittlich noch 7 Jahre im Ruhestande leben.

Digitized by Google

Die auffallende Erscheinung ferner, daß in dem Alter von 25—30 Jahren die Sterblichkeit der Oberlehrer so außerordentlich groß ist, ist einfach ein weiterer, durch das mangelhafte Material verschuldeter Irrthum der Denkschrift. Sie berechnet nämlich die Stärke der Altersklassen in den verschiedenen Jahren nach ihrem Verhältniß zu einander am 1. November 1895. Aber gerade zu diesem Termine sind die jüngsten Jahrgänge am allerschwächsten während der ganzen 15jährigen Periode gewesen. Die Ausführungen von Prof. Huckert in der Neisser Zeitung vom 9. März 1900, in Verbindung mit dem Mellmann'schen Material, das Prof. Klatt in seinen Kritischen Bemerkungen zu der Denkschrift veröffentlicht hat, ergeben, daß die durchschnittliche Stärke der betreffenden Altersstufe nicht auf 47,22, wie die Denkschrift annimmt, sondern auf 192 anzusetzen ist, von 1000 Oberlehrern der Stufe sind also nicht 21,18, sondern nur 5,28 jährlich gestorben.

Als Schlußergebniß giebt die Denkschrift folgende Zusammenstellung über die Zahl der jährlichen Todesfälle auf 1000 Lebende berechnet

im Alter von	a) Der Oberlehrer im Amte und im Ruhestande zusammen	b) Der gesammten männlichen Bevölkerung Preußens
25—30	21,09	6,87
30—35	3,45	8,28
35—40	4,37	10,45
40—45	7,55	13,56
45—50	9,32	16,70
50—55	12,02	21,91
55—60	23,32	30,07
60—65	45,99	41,55
65—70	65,97	61,37
70—75	111,32	91,72
75—80	144,59	140,19
80—85	192,34	212,66

Bei dieser Berechnung sind 722 Todesfälle von noch im Amte befindlichen und 605 von im Ruhestande lebenden Oberlehrern, zusammen 1327, gerechnet, während ungefähr 746 + 817 = 1563 hätten in Berechnung kommen müssen, es fehlen etwa 15 Prozent. Die gemachten Fehler haben für die verschiedenen Altersklassen eine ganz entgegengesetzte Wirkung. Die durchschnittliche Stärke der

Digitized by Google

Altersklassen von 25—30 Jahren ist, wie oben angeführt, viel zu niedrig, auf 47,22 statt auf 192 angenommen, statt 21,09 sind nur 5,29 jährlich vom Tausend gestorben gegenüber 6,87 bei der männlichen Bevölkerung im Allgemeinen. Da nun nach S. 9 der Denkschrift der Eintritt in einen neuen Beruf bei der gesammten Bevölkerung vorübergehend die Sterblichkeit erhöht, so erscheint die Sterblichkeit der Oberlehrer bald nach Antritt des Amtes als eine geringe. Selbst die Höhe von 5,28 auf 1000 ist vielleicht nur durch Zufall gekommen. Darauf führen wenigstens die Verhältnisse in den folgenden Jahrfünften, zumal jedenfalls auch die durchschnittliche Stärke der Altersklassen von 30—35 Jahren, vielleicht auch noch die für das Alter von 35—40 Jahren zu niedrig angenommen ist. Daß von der Gesammtzahl der Todesfälle 15 Prozent nicht berechnet sind, kommt für die Berechnung der Sterblichkeitsverhältnisse bald nach Antritt des Amtes jedenfalls ganz unwesentlich in Betracht, denn gegenüber 47 bis zum Alter von 35 Jahren im Amte gestorbenen Oberlehrern führt die Denkschrift nur 2 im gleichen Alter im Ruhestande gestorbene an. Die Zahl der nicht gerechneten Todesfälle kommt fast ganz auf die höheren Alterklassen, für die zugleich der durchschnittliche Bestand an Lebenden im Amte zu hoch gerechnet sein muß, da er für die niederen zu niedrig gerechnet war. Ich halte es allerdings für nicht unwahrscheinlich, daß die übersehenen Todesfälle vorwiegend den ältesten Jahresklassen angehören, aber ein erheblicher Theil muß auch schon in das Alter von 55—70 Jahren gehören. Es kann danach kaum bezweifelt werden, daß die Sterblichkeit der Oberlehrer für diese Jahre in der Denkschrift zu niedrig berechnet ist. Eine neue Berechnung auf Grund zuverlässigen Materials erscheint durchaus erwünscht. Trotzdem können schon jetzt zwei Punkte als festgestellt angesehen werden. Die Oberlehrer treten mit einem verhältnißmäßig recht großen Kapital an Gesundheit in ihr Amt ein, wie das bei den Anforderungen, die an ihre körperliche Kraft gestellt werden, auch gar nicht anders zu erwarten ist. Dieses Kapital aber ist um das 60. Lebensjahr, wo sich die Wirkungen der andauernden Lehrthätigkeit geltend machen, aufgebraucht und schlägt in ein Defizit um. Verschärft wird dieses ungünstige Ergebniß noch dadurch, daß die Oberlehrer ein Recht darauf haben, daß ihre Verhältnisse nicht mit denen der Gesammtbevölkerung, sondern mit denen der besser gestellten Klassen ver-

Digitized by Google

glichen werden. Jener Staatsmann, der da meinte, von zu vieler Arbeit sterbe Niemand, hat auch wohl an eine ernsthafte Verwendung seiner Aeußerung nicht gedacht.

Wenn also die Regierung geglaubt hatte, durch die Denkschrift den Vorwurf zurückweisen zu können, daß die Lehrer überlastet seien, so hat sie sich geirrt. Uebrigens wird damit auch nur die Klage über Ueberbürdung berührt, in der sich für die nächsten Jahre in Folge des bestehenden Lehrermangels nichts Durchgreifendes wird machen lassen.

Noch älter sind die Klagen über unbillige Zurücksetzung in Rang und Gehalt gegenüber den juristisch vorgebildeten Beamten. Auch hier stehen den Behauptungen Schröder's die Schriften von Lexis gegenüber. Beim Versuche, das Richtige festzustellen, muß von vornherein eingeräumt werden, daß eine absolut sichere Rechnung theils der beständig wechselnden Verhältnisse wegen, theils in Folge unzureichenden Materials nicht aufgestellt werden kann. Im Folgenden soll daher immer so gerechnet werden, daß die bestehenden Verhältnisse für die Oberlehrer keinenfalls ungünstiger angenommen werden, als sie thatsächlich sind. Die Möglichkeit, daß sie hier und da zu günstig angenommen sind, soll nicht bestritten werden.

Es kommt hier wesentlich auf drei Fragen an. 1. Wann wird der Oberlehrer anstellungsfähig? 2. Wie lange dauert unter normalen Verhältnissen die Wartezeit bis zur Anstellung? 3. Bis zu welchem Alter kann er im Amte bleiben?

Schröder hat (Oberlehrer, Richter, Offiziere S. 11) berechnet, daß die im Kunze für 1896 aufgeführten, während der Jahre 1891—95 geprüften 922 Kandidaten durchschnittlich im Alter von 26,65 Jahren das Examen pro fac. gemacht haben, sodaß auf jeden eine durchschnittliche Studiendauer von 14 Semestern kommt. Auf diese Durchschnittsdauer aber kommt es nicht an, wenn die normale Studiendauer berechnet werden soll. Ich habe unter den in den Jahren 1891—95 geprüften anstellungsfähigen Kandidaten 57 gezählt, die beim Examen über 30 Jahre alt waren. Ihr Durchschnittsalter war reichlich 32 Jahre 1 Monat. Wenn wir dasselbe Durchschnittsalter für die 79 von Schröder gezählten beim Examen über 30 Jahre alten Kandidaten annehmen, so haben sie zusammen 428 Jahre mehr, als nach dem von Schröder berechneten Durchschnitt auf sie kommen müßte, d. h. sie erhöhen das Durchschnittsalter etwa um 1/2 Jahr. Es kann aber gar keinem Zweifel

Digitized by Google

unterliegen, daß bei den meisten von ihnen irdendwelche anormale Verhältnisse ihre Studienzeit so außergewöhnlich lang haben werden lassen. Wenn das bei einigen nicht zutreffen mag, so wird das dadurch ausgeglichen, daß auch unter den unter 30 Jahren Geprüften sich solche befinden, für die es voll zutrifft. Wollte man also vom Durchschnittsalter ausgehen, so müßten bei der Berechnung wenigstens diejenigen ausgeschieden werden, deren Studienzeit durch besondere, verschuldete oder unverschuldete, Verhältnisse verlängert worden ist. Vielleicht wären so die beim Examen über 30 Jahre Alten auszuscheiden, sodaß wir auf eine Studiendauer von 13 Semestern kämen.

Zu etwas niedrigerem Ergebniß aber kommen wir, wenn wir die zweckmäßigere Rechnung aufstellen, innerhalb welcher Zeit der angehende Student hoffen darf, sein Examen bestanden zu haben. Das würde etwa die Zeit sein, innerhalb deren thatsächlich die Hälfte der Prüflinge das Examen besteht. Von den von Schröder in Rechnung gezogenen 922 Kandidaten haben das Examen bestanden

bis zum	im							nach dem
23.	24.	25.	26.	27.	28.	29.	30.	30. Jahre
57	134	177	141	122	100	67	45	79

Im Maiheft des Centralblattes für 1899 ist das durchschnittliche Abiturientenalter auf 19 Jahre 7 Monate berechnet. Bis zum 12. Semester waren also geprüft worden die bis zum 25. Lebensjahre und noch $^{7}/_{12}$ der im 26. Jahre Geprüften, das sind 451 oder 48,8 Prozent; bis zum 13. Semester schon noch $^{1}/_{12}$ der im 27. Lebensjahre Befindlichen, das sind 519 oder 56,3 Prozent. Wir müssen in das 13. Semester hineingehen, damit die Hälfte das Examen bestanden hat.

Diese Rechnung wird im Wesentlichen durch das Maiheft des Centralblattes von 1899 bestätigt, das statistische Mittheilungen bringt über das durchschnittliche Lebensalter der in den Jahren 1. April 1895/96 und 1. April 1896/97 an den öffentlichen höheren Unterrichtsanstalten in Preußen erstmals angestellten Kandidaten des höheren Schulamtes. Es werden die Angaben gemacht zuerst über das durchschnittliche Lebensalter aller in dem betreffenden Jahre angestellten Kandidaten, dann gesondert über das durchschnittliche Lebensalter der Kandidaten, bei denen nicht in persönlichen Verhältnissen liegende Gründe die Ablegung der Lehramtsprüfung oder die erste feste Anstellung seit Erlangung der Anstellungsfähigkeit verspätet haben. Diese letzte Klasse wollen

Digitized by Google

wir als Normalphilologen bezeichnen. Die im Jahre 1895/96 an staatlichen und nichtstaatlichen Anstalten angestellten 81 Normalphilologen hatten durchschnittlich 5 Jahre 4 Monate, die 83 des Jahres 1896/97 hatten 5 Jahre 5 Monate nach der Reifeprüfung das Examen gemacht, die 164 zusammen durchschnittlich nach 5 Jahren 4½ Monaten. Ueberhaupt angestellt waren in den beiden Jahren 468 Kandidaten, sodaß auf die Normalphilologen nur etwa ein Drittel kommt. Dies Verhältniß ist an sich unglaublich, und daß die Unterscheidung in der That nicht sachgemäß gewesen ist, wird durch die Bemerkung von Lexis (Zur Lage des höheren Lehrerstandes in Preußen, in Conrad's Jahrbüchern III Folge, Bd. 18, S. 294) nahe gelegt, der, um dies Verhältniß als glaublich hinzustellen, z. B. ausgedehnten Aufenthalt im Elternhaus als Vorbereitung zum Examen als Unterbrechung der Studien- und Vorbereitungszeit bezeichnet, der also Vorbereitung zum Examen für eine Unterbrechung der Vorbereitung hält. Vielleicht ist auch die Verspätung durch das Militärjahr als Verspätung durch persönliche Verhältnisse aufgefaßt. Fast kommt man auf den Gedanken, daß als normal nur die Fälle angesehen sind, in denen auf die Exmatrikulation sofort die Meldung zum Examen gefolgt ist. Um also die wirkliche normale Studiendauer zu gewinnen, rechnen wir keinenfalls zu hoch, wenn wir die Mitte ziehen zwischen der Studiendauer der Normalphilologen, die 5 Jahre 4½ Monate beträgt, und der durchschnittlichen Studiendauer sämmtlicher 486 Kandidaten, die für beide Jahre zusammen 6 Jahre 5 Monate beträgt. Wir erhalten so 5 Jahre 11¼ Monate.

Wie Schröder ganz richtig hervorhebt, muß nun zur Studiendauer noch etwas hinzugeschlagen werden. Erstens kommt bei einer Anzahl, die allerdings nicht genauer zu bestimmen ist, noch das Militärjahr hinzu. Zweitens darf unter normalen Verhältnissen das Seminarjahr nur zu Anfang der Semester begonnen werden; beim Examen angefangene Semester müssen also bei Berechnung der Vorbereitungszeit als voll gerechnet werden. Endlich hat ¼ bis ⅓ der pro fac. Bestandenen noch ein Nachexamen zu machen, um das wissenschaftliche Zeugniß für die Anstellungsfähigkeit zu erhalten. Wieviel auf diese Dinge mindestens hinzuzurechnen ist, ergiebt sich aus den oben erwähnten Mittheilungen im Centralblatt. Es betrug bei den an staatlichen Anstalten angestellten Normalphilologen — es waren 32 im Jahre 1895/96 und 35 im Jahre 1896/97 — der Zeitunterschied zwischen der

Digitized by Google

Prüfung und der Erlangung der Anstellungsfähigkeit 1 Jahr 9 Monate bez. 1 Jahr 7 Monate, durchschnittlich 1 Jahr 8 Monate. Im Kunze für 1897/98 habe ich nun unter den im Jahre 1895/96 an staatlichen Anstalten Angestellten keinen, von den 1896/97 Angestellten nur 3 gefunden, die möglicherweise schon 2 Jahre für die praktische Vorbereitungszeit gebraucht hatten. Von dem zwischen Prüfung und Erlangung der Anstellungsfähigkeit liegenden Zeitunterschied von 1 Jahr 9 Monaten kommen also durchschnittlich 1 Jahr 1/2 Monat auf die praktische Vorbereitung, und die durchschnittliche Verspätung durch die oben erwähnten Verhältnisse beträgt 7 1/2 Monate selbst bei den Normalphilologen. Uebrigens galt für die meisten der hier in Rechnung gezogenen Normalphilologen noch gar nicht die Bestimmung, die doch selbstverständlich sein sollte, daß die praktische Vorbereitung erst beginnen darf, wenn die wissenschaftliche Befähigung ohne Einschränkung nachgewiesen ist.

Die niedrigste Schätzung für die Dauer der wissenschaftlichen Vorbereitung ergiebt sonach 6 Jahre 6 3/4 Monate, sagen wir 6 Jahre 6 Monate.

Möglicherweise ist übrigens die Rechnung im Maiheft, die allein die normale Studiendauer nicht wesentlich länger als 13 Semester erscheinen läßt, gar nicht richtig. Bei versuchter Kontrole nach dem Kunze fand ich die Zahlen für Pommern richtig, für Westpreußen aber, wo die Anzahl der in Rechnung zu ziehenden Personen stimmte, waren die Zahlen zu niedrig angegeben. Bei Posen stimmte die Anzahl gar nicht. Ein weiterer, naheliegender Fehler könnte der sein, daß die in Religion als Hauptfach Geprüften mitgezählt sind, durch die jedenfalls die Durchschnittszahlen herabgesetzt werden würden. Ein Versuch, durch Vergleichung mit Kunze über ihre Hinzuziehung Gewißheit zu erlangen, war nicht durchzuführen.

Zu der wissenschaftlichen Vorbereitung, die normaler Weise mindestens 6 Jahre 6 Monate umfaßt, kommen nun 2 Jahre praktischer Vorbereitung, das macht für die ganze Vorbereitung 8 Jahre 6 Monate. Mit 19 Jahren 7 Monaten wird das Abiturientenexamen gemacht, die Anstellungsfähigkeit wird also unter den jetzigen Verhältnissen normalmäßig mit 28 Jahren 1 Monat erreicht.

Für die in den Jahren 1892/96 angestellten Richter und Staatsanwälte stellte sich das Durchschnittsalter bei der großen

Digitized by Google

Staatsprüfung auf 28 Jahre 11 Monate. Dieses Durchschnittsalter kann natürlich auch nicht ohne Weiteres als Normalalter gelten. Der Jurist kann in weniger als 8 Jahren nach der Reifeprüfung das Staatsexamen machen, und es kommen in der That solche Fälle vor. Aber wir wollen für den Normaljuristen im Sinne des Normalphilologen 8½ Jahre ansetzen. Es sind dabei für das Militärjahr und die Examina 1½ Jahre angesetzt, und da die vorgeschriebenen Ausbildungszeiten für den Durchschnittsjuristen berechnet sind, so sollte dieser Zuschlag genügen. Trotzdem wollen wir, wie wir das oben bei der Berechnung für die Oberlehrer gemacht haben, zu dieser angenommenen Normalzeit noch die Hälfte des Unterschieds von der wirklichen Durchschnittszeit hinzurechnen. Wenn wir hier ebenfalls von einem Abiturientenalter von 19 Jahr 7 Monat ausgehen, so kommen wir mit jenen 8½ Jahren auf 28 Jahr 1 Monat, zu denen nun noch 5 Monate hinzuzurechnen sind. 28 Jahr 6 Monat ist höchstens das Normalalter für Erlangung der Anstellungsfähigkeit seitens der Juristen. Aus den Angaben von Lexis in seinem neuesten Aufsatze: „Nochmals die Lage &c.“ in Conrads Jahrbb. Bd. 19 S. 124 ergiebt sich übrigens als durchschnittlicher Abstand zwischen Referendar- und Assessorprüfung ein Zeitraum von 5 Jahren 4 Monaten 2 Tagen. Zwischen Referendar- und Reifeprüfung können kaum mehr als 3 Jahre 8 Monate liegen, sodaß eine Vorbereitungszeit von 9 Jahren nicht bloß als normalerweise, sondern auch als durchschnittlich ausreichend angesehen werden kann.

Der Jurist braucht danach unter normalen Verhältnissen, wenn überhaupt, ganze 5 Monate mehr zur Erlangung der Anstellungsfähigkeit als der Oberlehrer. Mit Recht weist Schröder darauf hin, daß dabei die Philologen insofern im Nachtheil sind, als ein großer Theil von ihnen bisher noch ein weiteres Examen zu bestehen hatte, um das Oberlehrerzeugniß zu erhalten. Wir wollen aber diesen Punkt nicht weiter betonen, da sie theils dies Nachexamen — allerdings wohl vielfach auf Kosten der Nerven und Arbeitsfreudigkeit — während des Amtes machten, theils thatsächlich auch ohne Ablegung desselben zu dem höheren Gehalte kamen, und weil es endlich für die Zukunft nur noch ein einheitliches Oberlehrerexamen giebt.

Auf alle Fälle gehören diese 5 Monate in die Rubrik des Heller und Pfennig, auf den es bei der Vergleichung der Verhältnisse verschiedener Berufe nicht ankommen kann. Man bedenke, es handelt sich, nachdem der allgemeinen Schulpflicht Genüge gethan ist, um

Digitized by Google

eine normale Vorbereitungszeit von 14—14½ Jahren! Was machen da 5 Monate aus?

Lexis will allerdings eine geringere Studiendauer für die Oberlehrer als normal hinstellen. Es sagt Z. L. d. h. L., S. 295: „Vor 30 Jahren hatten zwei Drittel der Kandidaten des höheren Lehramtes nur eine Studienzeit von 6—8 Semestern.“ Anscheinend beruht diese Behauptung auf dem von ihm Besoldungsverh. S. 85 f. veröffentlichten Material. Nach diesem hatten allerdings von den in Halle während der Jahre 1851—57 geprüften Kandidaten in den sprachlich-historischen Fächern 40 von 58, in den mathematisch-naturwissenschaftlichen 14 von 21 das Examen nach einem Universitätsstudium von 8 Semestern gemacht, nimmt man aber die in Münster während der Jahre 1855—59 Geprüften hinzu, so sind es 81 von 128, bez. 24 von 38, sodaß zwei Drittel schon nicht ganz erreicht worden. Nun kommt es aber gar nicht auf die Zeit an, während der die Kandidaten immatrikulirt gewesen sind, und wenn man die Zeit bis zur Ablegung des Examens berechnet, so haben nach den dort angeführten Zahlen von jenen in Halle geprüften 58 Philologen 36, von den 21 Mathematikern 16, im Ganzen 52 von 79 das Examen bis zum Ablauf des 12. Semesters gemacht. Vor Ablauf des 10. Semesters war es im Ganzen nur 37, also noch nicht die Hälfte. Bei der Kleinheit der Zahlen und ihre Beschränkung auf 1 bez. 2 Universitäten ist natürlich ihre Beweiskraft eine sehr geringe, aber nach ihnen ist schon vor über 40 Jahren die thatsächliche Studiendauer nicht so sehr viel kürzer gewesen, als wir sie für jetzt als normal aufgestellt haben.

Recht bezeichnend für Lexis ist folgender Passus aus Besoldungsverh. S. 86: „Im Uebrigen beweisen genügend zahlreiche Beispiele, daß es thatsächlich einem fleißigen Studirenden recht wohl möglich ist, 4 Jahre, oder wenn er auf der Universität seiner Militärpflicht genügt hat, 5 Jahre nach der Reifeprüfung das Oberlehrerexamen zu bestehen, und daher ist die Annahme der Unterrichtsverwaltung vollkommen gerechtfertigt, daß die normale Studiendauer mit Einschluß der ordnungsmäßigen Prüfungszeit 4¾ Jahre betrage. Wenn viele Studirende in Wirklichkeit mehr Zeit brauchen, so ist das ihre Sache, und es lassen sich darauf, etwa bei Vergleichen mit den Verhältnissen der Juristen, keinerlei Ansprüche zu ihren Gunsten begründen.“ Unter den 170 von ihm S. 85 und 86 angeführten Kandidaten, die in den Jahren 1892—97 bez. 1894—97 in Halle bez. Münster geprüft waren, hat kein einziger

Digitized by Google

bis zum 8. Semester das Examen gemacht, nur 28, d. h. 16,5 Prozent, bis zum 10. Semester. Nach Lexis' Urtheil hatte also von diesen 170 kein einziger in seiner Studienzeit seine Schuldigkeit gethan, wenn nicht etwa unter jenen 28 einige in der Zeit schon ihr Militärjahr abgedient hatten.

Hinsichtlich der Zukunft sagt Lexis (Z. L. d. h. L. S. 295): „Bei der Feststellung der neuen Prüfungsordnung hat unzweifelhaft auch das Bestreben mitgewirkt, eine Verkürzung der durchschnittlichen Studienzeit herbeizuführen, und es ist zu wünschen, daß die Unterrichtsverwaltung auf die Erreichung dieses Zweckes auch mit anderen geeigneten Mitteln bedacht bleibe. 10 Semester sollten nicht nur im Durchschnitt, sondern normaler Weise für die große Mehrzahl, und zwar mit Einschluß des Militärdienstes, hinreichen, um die Studirenden in Stand zu setzen, die Oberlehrerprüfung nach den jetzigen Bestimmungen mit Erfolg zu bestehen." Das hier aufgestellte Idealbild von 10 Semestern normaler Studienzeit ist gar kein Ideal, sondern es würde im Gegentheil ein banausisches Heruntersteigen des höheren Lehrerstandes bedeuten. Gewiß ist es für gut begabte, fleißige junge Leute möglich, wenigstens wenn sie nicht dienen, das Ziel in der Zeit zu erreichen. Höchst beklagenswerth aber wäre es, wenn von vornherein die große Mehrzahl nur fragte: Was brauche ich zum Examen? wenn sie gleich sich sagte: Dies eine Fach für obere Klassen, jene beiden für mittlere. Alle Idealität, die Lebensluft des höheren Lehrerstandes, wäre damit dahin. Es ist schlimm genug, daß manchen von vornherein die persönlichen Verhältnisse dazu zwingen, wehe aber dem Volke, dessen Jugend einer Zumuthung der Regierung, sich solche Scheuklappen anzulegen, willig folgt. Wir denken, die Regierung wird dies nicht verlangen, und die Jugend würde nicht folgen. Thatsächlich haben wir nicht durchweg mit besonders begabten jungen Leuten zu rechnen. Zweitens werden Viele erst im Verlaufe des Studiums zur bestimmten Entscheidung für dieses und jenes Fach gelangen. Drittens werden viele, und das werden nicht die schlechtesten sein, das Bedürfniß haben, sich zeitweilig auch auf anderen Gebieten umzusehen, oder aber ganz speziellen Studien in ihrem Fache sich zu widmen. Wie wünschenswerth ist es, daß Neusprachler sich einmal im Auslande aufhalten, daß Altsprachler sich auf dem Gebiete der Archäologie umsehen! Daß letztere die Länder, mit deren Geschick sie sich beschäftigen, durch Augenschein kennen lernen, sollte nicht so selten der Fall sein, als es jetzt ist.

Digitized by Google

Wir hoffen, auch hinfort werden die Begabteren nicht von vornherein ihr Studium so einrichten, daß ein Bestehen des Examens mit besser als „genügend" ausgeschlossen ist, und warum die minder Begabten später mit weniger Zeit auskommen sollen als bisher, ist nicht recht einzusehen.

Zugeben wollen wir, daß die neuen Examenbestimmungen darauf abzielen, die bisher vielfach beklagte Willkür und Einseitigkeit der Examinatoren einzuschränken. Sie mögen auch dazu geeignet sein, aber die in der Mannigfaltigkeit des Studiums liegenden Schwierigkeiten können sie nicht beseitigen. Immer werden manche Universitätsprofessoren ihre Aufgabe mehr darin sehen, zukünftige Gelehrte und Forscher, als darin, zukünftige Oberlehrer auszubilden; vielleicht können wir sogar sagen, hoffentlich wird es immer solche geben. Aber auch abgesehen davon, gehört es sich für den höheren Lehrer, daß er wissenschaftlich arbeiten kann, und das kann er nur bei der Kleinarbeit lernen. Glücklich ist der, der selbst Aufgaben findet, die ihn reizen, sie werden für ihn die fruchtbarsten sein. Aber der Anfänger wird sie nicht immer finden, er wendet sich an den Professor. Naturgemäß sucht dieser die Aufgaben in erster Linie in seinem Spezialgebiete. Selbst wenn er dabei den doch naheliegenden Fehler vermeidet, daß er nur für ihn selbst wünschenswerthe Untersuchungen durch den Studenten anstellen läßt, bleibt immer die Gefahr, daß die gewählten Aufgaben für den Studenten nach seiner Eigenart gar nicht anregend sind; er verbringt damit viel Zeit, und herauskommt eine bloße Stoffsammlung, die für ihn wenig fruchtbar ist. Klagen über in solcher Weise nutzlos verbrachte Zeit wird mancher auch von solchen gehört haben, die schließlich ihr Examen mit Ehren bestanden haben und darum als unverdächtige Zeugen gelten können.

Die lange Studiendauer bei den Oberlehrern ist also in dem Gegenstande begründet, nicht in irgend welchen schlechten Gewohnheiten der Philologen. — Diejenigen, welche ein persönlicher Vorwurf treffen könnte, haben wir ja in unsere Berechnung gar nicht hineingezogen. — Selbst aber wenn die neue Prüfungsordnung insofern als eine Erleichterung hingestellt werden kann, als ein größerer Bruchtheil als bisher gleich das volle Oberlehrerzeugniß erhalten wird, so liegt doch auch wieder eine viel größere Erschwerung im Wegfall des Lehrerzeugnisses. Eine Beschleunigung des Studiums muß daher bis zum thatsächlichen Beweise des Gegentheils als ausgeschlossen gelten.

Digitized by Google

Eine kleine Beschleunigung könnte die Regierung vielleicht durch Verleihung eines angemessenen Titels an die Kandidaten und durch Beschränkung des Oberlehrertitels auf akademisch gebildete Lehrer herbeiführen. Denn die beiden hier erwähnten Mißstände lassen die Erwerbung des Doktortitels immer noch Vielen wünschenswerth erscheinen, und seine Erwerbung kostet immer auch viel Zeit. Dies Abhilfemittel bei der jetzt beginnenden Lehrernoth ist wenigstens keins, das den Teufel durch Beelzebub austreibt, wie das die vorzeitige Zulassung zum Seminarjahre thut. Von dieser Möglichkeit abgesehen, muß für die Beurtheilung der Oberlehrerverhältnisse auch fernerhin die Zeit von mindestens 8½ Jahren als normal für die Dauer der Ausbildung gelten.

Wir kommen nun zur Wartezeit von der Erlangung der Anstellungsfähigkeit bis zur festen Anstellung. Die jetzigen Verhältnisse sind durchaus ungewöhnliche. Wenn in den letzten Jahren die Anstellung an den Staatsanstalten durchschnittlich im 37. Lebensjahre erfolgt ist, über 8 Jahre nach erlangter Anstellungsfähigkeit, so ist das ganz wesentlich eine Folge davon, daß jetzt erst die Fehler früherer Zeit ausgeglichen werden, wo Zufall und Willkür bei den Anstellungen walteten. Dazu kommt, daß bei dem jetzt herrschenden Lehrermangel mancher, der bei der früheren Ueberfüllung auf die Anstellung an höheren Lehranstalten verzichtet hatte, sich jetzt wieder in die Listen hat eintragen lassen. So kommen bei dem jetzt eingeführten Anciennitätsprinzip an den Staatsanstalten fast ausschließlich unverhältnißmäßig alte Kandidaten zur Anstellung. Da neuerdings auch die vom Staate unterstützten städtischen Patronate diese älteren Kandidaten bei der Stellenbesetzung berücksichtigen müssen und die Städte bald froh sein werden, wenn sie überhaupt Lehrer haben, so wird in wenig Jahren eine gründliche Aenderung hierin eingetreten sein. Die dann eintretenden Verhältnisse werden allerdings auch wieder keine normalen sein, da ein großer, ja der größte Theil der Hilfslehrerstellen durch Probanden und Seminarkandidaten wird besetzt werden müssen, wenn das überhaupt noch möglich ist.

Nunmehr wollen wir sehen, was unter den jetzt vom Staate geschaffenen Verhältnissen normale Wartezeit ist. Kunze's Kalender führt an den Staatsanstalten zu Beginn des Schuljahrs 1899 1900 an zweifellos vollbeschäftigten Hilfslehrern 274 auf. Dabei sind die stundenweis beschäftigten größtentheils nicht gezählt, obwohl auch von ihnen viele hierher gehören würden. Von den Probanden

Digitized by Google

und Seminaristen ist auch noch eine große Zahl voll beschäftigt. Staatliche Oberlehrer gab es 2408. Die Organisation der staatlichen höheren Schulen ist also derart, daß auf 2408 Oberlehrer 300 nicht fest angestellte Kandidaten kommen. Das thatsächliche Verhältniß ist 1 Hilfslehrer auf kaum 8 Oberlehrer, nicht 1 Hilfslehrer auf 13 Oberlehrer, wie die Regierung sich so gern den Anschein giebt, indem sie immer bloß von den etatsmäßigen spricht. Angestellt wurden an den Staatsanstalten in den Jahren 1888/96 jährlich durchschnittlich 77 Oberlehrer. Das giebt also eine Wartezeit von 4 Jahren, wenn Bedarf und Angebot sich genau decken und so jeder sofort nach erlangter Anstellungsfähigkeit zur Beschäftigung als Hilfslehrer kommt. Ein solcher Idealzustand für die Lehrer ist aber durchaus kein Idealzustand für die Schule. Bei ihm ist kein Ersatz möglich, wenn im Laufe des Semesters plötzlich eine Lehrkraft nöthig wird. Ebensowenig kann bei der Stellenbesetzung auf die Persönlichkeit und auf die verschiedene Lehrbefähigung der Einzelnen Rücksicht genommen werden; jeder muß herangezogen werden, mag er passen oder nicht. Zu normalen Verhältnissen gehört also, besonders bei der Mannigfaltigkeit der benöthigten Fakultäten, daß etwa ein halber Jahrgang überschüssig ist. Nur unter solchen Verhältnissen ist eine den Bestimmungen und dem Zwecke entsprechende Anwendung des Seminar- und des Probejahrs und eine den Interessen der Schule gerecht werdende Besetzung der Lehrerstellen möglich.

Wenn Lexis demgegenüber (Z. L. d. h. L. S. 296) von der Möglichkeit spricht, daß einmal die Wartezeit nach erlangter Anstellungsfähigkeit ganz wegfallen könnte, so ist gegen diese Naivetät garnicht aufzukommen. Zur Verwirklichung eines solchen Zustandes gehörte nicht nur die Umwandlung sämmtlicher Hilfslehrerstellen in Oberlehrerstellen, sondern es müßten auch für vorübergehende Vertretungen Oberlehrer angestellt werden. Oder hält er etwa eine Ordnung der Verhältnisse der Oberlehrer für zulässig, bei der die Verwaltung der Hilfslehrerstellen durch noch nicht praktisch ausgebildete, oder womöglich noch nicht geprüfte Kandidaten als ordnungsmäßig angesehen wird, Zustände, wie wir sie schon gehabt haben, und wie sie leider wieder bevorstehen. Von gleicher Naivetät ist es, wenn Lexis das so schöne aktenmäßige Verhältniß von 13 Oberlehrern zu 1 Hilfslehrer vergleicht mit dem noch nicht 3 zu 1 betragenden Verhältniß zwischen Richtern und Assessoren. Bei den Philologen wird über ein Drittel der im Staatsinteresse dringend nothwendigen

Digitized by Google

Kandidaten nicht beachtet, bei den Juristen werden alle, auch die für den Staatsdienst durchaus überflüssigen, Assessoren gerechnet.

Zur Bestimmung der normalen Wartezeit bei den Juristen dürfen natürlich nur die Assessoren herangezogen werden, die zur regelrechten Wahrnehmung der Rechtspflege benöthigt werden, d. h. nur die gegen Diäten beschäftigten. Nach Lexis „Nochmals die Lage" S. 124 gab es 1898 bei der Staatsanwaltschaft 66 etatsmäßige Assessorenstellen. Im selben Jahre wurden 1 400 000 Mark an Gerichtsassessoren für die Verwaltung von Kommissorien gezahlt. Die Remuneration für diese beträgt 200 Mark im Monate, 2400 im Jahre, sodaß durchschnittlich 584 Assessoren in Kommissorien beschäftigt gewesen sind. Die Justizverwaltung bedarf also außer den Staatsanwälten und Richtern noch etwa 650 Assessoren. Die jährliche Anstellung von Richtern und Staatsanwälten beträgt etwa 200 und die normale Wartezeit ist auf höchstens 4 Jahre anzunehmen. Der Zuschlag von 1/2 Jahr, wie er bei den Oberlehrern geboten war, um Bedürfnissen, die im Laufe des Semesters eintreten, gerecht werden zu können, oder um die nicht den Bedürfnissen entsprechende Vertheilung auf die verschiedenen Fakultäten auszugleichen, ist hier nicht nöthig, da es bei den Juristen keine verschiedenen Fakultäten giebt, und auch die Befähigung zur Bekleidung des Richteramtes nicht nur am Schlusse der Semester ertheilt wird. Will man aber, um Schwankungen im Zugang und Verbrauch ausgleichen zu können, eine weitere Wartezeit von etwa 1/2—1 Jahr hinzufügen, wogegen nichts einzuwenden ist, so muß ein Gleiches für die Lehrer geschehen.

Manche wollen nun allerdings bei der Vergleichung der Verhältnisse verschiedener Berufe nicht von der Wartezeit ausgehen, wie sie durch die staatlichen Einrichtungen bedingt ist, sondern von der thatsächlichen Wartezeit. Menschliches Mitgefühl mit den sehnsüchtig Wartenden mag unter Umständen diese Rechnung rechtfertigen, aber für die regelmäßige Ordnung der Verhältnisse ist sie ganz zweckwidrig. Im Allgemeinen richtet sich der Zustrom zu den einzelnen Fächern nach den Aussichten, die sie auf Annehmlichkeiten oder Einnahmen bieten. Wenn sich also bei einer Beamtenklasse dauernd ein so starker Zustrom bildet, daß die überschießende Wartezeit, d. h. die Zeit von Erlangung der Anstellungsfähigkeit bis zu dem Zeitpunkte, wo die Einzelnen gebraucht werden, stetig unverhältnißmäßig lange dauert, so kann das nur als Zeichen dafür gefaßt werden, daß diese Beamtenklasse durch Annehmlich-

Digitized by Google

keiten oder Einnahmen verhältnißmäßig zu günstig gestellt ist, oder wenigstens ihre Stellung als günstiger eingeschätzt wird, als die anderer Berufe. Aus der langen Dauer der überschüssigen Wartezeit bei den Juristen gegenüber der baldigst wieder zu erwartenden geringeren Wartezeit der Oberlehrer darf daher, wenn überhaupt etwas, nur dies eine geschlossen werden, daß die Richter bisher gegenüber den Oberlehrern zu günstig gestellt waren.

Die normale Ausbildungsdauer beträgt beim Oberlehrer höchstens $1/2$ Jahr weniger, als beim Juristen, seine normale Wartezeit wieder etwa 1 Jahr mehr. Für beide würde normaler Weise, d. h. bei Anpassung des Angebots an den Bedarf, bei dem jetzt bestehenden Verhältnisse zwischen fest angestellten und diätarisch beschäftigten Beamten die Anstellung um das 33. Lebensjahr erfolgen, für die Juristen aber etwa $1/2$ Jahr früher als für die Oberlehrer.

Für die Gestaltung der Laufbahn ist nun von allen Seiten zugestanden, daß die Aussicht auf höhere Stellungen für die Oberlehrer viel ungünstiger ist, als für die Juristen. Im Kunze 1899/1900 sind 377 Direktorenstellen an Vollanstalten angeführt einschließlich der augenblicklich nicht besetzten, dazu kommen etwa 25 Stellen für Provinzialschulräthe und einige Stellen im Ministerium; so haben wir kaum 410 Beamte, die über den Rang und das Gehalt der Professoren hinauskommen, denn die Direktoren der Nichtvollanstalten ragen über diese im Range überhaupt nicht, im Gehalt nur ausnahmsweise empor. Diese 410 sind aus 6400 die Erkorenen; noch nicht jeder Fünfzehnte ist in eine höhere Stellung gekommen. Bei den Juristen kommen nach Lexis (Bes. verh. S. 96) auf 4052 Staatsanwälte und Richter 753 preußische Beamte in höheren Stellungen, zu denen nach Lexis selbst (Z. L. d. h. L. S. 290) noch 57 Stellen beim Reichsgericht kommen, auf 4052 unterste Stellen 810 höhere, jeder Sechste ist avancirt. Selbst wenn wir die 171 Direktoren der Nichtvollanstalten als avancirt rechnen, was doch kaum zulässig ist, kommen wir nur auf 1 Beförderten unter 11. Da nun aber der Wechsel in den höheren Stellungen schneller ist, als in den niederen, so giebt das Verhältniß von 6 : 1 bzw. 6 : 15 noch gar nicht an, wie sehr die Oberlehrer mit ihren Avancementsaussichten gegenüber den Richtern im Nachtheil sind.

Weit empfindlicher ist für die Oberlehrer noch der Nachtheil, daß sie früher als die Richter aus dem Dienste scheiden. Nach dem Kunze waren unter 6405 Direktoren und Oberlehrern 89 (75 bis 1833 geborene und ein Drittel der 41 im Jahre 1834 ge-


Digitized by Google

borenen) bei Beginn des Schuljahrs 1899/1900 im Alter von 65 Jahren, das sind 1,4 Prozent. Bei den richterlichen Beamten gab es nach den bei Berathung des Gesetzes vom 13. Juli 1899 betreffend die Versetzung richterlicher Beamten in den Ruhestand seitens der Regierung gemachten Angaben unter 4467 volle 402, die 65 Jahre und darüber waren, das sind 9 Prozent. Um auf diesen Prozentsatz zu kommen, müßten wir bei den Oberlehrern bis zu den 58 Jahre alten zurückgehen. Ohne Weiteres können nun allerdings die Zahlen bei Richtern und Oberlehrern nicht mit einander verglichen werden, da das Anwachsen der Beamtenzahl bei beiden Berufen nicht gleich gewesen ist. Im Jahre 1859/60 hatte Preußen 1911 Oberlehrer in seinen alten Provinzen; da nun im Jahre 1867/68 die neuen Provinzen reichlich 1/5 soviel hatten, als die alten, so können wir sie für den jetzigen Gesammtstaat au höchstens 2400 im Jahre 1859/60 veranschlagen. Diesen 2400 stehen jetzt 6400 gegenüber. Die Vermehrung der Stellen beträgt also ca. 270 Prozent. So stark ist die Vermehrung bei den Richterstellen keinenfalls gewesen, denn in Folge der Gerichtsorganisation von 1879 ist die Zahl der Richterstellen so eingeschränkt worden, daß es 1885 an Richtern und Staatsanwälten 469 weniger gab als 1878. Jetzt dürfte die Zahl von 1878 ungefähr wieder erreicht sein. Die Zunahme vorher kann ich leider nicht feststellen. Wir wollen sie der Bevölkerungszunahme entsprechend auf jährlich 1 Prozent ansetzen. Wahrscheinlich ist das bei dem gewaltigen Aufschwung des Volkslebens in dieser Zeit viel zu niedrig. Wir nehmen nun an, daß in jedem Jahre derselbe Prozentsatz der vorhandenen Richter zur Anstellung gekommen ist, und daß die jetzt über 65 Jahre alten Richter durchschnittlich um das Jahr 1860 zur Anstellung gekommen sind. — Ungefähr wird das ja stimmen. — Danach kommen wir dazu, daß die Zahl der über 65 Jahre alten Richter jetzt um 18 Prozent höher sein müßte, wenn die Zahl der Stellen 1860 schon die gleiche gewesen wäre, wie im Jahre 1899. Es würden unter dieser Voraussetzung 474 statt 402 sein, also 10,6 Prozent. Bei den Oberlehrern ist nun zweifellos die Zahl der Anstellungen um das Jahr 1860 verhältnißmäßig viel größer gewesen, als jetzt. Es nahm nämlich die Zahl der Stellen für die alten Provinzen allein von 1859/60 bis 1867/68 um jährlich 91 zu (für den Gesammtstaat also vermuthlich um ca. 110), von 1881/82 bis 1899/1900 nur um ca. 75. Es haben danach in jenen Jahren allein in Folge von Neugründungen von

Digitized by Google

Stellen fast halb so viel Anstellungen stattgefunden, als in den letzten 15 Jahren überhaupt stattfanden. Da nun aber ein Theil der jetzt über 65 Jahre alten Oberlehrer schon vor 1860 angestellt ist, wo die Zahl der Neugründungen noch geringer war, so wollen wir die Zahl der über 65 Jahre alten doch um 100 Prozent erhöhen. Es würden so statt 89 ihrer 178 sein, d. h. statt 1,4 wären es 2,8 Prozent der Gesammtzahl. Die so ermittelten Prozentsätze der über 65 Jahre alten Herren von 2,8 Prozent bei den Oberlehrern und 10,6 Prozent bei den Richtern geben einen ungefähren Maßstab für die Benachtheiligung der Oberlehrer durch ihr früheres Ausscheiden aus dem Amte. Dabei sind die Richter in höheren Stellungen, unter denen doch die Herren im höheren Alter besonders vertreten sind, nicht mitgezählt.

Dieses frühe Ausscheiden der Oberlehrer ist durch die Natur des Berufes bedingt. Wenn ein Lehrer nicht mehr ganz dienstfähig ist, so wird er pensionirt. Ist er noch in sehr jungen Jahren, so mag ja manchmal die Nachsicht der Vorgesetzten und der Opfermuth der Kollegen ihn noch eine Weile im Amte erhalten, ist er aber schon älter, sodaß seine Pension nicht mehr allzu gering ausfällt, so ist von wesentlicher Entlastung nicht die Rede, es bleibt ihm nichts übrig, als die Pensionirung, will er nicht mit grauen Haaren noch das traurige Loos haben, zum Kinderspott zu werden. Ganz anders steht die Sache bei den Richtern. Die Zwangspensionirung ist auch bei den ältesten Herren nur nach förmlichem Verfahren möglich. Die durch allerlei Vorsichtsmaßregeln geschützte Unabhängigkeit schützt vor Verleidung des Amtes. Das vielfach noch höhere Alter der Vorgesetzten erschwert die moralische Einwirkung und macht den Untergebenen unempfindlich gegen die eigenen Schwächen. Ist der Herr dann einmal überaltert, so tritt auch die Scheu vor den weißen Haaren hinzu, denen man keinen Kummer bereiten will. Kurz, es dürfte ein offenes Geheimniß sein — sogar in Ministerreden wird machmal darauf hingedeutet —, daß ein Theil der über 65 Jahre alten Richter gar nicht mehr wirklich dienstfähig ist. Doch auch abgesehen von diesen Verhältnissen, die nicht sein sollten, aber vielleicht unvermeidbar sind, ist beim Richterberuf Rüstigkeit des Körpers vielfach nicht erforderlich, so daß es möglich ist, ohne Schaden auch körperlich nicht mehr rüstige Herren im Dienste zu belassen. Durch die Möglichkeit, dem körperlichen Befinden Rechnung zu tragen, z. B. durch Legung

Digitized by Google

der Termine nach Bequemlichkeit, oder die Verschiebung der Arbeit auf Tage besserer Gesundheit, wird auch die geistige Rüstigkeit länger aufrecht erhalten. Ueberdies ist die Vertretung jederzeit möglich.

Ganz anders ist es im Lehrerberufe. Auch die körperliche Frische ist nicht zu entbehren, denn stets muß im Unterrichte die Anregung vom Lehrer ausgehen. Ein Legen der Stunden nach den körperlichen Bedürfnissen ist nur ausnahmsweise möglich, die Verschiebung selbst der häuslichen Arbeit ist auf enge Grenzen beschränkt. Eine wirklich sachgemäße Vertretung auf kurze Zeit ist überhaupt nicht denkbar. Auch bei Vertretungen, deren wochenlange Dauer von vorn herein zu übersehen ist, sind in der Regel weder staatliche noch städtische Behörden bereit, einen besonderen Vertreter zu bewilligen. Die Vertretung wird den übrigen so schon genügend belasteten Kollegen aufgebürdet, wobei dann oft auch bei der ursprünglichen Vertretung gar nicht betheiligte Fächer und Klassen in Mitleidenschaft gezogen werden. Diese Umstände bringen es mit sich, daß die Oberlehrer nur in den dringendsten Fällen Urlaub erbitten und erhalten. Jetzt wirkt dazu die in dem ganzen höheren Unterrichtswesen herrschende nervöse Unruhe abspannend auf den Lehrer, der bald auf diese, bald auf jene neue Weisungen sich einrichten muß und dabei sich doch auch mit dem eigenen pädagogischen Gewissen abfinden möchte. All' diese Verhältnisse führen darauf, daß die Oberlehrer sich pensioniren lassen, sobald sie das Abnehmen der Kräfte merken und sie es mit Rücksicht auf ihre Familie irgend können, während die Richter bei gleicher körperlicher und geistiger Rüstigkeit mit vollem Rechte noch im Amte bleiben.

Eine angemessenere und sachverständigere Abmessung der Arbeitskraft der Oberlehrer würde gewiß die Verhältnisse etwas bessern. In der Hinsicht ist geradezu unbegreiflich, wie die Maximalstundenzahl für die Oberlehrer zugleich zur Normalzahl gemacht werden konnte. (Vergl. den Aufsatz von Joh. Butzbach im Januarheft dieser Zeitschrift.) Auch der Laie muß begreifen, daß eine Stundenzahl, die unter besonders günstigen Verhältnissen, z. B. an Nichtvollanstalten mit 80 Schülern, als zulässiges Maximum anerkannt ist, schon unter normalen Verhältnissen, z. B. Vollanstalten mit 200 Schülern, zu viel ist. Sie ist aber sogar für überfüllte Vollanstalten zur Normalzahl gemacht. Derartige Bestimmungen sind wohl die Folge davon, daß diese Frage als Finanzfrage behandelt wird und in Finanzfragen nur Persönlichkeiten mitzusprechen

Digitized by Google

haben, die von der Lehrerthätigkeit nur aus ihrer Schülerzeit etwas wissen. Die technischen Räthe des Kultus-Ministeriums sind Männer, die vermuthlich selber eine über das Durchschnittsmaß hinausgehende Arbeitskraft besitzen und außerdem das Aufreibende der Lehrerthätigkeit an ihrer eigenen Person gar nicht erfahren haben. In der Zeit, oder schon vor der Zeit, wo das Korrigiren als ein Alp die Spannkraft des Geistes niederzudrücken beginnt und die ewig gleiche Pflicht lähmend wirkt, wurden sie Direktoren, dann Provinzialschulräthe, dann Vortragende Räthe. So haben sie nicht empfunden, wie der Lehrer allmählich mürbe wird, wenn er gezwungen ist, seine ganze Arbeitskraft unmittelbar in den Dienst des Unterrichts zu stellen, ohne daß die Aussicht auf sichtbare Erfolge für die eigene Person oder die Möglichkeit, in wissenschaftlichen oder anderen Bestrebungen der eigenen Persönlichkeit gerecht zu werden, die Kräfte des Geistes und Körpers belebt. Recht bezeichnend dafür, wie gerade die Lehrthätigkeit mit dem beginnenden Alter an den Kräften zehrt und mit ihm nicht mehr vereinbar ist, ist die verhältnißmäßig zunehmende Zahl der Direktoren gegenüber den Oberlehrern gleichen Alters. In den Jahren 1839/36 sind von den jetzt im Amte befindlichen höheren Lehrern geboren neben 204 Oberlehrern 60 Direktoren, 1834/35 entsprechend 62 und 23, aber 1833/30 schon 33 und 23, aus den Jahren 1829/22 vollends stehen 8 Oberlehrer gegenüber 11 Direktoren. Etwas mag die Erscheinung an der ursprünglich rüstigeren Gesundheit der Direktoren liegen, der Hauptgrund kann aber nur sein, daß die Verwaltungsthätigkeit sich mit dem Alter besser vereinigt, als die Lehrthätigkeit. Nur ausnahmsweise fühlt ein Lehrer von über 65 Jahren sich noch dem Amte gewachsen. Daß bei vielen eine um einige Jahre frühere Pensionirung in ihrem persönlichen Interesse läge, beweist zur Genüge die hohe Sterblichkeit der Lehrer im Alter nach 60 Jahren. Daß sie ebenso im Schulinteresse läge, kann nicht öffentlich bewiesen werden, bedarf aber auch kaum eines Beweises. — Selbst vor dem Anklopfen des Alters wird beim Lehrer leichter als in anderen Berufen eine vorzeitige Pensionierung nothwendig. Es dürften kaum Richter zum Abschiede genöthigt werden, weil sie die streitenden Parteien nicht in Ordnung halten können. Bei Lehrern sind frühe Pensionirungen wegen der Unfähigkeit, Disciplin zu halten, nicht selten auch bei Männern, die nach Wissen und Charakter die höchste Achtung verdienen. Körperliche Leiden, wie Schwerhörigkeit, die in einem andern Berufe wenig hinderlich

Digitized by Google

wären, werden für den Lehrer verhängnißvoll. Schwächliche Körper, besonders wenn die Lunge oder der Hals betheiligt sind, können nicht geschont werden, selbst kleine Ausschweifungen greifen den Körper und Geist unverhältnißmäßig schwer an, weil der alle Kräfte beanspruchende Unterricht nicht dem Kater zuliebe verschoben werden kann. So bringt es die Natur des Berufes mit sich, daß Schwäche des Charakters oder des Körpers leichter zur Aufgabe des Amtes zwingen als in anderen Berufen.

Der großen Sterblichkeit der Oberlehrer nach dem 60. Lebensjahre müßte also sofort durch Herabminderung der Anforderungen an sie gesteuert werden. Wenn der jetzige Lehrermangel eine durchgreifende Aenderung ausschließt, so sollte wenigstens für die älteren Lehrer, etwa für die über 25 Jahre im Amte befindlichen oder für die über 55 Jahre alten eine Herabsetzung der Pflichtstundenzahl eintreten. Ein erhebliches Hinausschieben der Pensionirung aber ist, wie im Schulinteresse nicht wünschenswerth, so überhaupt nicht möglich. Lehrreich dafür ist, was wir in Schröders neuester Schrift: „Im Kampf ums Recht" S. 76 lesen: „Die bayerischen Oberlehrer haben so lange Ferien, wie hier vorgeschlagen ist — d. h. 13 Wochen statt 10½ in Preußen —, sie haben wöchentlich 5 Stunden weniger zu unterrichten als die preußischen, sie haben nicht halb so viel Korrekturen zu erledigen, und doch sind sie ebenso früh aufgerieben, wie ihre preußischen Kollegen. Denn auch in Bayern waren 10 Prozent Richter, von den höheren Lehrern einschließlich Direktoren nur 1,75 Prozent 65 Jahre alt."

Gerade dies unvermeidliche frühe Ausscheidealter schließt für die Oberlehrer eine besondere Härte ein. Beim Juristen beginnt die pensionsfähige Dienstzeit mit dem Referendarexamen, durchschnittlich bald nach dem Eintritt in das 24. Lebensjahr, bei den Oberlehrern nach dem Ausscheiden der Fälle besonderer Verspätung erst 3 Jahre später, nach dem Eintritt in das 27. Lebensjahr. Der Jurist bleibt über das Alter von 65 Jahren hinaus im Amte, der Oberlehrer scheidet, auch wenn er rüstig geblieben ist, doch nur ausnahmsweise nach dem 65. Lebensjahre aus. Erschwert wird das Erreichen der höchsten Pension beim Oberlehrer noch dadurch, daß ihm nur die Zeit gerechnet wird, wo er wirklich im öffentlichen höheren Schuldienst gebraucht wurde, während dem Juristen auch die Zeit angerechnet wird, wo er in seinem eigenen Interesse Beschäftigung erhielt, oder auch beurlaubt war. Das Ergebniß ist:

Digitized by Google

Beim Juristen ist das Erreichen der höchsten Pension nahezu selbstverständlich, beim Oberlehrer nur für eine Minderheit möglich. Nach Kunze sind unter den 227 in der Zeit vom 1. November 1895 bis 30. April 1899 pensionirten, deren Pensionsalter angegeben ist, nur 67 mit einem solchen von 40 Jahren oder mehr.

Eine Besserstellung der Oberlehrer gegenüber den Juristen ist nun allerdings kaum als im Bereiche der Möglichkeit liegend anzusehen, da sie weder in der Verwaltung noch in den Parlamenten die entsprechende Machtstellung einnehmen. Sie ist vielleicht auch nicht wünschenswerth, da durch sie auch allerhand Elemente in den Stand hineingezogen würden, die in den nun einmal an sich Entsagung verlangenden Beruf nicht hineinpassen. Ein unbedingtes Gebot der Billigkeit aber ist die endliche Herbeiführung der Gleichstellung in Gehalt und Rang unter gleichzeitiger Regelung der Pensionsbedingungen in solcher Weise, daß die Oberlehrer durchschnittlich etwa mit 63 Jahren zur höchsten Pension gelangen.

Diese Billigkeit gegen die Oberlehrer ist zugleich eine Pflicht gegen den Staat. Die Regierung kann den Vorwurf nicht von sich abschütteln, daß sie die volle Verantwortung für die jetzt durch den Lehrermangel kommenden üblen Zustände im höheren Schulwesen zu tragen hat. Die lange Zurücksetzung des Oberlehrerstandes hat die jetzigen Verhältnisse herbeigeführt. Die Gesundung ist dadurch erschwert worden, daß die Regierung trotz aller darauf hinzielenden Bemühungen das zur Berechnung des Lehrerbedarfs nothwendige Zahlenmaterial nicht regelmäßig herausgegeben hat und noch nicht herausgiebt.

Nach Möglichkeit wollen wir jetzt einen Ausblick in die Zukunft geben, wie sich die Verhältnisse voraussichtlich gestalten werden. Am 1. Mai 1894 hatten wir einen Bestand von 1565 anstellungsfähigen Kandidaten. Bis 1. Mai 1899 waren hinzugekommen etwa 915, der Bestand am 1. Mai 1899 war, nach Kunze zu schließen, etwa 960. Der Verbrauch in den 5 Jahren war also 1520, jährlich 304, sagen wir 300. Es waren zu Anfang des Sommers 1899 gegen 100 Probanden und Seminarkandidaten zur Wahrnehmung des regelmäßigen Unterrichts herangezogen, obwohl auch so den Bedürfnissen des Unterrichts noch nicht genügt wurde und die im Laufe des Semesters eintretenden Bedürfnisse sich noch nicht geltend gemacht hatten. Wir wollen aber für den 1. Mai 1899 nur ein Manko von etwa 100 Kandidaten annehmen. (Dieses ist

Digitized by Google

vorhanden. Denn zweifellos sind die im Kunze als nicht an höheren Lehranstalten beschäftigt erscheinenden Kandidaten thatsächlich größtentheils nicht disponibel.) Bis 1. April 1901 werden nach Kunze etwa 330 anstellungsfähig werden, während 600 gebraucht werden. Das giebt bis 1. Mai 1901 ein Manko von 370 Lehrkräften. In den folgenden Jahren werden bis 1. April 1906 die 2641 Abiturienten der Jahre 1893/94 bis 1897/98 anstellungsfähig werden, die von den Gymnasien und Realgymnasien nach dem Centralblatt als zukünftige Oberlehrer in Betracht kommen. Wenn wir denselben Prozentsatz von 37 Prozent, wie bei den vorhergehenden 10 Jahren annehmen, so wird das 977 pro fac. geprüfte Kandidaten ergeben ausschließlich der Theologen. Nach dem Durchschnitt der letzten 5 Jahre, in denen viel Theologen pro fac. geprüft sind, kommen von diesen jährlich ca. 45 hinzu, zusammen 225. Wir hätten somit im Ganzen 1200. Von diesen gehen wieder mindestens 10 Prozent ab, die nicht in den höheren Schuldienst treten. Dem Bedürfniß der 5 Jahre 1901/6 von 1500 Kandidaten stände also ein Zugang von 1080 gegenüber. Rechnungsmäßig erhöht sich also das Manko auf 790. Die 761 Abiturienten des Jahres 1898/99 würden allerdings nach gleicher Rechnung für das Jahr 1906/7 einen Zugang von 294 ergeben, sodaß von da ab bei weiterer Steigerung des Zustroms eine allmähliche Besserung zu erwarten wäre. Vielleicht macht sich die Wirkung des gesteigerten Zustroms von Abiturienten in der gesteigerten Zahl der pro fac. geprüften Kandidaten schon etwas früher geltend. Es kann auch der Prozentsatz der wirklich zum Lehrfach übergehenden Abiturienten wieder zunehmen, obwohl dafür noch keine Anzeichen vorhanden sind. Möglicherweise wird auch der Zustrom der Theologen zum Lehrfach noch größer, obschon die abnehmende Zahl der sich der Theologie Widmenden nicht darauf schließen läßt. Diesen günstigen Möglichkeiten stehen aber auch wieder andere Erwägungen entgegen. Mit der steigenden Bevölkerungszahl ist ein gesteigertes Bedürfniß zu erwarten. Das wird um so schärfer hervortreten, wenn die Bemühungen der Regierung um Hebung des Verkehrs durch den Kanalbau, um Erweckung der Industrie in den östlichen Provinzen, um Verwerthung deutschen Wissens und Könnens im Auslande von Erfolg begleitet sind. Denn wenn diese Absichten gelingen, so haben sie einen größeren Prozentsatz von höher gebildeten Personen unter der Gesammtbevölkerung theils zur Folge, theils zur Voraussetzung, d. h.

Digitized by Google

ein Aufschwung des Volkes bringt zahlreichere Neugründungen von Schulen mit sich. Selbst aber, wenn wir die Hoffnung auf einen weiteren glänzenden Aufschwung unseres Volkes außer Rechnung lassen, muß das Bedürfniß sich wesentlich steigern, wegen des zu erwartenden gesteigerten Abganges. In dem Jahrfünft 1884/9 sind 531 Direktoren und Oberlehrer durch Pensionirung und Tod abgegangen, in dem von 1889/94 waren es 554, in dem von 1894/99 dagegen 643. Wie sich das weiter gestalten wird, davon kann man sich ein ungefähres Bild aus folgender Zusammenstellung der Lehrer nach den Geburtsjahren machen. Die Angaben über den 1. Januar 1895 sind von Huckert in den Blättern für das höhere Schulwesen veröffentlicht; die Angaben über den 1. Mai 1899 sind von mir. Ich selbst habe alle im Kunze angeführten Lehrer, auch die ohne Nr., mit Ausnahme der am Schlusse ohne Nr. angefügten gezählt. Wenn Huckert anders gezählt hat, so ist das hier gleichgiltig. Es waren also geboren

	Vor 1830	30	31	32	33	34	35	36	37	38	39
am 1. 1. 1895	116	34	38	33	35	51	74	66	75	86	107
am 1. 5. 1899	19	13	13	11	19	41	44	51	56	70	87

	1840	41	42	43	44	45	46	47	48
am 1. 1. 1895	109	134	149	153	185	219	178	192	219
am 1. 5. 1899	96	117	122	133	174	193	160	175	203

	1849	50	51	52	53	54	55	56	57
am 1. 1. 1895	162	179	227	219	249	244	257	261	324
am 1. 5. 1899	152	171	222	220	254	239	256	272	335

	1858	59	60	61	62	63	64	65	66
am 1. 1. 1895	303	292	253	198	144	100	63	43	11
am 1. 5. 1899	351	363	356	304	249	223	159	132	101

	1867	68	69	70	71	72	73	74
am 1. 1. 1895	3	2						
am 1. 5. 1899	75	66	50	25	19	9	4	1

Als Anhalt zu einer Schätzung will ich nur darauf hinweisen, daß am 1. Januar 1895 nur 1445 über 50 Jahr alt waren, nämlich die bis 1844 geborenen, am 1. Mai 1899 waren es 1848, die bis 1848 und ein Drittel der im Jahre 1849 geborenen. Beider Abgang wird bis auf einen kleinen Rest innerhalb der 15 Jahre nach dem 1. Januar 1895 bezw. 1. Mai 1899 fallen. $10\frac{2}{3}$ Jahre fallen davon zusammen, so daß also auf die $4\frac{1}{3}$ Jahre nach dem 1. Januar 1910 ein um ca. 400 höherer Abgang zu erwarten ist,

Digitized by Google

als der vom 1. Januar 1895 bis 30. April 1899 war. Die Steigerung geht unaufhaltsam weiter bis um das Jahr 1920; waren doch von den am 1. Mai 1899 angestellten 6405 Oberlehrern 1070, ein volles Sechstel, in den 3 Jahren 1858—1860 geboren. Von 1925 ab wird sich wieder der geringe Zugang zum Lehrfach im jetzt vergangenen Jahrzehnt geltend machen. Sollte also nicht der Prozentsatz der wirklich zum höheren Lehrfach übergehenden Abiturienten in ganz unerwarteter Weise zunehmen, so ist ohne eine ganz erhebliche Steigerung des Zustroms zum höheren Lehrfach auch nach 1907 keine bessere Versorgung der höheren Schulen mit Lehrern zu erwarten. Wahrscheinlich bleibt ohne die Steigerung sogar noch eine weitere ganz unerträgliche Verschlimmerung. Dann wird wieder alle Welt schelten über die Oberlehrer, die ohne pädagogische Vorbildung in ihr Amt kommen, und die Unterrichtsverwaltung stimmt vielleicht sogar mit ein, aber weder Regierung, noch Stadtverwaltungen noch Parlamente werden bedenken, daß nur die Saat reift, die sie selbst gesät haben.

Hervorgehoben werde zum Schlusse noch, daß auch für die juristisch vorgebildeten Beamten selbst die Bevorzugung schwerlich ein Segen ist. Eine immer schlimmer werdende Ueberfüllung des Faches ist die natürliche Folge. Nachdem in Folge der Ueberfüllung um das Jahr 1880 eine Abnahme des juristischen Studiums eingetreten war, hat sich seit 1886/87 der Zustrom wieder unheimlich gesteigert. Die Zahl der sich dem juristischen Studium widmenden Abiturienten war seit 1885/86 bis 1898/99 folgende: 590, 657, 713, 703, 737, (1890/91) 709, 809, 859, 996, 1011, (1895/96) 1066, 1101, 1209, 1269. Vorher war die Höchstzahl im Jahre 1876 nur 874 gewesen. Die Besorgniß drängt sich auf, daß bei dieser unerhörten Ueberfüllung fast alle Juristen, die irgendwie Thätigkeitsdrang und Selbstvertrauen haben, anderwärts ein Unterkommen suchen und dann die Richtercarrière der Zufluchtsort wesentlich für schlaffe Naturen wird. Wie sehr eine derartige Gestaltung der Dinge dem öffentlichen Interesse widerspricht, braucht nicht gesagt zu werden. Das Heilmittel ist Klarstellung der Verhältnisse und gleiches Recht für alle Beamte. Wird man es anwenden?

Digitized by Google

Die „lex Heinze" und der „Grobe Unfug".

Ein Mißtrauensvotum für den deutschen Richterstand.

Von

Rechtsanwalt **Conradi**, Mainz.

Seit langem hat keine Reichstagsverhandlung die Oeffentlichkeit so sehr erregt, hat kein Gesetzentwurf eine so elementare Gegnerschaft der gesammten gebildeten Kreise entfesselt, wie die sogenannte „lex Heinze". Im Mittelpunkt der Debatten steht der vielbesprochene § 284 a, der folgendermaßen lautet:

> „Mit Gefängniß bis zu 6 Monaten oder mit Geldstrafe bis zu 600 Mark wird bestraft, wer Schriften, Abbildungen oder Darstellungen, welche ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl gröblich verletzen, zu geschäftlichen Zwecken an öffentlichen Straßen und Plätzen oder anderen Orten, die dem öffentlichen Verkehre dienen, in Aergerniß erregender Weise ausstellt oder anschlägt."

Auf den ersten Blick erscheint diese Fassung so harmlos, eine Bestrafung so selbstverständlich, daß man die Erregung der öffentlichen Meinung nicht begreift. Welcher anständige Mensch könnte nicht damit einverstanden sein, daß grobe Schamlosigkeit von der Straße fern gehalten wird und wie kann dadurch deutsche Kunst und Geistesfreiheit gefährdet werden?

Man entgegnet: „Wenn der Paragraph so ausgeführt wird, wie er gemeint war und wie wir ihn dem Sinne nach verstehen, kann kein Mensch etwas gegen ihn haben, aber was unsere Richter daraus machen werden, hat weder der Reichstag noch die Regierung in der Hand!" Diese Auffassung enthält ein eklatantes Mißtrauensvotum gegen den deutschen Richterstand und ist leider nicht vereinzelt und von gewohnheitsmäßigen politischen Schreiern, sondern von hervorragenden Persönlichkeiten und gleicherweise wie in Berlin, auch in München, Dresden laut geworden.

Es kann daher nicht ohne Weiteres übergangen werden. Ins-

Digitized by Google

besondere soll bei Interpretation des „Groben Unfugs“ der deutsche Richterstand sich über den Willen der gesetzgebenden Faktoren so hinweggesetzt haben, daß seine Auffassung mit dem Rechtsbewußtsein des Volkes in direkten Gegensatz getreten ist. Es dreht sich also um die Frage: Was wollte der Gesetzgeber mit der überaus kurzen Bestimmung: „Bestraft wird . . . wer groben Unfug verübt“ und was hat die Rechtsprechung daraus gemacht?

Nach Hacke („Der grobe Unfug“ Leipzig 1892) finden sich die ersten Spuren des groben Unfugs erst in neuster Zeit: im Allg. Preuß. Landrecht II 20 § 183, welcher lautet:

> „Muthwillige Buben, welche auf den Straßen oder sonst Unruhe erregen, oder grobe Unsittlichkeiten verüben, sollen mit verhältnißmäßigem Gefängnisse . . . belegt werden.“

Diesen Thatbestand erweitert die Preußische Verordnung „zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und der dem Gesetze schuldigen Achtung“ vom 17. August 1875 durch ihren § 2:

> „Machen andere Personen sich dergleichen Unfugs schuldig, so finden die vorstehenden Vorschriften auch auf sie Anwendung.“

Der Entwurf zum Preußischen Strafgesetzbuche gab das Unfugsdelikt gänzlich auf; die Kommission der II. Kammer gab ihm jedoch die heute noch geltende Fassung mit der ausdrücklichen Begründung: „daß sie den Bemerkungen, die die Strafbestimmungen nur auf Lärm oder Unfug zur Nachtzeit oder auf öffentlichen Plätzen und Straßen beschränken wollten, nicht nachgeben zu dürfen glaubte“.

In dieser Fassung fand dieselbe Aufnahme in das Preußische Strafgesetzbuch und da sie so auch in das Reichsstrafgesetzbuch ohne jede Bemerkung in den Motiven und ohne jede Debatte in der Kommission und dem Plenum des Reichstages Aufnahme fand, auch die spätere Reichsgesetzgebung hieran nie etwas änderte, ist obige Auslegung und Begründung das einzige vorhandene und maßgebende Material. Es ist demnach die alte Legaldefinition des Unfuges, als „die Erregung von Unruhe oder Begehung von Unsittlichkeit auf Straßen und anderen öffentlichen Orten“ einestheils erweitert durch Fallenlassen der Beschränkung „auf Straßen und öffentlichen Orten“, andererseits beschränkt und zwar dem Maße nach durch Hinzufügung des Thatbestandsmerkmales „grob“.

Mit Fallenlassen der Beschränkung „auf Straßen und anderen öffentlichen Orten“ dachte man zweifelsohne damals nur daran, daß „Grober Unfug“ auch auf Privatgrundstücken geahndet werden solle; daß damit die Beschränkung im Raume überhaupt falle, daß

Digitized by Google

er z. B. auch durch Druckschriften begangen werden könne, war von keiner Seite gedacht, angeführt oder gar beabsichtigt.

Dagegen spricht:

1. Die Vorgeschichte. Das Delikt umfaßte Handlungen, die gegen den äußeren Bestand der öffentlichen Ordnung gerichtet waren. Das beweist die Beschränkung auf öffentliche Straßen und Plätze, sowie die Zusammenstellung mit „Unsittlichkeiten“.

2. Die Zusammenfassung mit „Ruhestörendem Lärm“ in einem Satze. In gleicher Weise wie ruhestörender Lärm durch den Gehörsinn auf das Empfindungsleben beunruhigend und belästigend einwirkt, soll jeder andere ähnliche Akt störender Einwirkung ohne Beschränkung auf die Vermittelung durch das Ohr bestraft werden.

3. Der sonstige Gebrauch des Wortes „Unfug“ im Strafgesetzbuch. Die §§ 103, 135, 166 und 168 stellen „beschimpfenden Unfug“ an staatlichen Hoheits- und Autoritätszeichen, in Kirchen und an Gräbern unter Strafe, alles konkrete Gegenstände, an denen Unfug nur physisch begangen werden kann.

Soweit die historische Entwickelung der Gesetzgebung. Die der Rechtsprechung bildet hierzu die Fortsetzung:

Ihr erster Schritt war die Schaffung einer Definition, ohne die man in der Praxis nun einmal nicht auskommen zu können glaubt. Nach einigem Hin- und Hertasten bezeichnete man als groben Unfug: eine Handlung, die, unmittelbar gegen den äußeren Bestand der öffentlichen Ordnung gerichtet, das Publikum zu gefährden oder zu belästigen geeignet ist.“

Durch Gegenüberstellung wird ohne Weiteres klar, daß diese Definition viel allgemeiner und daher auch viel umfassender ist als die obengenannte. Auch ist ihre Fassung keineswegs eine glückliche und wohl die Ursache der viel Anstoß erregenden Weiterentwickelung gewesen. Was ist z. B. geeignet, das Publikum zu belästigen? Grenzen lassen sich hierfür kaum finden Auch muß die Handlung nur hierzu geeignet sein, eine Belästigung braucht also nicht einmal stattgefunden zu haben. Dabei ist die durch das Thatbestandsmerkmal „grob“ gegebene Beschränkung völlig unter den Tisch gefallen, denn dieses Wort sagt viel mehr als eine einfache Belästigung.

Geht also diese Definition schon weit über den Rahmen dessen hinaus, was man nach der historischen Entwicklung, den Motiven, kurz nach all' dem, was die Wissenschaft sonst zur Erforschung des Willens des Gesetzes heranzuziehen pflegt, so hat die Rechtsprechung nicht einmal hierbei halt gemacht, sondern auch diese weiteren Grenzen noch überschritten.

Digitized by Google

1. So wurden unter Außerachtlassung des Thatbestandsmerkmales „Publikum“ Handlungen bestraft, die sich unmittelbar nur gegen Einzelne richteten.

Urtheil des Oberappellationsgerichts Dresden, Hacke S. 27,
„ „ Reichsgerichts, Entscheidungen B. V, S. 299,
„ „ Landgerichts Görlitz, Entsch. d. Reichsg., B. I, S. 400,
„ „ Landgerichts I, Berlin, „ „ „ B. 16, S. 98,
„ „ Oberlandesgerichts München, } beide in Goltdammers
„ „ Oberlandesgerichts Jena, } Archiv B. 38, S. 76,
„ „ Reichsgerichts, Jur. Wochenschrift 1890, S. 344.

Die drei letzten Urtheile bedürfen besonderer Betrachtung, denn sie nehmen den Begriff Publikum als gegeben an. Der Thatbestand des ersten (München) ist folgender: Ein Angeklagter hatte auf offener Landstraße gegen drei Mädchen unsittliche Angriffe unternommen. Der Vater eines der Mädchen kam hinzu. Er repräsentirt das „Publikum“!? Es heißt: Die Mädchen selbst könnten zwar als Angegriffene nicht als ein Theil der Allgemeinheit gelten. Allein es sei festgestellt worden, daß der Angeklagte von den Angegriffenen erst durch Zuruf Dritter abgelassen habe und daß der Bauer S. an den Handlungen des Angeklagten Aergerniß genommen habe. „Damit steht fest, daß der . . . . . Angriff von anderen als den von der That Betroffenen wahrgenommen wurde. Gleichgültig ist, daß S. der Vater eines der drei angegriffenen Mädchen war, denn er bildete, soweit es sich um die Wahrnehmung dieses Angriffes handelte, das Publikum.“ —

Das zweite Urtheil (Jena) sagt wörtlich:

„Aus der Art des Angriffes und aus dem Ort, wo dieser erfolgt, ergiebt, daß der Einzelne als der erste Beste ohne Rücksicht auf seine persönlichen Beziehungen zum Gegenstand eines ungebührlichen Angriffes von anderen gemacht wird . . . . In solchem Fall erscheint der einzelne Angegriffene nur als Theil des Publikums und daher auch letzteres in seiner Gesammtheit hinsichtlich seiner Ruhe gefährdet.“

Aehnlich das dritte Urtheil.

2. Auch das Requisit der „Unmittelbarkeit“ wurde fallen gelassen. So verurtheilte 1889 das Landgericht Bautzen einen Redakteur wegen eines Artikels gegen die Kartellparteien, da dieser zu Erwiderungen und selbst zu Gewaltthätigkeiten anreize und das Publikum behellige. Aehnlich das Landgericht Glogau, da durch die Meldung einer Patrouille, auf die der Angeklagte geschossen

Digitized by Google

hatte, sich Beunruhigung weiterer Kreise habe bemächtigen müssen. Beide Urtheile wurden von dem Reichsgericht aufgehoben. Bestehen geblieben ist jedoch ein Urtheil des Oberlandesgerichts Posen (Goltdammer Archiv B. 38, S. 75), wonach einige Angeklagte den Unterricht der Fortbildungsschule gestört hatten. Dies „beunruhige auch das Publikum in Gemeinde und Staat als solches, weil es die segensreiche Wirkung der gesammten Einrichtung arg in Frage stelle, die zum Nutzen aller Einwohner geschaffen ist.“

3. Eine ebenso merkwürdige Auslegung fand das Thatbestandsmerkmal der „öffentlichen Ordnung“. Als gegen sie gerichtet wurde auch die That bezeichnet, die in geschlossenen Privaträumen begangen wurde, wenn zu diesen Jedermann der Zutritt freisteht oder die Handlung in der von dem Gesetze geforderten Wirkung das Publikum außerhalb des Raumes zu treffen geeignet erscheint.
Urtheil des obersten Gerichtshofes f. Bayern, Samml. V, S. 393,
„ „ Oberappellationsgerichts Dresden, Stenglein VI, S. 61,
„ „ Reichsgerichts, Rechtsprechung IV, S. 458,
„ „ Reichsgerichts, Jur. Wochenschrift 1886, S. 219,
„ „ Reichsgerichts, Jur. Wochenschrift 1890, S. 231.

In dem zweitletzten Urtheile hat das Reichsgericht allgemein die Theorie aufgestellt:

> „Grober Unfug kann auch durch Lärmen in eigener Wohnung eines größeren Hauses verübt werden, wenn der Lärm die Ruhe und den Frieden der außerhalb des Familienkreises stehenden und mit ihm nicht in Konflikt gerathenen Hausbewohner stört.“

4. Das größte Aufsehen erregte jedoch die Ueberschreitung des Begriffsmerkmales „des äußeren Bestandes“ der öffentlichen Ordnung. Hierher gehören die Verurtheilungen wegen groben Unfugs begangen durch Druckschriften und ich kann mich hier auf meine obigen Ausführungen beziehen. Die Urtheile sind äußerst zahlreich und dabei allgemein bekannt. Insbesondere rühren sie von dem Obertribunal und dem Kammergericht Dresden, von dem bayrischen Kassationshof, dem Oberlandesgericht München und dem Oberlandesgericht Colmar her. Das Reichsgericht (Goltdammer-Archiv, B. 37, S. 197) hat die Verurtheilungen theoretisch zu begründen versucht.

Außerdem gehören hierher die Verurtheilungen wegen Haltens einer sozialistischen Grabrede, da sich während der Rede viele Zuhörer unangenehm berührt gefühlt und sich entfernt hatten und da so durch die Handlungsweise des Angeklagten die öffentliche Ordnung auf dem Friedhofe gestört worden sei — (Oberappellationsgericht

Digitized by Google

Dresden, Stenglein, B. 8, S. 308) — und die Verurtheilung einer Aeußerung gegen Wehrpflichtige: „Ihr thätet besser daran, zu heulen und einen Flor um den Hut zu tragen, als lustig zu sein“, in einem Straßenbahnwagen, da sie geeignet sei, berechtigte patriotische Gefühle zu verletzen. „Daß die fragliche Bemerkung auch wirklich von anderen Personen gehört, daß hieran Anstoß genommen wurde, ist nicht erforderlich. . . . . Auch würde die entgegengesetzte Anschauung zu der Konsequenz führen, daß die größten Rohheiten deshalb straflos bleiben müßten, weil sie den Beifall des zufällig anwesenden, ungebildeten Publikums gefunden haben.“ (Oberlandesgericht Colmar in Franz: Rechtsprechung S. 86.)

Also der grobe Unfug muß geeignet gewesen sein, das Publikum zu belästigen, Bestrafung tritt aber selbst dann ein, wenn ausdrücklich die Nichtbelästigung konstatirt ist!?

6. Während die seither zitirten Urtheile sich wenigstens im Großen und Ganzen noch an den Rahmen der Definition hielten, haben sich eine große Anzahl Gerichte überhaupt an keine Grenzen mehr gehalten und damit den „Groben Unfug“ zur allgemeinen subsidiären Strafvorschrift für jedes moralische Unrecht erhoben, dessen strafrechtliche Sühne dem Gericht wünschenswerth erschien. Zur Begründung begnügte man sich meist damit, festzustellen, „daß berechtigte meist patriotische, politische oder religiöse Interessen, die Schutz verdienten, verletzt worden seien“. Manchmal lagen auch andere Delikte vor, zu deren Bestrafung eine prozeßrechtliche Voraussetzung, meist der Strafantrag, mangelte.

So wurden z. B. bestraft:

Ein Angeklagter, der die Leiche eines Erhängten aus Aberglauben zum Fenster heraus nachts an einem Stricke herabließ;

Ein Ladenbesitzer, der zur Feier des Ablaufes des Sozialistengesetzes die Bilder von Lassalle und Bebel roth dekorirt ausgestellt hatte;

ein Arbeiter, der an einem Grabe einen Kranz mit den Worten niederlegte: „Leb' wohl, auf Nimmerwiedersehen“;

Ausbringen eines Hochs auf die revolutionäre internationale Sozialdemokratie;

Annonce in einem Blatte: „Der Wirth von . . . . giebt seinen Saal zu Versammlungen nicht her“;

Verbreitung antisemitischer Flugblätter;

Abreißen von Staketen eines an der Ortsstraße gelegenen Gartens;

Schlagen eines Mädchens, das ein Tanzlokal verlassen hatte, um dem Angeklagten zu entgehen;

Digitized by Google

Aufforderung zum Boykott. (Vergl. Hacke, S. 45 ff.)

Ueberblickt man diesen ganzen Entwicklungsgang, so ist ohne Weiteres ersichtlich, daß die Rechtsprechung weit über den Rahmen dessen hinausgegangen, was von dem Gesetze gewollt war. Man sagt allerdings, letzteres werde nicht durch die Entstehungsgeschichte und die Motive allein bestimmt; diese könnten dazu verwerthet werden, die Grundzüge und den Charakter des Gesetzes zu ermitteln, die Ausgestaltung innerhalb dieser Grenzen aber könnten sie nicht beeinflussen. Die Rechtsprechung ist aber über diese Grenzen weit hinausgegangen und durfte außerdem diesen Paragraphen nicht nach den gewöhnlichen Auslegungsregeln behandeln. Seine Fassung — darüber ist kein Zweifel — ist schlecht; sie stammt von Laien. Eine strafbare Handlung ist durch ein Abstraktum bezeichnet, das erschöpfend überhaupt nicht definirt werden kann. Mit dem Begriffe „Grober Unfug“ an sich verbinden wir ein inneres unbestimmbares menschliches Empfinden; dieses Empfinden ist jedoch höchst subjektiv, bei jedem Menschen verschieden, ohne die geringste bei jedem normalen Menschen gleichwerthige konkrete Handhabe. Dieses lediglich abstrakte Empfinden ist bei dem Laien ein anderes als bei dem Richter oder Staatsanwalt; bei dem Norddeutschen ein anderes als bei dem Süddeutschen; insbesondere anscheinend bei den sächsischen und bayerischen Richtern ein anderes als sonstwo.

Hierauf eine Rechtsprechung aufzubauen war verfehlt; thunlich war nur, auf den konkreten Anhaltspunkten der historischen Entwickelung weiter zu bauen.

Entscheidungen auf so unsicherer Basis waren daher auch nicht geeignet, Vertrauen bei dem Laien zu erwecken, und so ist bei der Subjektivität der Urtheile in weiten Kreisen das Gefühl wach geworden, als ob die gerichtliche Praxis sich von politischen, religiösen und ähnlichen Beeinflussungen nicht fern gehalten habe und von den strengen Grundsätzen einer wirklichen Gerechtigkeit abgewichen sei.

Auch haben die Urtheile vielfach den Strafrechtsgrundsatz „In dubio pro reo“ verletzt und durch die übermäßig ausdehnende Interpretation des Groben-Unfugs-Paragraphen gegen das System unseres Strafrechts verstoßen. Unser Strafgesetzbuch geht von dem Grundgedanken aus, nicht jedes moralische Unrecht zu strafen, sondern nur, wenn dies im Interesse der Allgemeinheit unumgänglich nothwendig ist. Es hat demgemäß eine beschränkte Anzahl von Thatbeständen herausgegriffen und fest normirt, die es als Delikte unter Strafe stellt. Diese Tendenz erfordert eine ein-

Digitized by Google

schränkende Interpretation; die der Rechtsprechung ist aber eine gänzlich andere geworden. Sie sucht jedes moralische Unrecht strafrechtlich nach Möglichkeit zu fassen und hat in diesem Bestreben an dem „Groben Unfug“ die geeignetste Handhabe gefunden. Hierbei macht sich meistens eine gewisse Erziehungs- und Bevormundungstendenz geltend, die das Volk, je selbstständiger und gebildeter es ist, umsomehr abstoßen muß.

Kommt nun noch die Begründung so mancher Urtheile hinzu, die ja vielfach sehr geistreich und logisch äußerst interessant ist, aber durch ihre Spitzfindigkeit dem gesunden Menschenverstand vor den Kopf stößt, so wird der schon vorhandene Riß zwischen der Rechtsprechung und dem Gefühle des Volkes noch klaffender. Wenn man zu beweisen sucht, daß eine einzelne Person „das Publikum“ sei, daß durch eine Störung im Unterricht Gemeinde und Staat beunruhigt werde, daß ein Privathaus „öffentlich“ sei, sobald Jedermann hineingehen könne, dann darf man sich nicht wundern wenn das Volk solchen Urtheilen und ihren Verfassern mit einem gewissen Mißtrauen entgegenkommt.

Auch hat nicht der § 360 Nr. 11 St. G. B. allein eine derartig ausdehnende Interpretation und logisch merkwürdige Begründung gefunden; bei einer ganzen Reihe von Delikten war die Entwickelung eine ähnliche. Der „Grobe Unfug“ wurde nur deshalb herausgegriffen, weil Parallelen mit dem sogenannten Kunstparagraphen der lex Heinze sich vielfach leicht finden lassen. Vor allem ist der Begriff „Schamgefühl“ ebenso abstrakt, undefinirbar subjektiv und darum ebenso schlecht gewählt, wie der des „Groben Unfugs“. Auch er bietet nicht die mindeste juristisch verwerthbare konkrete Handhabe. Weiter ist vorauszusehen, daß der Zusatz „gröblich“ unter den Tisch fallen wird und die Thatbestandsmerkmale „zu geschäftlichen Zwecken“ und „öffentlicher Verkehr“ eine ähnliche Interpretation finden werden, wie die Begriffe „Aeußerer Bestand der öffentlichen Ordnung“ und „Publikum“ des groben Unfugs. Bei Auslegung der „Aergerniß erregenden Weise“ wird es nicht erforderlich sein, daß jemand Aergerniß genommen hat, denn: „Die entgegengesetzte Anschauung würde zu der Konsequenz führen, daß die größten Rohheiten (hier Verletzungen des Schamgefühls) deshalb straflos bleiben müßten, weil sie den Beifall des zufällig anwesenden ungebildeten Publikums gefunden haben.“ (O. L. G. Colmar 1885, Siehe oben.)

Digitized by Google

Die Ethik im Marximus.

Von

Max Lorenz.

Bekanntlich werden von jeher irgendwelche Forderungen sowohl im privaten wie im öffentlichen Leben niemals als Ausflüsse nackter Begehrlichkeit erhoben, sondern stets mit einem Schein des Rechts umkleidet. Niemand verlangt etwas, weil er einfach will, sondern er fordert mit der Behauptung, einen Rechtsanspruch zu besitzen. Forderungen werden auf ethischer Grundlage basirt.

Wie verhält es sich nun mit der ethischen Fundamentirung der sozialdemokratischen Forderungen? Diese Frage zwingt vor ihrer Beantwortung zur Stellung einer anderen, nämlich: Welches ist die sozialdemokratische Forderung? Darauf kann die Antwort nur lauten: Vergesellschaftung der Produktionsmittel. Die Forderung bezieht sich also auf die Struktur des Wirthschaftslebens, sie ist eine materialistische, keine idealistische, d. h. keine, die sich etwa um die Freiheit der Individuen, das Seelenglück der Menschheit, den Sieg der Vernunft oder um sonst dergleichen dreht. Und jene sozialdemokratische Forderung muß nothwendiger Weise ökonomisch-materialistischen Gepräges sein, da ja nach sozialistisch-marxistischer Weltanschauung Dinge wie Recht, Religion, Freiheit, Vernunft gar keine für sich bestehende, in sich geschlossene Wesenheit haben, sondern als bloße Ideologien ein sekundäres Dasein führen als „Ueberbau" über der „ökonomischen Grundlage", der eine primäre Bedeutung für die Existenz und Bewegung der menschlichen Gesellschaft zukommt.

Wie wird die Forderung nach der Vergesellschaftung der Produktionsmittel begründet? Es wäre im Sinne des Sozialismus,

Digitized by Google

den Marx als den allein wissenschaftlichen will gelten lassen, grundfalsch anzunehmen, daß jene Forderung im Interesse höherer Kultur und zum Zwecke vollkommenerer Menschheitsentwickelung gestellt würde. Mit Zwecken operirt dieser Sozialismus überhaupt nicht, sondern er stellt Alles als Produkt einer naturnothwendigen Entwickelung dar, die sich nach einem gewissen Gesetz mechanischer Kausalität vollzieht, und zwar in folgender Weise: Die Menschen leben innerhalb gewisser und nothwendiger, von ihrem Willen unabhängiger Produktionsverhältnisse, in denen sie mit ihren Werkzeugen als Produktivkräfte thätig sind. Die Produktionsverhältnisse und die Produktivkräfte stehen in normalen Zeiten in einem von einander bedingten und einander entsprechenden Verhältniß. Mit der Zeit aber verschiebt sich dieses Verhältniß und hört auf, „entsprechend" zu sein. Denn „auf einer gewissen Stufe ihrer Entwickelung gerathen die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen, oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigenthumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt hatten. Aus Entwickelungsformen der Produktivkräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolution ein." (Marx im Vorwort seiner Schrift: Zur Kritik der politischen Oekonomie.) Was die Menschenwelt in Bewegung setzt und gesellschaftliche und geschichtliche Veränderungen im Gefolge hat, ist also ein Widerspruch zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen. Unsere Gesellschaft erlebt — nach Marx — gerade solch' einen Widerspruch und wir befinden uns in einer „Epoche sozialer Revolution." Diesen Widerspruch schildert Marx sehr ausführlich in seinem „Kapital". Ich stelle ihn hier in zusammenziehender Kürze dar unter theilweiser Benutzung einer von mir vor Jahren an anderer Stelle gegebenen Ausführung: Die Zeit des Kleinbetriebs — handwerksmäßigen und bäuerlichen — ist charakterisirt durch das Privateigenthum des Arbeiters — Handwerkers oder Bauern — an seinen Produktionsmitteln und auch an seinem Produkt. Die Produktivkräfte sind die betreffenden Werkzeuge und Arbeitsmittel des Handwerkers oder Bauern, das Produktionsverhältniß besteht darin, daß dem Arbeiter gehört, was er arbeitet, bis er sein Arbeitsprodukt gegen andere Gebrauchs-, aber gleiche Tauschwerthe auf dem Markte umgewechselt hat. Die Produktivkräfte entwickeln sich aber mit den Fortschritten der Technik. Die entwickelteren Produktivkräfte produziren schneller,

Digitized by Google

umfangreicher, der Betrieb hört auf, Kleinbetrieb zu sein. Was früher in vielen zerstreuten Kleinbetrieben produzirt wurde, wird jetzt in einem einzigen Großbetrieb produzirt. Es hat eben stattgefunden die „Verwandlung der individuellen und zersplitterten Produktionsmittel in gesellschaftlich konzentrirte, daher des zwerghaften Eigenthums Vieler in das massenhafte Eigenthum Weniger, daher die Expropriation der großen Volksmasse von Grund und Boden und Lebensmitteln und Arbeitsinstrumenten." Der Kleinbetrieb hat sich also zum Großbetrieb entwickelt. An Stelle des einen Meisters sind viele Arbeiter in der Produktion thätig, an ihr betheiligt; das Produkt wird von einer Masse von Arbeitern hergestellt; der Produktionsprozeß hat also nicht mehr, wie früher im Kleinbetrieb, individualistischen, isolirten, sondern sozialistischen, gesellschaftlichen Charakter. Die Produktionsverhältnisse, juristisch ausgedrückt: Eigenthumsverhältnisse sind aber trotz der entwickelteren, veränderten Produktivkräfte und des dadurch mitveränderten Produktionsprozesses dieselben geblieben. Wie früher, hat auch jetzt das Produkt nur einen einzigen Aneigner; die Produzirenden arbeiten nicht für sich, sondern für einen anderen, für den, der im Besitz der Produktionsmittel ist, für den Kapitalisten. Wie der große Betrieb den kleinen vernichtet, so vernichtet auch der größere Großbetrieb den kleineren; der größere Kapitalist expropriirt den kleineren. „Diese Expropriation vollzieht sich durch das Spiel der immanenten Gesetze der kapitalistischen Produktion selbst, durch die Konzentration der Kapitalien. Je ein Kapitalist schlägt viele todt", schreibt Marx. So wird denn die Masse der Enteigneten, der Besitzlosen, der „Proletarier" immer größer, so groß, daß der überwiegende Theil der Gesellschaft aus ihnen besteht. Die Gesellschaft ist also dem Pauperismus verfallen. Dieser Pauperismus verhindert, daß die Produkte der immer weiter wachsenden, immer vollkommener werdenden Produktivkräfte Absatz finden können. Zum Pauperismus gesellen sich darum die Krisen, die Betriebe stillstehen, zurückgehen, untergehen lassen. Das nun ist der Zustand, von dem Marx sagt: „Aus Entwickelungsformen der Produktivkräfte schlagen diese (Produktions-)Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolution ein". Solche „soziale Revolution" tritt ein, indem die Masse der Enteigneten und Ausgebeuteten sich aufbäumt gegen den Druck und, früher selbst expropriirt, jetzt vermöge ihrer Massengewalt die wenigen Kapitalisten expropriirt. Die Stunde des kapitalistischen

Digitized by Google

Privateigenthums schlägt. Die Expropriateurs werden expropriirt." Diese Expropriation stellt das individuelle Eigenthum wieder her, aber auf Grundlage der Errungenschaften der kapitalistischen Aera, der Kooperation freier Arbeiter und ihrem Gemeineigenthum an der Erde und den durch die Arbeit selbst produzirten Produktionsmitteln. In diesem neuen Zustande entspricht der gesellschaftlichen Produktionsweise eine gesellschaftliche Aneignungsweise, ein gesellschaftliches Eigenthumsverhältniß. Produktivkräfte und Produktionsverhältniß stehen wieder in Einklang.

Es kommt hier selbstverständlich garnicht darauf an, ob die oben wiedergegebene Marx'sche Lehre in ökonomischer Beziehung richtig ist. Diese Wiedergabe fand nur statt, um herauszufinden und anzuzeigen, wo die die Menschenwelt treibende und bewegende, lebendige Kraft ihren Sitz hat, wie diese Kraft beschaffen ist und in welchem Verhältniß zu ihr die Menschen stehen. Was bestimmt und bedingt nach der Lehre des Marx'schen Sozialismus die Menschen in ihrem Wollen und Handeln — das ist hier die Frage. Aus der obigen Darlegung folgt nun zunächst, daß die geschichtliche und gesellschaftliche Entwickelung bestimmt und bedingt ist durch eine Bewegung und Verschiebung in der ökonomischen Struktur. Innerhalb dieser ökonomischen Struktur stehen und bewegen sich auch die Menschen. Doch wäre es verfehlt, anzunehmen, daß jene Bewegung und Verschiebung in dem menschlichen Willen, dem menschlichen Vorwärtsstreben ihren Urgrund hätte. Denn die Stellung der Menschen innerhalb der ökonomischen Struktur ist keine bestimmende sondern eine bestimmte, was Marx ausdrücklich und verschiedentlich betont. In der bereits erwähnten Vorrede zur Kritik der politischen Oekonomie heißt es: „In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, nothwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein" u. s. w. Die Nothwendigkeit und Willensunfreiheit sind also scharf hervorgehoben. Weitere Sätze derselben Stelle lauten: „Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt. Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt." Ferner: „Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Ueberbau langsamer oder rascher um. In der Betrachtung solcher Umwälzungen muß man stets unterscheiden zwischen der materiellen, naturwissenschaftlich treu zu konstatirenden

Digitized by Google

Umwälzung in den ökonomischen Produktionsbedingungen und den juristischen, politischen, religiösen, künstlerischen oder philosophischen, kurz ideologischen Formen, worin sich die Menschen dieses Konfliktes bewußt werden und ihn ausfechten. So wenig man das, was ein Individuum ist, nach dem beurtheilt, was es sich selbst dünkt, ebensowenig kann man eine Umwälzungsepoche aus ihrem Bewußtsein beurtheilen, sondern muß vielmehr dieses Bewußtsein aus den Widersprüchen des materiellen Lebens, aus dem vorhandenen Konflikt zwischen gesellschaftlichen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen erklären." Endlich gehört hierher auch der zweite Satz des Folgenden, der ohne Citirung seines Vorgängers allerdings nicht zu verstehen wäre: „Eine Gesellschaftsform geht nie unter, bevor alle Produktivkräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist, und neue höhere Produktionsverhältnisse treten nie an ihre Stelle, bevor die materiellen Existenzbedingungen derselben im Schooß der alten Gesellschaft selbst ausgebrütet worden sind. Daher stellt sich die Menschheit immer nur Aufgaben, die sie lösen kann, denn genauer betrachtet wird sich stets finden, daß die Aufgabe selbst nur entspringt, wo die materiellen Bedingungen ihrer Lösung schon vorhanden oder wenigstens im Prozeß ihres Werdens begriffen sind." Lassen die zitirten Stellen einerseits die Meinung klar hervortreten, daß die Menschen nichts weiter als abhängige und getriebene Geschöpfe sind, so sagen sie doch auch andererseits garnichts aus über das Wesen der eigentlich bestimmenden und treibenden Kraft. Die ökonomische Struktur soll in sich bergen eine unpersönliche Gewalt, die am deutlichsten noch und doch vollkommen undeutlich und unfaßbar als „Spiel immanenter Gesetze" bezeichnet wird. Wenn man sagt: die Weltgeschicke werden von einem der Welt übergeordneten oder auch ihr immanenten Geist bestimmt und geleitet, so kann man sich dabei eine gewisse Vorstellung machen. Das „Spiel immanenter Gesetze" aber, das die ökonomische Struktur bestimmen und bewegen soll, läßt sich gar nirgends fassen, begreifen und vorstellen. Wir haben es hier mit etwas zu thun, das sich garnicht anders bezeichnen läßt, denn als ökonomisch-materialistischer Mysticismus.

Innerhalb dieses mystischen Wirthschaftsprozesses stehen nun die Menschen als von einem geheimnißvollen Spiel abhängige, unfreie Wesen, als Puppen. In Anbetracht dieser Abhängigkeit und in Hinsicht auf die mechanische Nothwendigkeit hat man von dem dem Marximus innewohnenden Fatalismus gesprochen. Was die

Digitized by Google

Gegner des Proletariats und des Sozialismus auch thun mögen, das der ökonomischen Struktur innewohnende Gesetz muß sich doch erfüllen und dieses Gesetz fordert den Kommunismus — so etwa meinte man und glaubte um so siegeszuversichtlicher und beruhigter sein zu dürfen. Dennoch wird das Wort Fatalismus hier wohl kaum richtig angewandt, weil es nämlich eine von Anbeginn der Welt gesetzte Vorherbestimmung aller Schicksale in sich schließt. Eine solche aber liegt garnicht in der mechanischen Kausalität der Marx'schen Weltanschauung.

Nun spielen aber doch die Puppen-Menschen bei der Umwälzung der ökonomischen Struktur eine sehr starke, Ausschlag gebende Rolle insofern, als sie schließlich die „soziale Revolution" machen. Dieses Machen indes hat durchaus nicht den Werth einer freien That. Dieses revolutionäre Thun ist nicht viel anders als der Schnitt, den ein Messer macht. Die revolutionirenden Menschen sind Werkzeuge des mysteriösen Kräftespiels, das der ökonomischen Struktur immanent ist. Die ausgebeuteten, unterdrückten Massen müssen ihre Revolution machen im Interesse ihrer Existenz, aufgestachelt von den rein elementaren, ja thierischen Trieben des Hungers und sonstiger leiblicher Nothdurft. Dem widerspricht es garnicht, daß bei allen revolutionären Erhebungen von jeher große hochtönende Worte gemacht und die Begriffe Vernunft, Freiheit und Gerechtigkeit reichlich angewandt sind. Das sind bloße ideologische Verkleidungen. Und man muß sich bekanntlich — wie oben schon zitirt ist — hüten, solche Umwälzungsepochen „aus ihrem eigenen Bewußtsein" heraus zu beurtheilen, sondern man muß sie einfach und illusionslos „aus den Widersprüchen des materiellen Lebens" herleiten. Ein Moment giebt es allerdings, das das sozialistisch-revolutionäre Proletariat unserer Tage über die revolutionären Massen aller vergangenen Epochen emporhebt, und das ist dies: Marx, der Begründer des „wissenschaftlichen Sozialismus", ist der Entdecker der materialistischen Geschichtsauffassung, eben jenes „Entwickelungsgesetzes der menschlichen Geschichte", wonach die ökonomische Struktur als Grundlage den ideologischen Ueberbau der Rechtsanschauungen, Religionen, Künste, Philosophien bestimmt und bedingt. Das von Marx bekehrte Proletariat hat so vor seinen Leidens- und Kampfesgenossen früherer Epochen die Einsicht in die Nothwendigkeit voraus. Es ist daher zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte in die Lage versetzt, mit vollem Bewußtsein und in größter Klarheit zu

Digitized by Google

thun, was nöthig ist, und auszusprechen, was ist, ohne ideologische Verhüllungen und Verschönerungen.

Ohne ideologische Verhüllungen und Verschönerungen — das bedeutet, daß das Proletariat nicht etwa im Namen der Gerechtigkeit oder Freiheit oder Sittlichkeit seine Forderungen zu präsentieren hat. Freiheit, Gerechtigkeit, Sittlichkeit bedeuten für und an sich garnichts, existiren nirgends, sind wesenlose Schemen, bezeichnen nur die merkwürdige Art, wie sich ökonomische Verhältnisse in den Hirnen der Menschen ideologisch umsetzen. Jede Wirthschaftsepoche hat ihre eigenen Begriffe von Freiheit und Recht. Vom Standpunkt des Kapitalisten ist es Recht und Sitte, den Proletarier auszubeuten, und die Sittlichkeit des Proletariers verlangt die antikapitalistische Revolution. Rein dingliche, materielle Interessengegensätze sind es, die in der Weltgeschichte und Menschheitsentwickelung mit einander streiten und einander ablösen und die in den revolutionirenden Menschen nur zu einem scheinbar persönlichen Austrag kommen. Alle intellektuellen und ethischen Begriffe haben nur relativen Werth, sind von der ökonomischen Struktur abhängige Erscheinungen, sind gewissermaßen und vergleichsweise Ausdünstungen des festen, ökonomischen Untergrunds, Ausdünstungen, die vielleicht in Gestalt schön schimmernder Wolken sich den menschlichen Blicken präsentiren, aber darum doch nur, trotz aller scheinbaren Schönheit und Höhe, Wolken sind, d. h. von Stunde zu Stunde veränderliche und ewig bewegte Luftgebilde. In solchem Sinne und unsere obigen Ausführungen bestätigend, schreibt Engels in seiner Streitschrift gegen Dühring (Dritte Aufl. S. 89): „Wir behaupten dagegen, alle bisherige Moraltheorie sei das Erzeugniß, in letzter Instanz, der jedesmaligen ökonomischen Gesellschaftslage. Und wie die Gesellschaft sich bisher in Klassengegensätzen bewegte, so war die Moral stets eine Klassenmoral; entweder rechtfertigte sie die Herrschaft und die Interessen der herrschenden Klasse, oder aber sie vertrat, sobald die unterdrückte Klasse mächtig genug wurde, die Empörung gegen diese Herrschaft und die Zukunftsinteressen der Unterdrückten".

Besteht die ganze geschichtliche Entwickelung in der That nur im tiefsten Grunde und ihrem wirklichen Kern nach aus einer von einem Gesetz mechanischer Kausalität bedingten Ablösung und Aufeinanderfolge ökonomischer Strukturen, so folgt daraus, daß solche Begriffe und Werthurtheile wie Fortschritt der Menschheit, höhere Kulturstufe, feinere Sittlichkeit und dergleichen gar keinen Sinn

Digitized by Google



haben und eigentlich im Rahmen des wissenschaftlichen Marxismus garnicht angewandt werden dürfen. Die Menschen wenden dergleichen nur an, weil sie in ideologischer Selbsttäuschung sich und andere zu betrügen und rein materielle Veränderungen mit einem gewissen idealistischen Schein zu umgeben gewohnt und veranlagt sind. Einen Fortschritt, eine höhere Kulturstufe feststellen — das bedeutet ein Werthurtheil fällen. Welches ist aber in der Welt dieses „wissenschaftlichen Sozialismus" das Werthmaß? Es giebt keins; man könnte höchstens meinen, das zeitlich Spätere ist auch das Vollkommnere. Aber warum? Ein Grund für die Superiorität des zeitlich Folgenden ist an sich garnicht einzusehen. Der Begriff des Fortschritts enthält in sich den Begriff der höheren Stufe, der weiteren Vollendung, der größeren Vollkommenheit. Diese Begriffe aber enthalten in sich wieder die Idee einer höchsten Stufe, einer absoluten Vollendung und absoluten Vollkommenheit. Dergleichen anzunehmen, ist mit dem ökonomisch-materialistischen Grundwesen der Marx'schen Lehre unvereinbar.

Dennoch wird von Marx und seinen Jüngern fortwährend mit gewissen abstrakt intellektuellen und ethischen Begriffen operirt. Es ist sehr merkwürdig und erscheint nach dem ersten Blick völlig unbegreiflich, daß dem mystischen Materialismus auf dem einen Ende ein nicht minder mystischer Idealismus auf dem anderen gegenübersteht.

Die kurz vorher aus Engels Anti-Dühring citirte Stelle lautet in ihrer unmittelbaren Fortsetzung: „Daß dabei im Ganzen und Großen für die Moral sowohl, wie für alle anderen Zweige der menschlichen Erkenntniß ein Fortschritt zu stande gekommen ist, daran wird nicht gezweifelt. Aber über die Klassenmoral sind wir noch nicht hinaus. Eine über den Klassengegensätzen und über der Erinnerung an sie stehende, wirklich menschliche Moral wird erst möglich auf einer Gesellschaftsstufe, die den Klassengegensatz nicht nur überwunden, sondern auch für die Praxis des Lebens vergessen hat." Wie kommt nun Engels dazu, von einem „Fortschritt" der Moral zu reden? Gewiß giebt es einen solchen, und er läßt sich erweisen und charakterisiren, aber nicht auf der Grundlage und im Rahmen der ökonomisch-materialistischen Weltanschauung. Ein Beispiel soll das erläutern: Wir empfänden es vom Standpunkte unseres Empfindens aus als höchst unsittlich, wenn, wie im heidnischen Rom, gemästete Sklaven in die Teiche den Muränen zum Fraß vorgeworfen würden, oder wenn man, wie im christlichen

Digitized by Google

Mittelalter, unbotmäßige Knechte lebendig auf in den Wald zu hetzende Hirsche bände. Auch der Marxist würde das wohl in gewisser Weise als unsittlich empfinden, aber aus ganz anderen Gründen. Er müßte so argumentiren: Eine bestimmte ökonomische Struktur bedingt die Sklavenwirthschaft. Aus dieser Wirthschaftsform ergiebt sich diese oder jene moralische Anschauung über den Werth eines Sklaven. Muränen können sehr wohl unter Umständen werthvoller sein als Menschen. Heutzutage bedingen veränderte Produktivkräfte den freien Arbeitsvertrag und den sogenannten freien Arbeiter. Dieser wirthschaftliche Werth eines freien Arbeiters setzt sich im Hirn des Menschen zu der moralischen Ideologie um, daß man ein Menschenleben nicht um fetter und wohlschmeckender Muränen willen opfern darf. Der ganze Kern der Sache ist nur der wirthschaftliche Werth des Menschen; diese moralische Ideologie da rundherum ist nur eitel Dunst. Ganz ebenso wäre zu argumentiren und ist übrigens argumentirt in Beziehung auf Verhältnisse und Zustände wie Menschenfraß, Kinderaussetzung, Ehe. Wir — von anderem Standpunkte aus — verkennen auch daraus nicht die Relativität aller sittlichen Gebräuche und Anschauungen; was für eine Epoche sittlich ist, kann für eine andere tief unsittlich genannt werden. Aber es ist in solchen Entwickelungen doch auch die Durchsetzung und Herausbildung irgend einer ideellen Kraft, irgend eines geistigen Prinzips nirgends zu verkennen. Die Werthschätzung des Menschen ändert sich wohl allenfalls mit der sich wandelnden ökonomischen Struktur, aber durchaus nicht durch sie. Wenn nun gar Engels in der citirten Stelle eine Zeit mit einer „wirklich menschlichen Moral“ in Aussicht stellt, so bleibt es vom Boden seiner Weltanschauung aus völlig unbegreiflich, was er sich unter dem wirklich Menschlichen, also wohl rein Menschlichen denkt. Bis dahin hatten wir es mit Menschen als Wirthschaftsgeschöpfen zu thun, deren intellektuelle und moralische Anschauungen durch ihre materiellen Wirthschafts- und Lebensinteressen bestimmt und geleitet werden. Nun aber haben wir es mit Menschen zu thun, deren Anschauungen — durch welche Interessen bestimmt werden? Darauf läßt sich im Engels'schen Sinne keine begreifliche Antwort finden. Wir kommen bald auf diese merkwürdige Situation der Menschenwelt noch zurück.

Zuvor aber sei noch ein Satz des Marx citirt, der eine ganz ähnliche Meinung mit ebenso unbegreiflicher Abstraktion formulirt und auch ohne ersichtlichen Grund einen ethischen Werth in die

Digitized by Google

Geschichtsentwickelung einführt, indem er in dem bereits mehrfach erwähnten Vorwort der Kritik der politischen Oekonomie erklärt: „mit dieser (bürgerlichen) Gesellschaftsformation schließt die Vorgeschichte der menschlichen Gesellschaft ab.“ Nun ist es doch klar, daß eine Vorgeschichte minderen Werthes sein muß, als die eigentliche Geschichte. Woher stammt aber der Werthmaßstab? Und wie denkt sich denn Marx das Wesen der dann erst recht eigentlich ihre Geschichte beginnenden Menschheit? Darüber findet sich bei Marx nichts, aber in Engels' erwähnter Schrift „Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft“ findet sich folgende Stelle, die mir immer als die merkwürdigste und interessanteste in der ganzen marxistischen Literatur erschienen ist. „Mit der Besitzergreifung der Produktionsmittel durch die Gesellschaft ist die Waarenproduktion beseitigt und damit die Herrschaft des Produkts über die Producenten. Die Anarchie innerhalb der gesellschaftlichen Produktion wird ersetzt durch planmäßige, bewußte Organisation. Der Kampf ums Einzeldasein hört auf. Damit erst scheidet der Mensch, in gewissem Sinn, endgiltig aus dem Thierreich, tritt aus thierischen Daseinsbedingungen in wirklich menschliche. Der Umkreis der die Menschen umgebenden Lebensbedingungen, der die Menschen bis jetzt beherrschte, tritt jetzt unter die Herrschaft und Kontrolle der Menschen, die nun zum ersten Male bewußte, wirkliche Herren der Natur, weil und indem sie Herren ihrer eigenen Vergesellschaftung werden. Die Gesetze ihres eigenen gesellschaftlichen Thuns, die ihnen bisher als fremde, sie beherrschende Naturgesetze gegenüberstanden, werden dann von den Menschen mit voller Sachkenntniß angewandt und damit beherrscht. Die eigene Vergesellschaftung der Menschen, die ihnen bisher als von Natur und Geschichte oktroyirt gegenüberstand, wird jetzt ihre eigene freie That. Die objektiven, fremden Mächte, die bisher die Gesellschaft beherrschten, treten unter die Kontrolle der Menschen selbst. Erst von da an werden die Menschen ihre Geschichte mit vollem Bewußtsein selbst machen, erst von da an werden die von ihnen in Bewegung gesetzten gesellschaftlichen Ursachen vorwiegend und in stets steigendem Maße auch die von ihnen gewollten Wirkungen haben. Es ist der Sprung der Menschheit aus dem Reiche der Nothwendigkeit in das Reich der Freiheit.“ Da haben wir also wieder das von ökonomischer oder sonstiger materieller Gebundenheit völlig unabhängige „wirklich Menschliche“. Aber immer noch nicht können wir uns ein Bild davon machen. Es

Digitized by Google

heißt: die Menschen werden mit vollem Bewußtsein ihre Geschichte selbst machen. Aber welchen Inhalt kann denn diese Geschichte haben? Was bleibt der Menschheit noch zu thun übrig in diesem Zustande absoluter Vollkommenheit und Freiheit, in dem sich Wollen und Können decken? Wozu und zu wem hin soll sich diese so in sich vollendete Menschheit noch entwickeln? In welcher Richtung sich zu bewegen sollte sie sich wohl veranlaßt fühlen? Wer treibt sie, was treibt sie? Diese Gesellschaft ist ein für sich fertiges, in seiner Entwickelung abgeschlossenes autonomes Kollektivindividuum, das sich selbst mit freiem Willen eigene Gesetze giebt, oder vielmehr, das sich gar keine Gesetze mehr zu geben braucht, das gar keine Forderungen mehr zu erfüllen hat. So haben wir denn in der Welt des Marxismus merkwürdig entgegengesetzte Menschenwesen: Die bis zu unserem bürgerlichen Zeitalter sind thierische Puppen, die von einer in der ökonomischen Struktur liegenden mystischen Kraft unterhalb von Gut und Böse vorwärts bewegt werden; die anderen der kommunistischen Zeit sind freie, „wirkliche“ Menschen der reinen Vernunft und der autonomen Selbstbestimmung, die oberhalb von Gut und Böse in vollendeter Seligkeit verharren. Dieses in sich fertige „wirklich menschliche“ Kollektivindividuum ist am ehesten und besten vorstellbar, wenn wir es Gott nennen. Es ist eigentlich das, was man sonst als Gottheit bezeichnet, nur daß dieser Gottheit hier materielle, menschlichleibliche Existenz verliehen ist, und noch dazu in absehbarer Zeit. Denn es ist nicht zu übersehen, daß Engels, als er 1878 die erste Auflage seiner Streitschrift erscheinen ließ, das Zeitalter des Kommunismus für recht nahe bevorstehend hielt. Die sprunghafte Entwickelung vom Thiermenschen zum Gottmenschen — das ist eigentlich nach Marx der Inhalt der Weltgeschichte; nur Schade, daß bei dieser Geschichtsauffassung der natürliche Mensch — „halb Thier, halb Engel — ganz ausfällt.

Das Marx'sche System ist in seiner Grundlage mystischer Materialismus, in seiner Spitze mystischer Idealismus, d. h. an beiden Enden ein Widersinn. Denn sowohl Materialismus wie Idealismus sind, jeder in seiner Art, verstandesgemäße und so den Intellekt befriedigende bezw. befriedigen sollende Weltanschauungen. So sind beide mit dem Mysticismus unvereinbar. Wie ist nun Marx zu dieser widersinnigen Verkoppelung gekommen?

Bei dem mystischen Idealismus dürfte zunächst Feuerbach in Anschlag zu bringen sein. Marx schreibt einmal über Feuerbach:

Digitized by Google

„Feuerbach geht aus von dem Faktum der religiösen Selbstentfremdung, der Verdoppelung der Welt in eine religiöse, vorgestellte, und eine wirkliche Welt. Seine Arbeit besteht darin, die religiöse Welt in ihre weltliche Grundlage aufzulösen." Nun ist allerdings das Untersuchungsfeld Feuerbach's der einzelne Mensch, das Individuum. Er versucht nachzuweisen, wie dieses Individuum gewissermaßen sein von ihm empfundenes Manko ausgleicht in der fixen Idee eines als vollkommen gedachten Gottes. Der Mensch schafft sich den ihn ergänzenden, ihn gewissermaßen in seiner Vollkommenheit bedeutenden Gott. Marx nun geht nicht, wie Feuerbach, vom Individuum, sondern von der Gesellschaft aus. Die Gesellschaft ist unvollkommen und an sich zerrissen. Diese Zerrissenheit hat ihren tiefsten und letzten Grund in der Zerrissenheit der ökonomischen Struktur, in dem Widerstreit zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen. Die ideologische Reparatur dieser ökonomischen Zerrissenheit ist der Glaube an ein vollkommenes Jenseits, an Gott. Die Gesellschaft schafft sich zum Zwecke ihrer ideologischen Vervollkommnung ihre Religionen, die stets mit den betreffenden Wirthschaftsstrukturen bestimmter Epochen in Einklang stehen. Ist der Widerstreit in der Oekonomie ein für alle Mal beseitigt, — im kommunistischen Zeitalter — so schwindet auch das Bedürfniß nach dem ideologisch-religiösen Ausgleich. Die Menschen bedürfen der Gottheit nicht. Die Gesellschaft ist selbst Gott. Die Parallele der Marx'schen Anschauung mit der Feuerbach's dürfte unverkennbar sein, nur daß der eine das Individuum, der andere die Gesellschaft setzt.

Es bleibt die Frage, wie Marx dazu kam, die „Gesellschaft" an den Anfangspunkt seiner Betrachtung zu setzen. Da ist wohl am Besten in Betracht zu ziehen, daß er in seiner Art auch Hegelianer war. Hegel's Philosophie ist ausgeprägt antiindividualistisch. Die Hegel'sche Idee, der Hegel'sche Weltgeist ist eigentlich auch eine Art alles umfassendes und enthaltendes Kollektivwesen. Den antiindividualistischen Zug behielt Marx bei. Nun war er aber auch und von jeher, ehe er Hegelianer und Kommunist war, Materialist. So mußte er denn bemüht sein, an Stelle der Hegel'schen Idee etwas Anderes nicht weniger Antiindividualistisches zu setzen. Das mußte etwas Sichtbares und Greifbares, etwas Natürliches sein. Wird die Geschichte nicht von großen Individuen bestimmt, so kann sie nur noch zum Inhalt haben die Entwickelung der Kollektivindividuen, die Staaten genannt werden. Bei dem

Digitized by Google

Begriff Staat konnte der Materialist Marx aber auch nicht stehen bleiben. „Staat" hatte in der Hegel'schen Philosophie einen viel zu „ideologischen" Beigeschmack. Der ideologische Begriff „Staat" ins Materialistische übertragen und so gewissermaßen naturalisirt giebt „Gesellschaft".

Was die andere, noch unverständlichere Seite des Marx'schen Systems betrifft, den mystischen Materialismus, so ist der wohl wieder als naturalisirter Hegelianismus zu erklären. Engels schreibt in seiner Schrift über Feuerbach, polemisirend gegen eine individualistische Geschichtsauffassung: „Die Geschichtsphilosophie dagegen, wie sie namentlich durch Hegel vertreten wird, erkennt an, daß die ostensiblen und auch die wirklich thätigen Beweggründe der geschichtlich handelnden Menschen keineswegs die letzten Ursachen der geschichtlichen Ereignisse sind, daß hinter diesen Beweggründen andere bewegende Mächte stehen, die es zu erforschen gilt, aber sie sucht diese Mächte nicht in der Geschichte selbst auf, sie importirt sie vielmehr von außen, aus der philosophischen Ideologie, in die Geschichte hinein." Hegel nimmt also eine hinter den Menschen wirkende und von ihnen meist nicht erkannte treibende Macht an. Auch Marx will das. Nur materialisirt er diese Macht wieder: wird bei Hegel der Welthaushalt gewissermaßen durch die Idee gespeist, so setzt Marx dafür leibhaftige Speise, Essen und Trinken, d. h. einen Wirthschaftszustand, eine ökonomische Struktur als das Primäre. Das heißt dann, Hegel vom Kopf, auf dem er stände, auf die Füße stellen. Es leuchtet natürlich auf den ersten Blick ein, daß das, was bei Hegel einen Sinn hat, durch die Materialisirung des idealistischen Philosophen bei Marx geradezu zum Unsinn verkehrt wird.

Es besteht heutzutage selbst in gewissen, für diese Materie durchaus zuständigen Gelehrtenkreisen eine sehr weitgehende Anerkennung und Ueberschätzung der Marx'schen Lehre. Es läßt sich das wohl erklären. Man sieht die doch wirklich imposante sozialdemokratische Partei, die auf Marx als auf ihren Propheten und geistigen Führer eingeschworen ist. Beim ersten Blick in das Marx'sche System ist man verblüfft durch die scheinbare Geschlossenheit und Einheitlichkeit, die in diesen unseren unphilosophischen Tagen so selten anzutreffen sind, — sicherlich aber findet sich bei keiner anderen politischen Partei eine solche Kette fest in einander greifender Gründe. Bei nähester und eingehendster Betrachtung indeß enthüllt sich die kaleidoskopische,

Digitized by Google

schillernde Schönheit des Marx'schen Systems als ein unorganisches Scherbengemenge, das der Hegelianer, Feuerbachianer und Materialist Karl Marx von überall her recht kunst- und verständnißlos ausgebrochen hat. Und prüft man weiter die bisherigen Erfolge der deutschen Arbeiterwelt und erörtert die Aussichten weiterer und durchaus berechtigter proletarischer Machtansprüche, so dürfte sich doch vielleicht — so wunderbar es anfangs scheinen möchte — das übliche „durch Marx" in ein „trotz Marx" verwandeln.

Darüber jedenfalls sollte man sich nicht im Unklaren sein, daß der ethische Bestandtheil des Marx'schen Systems keineswegs geeignet ist, die Handlungen und Forderungen des Proletariats zu stützen und zu fördern. Diese Lehre von der bloßen Klassenmoral und von der Abhängigkeit menschlichen Wollens und Handelns von einer mystisch-materialistischen Macht hebt alle Verbindlichkeit der Starken und Besitzenden gegen die Schwachen und Besitzlosen auf. Und die Gewalttheorie könnte, wenn sich der Staat und die sogenannten herrschenden Klassen zu Marx bekehren lassen sollten, merkwürdige Konsequenzen haben. Denn wäre es nach Marx'scher Lehre nicht allzu natürlich, daß die Gewalt schon von denen rechtzeitig angewandt wird, die sich in ihrer Herrschaft gewaltsam bedroht fühlen? In der That: die Bekehrung der herrschenden Klasse zum Marxismus bedeutete mindestens, daß dem Proletariat das Reichstagswahlrecht genommen und ein Ausnahmegesetz gegeben wird. So werden denn aus wissenschaftlichen Gründen nicht nur, sondern auch im direkten Interesse des Proletariats seine sozial gesinnten Freunde und vor allem seine geistigen Führer darauf bedacht sein müssen, an die Stelle der ökonomisch-materialistischen Grundlagen des Marx'schen Sozialismus idealistische und — soweit Handlungen und Forderungen in Betracht kommen — ethische Prinzipien zu setzen, wie ja denn auch schon Eduard Bernstein in seiner Schrift über die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie erklärt hat, daß er in der That den Sieg des Sozialismus nicht von dessen „immanenter ökonomischer Nothwendigkeit" abhängig mache, es vielmehr weder für möglich, noch für nöthig halte, ihm eine rein materialistische Begründung zu geben, — eine Erklärung, durch die er sich natürlich den böseſten Zorn Karl Kautsky's zugezogen hat.

Digitized by Google

„Auferstehung“.

Von

Max Lorenz.

Das Buch, das der Graf Leo N. Tolstoi unter dem Titel „Auferstehung“*) gerade zum Osterfest des Jahres der Jahrhundertwende der Menschheit bescheert hat, macht nicht gerade einen jäh erschütternden und gewaltsam packenden Eindruck; seine Wirkung geht weiter: es bezwingt in seiner tiefen Ruhe mit nachhaltender Kraft und vermag wohl die Seele des Lesers dauernd zu bannen. Ich glaube fast, daß von diesem Werk manche Bekehrung ihren Ausgang nehmen könnte. Es steht gleich hoch in künstlerischer wie in ethischer Beziehung und zeigt in bemerkenswerther Weise, wie am letzten Ende Kunst und Sittlichkeit in einander fließen.

Das Buch weist noch nachdrücklich auf etwas Anderes hin, darauf nämlich, daß die Offenbarungen und Objektivirungen sowohl des moralischen wie des künstlerischen Genius vor sich gehen können ohne Rücksicht auf die größere oder geringere politische Freiheit und vorgeschrittene oder zurückgebliebene Wirthschaftsentwickelung. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Aeußerungen und Formulirungen des künstlerischen Genius in gar keiner Verbindung mit den sonstigen Verhältnissen des Landes ständen. Ein solches Buch, wie das des Grafen Tolstoi, kann nur in Rußland entstehen mit seinen ungeheuren Weiten, seinem Zaren, seinem Bauernelend. Aber eben auch in Rußland kann ein Werk entstehen, dessen künstlerische Höhe durchaus nicht überragt wird etwa von den Leistungen eines Ibsen, der einem so frei regierten Lande wie Norwegen entsprossen

*) Ich benutze unter den vielen vorhandenen Ausgaben die im Verlag von Otto Janke erschienene, die vollständig und für den billigen Preis von 2 Mark käuflich ist.


Digitized by Google

ist. „Es scheint mir, daß man auch im Gefängniß ein ungeheures Leben finden könne," äußert einmal der andere Russe, der dem berühmten Grafen ebenbürtig an die Seite zu stellen ist: Dostojewski. Und dieser ist zu seiner Seele und der des russischen Volkes gerade in der Zeit seiner sibirischen Verbannung geführt worden.

Das neueste Buch Tolstoi's hat viel Aehnlichkeit mit dem berühmten Werk Dostojewski's: „Schuld und Sühne", das bei uns unter dem Titel: „Raskolnikow" wohl bekannter ist. In beiden Fällen handelt es sich, einen Menschen aus der Welt der wesenlosen Außerlichkeiten zum innersten und ursprünglichsten Leben seiner Seele zurückzuführen. In beiden Fällen wird die Bekehrung in Beziehung auf eine Prostituirte, die Sonja im einen und die Maslowa im andern Fall vollzogen. Wie Dostojewski es ursprünglich beabsichtigte, so will auch Tolstoi seinem Werk einen zweiten Theil anfügen, der das Leben des bekehrten Mannes, der da wandelt im Licht und in der Liebe, zu schildern hätte. Und im großen Ganzen läßt sich auch von Tolstoi sagen, was von Dostojewski gesagt ist, daß er sich nämlich das Verkünden des wahren Christus auf dem Umwege der Kunst zum Ziel gesetzt habe. --

Dies ist das Geschehniß des Romans: Der Fürst Dmitri Iwanowitsch Nechludow hat als Geschworener über die Prostituirte Maslowa zu urtheilen, die des Giftmordes und Diebstahls an einem ihrer Brodgeber angeklagt ist. Obwohl die Mehrzahl der Geschworenen sie für unschuldig befindet, wird sie doch zur Deportation und Zwangsarbeit verurtheilt, in Folge eines Formfehlers, dessen sich die Geschworenen schuldig gemacht haben. Während der Verhandlung, gleich zu ihrem Beginn, erkennt Nechludow, daß er diese Maslowa vor Jahren, da sie noch ein reines Mädchen war, halb aus Liebe und halb aus Leichtsinn verführt hat. Mit hundert Rubeln hatte er sie damals abgefunden, die dann später, als die Viertelstunde flüchtigen Liebesglücks nicht ohne Folgen geblieben war, ins Leben und ins Elend hinausgestoßen wurde. Nun muß sich der Fürst sagen: er, der zum Richten Berufene, sei eigentlich der Schuldige. Hier nun beginnt sein Entschluß der Umkehr. Er will seinen ganzen Einfluß daran setzen, eine nochmalige Aufnahme des Verfahrens mit allen zu Gebote stehenden Rechtsmitteln zu erwirken. Er will die dann Befreite, wenn's nicht anders geht, heirathen, um so seine große Schuld zu sühnen. Die Appellationsinstanz des Senats in Petersburg lehnt eine Wiederaufnahme des

Digitized by Google

Verfahrens ab. Jetzt bleibt nur noch das Gnadengesuch an den Kaiser als letztes Mittel. Inzwischen aber muß die Maslowa mit den anderen Verschickten den Weg nach Sibirien antreten. Nechludow begleitet den traurigen Zug. Viele, viele Meilen sind bereits zurückgelegt, da trifft der kaiserliche Bescheid ein, der die Strafe zur Ansiedelung an einen beliebigen Ort Sibiriens herabmildert. Die Maslowa wird entlassen. Inzwischen hatte ihr Nechludow seine Absicht wiederholt erklärt, sie zu heirathen. Anfangs hat sie abgelehnt, voll Zorn und Erbitterung: „Du hast Dich in diesem Leben an mir ergötzt und durch mich willst Du auch Erlösung für jene Welt gewinnen“, hält sie ihm entgegen. Am Ende lehnt sie auch noch ab, aber aus Liebe, denn sie hat ihn von je her so sehr geliebt und lernt ihn wieder lieben: „Sie liebte ihn und glaubte, wenn sie sich mit ihm verbinden würde, so würde sie sein Leben verderben.“ Um ihn frei zu machen, heirathet sie einen gleich ihr Verschickten, Simonson. Und Nechludow muß erkennen, daß der sie wahrer, eigentlicher liebt, als er. Denn er „hatte ihr die Ehe aus Großmuth versprochen und aus Rücksicht auf die Vergangenheit; Simonson aber liebte sie so, wie sie jetzt war; er liebte deshalb, weil er liebte.“ Dem Fürsten bleibt schließlich nichts Anderes übrig, als nach Rußland zurückzukehren. Aber er kehrt als ein Anderer heim. In der letzten Nacht vor seiner Rückkehr erhält er noch den letzten Stoß, der seine innere Wandlung vollendet, durch die Lektüre des Evangeliums, des 20. Kapitels Matthäi, in dem das Gleichniß von den Arbeitern im Weinberge enthalten ist. Und diesen Schluß zieht Nechludow für sich: „Ich lebe, und wir alle leben in der unsinnigen Zuversicht, daß wir selbst Herren unseres Lebens seien, daß es uns zu unserem Vergnügen verliehen worden sei. Das aber ist augenscheinlich unsinnig. Wenn wir hierher gesandt worden sind, so geschah es auf Jemandes Willen und für Jemand; wir aber kamen zu dem Schlusse, daß wir nur zu unserer Freude geboren worden seien und leben; und es ist klar, daß es uns schlimm ergehen wird, wie es dem Arbeiter schlimm ergeht, der nicht den Willen des Herrn erfüllt. Der Wille des Herrn aber ist ausgesprochen in der Lehre Christi. Nur wenn und sobald die Menschen diese Lehre erfüllen und auf Erden das Reich Gottes aufrichten, werden auch die Menschen des höchsten Heils theilhaftig werden, für das sie befähigt sind.“ Zu solchem Schluß kam der Fürst Dmitri Iwanowitsch Nechludow, der in vielen Jahren seines Lebens den

Digitized by Google

Becher irdischer Lüste bis auf die Neige oftmals getrunken hatte. Und mit diesem Schluß begann für ihn „ein ganz neues Leben, weniger deshalb, weil er in neue Lebensumstände trat, als deshalb, weil Alles, was von dieser Zeit an mit ihm vorging, für ihn eine ganz andere Bedeutung erhielt, als früher.“ Das sind die Endworte des Buches. —

An sich bedeutet es natürlich nichts Neues und Erschütterndes, einem Weltkinde zu sagen: Thu' Buße, geh' in Dich und arbeite im Weinberge des Herrn. Ein ehrwürdiger Dorfgeistlicher, der seiner bescheidenen Gemeinde allsonntäglich ins Gewissen redet, der Lust dieser Welt zu entsagen, handelt sehr gut und schön und mit reinem Herzen sehr pflichtgemäß, — aber was weiß er denn eigentlich von der Lust dieser Welt? Welche Leidenschaften haben in ihm gerungen? Welche aufspringenden Blutwellen eines allzu glühenden Herzens hat er dämpfen müssen? Was dem Buche Tolstoi's die Wirkung verleiht, ist die machtvolle, in allen Höhen und Tiefen des Daseins erfahrene Persönlichkeit des Autors. Was die Bekehrungsgeschichte Nechludow's so eindrucksvoll macht, ist der Hinter- und Untergrund, von dem sie sich abhebt. Im Rahmen der kargen Geschichte giebt Tolstoi eine genaue Schilderung der Zustände und Menschenklassen im russischen Reich. Er schildert in dem Rechtsfall die Geschworenen und Richter, die Advokaten, die Mitglieder eines hohen Senats, die Minister und Generale, deren Einfluß der Fürst für den Fall der Maslowa aufbietet, die Damen der hohen Aristokratie, die Nechludow ihren einflußreichen Männern gegenüber benutzt. Und er schildert in den Tiefen des Volkes die Bauern, die auf den Gütern Nechludow's kümmerlich ihr Leben fristen und es gar nicht verstehen, als sie dieser, nach dem Rezept des Henry George, zu Eigenthümern des Bodens machen will, den sie im Schweiße ihres Angesichts bebauen. „Nechludow sprach ziemlich klar, und es fehlte den Bauern nicht an Begriffsvermögen, aber ihn begriffen sie doch nicht und konnten ihn nicht begreifen aus demselben Grund, weshalb auch der Verwalter ihn lange nicht begriffen hatte. Sie waren fest überzeugt davon, daß es eine angeborene Eigenheit jedes Menschen sei, auf seinen Nutzen zu sehen, und aus den Erfahrungen vieler Generationen wußten sie schon lange, daß der Gutsbesitzer seinen Vortheil zu hüten weiß.“ Ein genaues Bild erhalten wir auch von dem Gefängnißwesen, den Gefangenenbeamten und den Gefangenen. Das Buch enthält ein vollkommenes Gemälde der russischen Kultur. Doch

Digitized by Google

werden uns nicht die Zustände und Verhältnisse abstrakt in ihren Linienumrissen hingezeichnet und analysirt. Ueberall treten lebendige Menschen als persönlicher Ausdruck dieser Verhältnisse vor uns und immer erhalten wir den Eindruck: es ist die menschliche Seele verkrüppelt und entartet, die arme, gepeinigte Seele, die den Weg ihres Friedens nicht finden kann. Niemals steigert Tolstoi seine Schilderungen zu romantischer Ueber- und Unnatürlichkeit, wie Zola es zu thun pflegt. Der Russe bleibt stets streng und ernst und hält sich fest an das, was ist. Unerbittlich schildert er seine Menschen, die oben und die unten, als ein außerordentlicher Menschenkenner und in gewissem, gleich einzuschränkendem Sinne als ein großer Menschenverächter. Die Menschen, so wie sie da leben, sind meistens Thiere. Es ist doch eigentlich merkwürdig, daß Menschenkenntniß und Menschenverachtung stets Hand in Hand gehen, wozu sich dann noch eine pessimistische Lebensanschauung zu gesellen pflegt. Ich könnte keinen fröhlichen Optimisten nennen, der wirklich einen tiefdringenden Blick in die Abgründe der Menschennatur gethan hätte.

Ein großer Menschenverächter ist der geniale Russe, in gewissem Sinne und bis zu gewisser Grenze sicherlich. Und doch liebt er auch die Menschen mit ganzer Hingebung. Es ist ja eine alte, wohl schon veraltete Frage, ob man lieben könne, wo man verachtet. Doch wohl — wenn man nämlich nicht im beschränkten Stolz einer unversuchten und flachen Tugend alles sogenannte Schlechte von sich stößt oder vielmehr gar nicht an sich herankommen läßt, sondern in gewissem Sinne Theil hat an den Schwachheiten und Bosheiten der Menschheit. Es braucht das gar kein mitthätiger, sondern nur ein mitwissender und mitfühlender Antheil zu sein. Man sollte nicht vergessen, daß das höchste Gut oft aus dem tiefsten Uebel hervorgeht, und daß das Gute nur existirt, weil es ein Böses giebt. Wer nun das Schlechte als eine nicht wegzubannende Nothwendigkeit erkannt hat, wer es in seinem Wesen begreift, der wird es schließlich lieben, aus Mitleid, so wie das Gute und Schöne aus Mitfreude geliebt wird. Mitleid und Mitfreude — das dürften vielleicht die beiden Gründe der Liebe sein. So kann es denn auch kommen, daß die Liebe um so tiefer greift, je mehr unser Mitleiden herausgefordert wird. Aus dem bis ins Tiefste gehenden Mitgefühl für alle Dinge ist Tolstoi's hoch steigende Liebeskraft für alle menschliche Kreatur zu erklären. Liebe die Menschen — wird auch ihm aus innerster

Digitized by Google

Erfahrung der Seele zum ersten Gebot menschlichen Lebens. In dem Sinne läßt er Nechludow zu der Erkenntniß kommen: „Das Uebel liegt darin, daß die Menschen glauben, es gebe Lagen und Verhältnisse, in welchen man den Menschen ohne Liebe entgegentreten könne, aber solche Lagen und Verhältnisse giebt es nicht. Sachen kann man ohne Liebe behandeln, man kann ohne Liebe Holz spalten, Ziegel formen, Eisen schmieden, aber mit Menschen darf man nicht ohne Liebe umgehen, ebensowenig wie man mit Bienen ohne Vorsicht umgehen darf. So ist einmal die Eigenart der Bienen. Wenn man mit ihnen ohne Sorfalt umgeht, so schädigt man sie und sich selbst. Dasselbe gilt auch für die Menschen. Und es kann nicht anders sein, weil die gegenseitige Liebe der Menschen zu einander ein Grundsatz des menschlichen Lebens ist. Zwar kann der Mensch sich nicht zur Liebe zwingen, wie er sich zur Arbeit zwingen kann, aber daraus folgt nicht, daß man mit Menschen ohne Liebe umgehen darf, besonders wenn man Gegendienste von ihnen verlangt. Wenn Du keine Liebe zu den Menschen empfindest, so halte Dich fern. Beschäftige Dich mit Dir selbst oder mit irgendwelchen Sachen, nur nicht mit Menschen.“ — — —

Tolstoi schreibt: „In Nechludow, wie in allen Menschen, wohnten zwei Naturen, eine geistige, welche nur ein solches Heil für sich verlangt, das auch anderen Menschen Heil bringt, und die andere, die thierische Natur, welche nur für sich das Heil sucht und bereit ist, dafür die ganze Welt aufzuopfern.“ Er tritt natürlich für den geistigen gegen den thierischen Menschen ein. Nun ist allerdings noch ein Drittes möglich: die Vereinigung des Geistigen und Thierischen im Reinmenschlichen. Es ist das das Ideal der Schillerschen Kunst, und auf der praktischen Möglichkeit solcher Vereinigung beruht die Herrlichkeit des Goethe'schen Lebenslaufes. Doch scheint diese Synthese in unserer Zeit gerade den Besten und stärksten Geistern nicht vergönnt zu sein. Man denke an den Konflikt, der Maupassant in die Nacht des Wahnsinns trieb. Man erinnere sich des Bildhauers Rubek in Ibsen's Drama, der zwischen Maja und Irene sein Leben verliert. Wenn nun schon nicht der Ausgleich zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden zu erreichen ist, so ist es wohl nicht das schlechteste, dem Tolstoi'schen Ideale anzuhangen. Mindestens wird die Menschenseele da vor zerrüttendem Unglück am ehesten bewahrt bleiben.

Schlicht, klar und gerade, wie der Inhalt des Werkes, ist

Digitized by Google

auch seine Form. Die Sprache, soweit sich das aus der Uebersetzung beurtheilen läßt, dient nur als Material, den Inhalt festzulegen. Es ist ja selbstverständlich, daß ein Tolstoi nicht schreibt wie unsere modernen Stilgecken, die krampfhaft nach neuen Wendungen haschen, um jeden Preis sich geistreich ausdrücken wollen, und gauklerische Sprachkunststücke vollführen, die schließlich doch nur den Mangel an Gedanken verbergen sollen. Für den von Tolstoi behandelten Stoff ergiebt sich mit innerer Nothwendigkeit die Form des Romans durchaus epischen Gepräges. Wir haben nämlich auch den Roman, der zu dramatischen Effekten Scenen aufbaut, viel Pathos verwendet und Erregung zu schaffen sucht. Es bleibe dahingestellt, inwiefern dies Genre mit seiner kunstvollen, wohl berechneten Komposition auch berechtigt ist. Tolstoi ist durchaus Epiker, und zwar „plastischer oder epischer Epiker“, wie es Hartmann nennen würde. Er verwendet gar kein Pathos, sondern reiht Zug für Zug Bild an Bild. Das Ganze ist bewegt in der Aufeinanderfolge seiner Theile und doch von Ruhe und Stille erfüllt. Es ist die Ruhe und Stille des Autors, die über und in dem Werke liegt. Dieser Autor ist eben ein Mann, der nach langem und bewegtem Leben zu vollkommenster Klarheit und Festigkeit, zum Abschluß seiner Entwickelung gekommen ist, der fertig ist. Ihm stellt sich das Leben und sein Leben als eine Folge von Bildern dar. Die betrachtet er und ladet die andern ein, sie mit ihm zu betrachten: kommt her und schaut, das ist das Leben, das sind seine Formen, das ist sein Wesen und sein Inhalt. Der epische Roman wird wohl stets und am besten die Kunstform des fertigen, ausgereiften Alters sein. Ich stehe nicht an, die Meinung zu wagen, daß dieses Tolstoi'sche Werk in der Ruhe der Darstellung, der Greifbarkeit der Bilder und der Schlichtheit der angewandten Mittel etwas wahrhaft Homerisches an sich hat.

Digitized by Google

Finis Gymnasii.

Ein Warnruf in zwölfter Stunde.

Von

Paul Cauer.

Am 5. Mai hat von Berlin aus eine äußerlich imponirende Kundgebung für eine bestimmte Art von Schulreform stattgefunden. Die Mitglieder und Freunde von vier großen Vereinen hatten sich zusammengeschlossen, um zwei wichtige Forderungen gemeinsam zu vertreten: Gleichstellung aller neunklassigen höheren Schulen in allen äußeren Rechten, und Einführung eines lateinlosen Unterbaues, der für Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule der gleiche wäre. Schon damals wurde berichtet, daß 12000 deutsche Männer diese Forderung unterschrieben hätten; seitdem soll die Zahl auf 15000 angewachsen sein. Es schien fast gewiß, daß die Pläne der Regierung sich in derselben Richtung bewegten, wenigstens was den zweiten Punkt, den verspäteten Anfang des Lateinischen betraf. Da brachten plötzlich, eine Woche nach jener Versammlung, mehrere Zeitungen, u. A. die „Tägliche Rundschau", über die Absichten der Regierung Angaben ganz anderer Art, die irgendwie in die Oeffentlichkeit gedrungen waren. Danach sollte der Anfang des Lateinischen überall in Sexta gelassen werden; Gymnasium und Realgymnasium sollten bis Untersekunda einschließlich (anstatt, wie jetzt, bis Quarta) ganz den gleichen Lehrgang haben; erst in Obersekunda sollte in der einen Anstalt das Griechische, in der andern das Englische einsetzen. Eine offiziöse Ablehnung dieses Planes, auf die man hoffen durfte, ist ausgeblieben*); nur die „Kreuz-

*) Die unbestimmt abwiegelnde Notiz von „unterrichteter Seite", die am 19. Mai in der „Täglichen Rundschau" erschien, kann doch nicht als Dementi angesehen werden.

Digitized by Google

zeitung“ gab, anscheinend aus guter Quelle, die Berichtigung, daß der gemeinsame Unterbau der beiden Anstalten bloß bis Obertertia reichen, die dritte fremde Sprache (Griechisch oder Englisch) in Untersekunda eintreten solle. Das scheint denn also wirklich geplant zu werden.

Als Grund dieses wunderlich ausgedachten, wohl von Niemandem bisher empfohlenen Systems gab der Gewährsmann der „Täglichen Rundschau“ an: daß für die Zöglinge des Realgymnasiums die Zulassung zum Studium der Medizin ermöglicht werden solle. Wir würden eine solche Motivirung fast noch mehr beklagen als die Maßregel selbst. Latein lernen, mehr Latein lernen, ist an sich gewiß etwas Gutes; wenn es aber nur deßhalb am Realgymnasium verstärkt wird, damit diese Anstalt zu einer „erstklassigen“ Schule werde, der man erweiterte Rechte zugestehen könne, so wäre das eine äußerliche Rücksichtnahme auf Standesvorurtheile, die einer starken und einsichtigen Regierung nicht ganz würdig erscheint. Das Schwergewicht des Sprachunterrichts am Realgymnasium liegt naturgemäß in den neueren Sprachen, und diese müßten hier dem Latein zu Liebe geschwächt werden: das Englische würde zwei volle Unterrichtsjahre (Unter- und Obertertia) verlieren. Noch mehr in die Augen fällt der Schade, den die Oberrealschule erleiden würde. Diese Schule entspricht dem Charakter der modernen Zeit am vollkommensten, indem sie die alten Sprachen ganz ausschließt. Sie ist die einzige, die mit dem Gedanken Ernst macht, daß die Hauptquelle der Ueberbürdung in dem Vielerlei des Lehrplans liege; denn sie hat den Muth, sich mit zwei fremden Sprachen zu begnügen, während die beiden anderen deren drei nebeneinander betreiben. Vor 10 Jahren war es Theodor Mommsen, der auf diesen Punkt hinwies und die Oberrealschule gewissermaßen als Schule der Zukunft hinstellte. Jetzt soll sie, wenn auch nicht beseitigt, doch ganz in den Hintergrund gedrängt werden. Wir bedauern dies um der gesunden Gedanken willen, die ihrem Lehrplan zu Grunde liegen, zugleich aber um des äußeren Friedens willen, der zwischen den drei höheren Schulen endlich einmal erreicht werden muß, und der für absehbare Zeit wieder zerstört wird, wenn man die Oberrealschule in einen erbitterten Kampf ums Dasein, und das heißt hier um Berechtigungen, hineindrängt.

Und welches Schicksal steht dem Gymnasium bevor, wenn die angedeuteten Pläne verwirklicht werden? Es klingt ja ganz schön, was die Zeitungen berichten, daß das Lateinische „wesentlich verstärkt“ werden

Digitized by Google

solle. Aber dieser Botschaft gegenüber wird wohl den meisten, die sie hören, der Glaube fehlen. Jedenfalls müßten erst bestimmte Zahlen bekannt sein, um wieviel die jetzigen 65 Lateinstunden*) des Gymnasiums vermehrt werden sollen, ehe sich darüber urtheilen ließe, ob für den Betrieb dieser Sprache in der That etwas Wesentliches dabei gewonnen wird. Eins aber läßt sich schon jetzt sagen: auch eine wirksame Verstärkung des lateinischen Unterrichts würde nicht im Stande sein, den Verlust zu ersetzen, den die Verdrängung des Griechischen mit sich brächte. In früherer Zeit, noch vor 100 Jahren, war es möglich, das griechische Alterthum durch die Vermittelung des römischen kennen zu lernen. In Becker's „Erzählungen aus der alten Welt" heißt Herakles Herkules, Kirke Circe, Odysseus Ulysses u. s. w. Die lateinische Form der Namen, die sich in einzelnen Fällen bis heute erhalten hat, war der natürliche Ausdruck dafür, daß man gewohnt war, griechische Geschichte und Sage aus lateinischen Darstellungen und dementsprechend in römischer Auffassung und Beleuchtung kennen zu lernen. Im Laufe des 19. Jahrhunderts ist das anders geworden. Eine griechische Alterthumswissenschaft ist selbständig neben die römische getreten und hat sich gerade in denjenigen Zweigen besonders reich entwickelt, die es mit den realen Seiten des Lebens zu thun haben. Wirthschaftliche, politische, soziale Probleme, der Zusammenhang zwischen Landesnatur und Geschichte, die sich entwickelnden Formen des Erwerbslebens, die Entstehung des Geldes, das Aufkommen und der Wechsel staatlicher Einrichtungen: dies alles und vieles Aehnliche beschäftigt heute den Philologen, gerade wenn er die Griechen zu seinem Hauptstudium gemacht hat, aufs Lebhafteste. Unsere Wissenschaft ist innerlich mehr und mehr realistisch geworden; und dieser Gewinn soll denn doch auch der Schule zu Gute kommen. Die Bedeutung von Kolonien für das wirthschaftliche Leben, die Gesetze, nach denen sie aufblühen und verfallen, kann man im Unterricht überhaupt nicht besser deutlich machen als an der Geschichte der griechischen Kolonisation. Andere Schulen mögen die Grundverhältnisse des menschlichen Lebens an anderen Stoffen und aus anderen Perioden kennen und verstehen lehren; soll es einen Lehrplan überhaupt geben, der dieses Verständniß aus dem Alterthum herleitet, so muß in ihm die griechische Welt einen breiten

*) Nach dem Lehrplan von 1892 sind es nur 62; aber die meisten Gymnasien haben von der inzwischen gewährten Erlaubniß Gebrauch gemacht, in den drei oberen Klassen je eine Stunde hinzuzufügen.


Digitized by Google

und gesicherten Raum einnehmen. Unmöglich, zu denken, daß in unserer Zeit, ein halbes Jahrhundert nach dem ersten Erscheinen von Grote's Griechischer Geschichte, die geistbildende Kraft, die dem Griechenthum innewohnt, durch einen noch so sehr verstärkten lateinischen Unterricht ersetzt werden könnte.

Aber das ist ja auch gar nicht die Absicht, wendet man ein; das Griechische soll nicht beseitigt, es soll vielmehr in den vier Jahren, die ihm gegönnt bleiben, erst recht gründlich betrieben werden. — Es giebt Leute, die so reden, und unter ihnen wohl auch ehrliche Männer, die wirklich so denken; aber irgend welchen Werth hat diese Vertröstung nicht. Ob es — als eine Regel — möglich sei, bei 15jährigen Knaben die Elemente einer schwierigen fremden Sprache, die ein jüngerer mit Lust und im Nothfall durch Zwang sicher erlernt, zu gründlicher Aneignung zu bringen, diese Frage kann hier ganz bei Seite bleiben. Entscheidend ist eine andere Erwägung. Am Schluß der Untersekunda gehen jährlich nicht wenige Schüler mit dem Berechtigungsschein für den einjährigen Dienst ab; soll man diesen zumuthen, während des letzten Jahres ihrer Schulzeit sich noch mit den Anfangsgründen des Griechischen abzuquälen, mit dem sie sich später nie mehr befassen werden? Das ist widersinnig. Und weil es das ist, so kann mit völliger Sicherheit vorausgesagt werden: ist nur erst das Griechische nach Untersekunda verschoben, so wird es wenige Jahre dauern, bis man sich durch die Macht der Thatsachen gedrängt sieht, es erst in Obersekunda anfangen zu lassen. Und daß mit einem dreijährigen Kursus nichts Ernsthaftes mehr geschafft werden kann, giebt schon jetzt jeder zu. Es wird dann also, in absehbarster Zeit, entweder ganz hinausgeworfen oder zu einem fakultativen Studium herabgedrückt werden. Und damit ist das Ende des Gymnasiums erreicht, mag auch der Name, auf moderne Schulen übertragen, weiter gelten. Wer nützliche Einrichtungen schaffen oder erhalten will, darf doch nicht bloß an heut und morgen denken, sondern muß fragen, zu was für einer Entwickelung er den Anstoß zu geben im Begriff ist. In unserm Falle läßt sich der schlimme Fortgang mit völliger Sicherheit vorauserkennen; eben dies ist für mich von je her einer der wichtigsten Gründe gegen den Lehrplan des Frankfurter Reformgymnasiums gewesen. Er gilt in verstärktem Maße gegen das, was jetzt als Programm der Regierung bekannt geworden ist; denn was in Frankfurt aus dem verspäteten Anfang des Lateinischen sich mit Nothwendigkeit ergab, die Verkürzung

Digitized by Google

des griechischen Unterrichts, das erscheint hier ohne jeden Zusammenhang, als ein Hieb gegen die Wurzel des Gymnasiums, der durch nichts Anderes motivirt sein kann als durch das Andringen mächtiger bildungsfeindlicher Elemente, denen Widerstand zu leisten unsere Regierung zu schwach wäre.*)

In den Kreisen der Schulmänner wird man die neue Maßregel, wenn die Regierung wirklich damit hervortreten sollte, garnicht verstehen. Freilich wird es auch diesmal nicht an gefälligen Leuten fehlen, die in Fachzeitschriften oder Tagesblättern nachzuweisen unternehmen, daß es garnicht so schlimm sei und daß, wenn sich nur die Lehrer in den neuen Lehrplan hineindächten, mit ihm dasselbe, wo nicht gar Besseres erreicht werden könne als mit dem früheren. Andere wird es geben, die von vornherein auf Kritik verzichten, weil sie gewohnt sind, die Summe ihrer Pflichten und Rechte aus dem Beamtenverhältniß abzuleiten; sie können sich kaum beschwert fühlen, wenn durch geänderte Bestimmung ihnen aufgetragen wird, ein geringeres Maß griechischer Kenntnisse als bisher und dafür etwas mehr Wissensstoff in Deutsch, Geschichte und Geographie den Schülern zu übermitteln. Aber nun sind doch auch solche Lehrer noch nicht ausgestorben, denen der innere Beruf wichtiger ist als die äußere Vokation; die nicht deshalb Latein und Griechisch lehren, weil der Staat sie damit beauftragt hat, sondern weil es sie drängt, Gedanken und Anschauungen, die in ihnen selbst lebendig geworden sind, zu verbreiten und vor allem für das heranwachsende Geschlecht wirksam zu machen; Männer, die — zwar in bescheidnerem Sinne, aber mit nicht geringerem Ernste der Ueberzeugung — das Bekenntniß aussprechen könnten, mit dem einst die Apostel ihren Feinden entgegentraten: „Wir können es ja nicht lassen, das wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehöret haben.“ Ob ich recht habe mit der Hoffnung, daß unter den philologischen Lehrern diese Art noch immer die Mehrzahl ausmache, mag dahingestellt bleiben; eine Statistik darüber wird sich nicht leicht aufstellen lassen. Darüber aber kann kein Zweifel sein, welche Lehrer es sind, die den Geist der Jugend zu lenken, ihr Gemüth zu ergreifen vermögen, welche also es verdienen, von

*) Am 22. April schrieb Dr. Friedrich Lange in der „Deutschen Zeitung“: „Es handelt sich um den Austrag der Frage (für die wir nun seit 13 Jahren und länger kämpfen), ob zur Sicherung unserer nationalen Errungenschaften und unseres künftigen Weges in der Welt die Werthschätzung des klassischen Bildungsstoffes in der Erziehung unserer gebildeten Jugend zurücktreten müsse oder nicht.“


Digitized by Google

einer Regierung, der das Gedeihen der Schule am Herzen liegt, aufgesucht und in ihrem Wirken gefördert zu werden. Die Umgestaltung des Gymnasiums im Jahre 1892 hat umgekehrt die Folge gehabt, daß gerade diese eifrigen und thatkräftigen Lehrer zurückgeschreckt und gehemmt wurden. Es ist zu fürchten, daß die dadurch entstandene Verstimmung bis zur Erbitterung gesteigert werden würde, wenn die neue Verkümmerung des philologischen Unterrichtes, die uns jetzt droht, wirklich beschlossen werden sollte. Hier liegt eine sehr ernste Gefahr, die man an entscheidender Stelle nicht gering schätzen möge. Anordnen und, wenn es sein muß, erzwingen läßt sich ja Vieles; aber eins wird nicht erzwungen, sondern, je mehr man den Lehrern einen Unterrichtsplan aufdrängt, den sie selber für verkehrt halten, desto gründlicher wird es zerstört: das ist das Gefühl der Verantwortung für das Gelingen der eigenen Arbeit. Es kommt doch nicht darauf an, daß ein vorgeschriebenes Pensum nach einer vorgeschriebenen Methode heruntergearbeitet wird; das mag in anderen Berufen angehen, in unserem nicht. Nur ein Mann, der ganz von seiner Aufgabe erfüllt ist und alle Kräfte die in ihm liegen aufbietet, kann das Höchste erreichen. Schon seit 1892 konnte man es einem Lehrer kaum verdenken, wenn er sagte: „Ich thue Tag für Tag meine Schuldigkeit; was dabei herauskommt, ist nicht meine Sache." Es wäre ein verhängnißvoller Fehler, wenn man Maßregeln ergreifen wollte, die geeignet wären, immer mehr tüchtige Männer zu solcher Muthlosigkeit hinzudrängen.

Nicht nur mit der Stimmung innerhalb des preußischen Lehrerstandes muß gerechnet werden, sondern ebenso sehr mit einer allgemeineren Unzufriedenheit, die draußen sich regt und nicht ohne Noth genährt werden sollte. Die deutschen Mittelstaaten haben ein höheres Schulwesen, das in erfreulicher Blüthe steht; wenn Preußen wirklich dazu schritte, das Seinige weiter zu „deformiren", wie es ein konservativer Abgeordneter nur allzu treffend genannt hat, so ist mit Sicherheit zu erwarten, daß die andern Staaten sich dagegen sträuben würden dem Beispiel zu folgen. Die Haltung des bayerischen Landtages, besonders die Rede, die der Präsident Dr. Orterer am 24. April in der Kammer der Abgeordneten gehalten hat, läßt deutlich erkennen, wie lebendig noch die Tradition von Friedrich Thiersch dort ist, wie hoch man den Werth der klassischen Bildung schätzt und mit welchem Mißtrauen man den schulpolitischen Experimenten des großen nord-

Digitized by Google

deutschen Staates zusieht. Nicht anders steht es im Königreich Sachsen; davon hat kürzlich ein Aufsatz des Leipziger Rektors Dr. Kaemmel in den „Grenzboten“ Zeugniß abgelegt, der der preußischen Unterrichts-Verwaltung sehr unangenehme Wahrheiten sagte. Daß die Württemberger nicht gesonnen sind, um der deutschen Einheit willen ihre Klosterschulen und ihr Tübinger Stift zu ruiniren, bedarf keines Beweises; und wer wollte es ihnen verdenken, wenn sie an bewährten und heilsamen Einrichtungen zähe festhalten? So ist mit Sicherheit zu erwarten, daß, wenn die preußische Regierung den Wünschen der Schulreformer nachgiebt, die Gründe der Uneinigkeit im deutschen Reiche aufs Bedenklichste vermehrt werden. Für die Freunde der bis vor Kurzem auch in Preußen hochgehaltenen nationalen Erziehung liegt ja in der Aussicht auf den Widerstand der anderen Staaten ein Trost und eine vielleicht letzte Hoffnung; aber eine furchtbar ernste Sache wäre es doch, wenn durch einen Konflikt dieser Art das Gymnasium gerettet werden müßte.

Und warum das Alles? Warum der erneute Angriff auf altererbte ehrwürdige Einrichtungen? ehrwürdig nicht nur durch die lange Zeit ihres Bestehens, sondern vor Allem durch den Segen den sie gestiftet haben. Man antwortet: Die Stellung Deutschlands in der Welt, inmitten eines auf's Aeußerste gesteigerten wirthschaftlichen Wettkampfes, umringt von feindlichen Mächten, die es zu zermalmen und zu zerreiben streben, mache es nothwendig, daß auch bei uns alle Kräfte zusammengerafft würden, die dazu beitragen können, daß wir im Kampf um's Dasein uns behaupten. Das ist gewiß richtig. Aber zu diesen Kräften gehört doch auch die der Erziehung, und gerade der überlieferten, gymnasialen Erziehung. Die Mehrzahl der Männer, die 1870 unsere Truppen geführt und selbst auf den Schlachtfeldern Frankreichs geblutet haben, ist eben in dem Bildungsgange groß geworden, den man heute als veraltet und unbrauchbar zuschließen will.

Wie seltsam der Widerspruch ist, in dem sich die Wortführer des jungen All-Deutschland gefallen, wird einem erst recht deutlich, wenn man sieht, wie die Angehörigen anderer Länder über unser Erziehungswesen urtheilen. In einer Rede, die der englische Staatsmann Lord Rosebery, aus Anlaß der Einweihung eines neuen Rathhauses in einer kleinen englischen Stadt am 23. Januar d. J. gehalten hat, suchte er seinen Zuhörern die Lehren deutlich zu machen, die aus dem Verlauf des Krieges in

Digitized by Google

Südafrika gezogen werden könnten. Die Mißerfolge, die sein Vaterland Monate hindurch hatte hinnehmen müssen, schienen ihm durch Fehler des herrschenden Systems der Erziehung verschuldet zu sein. „So viel ist sicher," sagte er, „wenn wir Deutschland als Beispiel des entgegengesetzten Verfahrens nehmen: Deutschland ist unendlich viel sorgfältiger und wissenschaftlicher in seinen Methoden als wir. Ohne dieses oder irgend ein anderes Land als Muster hinzustellen, glaube ich doch: wenn wir uns die Lehren dieses Krieges, nachdem er beendet sein wird, recht zu Nutze machen wollen, so müssen wir wissenschaftlicher werden in unseren Methoden im Handel, in der Erziehung und im Kriege. Wir sind nicht methodisch, wir sind nicht wissenschaftlich, wir sind nicht auf gleicher Höhe mit den vorgeschrittneren Nationen der Zeit." Zu diesen more advanced nations of the day rechnete der Redner, ein erfahrener und praktischer Mann, eben unser Vaterland, dasselbe Land, in dem jetzt darangegangen werden soll, nach englischem Vorbilde, mit Hervorkehrung dessen, was unmittelbar von heute auf morgen Nutzen bringt, die Ausbildung der Jugend umzugestalten, die überlieferte Weise der Erziehung aber als all zu theoretisch und für die realen Aufgaben des Lebens unwirksam abzuschaffen.

Wie man zu so falschen Urtheilen und so verkehrten Forderungen hat kommen können, wäre unbegreiflich, wenn nicht leider der Grund deutlich genug sich erkennen ließe. Die herrschende Abneigung gegen das klassische Alterthum, zumal gegen eine Erziehung die dort ihre Nahrung schöpft, hängt mit dem gesammten Charakter unseres Zeitalters eng zusammen. Als eigentlichen Inbegriff der Geistesrichtung, die mit dem Wiedererwachen der klassischen Studien aufkam, bezeichnete Jakob Burkhardt die Werthschätzung und Ausbildung der Persönlichkeit. Und so ist es immer geblieben. Wer Griechen und Römer mit wirklicher Hingabe studirt, muß nothwendig von dieser Anschauung mit ergriffen werden: daß das eigentlich Werthvolle im menschlichen Leben die Persönlichkeit ist, und daß jeder Einzelne, auch wenn er nicht zum Riesen oder Uebermenschen geboren ist, doch das Recht und die Pflicht hat, Alles, was an lebendigen Ansätzen in ihm liegt, zu frischer und freudiger Eigenart auszubilden. Davon will nun aber die moderne Gesellschaft, die überall auf Massenwirkungen ausgeht, nichts wissen; nur Nullen kann sie gebrauchen, die an irgend eine Eins angehängt eine große Zahl ergeben. Darum ist das Widerstreben der Gene-

Digitized by Google

ration, die jetzt lebt und den Ton angiebt, gegen die ganze Ideenwelt des klassischen Alterthums sehr wohl zu verstehen.

Aber je mehr man sie versteht, desto mehr muß man sie bekämpfen. Die Masse der Menschen schätzt naturgemäß immer das am geringsten, was ihr am meisten noththut; und das ist in unserer Zeit geistiger Uniformirung die Persönlichkeit. Daß die Stimmführer der öffentlichen Meinung sie unterdrücken wollen, ist natürlich, aber darum nicht weniger verwerflich. Die glänzendsten Errungenschaften der exakten Wissenschaft und der Technik können einem Volke nichts helfen, dem es an führenden Geistern fehlt. Wir dürfen überzeugt sein, daß die Männer, die an der Spitze unseres Unterrichtswesens stehen, dies selber erkennen; nur das Drängen der blinden Menge, die von einzelnen Fanatikern verleitet wird, schafft ihnen Unsicherheit. Eben deshalb ergeht an alle, die das Bessere sehen und wollen, unser Mahnruf, nun auch ihrerseits hervorzutreten und der Regierung zum Widerstande den Rücken zu stärken*). Jeder Einzelne trägt ein Stück der Verantwortung. „Sie säen Wind, und Sturm werden sie ernten“: so heißt es von den falschen Propheten. Aber wer möchte sich dabei beruhigen, daß er nicht mitgeholfen habe den Samen auszustreuen, wenn es doch seine Pflicht war, einzugreifen und hindern zu helfen, daß die schlimme Ernte aufging!

Düsseldorf. 19. Mai 1900.

---

*) Es wird beabsichtigt, im Anschluß an die Versammlung des Gymnasial-Vereins, die am Pfingstdienstag in Braunschweig stattfindet, eine Erklärung zu veröffentlichen, die alle den inneren Bestand des Gymnasiums gefährdenden Reformpläne ablehnt und einen mindestens unverkürzten Betrieb der alten Sprachen fordert. Für diese Erklärung sollen nachher in großem Umfange Unterschriften gesammelt und so eine Kundgebung geschaffen werden, die der vom 5. Mai wirksam entgegenarbeitet.

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Nochmal die Gefängnißschreiber.

Zu dem unter obigem Titel im Maiheft der Preuß. Jahrbücher veröffentlichten Artikel hat die „Berliner Korrespondenz" eine Richtigstellung gebracht, in der die Schuld an den gerügten Uebelständen nicht sowohl dem System als dem pflichtwidrigen Verhalten der betreffenden Strafanstaltsbeamten zur Last gelegt wird. Diese Richtigstellung enthält eine solche Fülle unrichtiger Behauptungen, daß ein nochmaliges Eingehen auf die Sache geboten erscheint. Richtig ist ja allerdings, daß eine ganze Reihe Ministerial-Reskripte existiren, durch deren strikte Befolgung die häßlichen Auswüchse des von uns angegriffnen Sparsystems leicht beseitigt werden könnten. Leider hat es aber in der Praxis mit der strikten Befolgung der von den verfügungslustigen Herren am grünen Tisch erlassenen Ukase zuweilen irgend einen Haken.

So ist es z. B. ganz richtig, daß Gefangene, die wegen Betrug, Fälschung und ähnlicher Verbrechen bestraft worden sind, nicht zu Schreibern genommen werden sollen, aber . . . . aus welcher Verbrecherkategorie sollen sie dann genommen werden? Unter den wegen Körperverletzung, Sachbeschädigung, Beleidigung 2c. verurtheilten Elementen werden sich immer nur ganz ausnahmsweise Leute finden, welche die nöthige Gewandtheit mit der Feder besitzen, um in dieser Weise beschäftigt zu werden (in Zuchthäusern sind sie überhaupt nicht vorhanden). Die betreffende Strafanstalts-Direktion ist also thatsächlich gezwungen, diese ministerielle Vorschrift zu übertreten, wenn die Schreiberarbeit überhaupt erledigt werden soll. So erklärt es sich, daß im grellen Widerspruch mit der angezogenen Verfügung mindestens 90 Prozent aller Gefängnißschreiber gerade den ausdrücklich von dieser Beschäftigungsart ausgeschlossenen Verbrecherkategorien angehören.

Ganz ebenso verhält es sich mit der famosen Bestimmung, daß diese Schreiber nur zur Anfertigung von Abschriften gewöhnlicher Sachen verwandt werden dürfen; Arbeiten, deren Anfertigung durch Strafgefangene nicht geeignet erscheint, aber vom Sekretär oder irgend einem anderen Beamten zu mundiren sind. Ja, das ist ja eben der Fehler, daß man den

Digitized by Google

Gefängniß-Direktionen die zur Durchführung dieser Vorschrift nöthigen Beamten nicht zur Verfügung stellt. So kommt es, daß die Gefängnißschreiber in Wahrheit heutzutage überall nicht bloß die Führung der Arbeitsbücher der Gefangenen u. s. w., sondern auch die amtlichen Rapporte der Anstaltsbeamten besorgen müssen. Mit einem Wort: sie verrichten in allen Strafanstalten die gesammte überhaupt in der Gefängnißkanzlei vorkommende Arbeit.

Das ministerille Organ behauptet freilich, daß von Gefängnißkanzleien überhaupt nicht die Rede sein könne, da sich die als Schreiber beschäftigten Gefangenen laut Vorschrift sämmtlich in Einzelhaft befinden müssen. Diese kühne Behauptung ist vielleicht der schlagendste Beweis, wie schwer es für die Zentralstelle, die ihre Kenntniß bloß aus Akten, Berichten und gelegentlichen Inspektionen schöpft, ist, die Wirklichkeit der Verhältnisse zu beurtheilen. In Wahrheit giebt es — Untersuchungsgefängnisse ausgenommen — nicht eine Strafanstalt, in der die betreffenden Schreiber in Einzelhaft sitzen. Ja, es ist überhaupt zweifelhaft, ob es viele Gefängnißbeamte giebt, die jene Bestimmung kennen; ihre korrekte Handhabung würde jedenfalls in einigen Fällen, d. h. in Gefängnissen, wo sich gar keine Einzelzellen befinden, wie es z. B. in dem kleinen Filialgefängniß Rummelsburg der Fall ist, auf erhebliche Schwierigkeiten stoßen.

Von einer Einsperrung im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist überhaupt den Schreibern gegenüber nirgend die Rede. Sie arbeiten überall in unverschlossenen Räumen, können sich innerhalb der Gefängnißmauern selbst gewöhnlich völlig frei bewegen und haben jedenfalls — und das ist schließlich das Wesentlichste — fast überall völlig ungehinderten Zutritt in die Arbeitszimmer sämmtlicher Oberbeamten, dasjenige des Direktors miteingeschlossen. Daß es unter diesen Umständen ihnen gegenüber thatsächlich keine Anstaltsgeheimnisse giebt, liegt doch wohl auf der Hand. Ob man ihnen nun die Akten direkt in die Hand giebt, oder sie — wie es sich doch schließlich gar nicht vermeiden läßt — frei in Räumen liegen läßt, zu denen sie fortwährenden Zutritt haben, bleibt sich doch im Effekt ganz gleich. Jedenfalls — und das war es, was wir behauptet hatten — haben diese Leute infolge ihrer eigenartigen Beschäftigung thatsächlich bequeme Gelegenheit, sich stets sehr eingehend aus den ihnen zugänglichen Personalakten der übrigen Gefangenen über die Letzteren gründlich zu informiren.

Ebenso müssen wir auch das voll aufrecht halten, was wir in Bezug auf das Herumschnüffeln der Gefängnißschreiber in der Privatkorrespondenz der übrigen Gefangenen behauptet haben. Auch hier verblüfft das offiziöse Organ durch seine grandiose Unkenntniß der thatsächlichen Verhältnisse. Es ist einfach nicht wahr, weil praktisch völlig undurchführbar, daß die einlaufenden und abgehenden Briefe nur vom Vorstand und vom Geistlichen gelesen werden und vom Letzteren direkt den Gefangenen überbracht werden, in dessen Gewahrsam sie alsdann verbleiben. In Wahrheit ist der

Digitized by Google

Geschäftsgang der, daß die einlaufenden Briefe immer erst dem Vorstand oder seinem Vertreter vorgelegt werden, von wo aus sie der Reihe nach an den Geistlichen, Polizei-Inspektor, Ober-Aufseher, Stations-Aufseher und von Letzteren an den Gefangenen gelangen. Hat dieser den Brief gelesen, so muß er ihn zurückgeben, und er wird nun zwar nicht offiziell, aber doch thatsächlich den Gefängnißschreibern zur Aufbewahrung übergeben, von denen ihn der Gefangene bei seiner Entlassung — in vielen Fällen sogar direkt — zurückerhält.

Auch das entspricht nicht den wirklichen Verhältnissen, daß die Gefängnißschreiber infolge ihrer Beschäftigung angeblich keinerlei besondere Vergünstigung genießen. Sie stehen thatsächlich überall unter einer wesentlich gemilderten Hausordnung, haben eine kürzere Arbeitszeit, längere Bewegung im Freien und dergleichen Vergünstigungen mehr.

Die ganze „Richtigstellung" des amtlichen Organs war also ein Schlag ins Wasser. Die Ausführungen jenes Artikels richteten sich ja gar nicht gegen die ministeriellen Verfügungen resp. gegen Verhältnisse, wie sie eigentlich sein sollen, sondern lediglich gegen Zustände, wie sie sich infolge der gerügten übertriebenen Sparsamkeit des Staates in der Praxis allmählich herausgebildet haben. Zustände, die durch irgend welche papiernen Verfügungen nicht aus der Welt zu schaffen sind, so lange man nicht mit dem ganzen System bricht. Wenn man unseren Behauptungen weiter nichts entgegen zu setzen hat, als den Hinweis auf ein halbes Dutzend vom grünen Tisch her erlassener Verfügungen, so hätte man wirklich klüger gethan, sich diese „Berichtigung" zu schenken. Der einfache Hinweis auf irgend eine preußische Strafanstalt, wo die von uns gerügten Uebelstände nicht vorhanden sind, hätte jedenfalls eine größere Wirkung gethan, aber es dürfte dem offiziösen Organ sehr schwer fallen, uns eine solche Anstalt namhaft zu machen. Das wird wohl auch in Zukunft noch lange nicht der Fall sein, denn das in jener „Berichtigung" wieder einmal angekündigte Bestreben, durch Verminderung des Schreibwerks und Anstellung von freien Lohnschreibern ist schon recht alt. Es hat sich aber bisher in diesen Verhältnissen trotz aller Versprechungen nicht das Mindeste geändert. Neu und überraschend ist an dieser Berichtigung nur, daß sie die Schuld an den geschilderten Mißständen, deren Vorhandensein sie schließlich doch nicht ganz abzuleugnen vermag, den betreffenden Strafanstaltsbeamten zur Last legt, die — wir betonen das auch hier wieder nachdrücklich — einfach gar nicht in der Lage sind, von sich aus zur Beseitigung derselben mehr als bisher zu thun.

Digitized by Google

Friedrich der Große und Maria Theresia am Vorabend des siebenjährigen Krieges.

Von

Georg Küntzel.

Als Entgegnung auf die Ausführungen von E. Daniels im Aprilheft der Preuß. Jahrbücher beschränke ich mich an dieser Stelle darauf, diejenigen Punkte hervorzuheben, die mir der Kern der D'schen Beweisführung zu sein scheinen.

1. D. kann urkundlich nicht beweisen, daß Frankreich zu Ende 1755 durch den Herzog von Nivernais dem Könige von Preußen die Einverleibung Hannovers angeboten habe. Zwar hat ein halbes Jahr vorher der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Rouillé, den König Friedrich darauf hingewiesen, daß er bei einem Einmarsch in Hannover „trouverait dans l'électorat d'Hanovre de quoi se dédommager amplement des frais", indessen zeigt der Wortlaut, daß es sich hier schwerlich um das Angebot von Landerwerb gehandelt hat; auch sind Rouillé's Worte von dem Könige selbst als ein Hinweis auf den Schatz des König-Kurfürsten Georg aufgefaßt worden. Vor allen Dingen aber ist Frankreich später auch nicht mit einem Worte, insbesondere auch nicht in der Instruktion für Nivernais, auf die sich D. beruft, auf diese Andeutung zurückgekommen.

2. D. kann urkundlich nicht beweisen, daß Friedrich von den Franzosen die Zustimmung zur Eroberung Sachsens und Westpreußens erwartet habe.

3. D. kann urkundlich nicht beweisen, daß Friedrich deshalb die Westminster-Konvention abgeschlossen habe, weil Nivernais ihm nicht die erwünschten Anerbietungen (vgl. 2) gemacht habe. Friedrich hat sich aber bereits am 1. September 1755 mit England in Verbindung gesetzt, noch bevor er den Inhalt der Nivernais'schen Instruktion kannte. Er hat den entscheidenden Befehl zum Abschluß der Westminster-Konvention am 7. Dezember 1755 ertheilt, noch bevor Nivernais in Berlin angekommen war, und obwohl er wußte, daß Nivernais ihn über seine etwaigen Wünsche aushorchen sollte. (Vgl. Polit. Korrespondenz Friedrich's des Großen XI, 373.) Friedrich selbst hat vielmehr in vertraulicher Aeußerung gegenüber seinem Gesandten in Paris („pour votre direction seule", am 10. Februar 1756, P. K. XII, 95) die Rücksicht auf Rußland als das für ihn bestimmende Moment erklärt.

4. Es ist unerwiesen, daß Friedrich bereit gewesen ist, die soeben vollzogene Verbindung mit England sogleich wieder aufzugeben, wenn Frankreich ihm die genügenden Anerbietungen mache. Wenigstens hat Nivernais


Digitized by Google

nicht gewagt, diese Andeutungen des Königs für so ernst gemeint zu halten*), als D.; auch hütete sich Friedrich, auf sie zurückzukommen, sobald er nur die erwartete Ratifikation der Konvention in der Hand hatte.

5. D. kann urkundlich nicht beweisen, daß Friedrich sich deshalb zu England gewandt habe, weil er daselbst größeres Entgegenkommen für seine Angriffspläne auf Sachsen und Westpreußen erwartete. Friedrich nennt in seinem politischen Testament von 1752 seine Verbindung mit Frankreich eine natürliche, weil er nur an der Seite Frankreichs, nicht aber auch Englands, auf Erwerbungen hoffen dürfe. England hat in Wien erklären lassen, einen etwaigen Angriff Friedrich's auf die österreichischen Gebiete nicht dulden zu wollen. England hat in den Verhandlungen mit dem preußischen Bevollmächtigten als den Zweck dieser Konvention angegeben, de „conserver la paix à l'Allemagne dans la crise présente" (P. K. XII, 1). Friedrich selbst hat den Engländern gleichfalls erklärt, er wolle durch den Abschluß dieser Konvention den Frieden erhalten (P. K. XI, 418), er „habe keinen anderen Grund zu diesem Vertrage, als den Wunsch, für Preußen und Deutschland den Frieden zu erhalten, er wolle sich in Nichts einlassen, was ihn in den Krieg hineinziehen könnte und würde niemals seine Hand zu diesem Vertrage geboten haben, falls er derartiges beabsichtigt hätte." (P. K. XII, 14, Instruktion für seinen Bevollmächtigten in England, 4. Januar 1756). Und in einem eigenhändigen Briefe an den Thronfolger vom 12. Februar 1756 spricht der König die Hoffnung aus, daß die Konvention selbst für das Jahr 1757 ihm vermuthlich den Frieden sichern werden, dessen er dringend bedürfe. (P. K. XII, 105.)

6. D. kann urkundlich nicht beweisen, daß Friedrich seit dem Aachener Frieden keinerlei Berechtigung gehabt habe, Rachegedanken Oesterreichs zu besorgen, daß die österreichische Politik seit 1748 bis zur Konvention von Westminster „nur auf die Erhaltung der Integrität des Staatsgebietes und der Existenz des Erzhauses gerichtet gewesen sei, daß die k. k. Staatsmänner zur Wiedereroberung Schlesiens nicht einen Schritt gethan hätten." Am 21. August 1755 wird als leitender Grundsatz für die österreichische Politik der Satz aufgestellt: „Richtig ist, daß Preußen muß übern Haufen geworfen werden", „richtig ist, daß wir ihn (König Friedrich) nicht ohne die größte Gefahr attaquiren können, wenn wir keine Hilfe haben und vor unseren Nachbarn nicht sicher sind." Dem Zwecke, diese beiden Hemmnisse eines Angriffes auf Preußen aus dem Wege zu räumen, dienen die Verhandlungen, die Kaunitz noch im August 1755 mit Frankreich, nach einigen vorbereitenden Andeutungen im März 1756 mit Rußland anknüpfte

*) Nivernais schrieb: Au reste, je ne connais pas assez la manière de négocier de ce prince, pour porter un pronostic assuré, et même pour avoir une opinion déterminée. Vgl. Waddington, Louis XV et le renversement des alliances. (Paris 1896), 254.



und die bis zum 20. August 1756 zu einem verheißungsvollen vorläufigen Abschluß gediehen waren.

7. Es ist unerwiesen, daß Oesterreichs Politik seit dem Sommer 1755 keinen offensiven Charakter trage. Kaunitz wenigstens ist anderer Meinung, wenn er z. B. davon spricht, solche „Offensivunternehmungen", wie die beabsichtigte gegen Preußen, nur mit der Aussicht auf sicheren Erfolg wagen zu können*). Maria Theresia hat in einem berühmten Briefe vom 2. Januar 1778 unzweideutig zugestanden, daß 1756 Oesterreich der Angreifer war**). Die Zarin Elisabeth faßte die Anträge Oesterreichs als das Angebot einer „offensiven Allianz gegen Preußen" auf***), und ebenso bezeichnete Frankreich die österreichischen Absichten als „offensive" †), als einen „lever de bouclier", für den es vor der Welt eines Vorwandes bedürfe ††). Ueber die Absichten König Friedrich's aber urtheilte Kaunitz im August 1755, d. h. in dem Augenblicke, als er seinen Angriffsplan gegen Preußen vorzubereiten begann, daß „die eigene preußische Politik und Interesse erfordern, stille zu sitzen". †††) Im Juli 1756 gestand der österreichische Kanzler zu*†), daß die „eigentliche Ursache" der preußischen Rüstungen, durch die man in Wien vor der Welt den Beginn der eigenen Mobilmachung rechtfertigte, „sonder Zweifel aus des russischen Hofs Betrag gegen England und aus dem Anmarsch seiner Truppen nach Livland hergerühret ist", daß „viele Wahrscheinlichkeit" vorhanden sei, daß der König „sich nicht leicht durch offensive Operationen einen Krieg zuziehen, noch Oesterreich in den Stand setzen werde, sich auf den casum foederis bei Frankreich und Rußland . . . berufen zu können." Am 11. August 1756 meint Kaunitz, der König „dürfte keinen Anstand genommen haben, die förmliche Erklärung von sich zu stellen, daß er nichts Feindliches gegen Uns (Oesterreich) unternehmen, auch seine Kriegsveranstaltungen wieder abändern wolle, wenn Unserer Seits ein Gleiches geschehe." **†)

8. D. widerspricht seiner eigenen Behauptung, daß die österreichischen Staatsmänner keinen Schritt zur Wiedererlangung Schlesiens gethan hätten, indem er ausführt, daß Kaunitz die Wiedereroberung Schlesiens nur be-

*) Vgl. Publikationen aus den Preußischen Staatsarchiven, 74, 254.

**) Vgl. v. Arneth Maria Theresia X, 305. Sie will „den Marsch der Truppen verhindern, der einem Gewaltstreiche gleicht." „Niemals sah ich eine ähnliche Unternehmung gelingen, außer der gegen mich, im Jahre 1741, als ich Schlesien verlor. Der Einbruch in Sachsen, der in Portugal, unserer im Jahre 1756, keiner gelang. Alle haben diejenigen zu Grunde gerichtet, die sie unternahmen. Noch verspüren wir die Folgen davon: 200 Millionen Schulden mehr und der Wohlstand unserer Völker vernichtet."

***) Vgl. Publikationen 317.

†) Vgl. Publikationen 478.

††) Vgl. Publikationen z. B. 350, 354.

†††) Vgl. Publikationen 147.

*†) Vgl. Publikationen 488.

**†) Vgl. Publikationen 504.

Digitized by Google

trieben habe, um einen Ersatz für die unvermeidliche Abtretung der österreichischen Niederlande an Frankreich zu erhalten.

9. D. kann urkundlich nicht beweisen, daß erst die zweite preußische Anfrage in Wien über den Zweck der österreichischen Rüstungen und die durch diesen Schritt gegebene Unvermeidlichkeit des Krieges die Franzosen zwischen dem 7. und 11. August 1756 veranlaßt haben, sich Oesterreichs Angriffsgelüsten zu fügen. Die Nachricht von der zweiten Anfrage ist dem französischen Gesandten in Berlin frühestens am 6. August 1756*) zugestellt worden; sie kann also in Paris kaum Wirkungen ausgeübt haben, über die der österreichische Gesandte daselbst bereits am 11. August zu berichten in der Lage war.

10. D. macht nicht einmal den Versuch, den von Volz**) vervollständigten Nachweis Naudé's zu entkräften, daß im August 1756 diejenigen Voraussetzungen noch längst nicht erfüllt waren, an die Friedrich in seinem politischen Testament die Möglichkeit eines etwaigen neuen Angriffskrieges geknüpft hatte. Statt über ein Heer von 180 000 Mann verfügte er noch im September 1756 nur über 153 746 Mann; statt des Baarschatzes von 20 Millionen Thalern besaß er nur $13^1/_3$; der geforderte Ueberschuß des Staatseinkommens von jährlich 5 Millionen Thalern war noch nicht zu Stande gebracht. Die märchenhaft glückliche politische Konstellation, die er sich 1752 ausgemalt hatte, war nicht eingetreten***). Und auch der fernere Nachweis von Naudé und Volz, daß Beginn, Art und Tempo der preußischen Rüstungen durchaus abhängig sind von dem mehr oder weniger bedrohlichen Charakter der Nachrichten, die dem Könige über die Absichten und Maßnahmen seiner Gegner zugeflossen sind, unterläßt D. zu widerlegen.

Replik.

Ad 1. Bei jedem preußisch-französischen gegen England gerichteten Offensivbündniß bildete Hannover den natürlichen Siegespreis für Preußen. Noch 1806 ist in Folge des preußisch-französischen gegen England gerichteten Bündnisses Hannover preußisch geworden. Die sprachliche Form des Rouillé'schen Angebots erzwingt keineswegs, wie Küntzel wähnt, eine pekuniäre Auslegung der Worte des Ministers, sondern läßt auch die territoriale zu. Uebrigens ist uns das Angebot Rouillé's nur in dem Bericht Knyphausen's über das betreffende Gespräch zwischen ihm und dem

*) Vgl. Polit. Korresp. XIII, 177.

**) Vgl. Publikationen 1 ff.

***) Der König bezeichnet am 21. Juni 1756 die Gefahr, in der er schwebe, als „imminent et présent“ (Polit. Korresp. XII, 438), meint am 26. Juli 1756, daß bei der „situation critique et épinoise“ seine einzige Rettung im Präveniren bestehe. (Polit. Korresp. XIII, 127.)


Digitized by Google

Minister erhalten, nicht in seiner authentischen sprachlichen Formulirung. Auch darum ist die philologische Beweisführung Küntzel's unzureichend: es handelt sich in dieser Frage nicht um sprachliche sondern um pragmatische, nicht um formale sondern um materielle Argumentation. Befolgen wir diese Methode, so müssen wir uns zunächst sagen: Es ist nichts Seltenes, daß eine Macht die Aufwendungen, zu welchen sie sich im Interesse eines Bundesgenossen entschließt, anstatt in Geld in Land ersetzt bekommt. Um Küntzel auf ein naheliegendes Beispiel zu verweisen, erinnere ich ihn an das österreichisch-französische Bündniß gegen Friedrich den Großen, welches Frankreich für die von ihm gezahlten Subsidien eine Gebietsentschädigung in Belgien gab. Oder sind Subsidien nicht auch „des frais"?

Rouillé kann sein Angebot auch deßhalb nicht pekuniär gemeint haben, weil beim Einmarsch der Preußen in Hannover eine einzige britische Fregatte hinreichend gewesen wäre, um den Schatz Georg II. über die Nordsee in Sicherheit zu bringen. Die pekuniäre Interpretion der Aeußerung des französischen Ministers setzt deßhalb geradezu voraus, daß es die Absicht des Versailler Hofes gewesen ist, den König von Preußen zu foppen. Diese Hypothese ist indessen unhaltbar, denn Frankreich hat nie ein friedfertigeres Régime gehabt, als das der Frau von Pompadour; speziell auf ein gutes Verhältniß zu Preußen legten Ludwig XV. und seine sämmtlichen Rathgeber einen ganz außerordentlichen Werth, sodaß Kaunitz sagte, die Franzosen sähen den König von Preußen als den Strebepfeiler unter dem Gebäude ihrer Allianzen an; sie fänden, daß die Vergrößerung der preußischen Monarchie durch Schlesien eine köstliche Frucht wäre, welche der österreichische Erbfolgekrieg dem Versailler Hofe in den Schooß geworfen hätte, denn das verstärkte Preußen hielte Oesterreich und Rußland gegenüber zu Gunsten Frankreichs im Norden „die Balance". So urtheilte Kaunitz, während nach Küntzel das Kabinet von Versailles beim Heraufziehen des französisch-englischen Krieges unternahm, den König von Preußen zu foppen!

Friedrich der Große aber war, wie sich „urkundlich" nachweisen läßt, so dumm, daß er garnicht bemerkt hat, wie er von Rouillé durch das Angebot von Schätzen, welche auf dem Monde lagerten, gefoppt worden war. In seiner Antwort auf Knyphausen's Bericht hält er es nicht nur nicht für nöthig, seine Königliche Würde zu wahren, weder in schroffen noch in maßvollen Worten, sondern er stimmt im Gegentheil der französischen Aufforderung, ein Heer nach Hannover zu schicken, ohne die Kooperation französischer Truppen in diesem Lande zu beanspruchen, ohne weiteres im Prinzipe zu; nur möchte der preußische Botschafter „in den verbindlichsten und schonendsten Wendungen" dem französischen Minister bemerken, daß Preußen von Frankreich vorher Garantien für eine kräftige Rückendeckung haben müßte*). (Einmarsch der Franzosen in Belgien und Mobilmachung

*) „Pol. Korr." XI, 144.


Digitized by Google

der französischen Partei im Reich wie im österreichischen Erbfolgekriege oder auch Entfesselung eines Türkenkrieges.)

Freilich erzählt der König in seiner Histoire de la guerre de sept ans, in jener Unterredung mit Knyphausen hätte Rouillé zu dem preußischen Botschafter gesagt: „Schreiben Sie dem König von Preußen, er möge uns bei der Expedition gegen Hannover helfen; es giebt da was zu plündern. Der Tresor des Königs von England ist reich gefüllt; der König braucht nur zuzugreifen, und er ist gute Prise.“ So hat Rouillé zu Knyphausen nach Friedrichs viele Jahre lang später verfaßten Memoiren gesprochen; wie der französische Minister wirklich gesprochen hat, das lehrt uns Knyphausen's unmittelbar nach der Konferenz an den König gesendeter Bericht*). Der preußische Gesandte bemerkt zunächst, daß er dem Befehl des Königs gemäß dem Minister Rouillé den Vorschlag eines französischen Einmarsches in Hannover unterbreitet habe. Sodann fährt er fort: „Dieser Minister wiederholte mir, daß . . . . . wenn Englands Absichten wirklich offensiver Natur wären, man sich unzweifelhaft anschicken müßte, Diversionen in die Staaten des Kurfürsten von Hannover und seiner Alliirten zu machen, und daß man sich hinsichtlich der ersten dieser Operationen schmeichle, Eure Majestät würde dabei nicht allein mitwirken, sondern sie ganz allein übernehmen . . . . Sie würden ja in dem Kurfürstenthum reichliche Entschädigung für die Unkosten finden, welche der Krieg Ihnen bereiten könnte.“

So hat Rouillé „urkundlich“ gesprochen, und des Königs Erinnerungen haben getrogen. Memoiren sind eben nur eine Quelle zweiten Ranges, die Friedrichs so gut wie die Bismarcks oder Napoleons. Küntzel vermag seine pekuniäre Auslegung der Rouillé'schen Worte nur zu stützen, indem er, eine Grundregel der historischen Methodologie verletzend, aus einer Quelle zweiten Ranges schöpft, wo ihm eine Quelle ersten Ranges, eine „Urkunde“, zu Gebote stünde.

Gesetzt übrigens, Küntzel befände sich im Recht, und die Franzosen hätten dem König Friedrich nicht Hannover sondern nur eine Goldgrube im Monde und daneben Tobágo, St. Vincent und St. Lucie angeboten — sieht er denn nicht, daß er durch einen derartigen siegreichen Nachweis meine Erzählung von der Genesis der Westminsterkonvention nur noch mehr erhärtet haben würde? Je weniger der Hof von Versailles Friedrich angeboten hat, desto fester steht mein Satz, daß der König von Preußen aus dem französischen in das englische Lager überging, weil die Franzosen ihm nichts Vernünftiges mehr zu bieten hatten, weil der Nutzen des französischen Bündnisses für ihn erschöpft war. Denn daß König Friedrich nach der Eroberung Schlesiens noch weitere gewaltsame Abrundungen des preußischen Staatsgebiets erstrebt hat, gesteht Küntzel selber zu, indem er unter 5 äußert: „Friedrich nennt in seinem Politischen

*) „Pol. Korr.“ XI, 143.


Digitized by Google

Testament von 1752 seine Verbindung mit Frankreich eine natürliche, weil er nur an der Seite Frankreichs nicht aber auch Englands auf Erwerbungen hoffen dürfe." Welcher Art die von Friedrich im Jahre 1752 ins Auge gefaßten Erwerbungen waren, lehren die Exzerpte aus dem „Politischen Testament", welche Lehmann auf Seite 66 seiner Schrift veröffentlicht hat. Friedrich erstrebte 1752 die Annexion Sachsens und die Versetzung der Wettiner nach Prag.

Küntzel hebt richtig hervor, daß die Franzosen ihr hannöversches Angebot nicht erst am Ende, sondern schon im Anfang des Jahres 1755 gemacht haben; am Ende des Jahres 1755 haben sie Preußen nur noch die westindischen Inseln offerirt. In diesem Einen Punkte ist es Küntzel in der That gelungen, mir eine Ungenauigkeit nachzuweisen, aber sein Nachweis schlägt nur zum Schaden der Sache aus, welche er verficht, denn er zeigt, daß sich die ohnehin so dürftigen Angebote Frankreichs noch obendrein in absteigender Linie bewegt haben. Küntzel's Pfeil hat mich also wohl getroffen, ist jedoch auf den Schützen zurückgeprallt.

Ad 2. In seiner Verzweiflung, keine Fuge in meiner Rüstung entdecken zu können, schnappt Küntzel begierig meine Bemerkung auf, Friedrich habe Nivernais nicht direkt gesagt, daß er Sachsen und Westpreußen haben wolle. Daß Friedrich vier Jahre früher, im Jahre 1752, mit Hilfe Frankreichs nicht nur Sachsen, sondern sogar Böhmen zu erobern in's Auge faßte, steht, wie bereits bemerkt, positiv in den bekannt gewordenen Exzerpten aus dem Politischen Testament von 1752,*) sodaß auch Küntzel erwähntermaßen unter 5 gestehen muß: „Friedrich nennt in seinem Politischen Testament von 1752 seine Verbindung mit Frankreich eine natürliche, weil er nur an der Seite Frankreichs nicht aber auch Englands auf Erwerbungen hoffen dürfte".

Warum der König im Jahre 1756 auch an der Seite Englands Erwerbungen machen zu können glaubte, werde ich unter 5 erörtern. Daß er Nivernais gegenüber nicht mit direkten Forderungen hervorgetreten ist, entspricht der Praxis geriebener und vorsichtiger Diplomaten, welche lieber die Dinge an sich herankommen zu lassen als ihrer Entwickelung ungeduldig vorzugreifen pflegen. Daß Friedrich zur Zeit des Abschlusses der Westminsterkonvention nicht geglaubt hat, in dem gegebenen Moment die Zustimmung der Franzosen zu der Annexion Sachsens und Westpreußens erlangen zu können, zeigt sein Uebergang ins englische Lager, welcher ihn freilich nicht abhielt, die Vorschrift Macchiavell's zu befolgen: „Unterhandeln muß man immer" Sollte Küntzel aber vielleicht meinen, daß der König, wenn er im Jahre 1756 mit der Verwirklichung seiner alten Arrondirungsgedanken umgegangen wäre, dieselben in irgendwelchen Formen oder Andeutungen dem Versailler Hofe schriftlich („urkundlich!") gegeben

*) Vgl. M. Lehmann. S. 66.

Digitized by Google

haben würde, so möge mein Kritiker bedenken, daß es sich um einen Friedrich den Großen handelt und nicht um einen Benedetti.

Ad 3. Von der diplomatischen Thätigkeit Nivernais' ist in meinem Aufsatze zum ersten Male die Rede, nachdem ich den Abschluß der Westminsterkonvention längst erzählt habe. Die Aktion des Herzogs in Berlin wird von mir erst da erwähnt, wo ich der Bemühungen der französischen Diplomatie gedenke, die Westminsterkonvention wieder rückgängig zu machen. Wie kann Küntzel also behaupten, ich hätte gesagt, die von Nivernais in Berlin gezeigte Zurückhaltung wäre für den König Friedrich das Motiv zum Abschlusse der Westminsterkonvention gewesen? Ganz im Gegentheil habe ich auf Seite 19 und 21 meiner Arbeit auseinandergesetzt, wie schon fünf Monate vor der Westminsterkonvention, im August 1755, das preußisch-englische Bündniß in der Bildung begriffen war,*) nachdem König Friedrich die Nothwendigkeit eingesehen hatte, einen diplomatischen Frontwechsel zu vollziehen.

Gegen das Ende des Siebenjährigen Krieges hin schrieb Friedrich an die preußischen Gesandten in London, Knyphausen und Michell, folgenden Brief: „Ich glaube, meine Herren, Sie sind Commis' von Bute. Es sieht so aus, als ob Sie keine Preußen sind. Ihr Vater, Knyphausen, hatte Geld von England und von Frankreich genommen und wurde dafür geschaßt. Sollte er Ihnen jene Eigenschaft in seinem Testament vermacht haben?" Und in den Busen dieses Knyphausen soll nach Küntzel der mißtrauische Autokrat Friedrich seine geheimsten politischen Gedanken ausgeschüttet haben!!

Ad 4. Daß Friedrich gefürchtet haben soll, die Engländer würden in Bezug auf die Ratifikation des Vertrages Schwierigkeiten erheben, ist eine ganz außerordentlich luftige Kombination. Küntzel hat für diese Hypothese weder einen „urkundlichen" Anhaltspunkt, noch vermag er in Abrede zu stellen, daß man in Potsdam an dem englischen Vertragsentwurf nichts abgeändert hat als eine einzige Bestimmung redaktionell (Vgl. Waddington S. 220). Deshalb ratifizirten die Briten auch sehr bereitwillig (Ibidem).

Im Uebrigen glaube ich in meinem Essay doch deutlich genug auseinander gesetzt zu haben, daß Friedrich zur Zeit des Abschlusses der Westminsterkonvention nicht der Ansicht gewesen ist, in der nächsten Zeit mit Frankreich seine Pläne durchsetzen zu können. Aber unterhandeln muß man eben immer, weil jede auswärtige Politik ihrer Natur nach eine oszillirende ist. Friedrich hat während seiner ganzen politischen Laufbahn

*) Küntzel's Vorstellungen von der Chronologie der britisch-preußischen Unterhandlungen, einseitig aus der „Politischen Korrespondenz" abstrahirt, scheinen ziemlich verworren zu sein. Er studire Kapitel V im Waddington, ein ganz vortreffliches Kapitel, welches außer auf der Politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen auf ungedruckten englischen Dokumenten von hohem Werthe beruht.

Digitized by Google

zwischen den verschiedenen europäischen Mächten oszillirt, ebenso wie das der Große Kurfürst und Bismarck beständig auch gethan haben. Um nicht das Joch Englands zu tragen, in der Vorahnung politischer Konjunkturen, deren Charakter durch den Namen Bute bezeichnet wird, hat Friedrich zu verhindern versucht, daß sämmtliche von Potsdam nach Versailles führenden Drähte rissen. So erklärt sich die Haltung des Königs gegenüber dem Herzog von Nivernais.

Ad 5. Küntzel hat überaus verworrene Begriffe von historischer Methode; er bildet sich ein, alle Geschichte direkt aus den Quellen ablesen zu können; jede selbstständige Denkoperation ist ihm von vornherein verdächtig. In Wahrheit können so verwickelte geschichtswissenschaftliche Probleme wie das von dem Ursprunge des Siebenjährigen Krieges nicht allein durch die einfache Sammlung aller in Betracht kommenden Quellen gelöst werden, vielmehr bedarf man, um derartiger Aufgaben Herr zu werden, abgesehen von einer sehr sorgfältigen Quellenkritik, äußerst häufig auch des Werkzeuges der pragmatischen Kombination. Es ist selbstverständlich, daß die pragmatische Struktur des Raisonnements auf einem sorgfältig geprüften urkundlichen Fundament beruhen muß, oder, was vielleicht besser gesagt ist, die urkundlichen und die pragmatischen Bestandtheile der Argumentation müssen sich aufs Innigste durchdringen.

Nachdem ich diese methodische Klarstellung vorausgeschickt habe, bitte ich Folgendes in Betracht zu ziehen: Im Jahre 1752 waren England, Oesterreich und Polen-Sachsen noch Verbündete, und Preußen hatte sich deshalb und in Anbetracht seiner Sachsen, Westpreußen und Böhmen umfassenden Eroberungspläne auf einen Waffengang mit Georg II. vorzubereiten. Dagegen konnte der König von Preußen damals hoffen, daß seine Alliirten, die Franzosen, einer weiteren Abrundung der preußischen Monarchie zustimmen würden und zwar nothgedrungenermaßen, unter dem Drucke der Gefahr, welche die englisch-österreichische Allianz für Frankreich bedeutete. Wie lange war es her, daß Eugen und Marlborough an der Spitze ihres Koalitionsheeres Paris bedroht hatten und der geängstigte Ludwig XIV. den Elsaß an Oesterreich zurückzugeben bereit gewesen war? Im Jahre 1752 glaubte man, daß Oesterreich für sich allein, ohne die Engländer, Frankreich an Macht überträfe.*) Deshalb erblickten die Franzosen in ihrem Bündniß mit Preußen ein nothwendiges Vorbeugungsmittel gegenüber der furchtbaren Invasion, mit welcher der Bund der Häuser Habsburg und Welf die französische Monarchie bedrohte; deshalb betrachtete der Hof von Versailles, um mit Kaunitz zu reden, die Vergrößerung Preußens als die köstlichste Frucht des österreichischen Erbfolgekrieges.

Im Sommer 1755 änderten sich alle diese Verhältnisse, weil das

*) Siehe Friedrich's Politisches Testament. Max Lehmann S. 95.



britische Parlament Tendenzen entwickelte, welche zur Zeit der Abfassung des politischen Testaments von 1752 noch nicht hervorgetreten waren. Die öffentliche Meinung Englands zwang die Minister der Krone, den kostspieligen Bund mit Oesterreich und Sachsen-Polen zu lösen. In Folge dessen hatte Frankreich, welches eine Kombination à la Eugen-Marlborough nicht mehr zu fürchten brauchte, auch keine Veranlassung mehr, Preußen zu einer von Frankreich unabhängigen Stellung an der Spitze des Corpus Evangelicorum zu verhelfen. Es bot jetzt nicht einmal Hannover mehr an, sondern nur noch „die Insel Barataria". Friedrich konnte also an der Seite Frankreichs auf territoriale Erwerbungen nicht mehr hoffen und seine Verbindung mit diesem Lande hatte aufgehört, eine natürliche zu sein. Dagegen war England fortan Preußens natürlicher Verbündeter, weil sich das Kabinet von St. James im Gegensatz zum Parlament von der Erkenntniß leiten ließ, daß Großbritannien den Krieg gegen Frankreich ohne kontinentale Allianzen nicht siegreich durchzuführen vermochte (vgl. S. 53 meiner Arbeit), Friedrich jedoch im Gegensatz zu Maria Theresia keine Subsidien von den Engländern beanspruchte.

Warum unterdrückt Küntzel, dessen übrige Citate in formaler Hinsicht in Ordnung sind, das Datum des Versprechens, welches die Engländer seiner Behauptung zufolge in Wien abgegeben haben? So wahr die Chronologie das Rückgrat der Historie ist, so wenig läßt sich aus Küntzel's formlosem Citat feststellen, unter welchen Verhältnissen die britischen Minister jene Erklärung abgegeben haben, sodaß sich die Tragweite der bezeichneten Deklaration schwer beurtheilen läßt. Im Uebrigen ist es wahr, daß England in Potsdam seinen ganzen Einfluß aufgeboten hat, um zu verhindern, daß Preußen als der Hüter Hannovers und Oesterreich als der Hüter Belgiens mit einander in Krieg geriethen. Daß die Briten schließlich gute Miene zum bösen Spiel gemacht und den Angriff Preußens auf Oesterreich gelitten haben, ist ein Beweis dafür, daß das preußisch-englische Bündniß von 1756 in der That ein naturgemäßes war und dem König seine Allianz mit Frankreich wirklich ersetzte. Die Hoffnungen, welche Friedrich auf den englischen Einfluß in St. Petersburg setzte, sind nicht in Erfüllung gegangen, aber trotzdem bleibt die Westminsterkonvention eine der ruhmvollsten Erinnerungen der preußischen Diplomatie. Der Scharfblick, mit welchem Friedrich erkannte, daß in Folge der Fortentwickelung der englischen parlamentarischen Verhältnisse die Weltlage von 1756 mit der von 1752 keine Aehnlichkeit mehr aufwies, der Elan, mit welchem er sich, der veränderten Situation folgend, auf die andere Seite warf, die Feinheit und die Schlauheit, Dank denen er mit seinen neuen austrophilen Alliirten siegreich fertig zu werden verstand, sind gleichermaßen bewunderungswürdig. Diejenigen Gelehrten, welche zur vermeintlichen Stützung der Koser'schen Theorie Friedrich dem Großen die diplomatische Genialität absprechen und behaupten, anstatt seiner müsse Kaunitz

Digitized by Google

als der diplomatische Genius der Epoche gelten, stellen Menschen und Dinge auf den Kopf und wissen nicht, was sie reden.

Die von dem Berliner und von dem Londoner Kabinet ausgetauschten inbrünstigen Betheuerungen rein friedfertiger Absichten wird kein einigermaßen gewitzter Historiker für „urkundliche“ Beweisstücke ansehen, welche uns über die tiefsten Beweggründe der die Westminsterkonvention schließenden Staaten authentisch zu unterrichten geeignet wären. Ein Historiker darf sich durch die bezeichneten diplomatischen Finessen um so weniger betrügen lassen, als ich ja gezeigt habe, daß die Westminsterkonvention von England sogleich dazu benutzt worden ist, 20 000 Hessen und Hannoveraner an der englischen Küste gegen Frankreich aufzustellen.

Was den Prinzen von Preußen betrifft, sei mir folgendes Citat aus Koser's „König Friedrich der Große“ *) gestattet: „Gleich nach seiner Ankunft in Leitmeritz hatte Friedrich den Thronfolger nach Jungbunzlau zu dem zweiten Heere gesandt, um den dessauischen Prinzen im Oberbefehl abzulösen. Der Prinz von Preußen hat nochmals behauptet, sich um diese Stellung nicht beworben zu haben; der König dagegen hat es sich zum Vorwurf gemacht, den Fürsprechern des Prinzen, denen er oft genug reinen Wein eingeschenkt, endlich doch nachgegeben zu haben ..... Wenn nun 1756 **) nicht nur Schwerin, sondern auch Keith selbstständige Heere anvertraut erhielten, so machte der Thronfolger gegen seine Umgebung kein Hehl daraus, daß es ihn beleidigte, gleichsam auf die Stellung eines Volontairs angewiesen zu sein und höchstens auf kleine Streifzüge ausgesandt zu werden, ... nicht anders, als er die Politik verdammte, die zu diesem Kriege geführt hatte; selbst den Franzosen gegenüber hielt er mit seinem Verdammungsurtheil nicht zurück, die sich dann noch nach einem Menschenalter, als der Sohn dieses Prinzen den preußischen Thron bestieg, erwartungsvoll an die französische Sympathien des Vaters erinnert haben. Prinz Wilhelm bezeichnete sich als das unglückliche Opfer des Systemwechsels [der Westminsterkonvention] ***), denn keiner habe mehr zu verlieren als er; schon sah er sich, wie er seinen Vertrauten klagte, nicht als mächtigen und gefürchteten König von Preußen, sondern als kleinen Kurfürsten von Brandenburg; er erklärte, daß er nach einem schimpflichen Frieden die Krone nicht annehmen, sondern alle Rechte seinem Sohne übertragen werde.

Und in einem nichtssagenden Schreiben an diesen Frondeur erblickt Küntzel ein „urkundliches“ Zeugniß für den Zweck, welchen Friedrich mit seinem englischen Bündniß verfolgte!

Ad 6. Ich habe gesagt, daß die k. k. Staatsmänner vom Aachener Frieden „bis zur Epoche der Westminsterkonvention“ keinen

*) II. 1, S. 105. Es handelt sich um die Operationen nach Kollin.
**) Wohlgemerkt: Der von Küntzel angeführte Brief ist aus dem Jahre 1756.
***) Wohlgemerkt: Der von Küntzel angeführte Brief ist unmittelbar nach der Westminsterkonvention geschrieben.

Digitized by Google

Schritt zur Wiedererlangung Schlesiens gethan hätten. „Ha!“ denkt Küntzel, „den Schritt will ich ihm schon nachweisen!“ Und triumphirend verweist er auf die österreichischen Beschlüsse vom 21. August 1755, das Angebot einer antipreußischen Offensivallianz an Frankreich betreffend, welche gefaßt wurden, nachdem man in Wien die richtige Information erhalten hatte, daß ein englisch-preußisches Bündniß im Begriffe wäre, sich zu bilden. Die Epoche der Westminsterkonvention hatte also schon begonnen; das Angebot an Frankreich war eben durch jene englisch-preußischen Pourparlers hervorgerufen worden, welche in ihrem weiteren Verlaufe zum Abschlusse der Westminsterkonvention führten. Wie die unfreiwilligen Witze, so sind auch die unfreiwilligen Beweisführungen zuweilen die wirksamsten. Wenn ein solcher Späher wie Küntzel in dem ganzen langen Zeitraum, welcher sich zwischen 1748 und dem Hochsommer 1755 ausdehnt, nicht einen einzigen auf die Wiedererlangung Schlesiens gerichteten Schritt der k. k. Staatsmänner zu entdecken vermag, dann kann ich die Struktur meiner Arbeit mit Gemüthsruhe für bombenfest ansehen.

Von der Epoche der Westminsterkonvention an arbeiteten die Oesterreicher darauf hin, Preußen unter Erfolg verheißenden Bedingungen „attaquiren“ zu können; seitdem stießen, um Lehmann's Ausdruck zu wiederholen, zwei Offensiven aufeinander: „Preußen muß über'n Haufen geworfen werden,“ sagte Kaunitz und citirt Küntzel. „. . . . Wir wissen sicher, daß es nur auf unseren Untergang bauet und solchen menschlichem Ansehen nach bewürcken würde, wenn wir ihme nicht bevorkommen,“ sagte Kaunitz ebenda auch, und citirt Küntzel nicht.

Ad 7. Der von Küntzel in der Anmerkung zitirte Brief Maria Theresias aus dem Jahre 1778 ist geschrieben, um der Ansicht der Kaiserin Ausdruck zu geben, daß man Bayern lediglich durch Unterhandlungen zu gewinnen suchen und nicht zur militärischen Okkupation des Landes schreiten solle. Ich möchte denjenigen unserer Leser sehen, welcher die angeführte Stelle aus dem Briefe Maria Theresias verstanden hat! Die Stelle ist offenbar korrupt, da im Jahre 1756 gar kein Einbruch eines österreichischen Heeres stattgefunden hat. Entweder hat sich Arneth verschrieben oder Maria Theresia; oder die Kaiserin ist, vielleicht durch ihre Beschäftigung mit dem Siebenjährigen Kriege, so konfus geworden, daß sie „Unser Einbruch im Jahre 1756“ gesagt und „Unsere auf einen Offensivkrieg hinarbeitende diplomatische Aktion im Jahre 1756“ gemeint hat.

Facilius ex errore quam e confusione veritas. Offenbar konfundirt Küntzel die grundverschiedenen Begriffe der diplomatischen und der moralischen Offensive. Moralisch hat sich Oesterreich im Jahre 1756 sicher in der Defensive befunden. Dafür ist ein klassischer Zeuge Küntzel selber, welcher sich das von mir nicht oft genug zu citirende Geständniß hat entschlüpfen lassen: „Friedrich nennt in seinem Politischen Testament von 1752 seine Verbindung mit Frankreich eine natürliche, weil e r (!) nur an der Seite

Frankreichs, nicht Englands auf Erwerbungen hoffen dürfe." Also Küntzel giebt zu, daß Friedrich selber, wenn er wieder gesund wurde, Sachsen und Böhmen erobern wollte, daß er dieses Programm nicht bloß für die auswärtige Politik seines Nachfolgers aufstellte, von welchem er im Jahre 1752 annahm, daß er ihm bald succediren würde, sondern auch für den Rest seiner eigenen Regierung. Mein Aufsatz wimmelt von urkundlichen Zeugnissen dafür, daß die Oesterreicher in den Jahren 1755 und 1756 ehrlich überzeugt waren, moralisch in der Defensive zu sein. Und daß die Vorstellungen, in welchen man sich österreichischerseits bewegte, ganz richtige waren, beweist u. A. unbeabsichtigterweise aber schlagend Küntzel.

Im August 1755 hatten die englisch-preußischen Pourparlars schon begonnen, aber noch nicht zu einem Resultat geführt. Die Franzosen aber hatten bereits Wind von der Annäherung bekommen, welche sich zwischen den beiden protestantischen Großmächten vollzog, sodaß Kaunitz sagte: „Es ist gewiß, daß Frankreich dem König in Preußen nicht trauet, und großen Argwohn wegen seiner gefaßt hat."*) Friedrich, in welchem die Franzosen den werdenden Feind argwöhnten, und welchen die Engländer noch nicht als Freund anerkannten, saß also für den Augenblick zwischen zwei Stühlen, er war vorübergehend isolirt und darum, wie Kaunitz richtig fühlte, im Momente friedlich gestimmt.

Daß der Aufmarsch der russischen Armee in dem König den Entschluß zur Mobilmachung hervorgerufen hätte, konnte Kaunitz so gut von einem Friedrich sagen, welcher einen Angriffskrieg im Schilde führte, wie von einem Friedrich, welcher einen Präventivkrieg im Schilde führte. Daß der König trotz seines Säbelgerassels sich doch besinnen würde, loszuschlagen, angesichts der Defensivbündnisse, welche Frankreich, Oesterreich und Rußland umschlangen, konnte Kaunitz so gut von einem Friedrich sagen, welcher einen Angriffskrieg im Schilde führte wie von einem Friedrich, welcher einen Präventivkrieg im Schilde führte. Küntzel beweist hier zuviel, eine Regel der Logik aber lautet: „Wer zuviel beweist, beweist gar nichts."

Küntzel bemerkt ganz richtig, daß Kaunitz noch kurze Zeit vor dem Einmarsch der Preußen in Sachsen der Ansicht Ausdruck verliehen habe, der König werde wohl abrüsten, wenn österreichischerseits das Gleiche geschehe. Diese Aeußerung des Hof- und Staatskanzlers stellt Küntzel als ein beachtenswerthes Zeugniß für des Königs von Preußen friedliche Gesinnung hin. Kaunitz hat in der That so an Starhemberg geschrieben; er hat aber noch mehr geschrieben: der Hof- und Staatskanzler fährt nämlich, ohne von dem schlauen Küntzel weiter angeführt zu werden, fort: „Allein hiebei hätten wir keineswegs unsere Rechnung gefunden . . . . Denn der große Unterschied und Vortheil auf königl. preußischer Seiten besteht

*) „Publikationen" S. 147.


Digitized by Google

allezeit darinnen, daß dieser König sich in solche Verfassung gesetzt hat, eine ansehnliche Armee mit allen Kriegserfordernissen, wann er es für gut befindet, in sehr kurzer Zeit marschiren zu lassen; da hingegen die Zusammenziehung unserer in Ungarn und andere entlegene Erblande verlegter Truppen, wie auch die übrige Veranstaltungen eine ziemliche Zeit erfordern und über das unsere Grenzen von Festungen entblößt sind.

Wir können nun zufolg der vorhinnigen dreimaligen Erfahrung*) wegen des ernannten Königs gefährlicher Absichten niemals zuviel auf unserer Hut stehen . . . . . ."

Küntzel hat also von der Kaunitz'schen Depesche genau soviel citirt, daß der das Citat nicht nachschlagende Leser wähnen muß, der Hof- und Staatskanzler habe die Abrüstungspläne, welche er bei dem König voraussetzte, als den Ausfluß friedlicher Gesinnung angesehen, während der österreichische Staatsmann in Wahrheit ein den Krieg vorbereitendes Manöver darin erblickte, welches die Bedingungen des Losschlagens für Preußen verbessern sollte. Nachdem Küntzel genug aus der Quelle geschöpft hat, um das Urtheil des Lesers zu verwirren, unterdrückt er den Rest der Quelle. Einer ewigen Jugend genießt sie doch, die herrliche hellenische Sage von Prokrustes! Da die von ihm angeführte Urkunde ein Stück zu lang ist, um den gewünschten Beweis zu liefern, so hackt Prokrustes-Küntzel ihr die Beine ab.

Ad 8. Ich habe gesagt, daß die österreichischen Staatsmänner „bis zur Epoche der Westminsterkonvention" keinen Schritt zur Wiedererlangung Schlesiens gethan hätten. Der Beschluß, dem Versailler Hofe Belgien gegen Schlesien anzutragen (vom 21. August 1755), ist jedoch erst gefaßt worden, nachdem man in der Hofburg die Information erlangt hatte, daß ein preußisch-englisches Bündniß in der Bildung begriffen war. Küntzel konfundirt also wiederum die beiden diplomatischen Epochen, welche durch den weltgeschichtlichen Beschluß Maria Theresias vom 21. August 1755 getrennt werden.

Ad 9. Schon die erste drohende Anfrage, welche Friedrich (am 18. Juli 1756) an Maria Theresia richtete, bedeutete den Krieg, so daß der König in der Depesche, vermittelst deren er Knyphausen von der ergangenen Anfrage in Kenntniß setzte, schon ganz positiv schrieb: „Der Krieg ist für mich unvermeidlich." (Seite 53 meiner Arbeit; Anmerkung.) Was König Friedrichs zweite Anfrage an die Hofburg betrifft (vom 2. August), so habe in Bezug auf sie nur auseinandersetzt, daß sie der Tropfen war, welcher am französischen Hofe das bis zum Rande gefüllte Gefäß zum Ueberlaufen brachte. Aus diesem Tropfen im Meere meiner Arbeit macht Küntzel eine These. Und nun gar die „Beweisführung", vermittelst deren er seine Thesen zu begründen bestrebt ist; daß Gott erbarm! Er ist so naiv, zu glauben, daß Könige von Frankreich immer „in Paris" residirt

*) Die beiden schlesischen Kriege und die Anfrage vom 18. Juli 1756.


Digitized by Google

haben müssen, während doch am 11. August 1756 das Hoflager Seiner Allerchristlichsten Majestät weder in Paris noch in Versailles gewesen ist, sondern in Compiègne*), volle 80 Kilometer näher an Berlin. Demgemäß wußte Knyphausen bereits am 8. August von Friedrich's zweiter Anfrage,**) obwohl der an ihn geschickte Kurier schwerlich vor dem 4. Berlin verlassen hat.***) Warum soll mithin ein am 7. abgefertigter Kurier Valorys †) nicht am 11. haben in Compiègne anlangen können? Gesetzt jedoch, ich irrte mich; die letzte Veranlassung zum Umschwunge der französischen Politik hätte nicht Friedrich's zweite Anfrage (vom 2. August) gegeben, sondern es müßte in der bezeichneten Evolution die Wirkung von Friedrich's erster Anfrage (vom 18. Juli) gesehen werden, gesetzt, Küntzel hätte mir das nachgewiesen, dann dürfte ich doch noch immer sagen, daß keiner von den Eck- und Strebepfeilern unter dem Gebäude meiner Beweisführung auch nur im Allerentferntesten tangirt sei, daß mein Kritiker Mücken seihe und Kameele verschlucke.

Ad 10. Die „Publikationen" zerfallen in zwei Gruppen von Aktenmassen, in die von Küntzel herausgegebenen österreichischen Akten, welche ca. 600 Seiten füllen, und in die von Volz herausgegebenen preußischen Akten, welche ca. 150 Seiten füllen. Während ich die Küntzel'schen Dokumente auf Schritt und Tritt benutzt habe, habe ich die Volz'schen mit Stillschweigen übergangen, weil sie mir zur Lösung des Problems vom Ursprunge des Siebenjährigen Krieges nichts Neues beizutragen schienen. Die Leser der „Preußischen Jahrbücher" wissen aus einem Aufsatz Delbrück's, daß die der Vertheidigung der Koser'schen Theorie gewidmete Schrift Naudé's sich als nicht stichhaltig erwiesen hat. Und da uns nun Volz nichts Neues zu bieten vermochte als erstickend trockene und in Bezug auf das große Problem unerhebliche Aktenmassen — wozu crambe repetita?

Die beiden von Küntzel in der Anmerkung citirten Schreiben Friedrich's sind an die englische Adresse gerichtet und verfolgen die Tendenz, die preußische Mobilmachung und die in Wien gethane drohende Anfrage in den Augen einer Macht zu rechtfertigen, welche den Krieg zwischen den beiden deutschen Großmächten mit dem größten Unbehagen heraufziehen sah. Es ist wahr, daß König Friedrich sich in beiden Schriftstücken als den unschuldig angegriffenen Theil hinstellt, gleichwohl hätte Küntzel seine Auffassung von dem Ursprunge des Siebenjährigen Krieges aus keiner trüberen Quelle schöpfen können.

Emil Daniels.

---

*) Vgl. die aus Compiègne datirten Berichte Knyphausens vom 8. und vom 12. August. „Pol. Korr." XIII. S. 233 und S. 266.

**) „Pol. Korr." XIII, S. 233.

***) Erst im Laufe des 3. meldete Eichel die zweite Anfrage aus Potsdam an das Ministerium in Berlin. „Pol. Korr." XIII, S. 169 Nr. 7799 auch 7798.

†) Valory erfuhr am 6. Nachmittags 5 Uhr die zweite Anfrage. „Mémoires du marquis de Valori." II. 135.

Digitized by Google

Kunst.

Graf Leopold von Kalckreuth.

In der Kunsthandlung Cassirer in der Viktoriastraße in Berlin wird der Oberlichtsaal gegenwärtig (und voraussichtlich noch für einige Zeit) gefüllt von einer Sammlung von Gemälden und Studien des Grafen Leopold von Kalckreuth, des Jüngeren. Es ist meines Erinnerns das erste Mal, daß dieser Künstler in Berlin ein abgerundetes Bild seines Trachtens und Könnens giebt. Der Eindruck, den die Sammlung macht, ist ein so starker und wohlthuender, daß es angebracht sein möchte, nachdrücklich auf sie aufmerksam zu machen, zumal da in Norddeutschland, so viel ich sehe, die Eigenart des Künstlers noch nicht sehr allgemein bekannt ist.

Ich habe selten von der Sonderausstellung eines einzelnen Künstlers einen so geschlossenen und unmittelbaren Eindruck empfangen wie von dieser. Es ist, als sei die Persönlichkeit des Urhebers in seinen Werken zum lebendigen, anschaulichen Ausdruck gelangt, als spreche sie zu uns; es ist, als wenn eines der Bilder das andere erläutere; diese Sammlung ist nicht nur eine Zusammenstellung, sondern gleichsam das Ergebniß einer inneren Sammlung, und sie giebt uns diejenige, Thätigsein und Ruhen in sich schließende Gemüthsverfassung, die wir mit dem Worte Sammlung zu bezeichnen pflegen. Und das Wohlthuende an ihr ist, daß sie uns sammelt zur Gemeinschaft mit einer schlichten, aber klaren, großzügigen und vornehmen Persönlichkeit.

Indem ich dies Gesammturtheil ausspreche, bin ich mir bewußt, daß Mancher sich in seiner dadurch hochgespannten Erwartung bei der Betrachtung der Bilder zunächst enttäuscht finden wird. Schlicht und still in ausgeprägtem Maße sind diese Bilder alle. Keine Handlung, kein äußerer dramatischer Zug, keine starke leidenschaftliche Erregung. Auch die Farbe erscheint zunächst schlicht und still. Und das Schlichte ist nicht Jedermanns Sache. Nahe kommen kann diesen Werken nur, wer es vermag, einmal nur für sie da zu sein, sie in gesammelter Ruhe auf sich wirken zu lassen. Wir sind an diese Art Kunstbetrachtung nicht sehr gewöhnt. Die großen Ausstellungen mit ihren Massenwirkungen, dem fluthenden Gedränge, dem Bedürfniß, witzige oder witzlose Urtheile schnell fertig zu prägen und auszugeben, sind wenig geeignet, zu gesammelter Kunstbetrachtung zu erziehen. Und doch ist das die einzige berechtigte, weil die einzige dem Gegenstand gerecht werdende und zugleich innerlich bereichernde Art der Kunstbetrachtung. Schopenhauer hat einmal gesagt, man habe mit Kunstwerken zu verkehren wie mit Fürsten: man habe zu warten, bis man angeredet wird. Das ist, wenn auch in zugespitzter Form, eine Wahrheit; eine Wahrheit, der man nachleben muß auch, wenn man in die Seele von Kalckreuth's Kunst eindringen will.

Graf Kalckreuth ist vorwiegend ein Maler des schlichten Volks, der Arbeiter der Hand und ihrer Umgebung; als solcher erscheint er uns

Digitized by Google

zunächst räumlich, denn die größten Flächen sind von diesem Stoff erfüllt. Dergleichen malen Andere auch: Uhde vornehmlich, Gebhardt (das Abendmahl), Mackensen; in anderer Weise Defregger und Leibl. Man fühlt, indem man diese Künstler nennt, daß jeder von ihnen eine besondere Stellung zum Volke einnimmt. Kalckreuth scheint mir wie keiner der Anderen das innerste, spezifische Seelenleben des Volkes mit liebevollem Verständniß zu erfassen. Defregger und Leibl interessiren sich für das Volk: die frische Natürlichkeit, die ungebrochene Spannkraft und die elementare Auswirkung der Empfindungen, der urwüchsige Humor, das ist es in der Regel, was sie anzieht und zur Wiedergabe reizt. Kalckreuth dringt in die Grundlagen des Seelenlebens ein, und er wird dazu befähigt dadurch, daß er nicht nur ein ästhetisches Interesse für das Volk, sondern eine warme Liebe zum Volke empfindet. Man kann auf ihn in gewisser Weise das schöne Wort anwenden, mit dem Carlyle den Kern von Goethe's Wesen darstellt: Er sieht liebend in die Welt hinein. Von Gebhardt darf man das Gleiche, vielleicht in noch höherem Maße, sagen, aber bei ihm richtet sich das liebevolle Interesse nahezu ausschließlich auf die religiöse Seite des Lebens; Uhde und Mackensen dagegen stehen meiner Empfindung nach in dieser Beziehung hinter Kalckreuth zurück. Und man wolle nicht meinen, daß die Gabe, „liebend in die Welt hineinzusehen", nur auf dem sittlichen Gebiete liege, mit dem künstlerischen Schaffen aber nichts gemeinsam habe. Im Gegentheil, sie ist eine eminent künstlerische Gabe; sie gerade befähigt den Künstler zu der innigen, verständnißvollen Vertiefung in den Stoff, aus der heraus das echte Kunstwerk geboren wird.

Unter diesem Gesichtspunkt wolle man den alten Seemann betrachten, der einsam am Strande sitzt, seine Pfeife stopft und still vor sich hin sinnt. Ich nenne das Bild ein Meisterwerk. Ein ganzes Leben liegt in den Augen des Alten. Ein Leben voll Arbeit, Enttäuschungen, Bitterkeiten, Entsagungen. Ehrfurchtgebietend wirkt das unschöne, hagere Gesicht, das die Trauer des Kampfes mit einer letzten großen Enttäuschung wiederzuspiegeln scheint. Man glaubt die müde Bewegung zu sehen, mit der der Alte sich erheben wird, um langsam in sein einsames Haus zurückzukehren. Man wagt nicht von diesem Leben zu sagen: es war köstlich, denn es war Mühe und Arbeit; man denkt eher an das andere alte Wort: sie gehen dahin mit Weinen, und tragen edlen Samen. Denn es spricht sich in dem Bilde schließlich doch kein hoffnungsloser Pessimismus aus; es liegt eine Ahnung endlichen Friedens und Ausruhens darüber. Das Alles kann so nur malen, wer mit innerster Seele liebend in so ein altes, von Sehnsucht nach Ruhe erfülltes Leben hineingesehen hat.

Eine ähnliche Sprache spricht das Bildniß der alten Frau, welches an derselben Wand hängt. Sie ist wohl für Kalckreuth's Freunde eine Bekannte; eine der beiden Greisinnen, die auf des Meisters ergreifendem Bilde „Das Alter" (jetzt in der Dresdener Galerie, wenn ich nicht irre)

Digitized by Google

dargestellt sind. Auch sie zurückblickend auf ein langes Leben, das tiefe Furchen in ihr Angesicht gezogen und manche tiefe Narbe in ihrem Herzen hinterlassen hat. Aber sie ist aus härterem Stoff gemacht als der Alte; sie hat noch einen ungebeugten Nacken, und aus ihren ernsten, eindringlich sprechenden Augen leuchtet ein klarer und fester Wille. Ich möchte sie mit dem Dürer'schen Holzschuher vergleichen, so fest und willenhaft, so beherrschend lebt eine reiche Seele in den leuchtenden blauen Augen; eine echte Adelsnatur in ihrem schlichten Arbeiterkittel.

Ihre Enkelin möchte ich Paula Damke nennen, deren Bildniß in der Vorhalle zum Oberlichtsaal hängt. Ein zwölf- oder dreizehnjähriges Mädchen mit schlichten, festen Zügen, ein einfaches Bauerndirnchen, an dem eigentlich nichts zu sehen ist und an dessen Bilde wir leicht vorübergehen würden, wenn die Augen nicht eine so eigenthümliche Kraft in sich trügen. Ganz richtige einfältige — im guten Sinne einfältige — Kinderaugen, und doch deutlich darin sich aussprechend das innere Leben, an welches wir denken, wenn wir sagen, das Kind sei des Mannes Vater. Man sieht schon jetzt die tüchtige, thatfrohe, gediegene Frau, zu der das Kind sich zu entwickeln verspricht.

Am Abend eines schwülen Arbeitstages kehrt ein junges Weib von der Feldarbeit heim, rüstig am Rande eines Getreidefeldes entlang schreitend. Das ist Alles, was uns das Mittelbild der rechten Saalwand an Thatsächlichem zu sagen hat. Der schlichteste Vorgang. Und doch kann man in dem Bilde ausruhen und ein wohlthuendes Gefühl der Stille davon mitnehmen. Denn der schlichte Vorgang ist der Körper von Stimmung und Leben. Abendfrieden äußerlich und innerlich; das junge Weib ruht im Heimweg schon aus von des Tages Last und Hitze; sie lebt vielleicht in der Ahnung künftigen Mutterglückes, oder beschäftigt sich mit dem, was sonst den Reichthum ihres Lebens ausmacht: genug, sie lebt nach innen, ganz hingegeben an ihre Gedanken, und ein Hauch von innerer Gesundheit und Güte verklärt ihre Züge, die in der Form allein kaum etwas Anziehendes haben würden.

Noch weniger Vorgang, noch mehr ausschließlich Stimmung ist das große Bild, welches die Augen des Eintretenden von der gegenüberliegenden Wand her zunächst auf sich lenkt. Im Abendsonnenschein zwei Ackergäule ruhig stehend; ihr Führer auf dem einen von ihnen, mit dem Gleichmuth eines müde gearbeiteten Menschen herabblickend auf die junge, frische Dirne, die ihren Heukarren niedergestellt hat und sich ein Schwätzchen mit dem ihr vielleicht nicht ganz gleichgiltigen Burschen gönnt. Das Mädchen dreht uns den Rücken zu, wir sehen nur eine Andeutung von Wange, eben genug, um zu Vermuthungen über ihre Züge anzuregen. Es scheint, als könne von psychologischer Vertiefung, wie in den vorgenannten Bildern, hier keine Rede sein, ist es auch unzweifelhaft viel weniger, und doch möchte ich glauben — nicht dem Leitgedanken der Er-

Digitized by Google

örterung zu Liebe, sondern rein den Eindruck, den ich empfangen, wiedergebend — daß auch in diesem Werk ein gutes Stück feinfühligen Verständnisses für das schlichte Seelenleben einfacher Naturen, für ihre unbeholfene Ausdrucks- und Umgangsweise, für den Segen der Arbeit und der Ruhe nach gesunder Arbeit sich ausdrückt. Es ist Sache der Stimmung und Empfindung, das nachzufühlen; dafür gilt mehr noch als für die anderen Werke die Forderung, daß man mit empfänglicher, hingebender Seele sich dem Sinn des Kunstwerks erschließe und ihm Raum gebe, seine Wirkung zu entfalten; nachweisen lassen sich dergleichen künstlerische Momente kaum. Aber es kann doch darauf hingewiesen werden, eine wie beredte Sprache bei diesem Bilde, wie auch bei den vorher genannten, der Maßstab, die Durchführung, die Beleuchtung sprechen. Es ist zweifellos nicht Zufall noch Laune, was den Künstler veranlaßt hat, seinen Darstellungen Lebensgröße zu geben. Man stelle sich die Wirkung vor, die dieselben Bilder ausüben würden, wenn sie auf das für Zimmerschmuck übliche Maß beschränkt wären. Die verkleinerte Darstellung hat einen abstrakten Charakter; sie bringt unmittelbarer ihre Gleichnißnatur zur Empfindung, während diese lebensgroßen Gestalten, wie aus dem Leben gegriffen, traulicher wirken, vertrauter zu unserem Gemüth sprechen.

In demselben Sinne wirken die Art der Durchführung und die Beleuchtung. Graf Kalckreuth ist durchaus Realist; er steht mit beiden Füßen auf dem Boden der modernen Anschauungs- und Malweise; seine Bilder bekunden eine äußerst feinsinnige und eindringende Empfindung für die Sprache von Licht, Luft und Farbe. Aber er ordnet seine Ausdrucksmittel hierfür dem unter, was er uns mit dem Ganzen des Bildes sagen will. Die Wahrheit seiner Farben und Lichter tritt nicht selbstständig auf; sie dient dazu, uns in die innere Wahrheit des Kunstwerks hineinzuleiten und demselben — so seltsam das bei großen, mit lebensgroßen Figuren besetzten Flächen klingt — einen ausgeprägten Charakter von traulicher Intimität zu geben. Der Unterschied wird schlagend, wenn man sich Werke von Liebermann — dem heutigen Liebermann —, Trübner, Slevogt, Zügel daneben denkt. Ihnen ist das Spiel von Farbe und Licht Alles, und ihre ganze Technik und Malweise dient diesem Ideal. Diese Technik, auf Kalckreuth's lebensgroße Bilder übertragen, würde das eigenthümliche intime Leben dieser Bilder tödten. Als ein sprechender Beweis dafür kann „Der Alte in den Dünen“ dienen, das schöne, Kalckreuth's Werken nahe verwandte, auch lebensgroße Bild Liebermann's, welches kürzlich in demselben Saale von Cassirer ausgestellt war und sich jetzt in Königsberg befindet. Es steht im denkbar stärksten Gegensatz zu den meisten heutigen Liebermanns, es giebt nicht, wie diese, ausschließlich Farbflecke, sondern ganz klare, scharfe Linien und Formen. Es wird ein älteres Werk von Liebermann sein, und vielleicht würde der Meister es heute anders behandeln; dennoch glaube ich, daß er einem immanenten

Digitized by Google

Gesetz der Kunst gefolgt ist, als er dieser lebensgroßen, auch seelisches Leben wiedergebenden Darstellung die Bestimmtheit von Linie und Form gab, die seinen heutigen Bildern fast durchweg abgeht. So thut auch Kalckreuth, und er erreicht durch die Betonung der Form in Verbindung mit der stellenweise geradezu verblüffenden Wahrheit der Farben eine packende Naturwahrheit des Ganzen, die uns die Bilder viel unmittelbarer menschlich nahe bringt als auf anderem Wege zu erreichen sein würde. Gerade das Riesenbild mit den Ackergäulen, dies Stimmungsbild par excellence, ist groß in dem vollen, dabei doch maßvollen und deshalb ganz schlicht und überzeugend wirkenden Realismus der Darstellung. Man sehe sich die schwarze und grauschwarze sammetweiche Umgebung der Pferdenüstern an: es ist nicht möglich, sie noch wahrer zu malen. Das verbrauchte und verstaubte Geschirr der Thiere, die Thiere selbst, die Arbeitskleidung des Mannes, das in der Abendsonne leuchtende Hemd des Mädchens, Alles in demselben schlichten — ich möchte sagen bescheidenen Realismus dargestellt, der nie sich selbst, immer nur die Sache will und deshalb nur wahr und lebensvoll, nie trivial wirkt.

Ja, der poetisch wirkt unter dem Einfluß der Beleuchtung. Jeder Empfängliche wird unmittelbar empfinden, wie die Beleuchtung auf allen diesen Bildern ein Ausdrucksmittel ist für die Psyche des Kunstwerks. Das warme Gold der Abendsonne auf dem Bilde mit den Pferden, die dunstig-farblose kühle Luft, die den Alten am Strande umgiebt, die bedeckte, träumerische Stimmung um die heimkehrende Frau, endlich der stille, ernste Waldesdämmer, der den Lebensabend der Greisin umschattet, das Alles spricht seine lautlose und doch ausdrucksvolle Sprache.

Als Darsteller des Volkslebens erscheint Kalckreuth in den bisher besprochenen Werken. Aber der Kreis seiner Thätigkeit ist damit nicht umschrieben. Eine Anzahl von Bildnissen zeigen uns Personen, die offenbar, näher oder ferner, dem Lebenskreise des Künstlers angehören. Seine Eigenart bleibt sich auf dem veränderten Gebiet getreu; seine Eigenart, mit liebevollem Verständniß in das innerste Wesen der Menschen einzudringen. Da ist das Bildniß einer Dame, die in stilles Nachdenken versunken an ihrem Schreibtisch sitzt. Frida Schanz könnte dies Bild vor Augen gehabt haben, als sie ihre entzückende kleine Künstlernovelle „Palettenstreit" *) schrieb:

— — „Dies sonnenlose, bleiche,
Dies alltagsgraue, häßlich scharfe Bild — —"

so erscheint es dem Einen. Der Maler aber:

„Nichts leichter, als ein Bildniß überbreiten
Mit süßem Zauber, holdem, hellem Schein.
Was aber kann in Noth und Kummerzeiten
Ein solches ewigholdes Bild uns sein?

*) Velhagen und Klasings Monatshefte, VIII. Jahrg. 1893/94, Heft 9, S. 257 ff.


Digitized by Google

Dies, mag es Dir zu wenig sonnig scheinen,
Sieht's mit zu stillem Alltagsblick Dich an,
Es ist ein Bild, mit dem man reden kann,
Das mit den Leuten lächeln lernt und weinen,
Das ernsthaft blickt, wenn ich es ernst betrachte,
Und wenn ich's jubelnd grüße, sanft und mild."

So führen sie den Kampf, den das Bekenntniß des überwundenen Gegners beendigt:

„Das Bildniß, Lars, fing doch zu lächeln an."

Derartig wirkt auch jenes Frauenbild von Kalckreuth: fast zu schlicht, und doch eben in seiner Schlichtheit der lebenswahre Ausdruck eines reichen Innenlebens.

Ein anderes Bildniß stellt ein kleines Mädchen im Garten am Frühstückstisch dar; ein zartes träumerisches Dirnchen, dessen Darstellung zeigt, wie Kalckreuth auch in Kinderseelen zu lesen vermag. Es ist anmuthig zu sehen, wie das Kind sich über seine Milchtasse hinweg in das Reich seiner unschuldigen Träume verliert: wie die leicht zusammengesunkene Haltung, die Neigung des Köpfchens, die Haltung der Hände das gedankenversunkene Kind ausprägen.

In gewissem Sinne freilich fällt dies letzte Bild aus dem Rahmen heraus, der die übrigen zu einer Einheit zusammenfaßt. Es ist, wenn ich nicht irre, das einzige aus dem vorigen Jahre stammende Bild; alle übrigen sind zu Anfang oder wenigstens in der ersten Hälfte der neunziger, stellenweise zu Ende der achtziger Jahre entstanden. Die Farbensprache dieses jüngsten Bildes weicht deutlich ab von derjenigen aller früheren, und ich kann nicht leugnen, daß sie mir weniger verständlich erscheint. Das Bild enthält unleugbare koloristische Feinheiten; der durchsichtige rosa Stoff des Kleides, das Lichterspiel auf dem Tischtuch, die zarten Farbentöne des Porzellangeschirrs sind echt künstlerisch gesehen und wiedergegeben. Aber die volle malerische Einheit der Farben, die für alle anderen Bilder ausgeprägt kennzeichnend ist, ist mir hier nicht auffindbar, obwohl ich das Bild, das sich schon auf der vorjährigen Sezessionsausstellung befand, oft gesehen habe.

Der Gesammteindruck wird dadurch nicht beeinträchtigt. Um so weniger, da man in besonderem Sinne von Gesammteindruck sprechen darf. Diese Kunstwerke haben nicht nur jedes für sich den Reiz voller künstlerischer Geschlossenheit, sondern sie wirken auch so harmonisch zusammen, daß sie einheitliche lebensvolle Stimmung und höchstpersönliches Gepräge dem Saale zu geben scheinen, der sie beherbergt. Sie sind eben selbst Ausprägungen einer geschlossenen Künstlerpersönlichkeit. Sie lehren uns einen Mann kennen, der in Bezug auf die Personen, die er malt, das stolze Wort sich wird aneignen können, mit welchem Michelangelo in

Digitized by Google

Konrad Ferdinand Meyers großartigem Gedicht „Pensieroso“ die Grundlage seines Schaffens bezeichnet: „Ich kenne seine Seele. Das genügt.“ Er kennt ihre Seele; er kennt die Kunst, seinen Werken die Seele einzuhauchen, die zu erkennen ein menschlich und künstlerisch liebevolles Versenken ihn befähigt.

Konrat Weymann.

Max Klinger's „Radirte Skizzen“. (Opus I.)

Wie Klinger's „Radirte Skizzen“ bisher aufgefaßt werden, dafür sind die Worte bezeichnend, mit denen Avenarius in seinem trefflichen Klinger-Führer ihre Besprechung einleitet. Avenarius schreibt: „Eine anspruchslose Sammelmappe von Erstlingsblättern; von dem Tausenderlei, das dem jungen Künstler an der Hand der Phantasie durch den Kopf spaziert, hat er dieses und das aufgefangen, ein wenig mit der Nadel darüber zu fabuliren.“ Weder Avenarius noch Meißner sahen in dem Tausenderlei einen inneren Zusammenhang.

Ich vermag solche Ansicht nicht zu theilen, sondern mir erscheint auch dieser erste Cyklus wie fast alle späteren als eine in sich geschlossene Folge von durchaus einheitlichem Ideengehalt, und zwar liegt der Kern des ganzen in den Blättern „Schaukel“, „Verfolgung“ und „sterbender Wanderer.“ „Frühlingsanfang“ und „Siesta II“ lassen die Stimmung der drei Hauptblätter an- und ausklingen, während „Siesta I“ sie durch scharfen Gegensatz erläutert und klarstellt. Blatt I und II bilden nur eine Ouverture. Der geistige Inhalt des Cyklus, wie er mir erscheint, möge aus Nachstehendem ersehen werden.

I. Titelblatt. Bei dämmrigem Mondschein schlägt Elfe Phantasie, über einsamem Weiher schwebend, das Tambourin. Sie tanzt zu ihrer eignen Freude, aber wer hinauf gelangt in ihr Reich, darf sich mit ihr freuen. Ein Krokodil blickt begehrlich, sehnsüchtig zu ihr auf, doch vergeblich; nur bis zum Rande ihres Elementes, des Wasser's, vermag die arme Bestie zu gelangen. „Bär und Elfe“ in dem Intermezzi (Opus IV) geben in anderer Form gleiche Idee. Und Klinger hatte Recht mit seiner Einleitung; denn selbst für feinsinnige Kenner, also gewiß für ein Krokodil, blieb in diesem Falle seine Phantasie ein unzugängliches Reich. — Das Wasser ist, vielleicht gemäß der dekorativen Natur eines Titelblattes, nur angedeutet. Die Wasserpfützen auf Blatt VI beweisen, daß Klinger schon damals, wenn er wollte, das feuchte Element lebendig gestalten konnte.

II. Malerische Zueignung. Dieses Zeichnerlein „ergötzt“ sich doch wohl nicht zwischen Blumen, sondern blickt mit angesetztem Stift „ganz versenkt“ auf seine Mappe. Er ist gedankenvoll, der eigenthümlich zwerghafte Künstler, und ganz gewiß, er wird uns gedankenvolles zum Besten geben.


Digitized by Google

III. Siesta I. Man muß scharf zusehen, wenn man die Darstellung enträthseln will. Zwei Hummer, die sich vollgegessen haben, liegen in der Verdauungsruhe. Des einen Scheere faßt einen todten Fisch, der sich auf dem Trocknen befindet und schon an einigen Stellen das Gerippe der Gräten zeigt. In Klinger's Gleichnißsprache ist hier die große Masse symbolisirt oder doch jener Theil der Menge, der als wesentlichen Lebenszweck Essen und Trinken und behagliches Verdauen betrachtet. Während des Verdauens ist die tiefsinnige Absicht des einen Hummers schon auf die nächste Mahlzeit gerichtet. Das Sterben solcher Wesen ist nicht viel bedeutungsvoller als das Verwesen des Fisches auf dem trocknen Sand. — Es ist kaum anzunehmen, daß Klinger dieses Motiv, das im Zusammenhang des Ganzen durchaus berechtigt erscheint, als selbstständiges Einzelblatt gezeichnet und veröffentlicht hätte.

IV. Frühlingsanfang. Die vorige Radirung gab nur einen Gegensatz zum eigentlichen Thema. Jetzt schlägt der Künstler zart und leise in die Saiten, ruft den Betrachter näher zu sich heran und weckt ernste klagende Stimmung. Es ist zwar Lenz, auf Baum und Wiese eben erwachendes Leben, und die Frauengestalt auf dem Rasen ist selbst noch ein Bild der Jugend, aber sie beschaut eine Frühlingsblüthe mit Trauer. Ohne eine Spur von Empfindsamkeit, echt elegisch, mit in der That wundersamer Stimmungsgewalt bei so wenigen Mitteln, sagt uns das Blatt, daß auch das eben erwachende Leben nur zu nicht fernem Tode ersteht. Diese näher bezeichnende Idee ist aber nicht Zweck, sondern Mittel. Die ästhetische Absicht der Radirung innerhalb des Cyklus ist einzig und allein, elegische Stimmung in dem Beschauer wachzurufen.

V. Schaukel. Das erste der Hauptblätter. Der Meister schildert nun — seiner Art gemäß, in Gleichnissen — in wenigen bedeutungsvoll gewählten Augenblicken das Dasein eines Idealisten, eines Geistesgewaltigen. Wir sehen den Helden nicht, aber Etwas, das in ihm vorgeht, sehen den alten Kampf des Herkules in neu ersonnener Symbolik. Auf der schwankenden Schaukel sitzt an einem Ende eine nackte Mädchengestalt, die behagliche Sinnlichkeit in ihrer ganzen Bewegung athmet; begehrlich, sinnlich träumerisch blickt sie in die Ferne. Auf der anderen Seite ein Adler, zum Fluge bereit, zugleich drohend und kampfeslustig zur Sinnlichkeit hinüberschauend. Schwer ruht seine Gestalt auf der schwankenden Wage und drückt die Stange tiefer hinab, als die leichte Waare am anderen Ende es vermag. So ist der nächste Augenblick im Voraus angedeutet. Zu gewaltigem Fluge wird sich der Adler erheben; die Leichte aber, die zu leicht befunden wurde, wird hinabgleiten und wie ein Traumbild im Nichts verschwinden.

VI. Verfolgung. Wir sehen den Helden nicht, aber wir sehen des Helden übliches Loos. Im realen Leben muß er auf schmutziger Straße daherziehen, und der Frieden stiller Hütte ist ihm nicht vergönnt. Wie

Digitized by Google

einen Missethäter treiben und drängen ihn Verfolger, und er wird vor ihnen fliehen gleich dem Missethäter, auch nur ein Mensch, ein armer, am Leben Hangender.

VII. Sterbender Wanderer. Nun erblicken wir den Helden oder doch eine Gestalt, die sein Ebenbild, einen einsamen Wanderer auf einsamer Höhe. Er hat den Gipfel erklommen; was es ihm gekostet, sagt das leidensvolle Antlitz des Sterbenden; Hand und Füße sind schmerzlich im letzten Kampf bewegt. Vor ihm der Geier Tod, der ihn fragend, prüfend betrachtet. Er wird ihn nicht zerfleischen, schon hat er seine Pflicht gethan und wird still wieder davonfliegen und den Heiligen lassen. — Beethoven und Michelangelo — und an solche Heilige und Helden hat Klinger gedacht — waren einsame Wanderer im Leben und im Sterben. Ob auch an Michelangelo's Todeslager Tommaso Cavalieri gestanden hat, Michelangelo starb doch als Einsamer, ermattet in tiefster Seele nach langer, mühevoller Wanderung, auf der er ferne Bergeshöhen erstiegen, die bisher Niemand gekannt oder geschaut hatte. Und dem Geier Tod hat der Große vielleicht noch mit brechendem Blick, wie so manches Mal vorher, angstvoll ins Auge gesehen.

VIII. Zweite Siesta. Nach der Anlage des Ganzen durfte es mit dem mächtigen Tone des siebenten Blattes nicht schließen. Die letzte Radirung korrespondirt in der Stimmung mit der vierten und endet mit leiser Klage den Cyklus. Wieder sehen wir eine schmiegsame, jugendliche Mädchengestalt wie beim Frühlingsanfang. Dieses Mal blickt sie mit ernsten, großen, dunklen Augen in die Ferne, als ob sie trauernd an Schönes gedenke, das ihr nun verloren. Ueber ihr nicken vergängliche Blumen. Ihre rechte Hand mit der Rose umfaßt die Linke, schon eine Andeutung des verwandten Motiv's bei Klinger's Kassandra. Die Seherin umklammert mit der einen Hand das Gelenk der andern, wie wenn sie mit dieser Bewegung zugleich ihren Schmerz zusammenpressen, zurückdämmen könne. — Die Pantherkatze neben dem Mädchen ist eine so ungewöhnliche Begleitung, daß sich vielleicht auch ein besonderer Sinn hinter ihr verbirgt. Ich weiß nicht, wie sie gemeint ist. Die Stimmung des Blattes und der Zusammenhang der Stimmung mit der ganzen Folge sind verständlich, und das ist es, worauf es vor Allem ankommt.

Es ist nicht schwierig, durch Vergleich mit Klinger's späteren Cyklen meine Ansicht über das erste Opus auf festeren Boden als den der subjektiven Auffassung zu stellen. Auch ist meine Auffassung keineswegs ersonnen oder gar erklügelt, sondern sie stellte sich mit der ersten Betrachtung ein, und ich war überrascht, bei Avenarius und Meißner so ganz andere Meinung kennen zu lernen. Für das Titelblatt findet sich, wie schon erwähnt, in der ersten Zeichnung der Intermezzi ein Analogon. Bei den Rettungen Ovidischer Opfer bilden ebenfalls zwei Radirungen die Ouverture, und die zweite zeigt, wie in unserer Folge, den Künstler selbst, oder vielmehr seine

Digitized by Google

gefalteten Hände auf dem Arbeitstisch. Bei der Art, wie Siesta I im Gegensatz zum Hauptthema gedacht ist, möchte ich, ohne Beides thatsächlich gleichstellen zu wollen, doch wenigstens erinnern an den Kontrast zwischen „Vom Tode I“ und „Vom Tode II“ auch dort erst das Alltägliche, dann „die Leiden der oberen Welt“. Daß nur ein einziges Blatt den Materiellen gewidmet wird, ist durch die knappe Fassung des Hauptthemas in unserm Cyklus wohl begründet. Für das An- und Ausklingen der Stimmung durch „Frühlingsanfang“ und „Siesta II“ verweise ich von Neuem vergleichend auf die Intermezzi. Die zweite Radirung der Intermezzi zeigt eine Mädchengestalt „am Meer“. Wie sich das Mädchen vom stürmischen Wind mit wohligem Behagen am sichren Strande anwehen läßt, so hat der Meister im stillen Studirzimmer von wilder vergangener Zeit mit Künstlerfreudigkeit geträumt; mit diesem leisen Fingerzeig deutet er unsrer Stimmung die Richtung. Bei dem letzten Blatte der Intermezzi „Amor, Tod und Jenseit“ möchte ich auf die Landschaft viel mehr Gewicht legen als bisher geschah. Sie ist nur mit Wenigem gegeben, aus dem Wenigen aber spricht tiefster Frieden. Und auf diese friedensvolle Landschaft steuert das sonderbare Gespann mit dem Tode hin. Nicht mit dem äußerlich grausigen Tod des gefallenen Reiters wollte Klinger schließen, sondern das stille Ausklingen sagt uns, daß auch in jenen recht- und gesetzlosen Zeiten das letzte Ziel das gleiche, stille Ziel war wie heute. Man sieht, bei Opus IV sind die Hauptblätter in verwandtem Sinne wie bei dem ersten Opus eingeschlossen.

Klinger war zwanzig Jahre alt, als er unseren Cyklus schuf. Einige der Radirungen hat er nur in Umrißlinien ausgeführt, daher wohl der bescheidene Titel: „Radirte Skizzen“, welcher über den Inhalt der Folge nichts mittheilt. Die Jugend des Meister's verräth sich vor Allem dadurch, daß er das eigentliche Thema im Vergleich mit den Umhüllungen zu kurz behandelt. Auch hätte er vermuthlich in späterer Zeit vor der „Schaukel“ den Helden selbst eingeführt. Die beiden Blätter mit der Klage sind überaus reizvoll in der Stimmung, dennoch ist sehr möglich, daß der gereifte Mann die Klage nicht den jungen Mädchen anvertraut und das leise Elegische in gewaltige Töne umgewandelt hätte. Wir aber wollen uns an der jugendlichen Zartheit von Herzen erfreuen. — Im Einzelnen verweist der ausgesprochene Japanismus des Blattes VIII, der schon von Andern mehrfach erwähnt wurde, auf einen noch für äußere Einflüsse empfänglichen Sinn.

Nunmehr muß wohl Klingers erstes Werk auch sein erstes „ganz ernstes“ Werk genannt werden. Des Künstler's Jugendperiode bekommt ein etwas anderes Gesicht. Schon der Jüngling Max Klinger, der ein Wenig später so heiter antikisch zu träumen weiß, zeigt in den „Radirten Skizzen“ das düstre Antlitz des Modernen. Kürzlich fand ein Schriftsteller im zweiten Cyklus „Vom Tode“ „lebenskräftigen Optimismus“. Man

Digitized by Google

mag für solche Behauptung das Blatt „Und doch" mit einem gewissen Recht ins Feld führen. Es steht vereinzelt da, und ich vermag im Uebrigen in diesem Cyklus so wenig wie sonst bei Klinger Optimismus zu entdecken. Und wie wäre auch optimistische Gesinnung bei einem Manne möglich, dem Alles am Herzen liegt, was unsere Zeit bewegt und beschäftigt! Für den tragischen Ernst seines Empfindens ist selbst das Blatt „an die Schönheit" charakteristisch. Kein Grieche, kein echter Sohn der italienischen Renaissanceperiode hätte „an die Schönheit" in gleichem Sinne gedichtet. Die knieende Gestalt fühlt keine „Seligkeit", sondern Schauer der Ehrfurcht und des Glücks, die mit tiefem Schmerz gemischt sind. So erschüttert, verehrt der Moderne die Schönheit, der „die ungeheuren Kontraste zwischen der gesuchten, gesehenen, empfundenen Schönheit und der Furchtbarkeit des Dasein's"*) wie kein Mensch der vorhergehenden Epochen durchgekostet hat. Auch die Kassandra mag man wohl, wenn man sie allein betrachtet, einzig als die griechische Seherin auffassen. Wer aber die Statue nicht für sich erschaut, sondern in Klinger's Gesammtwerk und Klinger's Gesammtwerk nicht für sich, sondern mitten unter allen Schmerzenslauten, wie sie aus Gerhart Hauptmann's Dramen und sonst tausendfach ertönen, der wird zu anderem Resultat gelangen. Jene Gesinnung des 19. Jahrhunderts, die sich des Lebens nicht erfreut, weil sie in „seine Tiefen blickt", die auch in die Zukunft der Menschheit mit fröhlicher Hoffnung nicht zu sehen vermag, hat in der Kassandra bildnerische, monumentale Verkörperung gefunden. Und zu solchem freilich bei aller Trauer lebenskräftigen Pessimismus in Klinger's späteren Werken giebt Opus I den ersten Ton.

Oskar Ollendorff.

Literatur.

Rahel Varnhagen. Ein Lebens- und Zeitbild von Otto Berdrow mit zwölf Bildnissen. Stuttgart. Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer 1900. 457 S. größtes Oktav. Preis 7 Mk., in Halbfrz. 9 Mk.

Wir haben das fleißige und vorzüglich geschriebene Werk Otto Berdrow's nicht als eins der vielen literarischen Charakterbilder allein zu betrachten, die sich als Bausteine zu einer großen Geschichte des geistigen Lebens zu bezeichnen lieben. Vielmehr müssen wir es unter dem Gesichtswinkel eines Zeichens der Zeit, und zwar unser heutigen, an die es sich werbend wendet, sorgfältiger ansehen.

War es mit dem Anti-Goethe oder dem „größten deutschen Lyriker" seit Goethe eben nichts, nun, vielleicht giebt es unter den Töchtern

*) Max Klinger. Malerei und Zeichnung. 2. Aufl. 1895 p. 26.

Digitized by Google

Israels eine, die man als eine Art „weiblichen Goethe's“ auf den Schild heben konnte. Und welche Erquickung, wenn selbiger weiblicher Goethekopf ein echtes und rechtes Berliner Kind sein sollte, dessen Wiege am Gensdarmenmarkte im Hause des Friderizianischen Schutzjuden Markus Lewin in der Behrenstraße gestanden hatte! Wie trefflich, wenn sie nicht nur christlich getauft, sondern im Herzen von Kindesbeinen an recht ehrlich christlich empfindend und handelnd gepriesen werden kann, wie gut, daß sie die Lebensgefährtin eines Königlich Preußischen Diplomaten von angeblich altem, wenigstens in Wien wieder aufgeputztem Adel ward und als Frau von Ense auch gesellschaftlich den erlauchtesten Geistern gleichgestellt, eine Sache, deren ihre geistige Superiorität zwar nicht hätte bedürfen sollen, die aber doch auch zu schätzen bleibt.

Zwar möchte mancher, und besonders wer bereits die unendlichen Bücher Varnhagen's gelesen hatte, die ihrem Andenken und ihrer Kanonisation gewidmet waren, meinen, es sei ja des Guten genug und übergenug geschehen. Aber das ist's eben, übergenug. Varnhagen und noch mehr dann die Nichte Ludmilla von Assing hatten das Publikum mit Rahel-Denkwürdigkeiten, Briefwechseln, Tagebüchern so reichlich überschüttet, daß es — und nun gar nach 1870, vierzig Jahre nach ihrem Tode — wohl nur noch wenig Geschmack daran haben konnte.

Nun braucht ja solche Erwägung einen tendenzlosen Forscher nicht abzuschrecken, das Wesentliche aus jener Materialienfülle zur Darstellung eines getreuen Zeitbildes zusammenzudrängen. Und wir geben schon hier dem Verfasser das Zeugniß, daß er das geschmackvoll verstanden hat. Sein Buch ist keine sogenannte „Rettung“, kein advokatisches Plaidoyer, und wenn es nicht ohne warmen Herzensantheil für seine Heldin geschrieben ist, so wäre das wohl eher ein Lob, denn ein Tadel. Es darf uns jedoch nicht von der Pflicht entbinden, recht wesentliche Vorbehalte geltend zu machen, die der Leser, so Gott will, als historisch berechtigt, nicht etwa als von antisemitischer Voreingenommenheit diktirt empfinden soll. Es wird sich herausstellen, daß und warum wir der Berdrow'schen Arbeit den Charakter reiner Absichtslosigkeit nicht zusprechen können.

Die apologetische Tendenz verräth sich gleich in den einführenden ersten Blättern, es gilt unserer Generation, der dieses „Heldenleben“ verloren gegangen sei, die „Seelenschönheit“, „Gemüthstiefe und Herzensgüte“, „dieses gottbegnadeten Weibes“ aufzuzeigen. „Wer Rahel kennt, der wird sie lieben.“ *)

Es wundert uns natürlich durchaus nicht, daß durch das ganze Buch hindurch, wie ja von Rahel selber und ihrem Gemahl und liebsten Freunde

*) Das wird als ein Ausspruch G. C. Marbach's zitirt und angeeignet. Und die relative Giltigkeit des Wortes, aber auch nur sie, wollen wir nicht durchaus antasten.


Digitized by Google

Varnhagen geschah, immer mit den „vornehmen“ und „berühmten“ Leuten ihres Verkehrs Staat gemacht wird. Uns ist das widerwärtig, aber es gehört zum Kostüm, wie Brillanten und Perlen und Spitzen.

Bei Markus Lewin, wo die junge geistreiche Rahel für die unzugängliche und auch wohl unzulängliche kränkliche Mutter die honneurs machte, gaben sich die feinsten Leute Stelldichein. Hoch zu Roß sprengte der Prinz Louis Ferdinand, gewöhnlich familiärer Prinz Louis genannt, der Neffe Friedrich's des Großen, an.

Hier war Ludwig Tieck zu finden, der als das „hervorragendste Talent unter den Romantikern“ bezeichnet wird und sich gewiß selber dafür ansah, wie er denn alles Ernstes der geistige Erbe Goethe's zu sein beanspruchte. „Die Hofgesellschaft und die Vornehmen hatten wenig „geistige Interessen“ und bei Hofe war's eigentlich langweilig. Es wird angedeutet, daß auch nicht die geistigen Interessen, die „seltsamerweise“ „fast nur jüdische Häuser“ pflegten, weil Moses Mendelssohn sie dazu, wie zum Patriotismus erzogen hatte, jene vornehmen Herren in das Judenhaus zogen, ach nein, sie brauchten auch Gelder für ihre noblen Passionen, und der Vater war Banquier. Rahel, früh in Kampf mit dem väterlichen Willen, und „in dem Walde von Menschen“ ohne sorgsam leitende Hand und Liebe aufwachsend, war, heißt es, „zur strengen Selbstdenkerin geboren“, einsam und achtsam auf sich selbst. Ihr späteres (1822, sie war im Mai 1771 geboren, also über 50jährig) bestechendes Paradoxon vom Werthe des Herzens müsse schon für diese Jugend gelten: „das Herz ist ganz im Dunklen, ganz allein, möchte man sagen, und weiß ganz allein Alles besser.“ Das Wunderbare dieser freilich richtigen Thatsache wird dem verständlicher, glauben wir, der einsieht, daß, was hier Herz heißt, genauer Gewissen heißen sollte, und daß dieses eben Erbe, sogar Alterbe von Eltern und Ahnen ist, auch ein Atavismus, wie die Darwinisten sagen müßten.

„Im Zeichen Goethe's“ wird die Periode vom Tode des Vaters (1789) bis 1796 getauft.

Es gilt in der Literaturgeschichte als eine ausgemachte Sache, daß die Erkenntniß Goethe's und demgemäß seine Popularität eigentlich das Werk geistreicher Berliner Jüdinnen sei. Ohne Zweifel haben sie Antheil daran, z. B. auch die beiden Töchter des Seidenfabrikanten Meier, aber die Romantiker waren eben Mode und ihre Anlehnung an Goethe ist offenbar wirksamer gewesen als jenes Mitthun. Auch Bettina fand Goethe's Ruhm fest gegründet vor. Dem Judenthum im Ganzen, das zeigte sich bald in dem „jungen Deutschland“, war Goethe kein Apostel, sondern ein Baal, den man umwerfen mußte, ein Reaktionär, Fürstenknecht und Aristokrat, was immer so lange ein Schimpfwort ist, bis so einer an die Thüre klopft. Aber das müssen wir der klugen Rahel lassen, treu geliebt bis zum Grabe hat sie ihren Goethe, und gewiß nicht bloß

Digitized by Google

des Perlen- und Diamantenwerthes seiner Dichtungen wegen, wie Hehn in seiner spitzen Weise sagt.

So bereitwillig wir die außerordentliche intellektuelle Begabung Rahel's, das aus wahrhaft edlem und muthigem Herzen geborene Impulsive ihres Urtheils achten und bewundern, wie sehr wir überzeugt sind, daß auch heute in Berlin und überall, wo sie unter uns wohnen, in den gut erzogenen deutsch-jüdischen Frauen nicht wenige sind, die ihr ohne jede Befangenheit das Wasser reichen könnten, so wenig sind wir doch leider im Stande, an die wirkliche Bescheidenheit der Heldin unseres Buches zu glauben. Sie besaß das jüdische Charisma in hohem Maße, an sich zu glauben. „Hätten Sie", schreibt sie z. B. an Freund Brinckmann, „den Muth im Innern, so würden Sie ebenso fest und ebenso gescheidt sein, wie ich."

Das wiederholt sich vielfach. Rahel ist eben ganz wunderbar verliebt in ihre Gescheidtheit und in ihr großes Herz. Wie kanzelt sie Wilhelm von Humboldt ab, dessen Blick, falls wir Berdrow glaubten, „an der Oberfläche ihres Wesens haften blieb." „Ewig wird es in Ihrer Menschenkunde und -Jagd und in ihrem Leben ein Brachfeld bleiben, daß Sie mein Wesen übergehen konnten."

Aehnlich redet sie nur zu oft von sich. Schwer enthält man sich des Lachens, wenn sie ihm sagt: „Welch' Studium hätten wir miteinander vollbringen, welche Welten von Leben entdecken können!" Schade! Heute wäre sie Fräulein oder Frau Dr. und triebe vielleicht großartige bakteriologische oder vielleicht baktrische Studien. In solchen Aeußerungen keine Ueberhebung zu finden, das zeigt das kindlich-unschuldige Gemüth unseres Biographen. Es ist doch wohl Größenwahn, wenn Jemand von sich sagen kann: „Ich bin so einzig als die größte Erscheinung dieser Erde" (s. S. 40). Freilich in gewissem Sinne kann es jeder Wurm sagen, aber er thut's doch nicht. Damit ist die Entschuldigung Berdrow's erledigt. Man treibt bei dem geistreichen Weibe gleich Alles auf die Spitze, wie ein verliebter Primaner. Spricht sie z. B. von Jacobi's Woldemar, so zeigt sie, wie tief sie über die Natur des epischen Kunstwerks nachgedacht hatte." An den Hamburger Arzt David Veit, zu dem sie ein „reizendes" Verhältniß hatte, schreibt sie 1793: „Es ist ein großes Unglück für Sie, daß Goethe Sie nicht kennt. Wie würde er Sie lieben." Als Rahel nun in Karlsbad Goethe's wirklich ansichtig wird, ruft sie aus: „War das nicht eigentlich das größte Recht, daß ich Goethe sah?" Wem kam es eher zu, als mir, der ihm Ebenbürtigen? meint sie doch. Für das angeblich Goethische Wort: „kurz, sie ist, was ich eine schöne Seele nennen möchte", wäre bessere Bezeugung erwünscht, aber auch so will „schöne Seele" in seinem Munde einen feinen ironischen Beigeschmack nicht verhehlen.

Das Vorbild des Salons hatte Rahel in Paris kennen gelernt.

Digitized by Google

wohin sie 1800 in Begleitung der Gräfin Schlabrendorf gegangen war. Einen im Ganzen heilsamen, anregenden Einfluß auf das literarische wissenschaftliche und Kunstleben Berlins wollen wir diesen Zusammenkünften keineswegs absprechen, wenn wir auch den „ethischen Einfluß" Rahel's nicht allzu hoch veranschlagen. Gewiß, man bevorzugte wieder frische Natürlichkeit, Wahrhaftigkeit, gesunde Leidenschaft, verfolgte mit warmem Herzensantheil die rüstige geistige und sittliche Wiedergeburt des preußischen Staates. Auch des Verdienstes, der Poesie Goethe's in Berlin zu Anerkennung und Sieg verholfen zu haben, war schon gedacht. Berdrow theilt mit Recht nicht Varnhagen's Behauptung, daß Rahel eben die erste gewesen sei, die seinen Ruhm literarisch festgestellt hätte. Auch die ersten Anregungen zu der so nachhaltig sich auswachsenden Frauenbewegung, angeblich im Sinne Rahel's als geistige Emanzipation gemeint, wird man gern hier wahrnehmen. Dabei ging es ja freilich ohne wunderliche Orakel und Paradoxa über die Ehe nicht ab, Dinge, die wir von Varnhagen sorgsam gesammelt sehen, für den sie im Grunde recht wenig schmeichelhaft sein konnten. Auch schon Graf S. [Schlabrendorf] attestirte ihr „kolossale Sprüche". Bei dem Vergleich Rahel's mit Bettina fällt, scheint uns, allzuviel Licht auf die Seite Rahel's, zu viel Schatten auf die Seite Bettina's, deren Improvisationen und hinreißendes Pathos doch auch Rahel in einen wahren Rausch versetzten.

Das Mißverhältniß zu der Mutter*) und den knauserigen Brüdern — nur mit Ludwig Robert, dem Auch-Dichter, hielt sie enge brüderliche Freundschaft — hatte stetig zugenommen, und da man sie offenbar aus dem Hause los sein wollte, so bezog sie eine eigene Wohnung. Es galt nun sich einzuschränken, da die Brüder ihr 1811 als ihr zustehende Rente nur noch 800 Thlr. statt der bisherigen 1200 zahlen wollten. Dabei war ihr wohl das Bitterste, auf das Theater verzichten zu müssen. Dazu gesellten sich körperliche Beschwerden — sie war doch unversehens 40 Jahre alt geworden. Zwar ist sie schon mit Varnhagen, der aber damals noch gar keine sichere Position hatte und unschlüssig hin und wider schwankte, so gut wie verlobt, unbeschadet einer Freundschaft mit Alexander von der Marwitz, die sich wie eine Art Liebschaft ansieht, aber es sollte noch ein langes Zerren geben, bis die 43 jährige den 15 Jahre jüngeren Freund an den Altar führen konnte. Denn in der That, sie kürte ihn, den „als Charakter noch ganz unfertigen Jüngling" (S. 151). Von 1808 bis 1814 lebten sie getrennt, erst am 27. September 1814 war die Trauung. Bis kurz vorher war Varnhagen nur zu dem Bewußtsein vorgedrungen „ein verdorbener großer Dichter zu sein."

Den Ruhm des Paares hat Ludmilla nicht vermehrt durch Herausgabe des sechs Bände füllenden Briefwechsels der wunderlich Liebenden

*) Sie starb, verkommen in Geiz und Vereinsamung, im Oktober 1809.

(Leipzig 1874. 1875). Unerquickliches genug hat Berdrow daraus entnommen, doch soll es uns hier nicht aufhalten.

Eine glückliche Schicksalswendung ward es für Varnhagen, daß er sich entschloß, wie damals (1809) viele Jünglinge Deutschlands, nach Oesterreich zu gehen, um sich an dem Kampfe wider Napoleon zu betheiligen. Er ward als Fähnrich im Regiment Vogelsang eingestellt und — man kann sagen zu seinem Glück — bei Wagram verwundet. Er konnte sich als Arzt und auch sonst in Geschäften seinem Vorgesetzten, Grafen Bentheim-Steinburg nützlich und unentbehrlich machen, sah so auch Paris und erdiente sich den Oberleutnant. Nach einem traurigen Winter in Berlin (1812 auf 1813) gelang es ihm, sich, nun als russischer Hauptmann an das Tettenborn'sche Korps anzuschließen. Er ging zuerst nach Breslau, dann nach Hamburg. Tettenborn wußte Varnhagen zu schätzen.

Rahel aber wandte sich über Breslau, wo der filzige, reiche Oheim ihr ihr Silberzeug für 100 Thlr. abkaufte, mit dem Bruder Ludwig Robert nach Prag, wo sie bei der Schauspielerin Auguste Brede wohnte, und den in Sachsen verwundeten, als Flüchtling nach Prag gekommenen von der Marwitz gesund pflegt.

Varnhagen hatte sich auch als Publizist die ersten Sporen verdient, indem er eine Schilderung der „Hamburger Ereignisse“ in London drucken ließ. Im Gefolge der siegreich vorrückenden Heere kam er bis Paris und weiter.

Der Sommer 1814 vereinigte die Verlobten wieder in Teplitz. Varnhagen hatte inzwischen von Hardenberg Zusicherungen einer Verwendung im Preußischen Staatsdienste erlangt, er schien geborgen. Und nun also endlich Hochzeit.

Bezeichnend für den jüdischen Hochmuth, um uns gelinde auszudrücken, ist die Erzählung von der nunmehrigen Christin Friederike von Ense, der alte Prediger Stegemann, der sie zu taufen hatte, habe sie empfangen „als ob sich Spinoza wollte taufen lassen, so zerknirscht von Ehre.“

Fast gleichzeitig mit der Hochzeit geschah auch die Ernennung Varnhagen's, die ihn als Gehilfen Hardenberg's Anfangs Oktober nach Wien führte. Rahel folgte ihm bald nach. Die prächtige Schilderung des Treibens auf dem Kongreß, dem „Fürstenbachanal“, entlehnt Berdrow Treitschke's großem Werke (Bd. 1), doch unterläßt er es nicht, ihm überall am Zeuge zu flicken, wo der nicht ehrerbietig genug von Varnhagen als Diplomaten, von Rahel und ihrer Sippe spricht.

Im November 1815 wurde Varnhagen mit der Zusicherung entlassen, er solle in Karlsruhe Geschäfte tragen mit 3000 Thlr. Gehalt. Kein großer Posten, aber doch eine anständige Versorgung, und bei diplomatischer Bewährung eine Staffel zu wichtigeren Geschäften. Mit

Digitized by Google

dieser Bewährung haperte es nun freilich sehr bei dem haltlosen, eitlen und unglaublich indiskreten Manne. Für Rahel war Karlsruhe — erst im Frühjahr 1816 ward die Berufung ertheilt — kein zusagender Platz, erst allmählich gewöhnte sie sich ein. Ihre Sehnsucht blieb Berlin. Ihre Ehe leistete das, was beide Theile unter den ungewöhnlichen Verhältnissen von einander erwarteten und war gewiß ein reines, ungetrübtes Bündniß. Berührt es uns auch nicht gerade angenehm, die Frau äußern zu hören: „Ich bin völlig frei bei ihm, sonst hätte ich ihn nie heirathen können", so haben wir doch weder Neigung noch Befugniß, uns in diese persönlichsten Dinge einzudrängen. Ce n'est que mon mari, wie jene Pariser Handschuhmacherfrau zu Yorick sagte, das ist auch ein Standpunkt. Gewiß ist Berdrow's Bemerkung richtig: „sie kannte nicht die Liebe des echten Weibes". Vielleicht durfte er hinzusetzen, sie hätte sie aber doch gern gelernt, wenn Varnhagen der Kerl dazu gewesen wäre. Aber wie gesagt, was gehts uns an?

Ende 1818 kommt unter Anderen auch Uhland aus Stuttgart nach Karlsruhe. „Er sprach in drei Tagen kaum hundert Worte." Das sieht ihm ähnlich. Schließlich giebt es doch wieder vornehme Bekanntschaften, mit denen Staat zu machen nicht unterlassen wird. Rahel führt mit Stolz alle die Kavaliere auf, mit denen die Nichte Hanna getanzt hat, und Varnhagen's Berichte über die Beziehungen seiner Gattin zu dem Grafen Custine, der sie über die Staël stellte, weil sie nicht, wie diese, durch Beredsamkeit habe glänzen wollen, treiben die Verherrlichung Rahel's bis ins Aschgraue, wie man in Berlin sagt. Zum Beispiel: „Ihr Geist genügte allem, weil er mehr als Geist war: er war das Genie im Dienste der Freundschaft und der Geselligkeit". In der That, der Schritt zur Heiligsprechung dieser „Märtyrerseele" mit dem „ahnungsreichen Schauen jener intuitiven Erkenntniß, die Gott den wahrhaftigen Seelen gewährt", scheint nicht mehr groß.

Am 22. Juli 1819 ward Varnhagen plötzlich und ohne Angabe von Gründen, abberufen. Man gab ihm Schuld und wohl nicht ohne Grund, wider seine Instruktion liberale Parteipolitik auf eigene Faust getrieben und sich zu bedenklichsten Indiskretionen haben verleiten zu lassen.*)

Wir beklagen alle und verabscheuen aus tiefer Seele die unglückseligen politischen Polizeimaßregeln, zu denen die Ermordung Kotzebue's (23. März 1819) und zum Theil schon der „Wartburgstank", wie Goethe das etwas ungebärdige studentische Fest ärgerlich nannte, das Signal gab. Liest man aber Varnhagen's und Rahel's politische Axiome, so muß

*) Berdrow zieht bei dieser Gelegenheit wieder über Treitschke her, der nicht einmal den Versuch mache, V. gerecht zu werden. S. 253. Dabei ist aber komisch, daß Berdrow nun im Grunde viel Vernichtenderes über den eitlen „Ausnahme-Diplomaten" vorträgt, als Treitschke gethan hatte.



man zu der Einsicht kommen, daß es ganz schief ist, erst von einem achtundvierziger Radikalismus zu sprechen, da er bereits 1825 vollständig ausgeprägt vorlag und im Großen und Ganzen bis heute genau derselbe geblieben ist, denn „Errungenschaften" sind ihm ewig nur Abschlagszahlungen.

Daß Varnhagen nun den „liberalen Märtyrer" gespielt habe, wie Treitschke sagt, will Berdrow wieder nicht mit den Thatsachen übereinstimmend finden. Nun, sagen wir, er wurde und wird dafür gehalten und hat sich diese Auffassung gefallen lassen. So klug war er ja, seine Tagebücher nicht bei Lebzeiten bekannt zu geben, die, wie wir jetzt erfahren, die Nichte Ludmilla viel zu voreilig und wider Varnhagen's testamentarische Willenserklärung publizirt habe.

Uebrigens finden wir gar keinen sittlichen Makel darin, daß ein an seinen allzu offen bekundeten politischen Ueberzeugungen in seiner Laufbahn schiffbrüchig gewordener Mann sich als ein Opfer derselben betrachtet. Das durften stärkere Männer thun, als der Legationsrath Varnhagen.

Man hatte damals Varnhagen die Möglichkeit gelassen, als Minister-Resident nach Amerika zu gehen. Das sah er als Verbannung an, auch durfte er Rahel die Seereise nicht zumuthen, wollte aber auch nicht von ihr getrennt leben. Eine an sich ganz zweckmäßige pädagogische Maßregel hätte es sonst für ihn vielleicht werden können.

Also wieder Berlin. Und wieder erhalten wir, immer auf Grund Varnhagen'scher Berichte und Briefsammlungen, eine glanzvolle Schilderung ihres „Salons", des zweiten, der von ihr als „die Dachstube, im Größeren fortgesponnen", bezeichnet wird (1819—1833). Der Leser des Berdrow'schen Buches, der etwa zum ersten Male auf die geistreichen Dikterien oder ihre „kolossalen Sprüche" stößt, sei gemahnt, zu bedenken, daß immer einer Frau gar Vieles zu sagen freisteht, was Männer sich zu versagen hätten. Ihr sprunghaftes Denken, ihre impulsive Natur, ihre höchst empfindlichen Nerven sogar geben den Quellgrund für dieses Uebersprudeln von Geistreichigkeit, die sich wenig durch Rücksichten eingeengt fühlt. Tout est permis à une femme. Man nahm ihr nichts übel, man bestaunte und verehrte, fürchtete sie auch wohl, und selbst Männer wie Schleiermacher empfanden die Bezauberung, die von dem „brünetten Hamlet", der sich immer ganz habenden, konzentrirten Seele, ausging. Einen erklecklichen Antheil an ihrem Witz haben wir aber auch auf ihre Lektüre, voraus französischer Bücher, deren sie unglaubliche Massen verschlang, zu setzen. Das soll kein Vorwurf sein, denn wer wüßte sich selber genaue Rechenschaft zu geben, wo er seine Gedanken eigentlich her hat? Daß der zweite Salon Rahel's mehr und mehr auch politisch zwar nicht einflußreich, aber anregend gewirkt habe, ist wohl auch auf Varnhagens Regie, um so zu sagen, zurückzuführen.

Man möchte gern wissen, wann und von wem zuerst das immerhin


Digitized by Google

schiefe Wort „Klassiker“ auf die Goethischen und Schiller'schen Dichtungen, und vorzugsweise auf ihr Theater-Repertoire, ist angewandt worden. Ist es ein Verdienst, so gebührt es wohl den Romantikern Novalis und den beiden Schlegel, die nicht ahnen konnten, wie übel sie selber bei der Gegenüberstellung von „klassisch und romantisch“ abschneiden sollten. Das ist der Fluch der nichtsnutzigen Vokabeln, bei denen die Leute glauben, sich was denken zu können. Wir leben heute noch in dem Wahne, das Theater, die weltbedeutenden Bretter, solle der Mittelpunkt einer „veredelten Geselligkeit“ sein. Das sind tempi passati und alle Reklame der heutigen Theater-Industrie wird uns zu diesem Glauben nicht wieder verführen.

Auch selbst damals stand es schief um das beliebte Dogma, war doch zur Ablösung des allmächtigen Kotzebue und des spießbürgerlichen Iffland ein Geist wie Raupach der Beherrscher des Repertoires in Berlin geworden, der von 1820—1840 siebzig Stücke auf die Szene bringen durfte. Und ein Verdienst des Rahel'schen Kreises ist es in der That, den Werth dieser Centralsonne der „veredelten Geselligkeit“ sogleich erkannt zu haben. Die „bescheidene“ Rahel nennt sich zu Gentz „einen der ersten Kritiker Deutschlands“. Wenn sie vom Schauspieler aber doch nur „Naturgefühl und Sinn für Wahrheit“ forderte, so war sie, scheint's, nicht über das Lessing'sche Wort hinausgekommen, das über dem Eingang des Blumenthal-Theaters prangt. Wie sie dabei mit Goethe sich abgefunden hat, wissen wir nicht zu reimen, aber es geht viel in eines Menschen Hirn und Herz. „Das Leben ist so voller Widerspruch, sagt der Dichter, wie sollte sich's nicht widersprechen?“

Wir deuteten schon im Eingange an, daß wir ein wirkliches Bedürfniß zu der Publikation des neuen Lebensbildes nicht zu erkennen vermögen. Gleichwohl, wir wären dankbar gewesen, wenn ein Kundiger das wirklich Bedeutende und historisch Interessante des endlosen Materials, womöglich etwas kritisch beleuchtet, ins Kurze redigirt hätte. Aber des Guten geschah nun leider zu viel. Wer sich jedoch dem Vorwurf der Oberflächlichkeit oder gar Böswilligkeit nicht gern aussetzt, dem sieht es der Leser hoffentlich nach, wenn er schließlich seufzt: Schade, schade um die schöne Zeit, in der etwas Nützlicheres hätte gethan werden können.

Weimar, Mitte Januar 1900.

Franz Sandvoß (Xanthippus).

Fähnrich Stahl's Erzählungen von Johann Ludwig Runeberg (deutsch von Wolradt Eigenbrodt). Halle, Max Niemayer 1900. XXXV. u. 218 S. 8⁰.

„Finlands National-Dichtung“ lautet der Umschlagtitel dieses für die Kenntniß der jüngeren finnischen Literatur wichtigsten Werkes, das der



Uebersetzer jetzt in zweiter, verbesserter Gestalt vorlegt. Es ist zu wissen, daß Finlands neuere Literatur nicht in der Volkssprache, wie das große National-Epos Kalewala, vorgetragen ist, das seiner Zeit Jakob Grimm mit jubelndem Antheil begrüßte (1846, freilich er auch auf Grund der schwedischen Uebersetzung des Matthias Alexander Castrén), sondern schwedisch, das als Bildungs- und Schulsprache nunmehr wohl vor dem Russischen allmählich wird zu weichen haben. Bisher noch betrachtet der gebildete Finne das Schwedische als Zeitungs-, Buch- und Unterrichtssprache und war, selbst nach dem unglücklichen Kriege von 1808 und 1809, der der Krone Schweden das Großherzogthum entriß, dankbar und stolz auf eine hohe geistige Blüthe, die sich nun erst entfaltete. Wer will sagen, wie die Zukunft des Landes sich gestalten werde nach der traurigen Wendung seit 1899? Hoffen wir, daß die russische Verwaltung zu den milden Grundsätzen zurückkehre, die sie, nicht zu ihrem Schaden, bis dahin in treuer Erfüllung gewährleisteter Selbstständigkeit und religiöser Duldung dem tüchtigen Volke angemessen erachtet hatte. Als zuerst 1848, dann wieder 1860, des Dichters Runeberg letztes und wichtigstes Werk, eben die hier vorliegenden Schilderungen aus dem großen Kriege ausgehen sollten, die mehr als alles andere das nationale Bewußtsein der Finnen wach zu erhalten geeignet sind, hatte die russische Censur nichts daran zu beanstanden. Das ehrt den Dichter wie den Censor, von dem es heißt, daß er selber mit tiefer Ergriffenheit die noble Denkart des Gegners bewundert habe.

Wenn man Runeberg zur schwedischen Literatur rechnen wollte, so wäre das insofern auch richtig, als er in der That in Schweden nicht weniger volksthümlich ist, als in Finland. Der Uebersetzer meint, und trägt ja selber zur Erfüllung dieser Hoffnung ein gutes Theil bei, bald werde Runeberg als einer der Großen der Weltliteratur allgemein anerkannt sein.

Runeberg's Lebensgang ist der eines stillen Universitäts- und Gymnasiallehrers, und somit ohne große äußere Erregungen. Geboren am 5. Februar 1804 zu Jacobstad am Bottnischen Meerbusen als Sohn gebildeter, aber unbemittelter Eltern, mußte er sich durch Privatunterricht die Möglichkeit, zu studiren, erwerben, und vor der ersten Anstellung als Dozent der lateinischen Sprache an der Universität Helsingfors noch zwei Jahre als Hauslehrer leben. Das ward für den Dichter sehr entscheidend, denn nun lernte er das finnische Landvolk gründlich kennen. In Helsingfors verheirathete er sich, lebte in regem Verkehr mit bedeutenden Männern und gründete das Helsingforser Morgenblatt. 1837 siedelte er als Professor an das Gymnasium zu Borgå am finnischen Meerbusen über. 1857 schied er aus dem Amte, und fortan nur seinem poetischen Schaffen lebend, starb er hier am 4. Mai 1877. Sein Sohn Walther ward der Schöpfer seines Kolossalstandbildes zu Helsing-

Digitized by Google

fors. Das Vorbild seines Fähnrichs Stahl hatte Runeberg in seiner Hauslehrerzeit in dem alten Unteroffizier Pelander kennen gelernt.

Wir erwähnten die edle Denkart des finnischen Dichters in Betreff des Landesfeindes. Das ließe sich am treffendsten an dem Gedichte Kulneff (S. 72—77) aufweisen. Der kühne russische Reitergeneral, der sich besonders in der Schlacht bei Jutas hervorthat, fiel 1812 im Kampfe gegen Napoleon. Runeberg singt:

> Auf uns wohl schwang er Spieß und Schwert,
> Das oft uns tiefe Wunden hieb,
> Doch ist auch uns sein Kriegsruhm werth,
> Er war ein Bruder lieb.
> Denn was da mehr als jedes Band,
> Das Fahne knüpft und Vaterland,
> Verbrüdert uns im Pulverdampf,
> Ist: gleiche Kraft im Kampf.
>
> Hurrah für Kulneff! Hoch sein Muth!
> Nicht viele sind so fest und echt.
> Gewiß, er goß ja unser Blut —
> Das war sein Kriegerrecht.
> Und war er unser Feind, wohlan,
> Wir packten auch ihn feindlich an.
> Daß er wie wir schlug freudig drein —
> Was kann das Böses sein?

Zu den schönsten dieser Dichtungen gehört wohl S. 12—23, „Der Wolke Bruder“. Es ist das herrliche Loblied des armen, namenlosen Helden, der sich als Bruder der landfahrenden Wolke fühlt, sich erst als Knecht, dann als Landesvertheidiger bewährt. Die Tochter seines Herrn aber, die ihn sterbend findet, rühmt ihm nach:

> „Mehr als leben, fand ich, war doch lieben,
> Mehr als lieben ist — wie dieser sterben.“

Es ist ein durchgehender und charakteristischer Zug in den Gedichten Runeberg's, daß heldenhafte Mannesart immer von natürlich empfindenden schlichten Mädchen erkannt und gewürdigt wird, denselben, die sich der Feigheit eines Angehörigen schämen. Runeberg und, man darf wohl sagen, die Gesinnung seiner Landesgenossen begegnen sich da mit unserem Theodor Körner.

Auch der — echt finnische — heldenhafte Tölpel, der sonst als dumm verlachte, fehlt nicht. Der Name des elenden Verräthers seines Vaterlandes soll nicht genannt werden. Es ist dasselbe, wie Uhland's „Sängers Fluch“, wenn es heißt:

> „Er, der sein Land verrieth, er hat
> Nicht Sohn und Vater, Stamm und Statt.“


Digitized by Google

Die deutsche Form lehnt sich wohl etwas zu eng an die schwedische Vorlage und erscheint dadurch manchmal ungelenk oder gesucht. Darf man z. B. sagen:

„Aber so wie Fieandt streiten,
Hat ja auch wohl seine Seiten?“

Gemeint ist, es hat seine vortheilhaften oder guten Seiten: ich glaube nicht, daß man das weglassen dürfe. Auch „den Soldat“, „da der Abend lange“ (nämlich da er lang ist) kann ich nicht gelten lassen. Fluthen im Sinne von flattern („laßt hoch die Siegesfahnen fluthen!“) ist unmöglich. Doch im Ganzen liest sich's glatt und angenehm. Xs.

Jungbrunnen. Ein Schatzbüchlein deutscher Kunst und Dichtung. Verlag von Fischer und Franke, Berlin W.

Von diesem angeblich „groß angelegten Text- und Bilderwerke“ oder auch „Schatzbehalter deutscher Kunst und Dichtung“ liegen uns drei Hefte vor, die einzeln 1,25 Mk., im Abonnement 1 Mk. kosten, und zwar: die zwei von Franz Stassen mit stilvollen Bildern gezierten Märchen „Der Bärenhäuter“ — eigentlich doch kein rechtes Märchen, sondern eine symbolische Erfindung des 17. Jahrhunderts, wie sie in Anlehnung an den sehr toleranten pietistischen Separatismus der Zeit der Verfasser des Simplicissimus liebte — und „Die sieben Schwaben“, auch kein echtes Märchen, sondern moderne individuelle Erfindung Aurbachers, die ja freilich auf großartiger Kenntniß der Volksneckereien beruht. Lustig zu lesen und ergötzlich zu beschauen ist's aber. Zweitens: „Des weyland Nürnberger Hans Sachsens lustige Schwänke mit (hervorragend talentvollen) Bildern verzieret von Georg Barlösius.“ Es sind „Sanct Peter mit den Landsknechten“, „der Jungbrunn“, als Traumvision erzählt, der alte Schwank vom Schneekinde, hier „Der Eiszapfen“ genannt, jedesfalls nichts für die Jugend; ferner: „Der Abt im Wildbad“, „Warum die Bauern nicht gern Landsknechte herbergen“, vom „Bruder Zweifel“, „Der Schwabe mit dem Rechen“, der reizende Schwank von den „Fünfinger Bauern“, „Von dem frommen Adel“, „Das Unholdenbannen“' Der Müller mit dem Studenten“.

Bedenklicher stimmt uns jedoch das dritte Heft, zwar nicht die zum Theil ganz entzückenden Zeichnungen Franz Stassen's, aber die Textauswahl der angeblich altdeutschen Lieder, die hier unter dem Titel „Liebe, Lied und Lenz“ zu Hauf gebracht wurden. Will man die Jugend zu echter Liebe und Verehrung altdeutscher Biederkeit, Zucht und Sitte, aber auch herziger Fröhlichkeit erziehen, so müßte ein in unserer alten Literatur redlich bewanderter Mann, der jedoch auch pädagogischen Takt genug besäße, vor Allem um seinen Rath angegangen werden. Er würde

Digitized by Google

des Köstlichsten reichlich finden. Soll es freilich darauf ankommen, unsere Kunst in die unhistorische Bahn einer Renaissance unserer Renaissance zu drängen, so mag ja allerdings eine planlose Auslese aus „Des Knaben Wunderhorn" genügend erscheinen. Den Kenner täuscht man mit diesen echten Edelsteinen altdeutscher Volkspoesie natürlich nicht. Es ist Schade, daß man dem trefflichen Zeichner nicht reinere Quellen öffnete, wie etwa Uhland's herrliche Sammlung hoch- und niederdeutscher Volkslieder, auch etwa Gödeke und Tittmann's Liederbuch aus dem 16. Jahrhundert oder noch bequemer des trefflichen Franz M. Böhme „Altdeutsches Liederbuch" (Leipzig 1877). Die 24 hier gebotenen Texte sind sammt und sonders, und zwar ganz kritiklos und daher zum Theil auch sinnlos, aus dem Wunderhorn geschöpft, das mit den Texten oft recht verwegen umsprang und gar manches alte Lied funkelnagelneu erst geschmiedet hat. Die Reklame nimmt, wie ihre Art ist, den Mund gar zu voll. Die edelsten Jünger der heutigen deutschen Kunst, wird uns z. B. gesagt, hätten, hiermit also doch, begeistert den Plan zu einem Werke aufgenommen, das bestimmt ist, noch in Jahrhunderten ein Denkmal deutscher Kunst zu sein! Es mag ja wohl wahr sein, daß der „krasseste Realismus" bereits hinter uns liegt, wir fürchten jedoch, daß der Neu-Romantizismus sich die Aufgabe gar zu leicht denkt. Sollte wirklich neue Kunst sich nicht auch lieber enger an die in ihrer Zeit schaffenden Dichter anlehnen? Die bloße Nachahmung Dürer'scher Holzschnittmanier thut's doch noch nicht. Pädagogische Einwände sind von anderer Seite wider manche Liedertexte geltend gemacht worden, mag sein, zum Theil allzu engherzig. Xs.

Die Figur des Kindes in der mittelhochdeutschen Dichtung von Agnes Geering. Zürich E. Speidel 1899. 120 S. gr. 8⁰, 2,40 Mark.

Wir würden diese kleine Schrift, wie viele andere Arbeiten ähnlicher Art, die ungefähr den Forderungen einer Doktordissertation gerecht werden, lediglich den Fachzeitschriften überlassen, hätten wir es nicht mit einer merkwürdigen Frauenarbeit zu thun. Des besonderen Beweises zwar sollte es für unsere Zeit nicht mehr bedürfen, daß die Frau sehr wohl befugt ist, sich auch an rein wissenschaftlichen Aufgaben zu betheiligen, aber immer noch verdienen solche Fälle besonders hervorgehoben zu werden, die auch dem Gegner der modernen Frauenbewegung diese Wahrheit ad hominem demonstriren. Wir erblicken in dieser Konkurrenz so wenig eine Gefahr, daß wir sie vielmehr als recht geeignet zur Entfachung schönen wissenschaftlichen Wetteifers erachten. Die praktisch-nüchterne, doch gar nicht philiströse Behandlung der gestellten Frage, die ja freilich etwas schulgemäß-willkürlich herausgehoben ist, der große Fleiß und die Ehrlichkeit, die nicht auf den

Digitized by Google

Schein der Gelehrsamkeit ausgeht, sind aller Achtung werth und geben die Gewähr, daß die junge Forscherin auch wohl schwierigere kritische Probleme, wenn sie ihren nützlichen literargeschichtlichen Zwecken zu dienen hätten, bewältigen würde. Wir bewundern den Umfang der Lektüre der Verfasserin, der es ihr nun leicht macht, ein getreues und anziehendes Bild sehr merkwürdiger Projizirung allgemein mittelalterlicher Ideale (der Ritterschaft, der Frauen- und Gottesminne) auf die Kindesseele zu zeichnen. Xs.

Die Insel. Monatsschrift mit Buchschmuck und Illustrationen, herausgegeben von O. J. Bierbaum, A. W. Heymel und R. A. Schröder.

Ob das Blatt sich im Publikum durchsetzen wird, bleibt fraglich: an sich entwickelt es sich gut. Die moderne Romantik hat eine Stätte gefunden, wie sie werthvoller und schöner kaum sein kann. Ich persönlich sehe in dieser Romantik nicht mein Kunstideal. Ich wünsche und erhoffe eine Art Neuidealimus, d. h. eine Weltauffassung und Kunstdarstellung, in der Geist und Vernunft als übergeordnete Prinzipien bestimmend und herrschend sind, entgegen dem materialistischen, die Seele in Sklavendruck haltenden Naturalismus und auch entgegen der Romantik, deren Weltauffassung aus dem Instinkt und aus den Sinnen herausgeborener Mysticismus ist. Dennoch aber ist die Nothwendigkeit einer romantischen Uebergangsperiode vom Naturalismus zu einem neuen Idealismus nicht zu leugnen und darum objektiv anzuerkennen. Die drei Hefte des zweiten Quartals der „Insel“ sind einheitlicher zusammengesetzt und in den einzelnen Beiträgen auch vorzüglicher, als die vorangehenden. Zumal das letzte, das mir zugegangen ist, das Märzheft, bietet ganz Ausgezeichnetes. Eröffnet wird es von einem neuen Drama Maeterlincks: „Schwester Beatrix“, aus der noch unveröffentlichen Handschrift übertragen von F. von Oppeln-Bronikowski. Mit sieben Zeichnungen von G. Minne. Maeterlincks Dichtung bezeichnet man wohl am besten als dramatisirte Legende. Für das beste seiner Erzeugnisse halte ich sie nicht. Aber der Stimmungszauber und die Schönheit einzelner szenischer Bilder sind von berückendem Reiz. Ich erinnere z. B. an den Augenblick, in dem Beatrix mit Bellidor sich zur Flucht anschickt. Das Drama soll, wenn ich nicht irre, in nächster Saison auf der neugegründeten Sezessionsbühne zur Aufführung gelangen. Dann wird näher davon zu reden sein. Jetzt möchte ich nur auf eine kleine Merkwürdigkeit hinweisen. Schwester Beatrix, die dem verführerischen Geliebten aus dem Klosterfrieden in die Welt folgte, dann von dem Verführer verlassen wurde, mannigfache Schicksale erlitt und nach fünfundzwanzig Jahren gebrochen und zum Tode bereit wieder das Kloster aufsucht, erzählt den Schwestern also von ihrer Irrfahrt: „Nach drei Monaten erlosch seine Liebe. Ich verlor die Hoffnung, ich verlor den Verstand, ich verlor die Scham. Alle Männer nach einander

Digitized by Google

entweihten diesen Leib, der seinem Gott abtrünnig geworden. Ich fiel so tief, die Engel selbst mit ihren großen Flügeln hätten sich nicht wieder daraus hochgeschwungen. Ich habe so viele Verbrechen begangen, daß ich zuweilen selbst das Verbrechen besudelt habe. . . . . . Ich habe meine Kinder nicht mehr. Die drei schönsten starben, als ich nicht mehr schön war. Und das letzte habe ich eines Nachts getödtet, als der Wahn mich erfaßte, daß es nicht mehr leiden sollte. Und andere, die geboren werden sollten, sind nicht zur Welt gekommen . . ." Sind diese Schicksale nicht fast genau auch die Irenes in Ibsens Drama „Wenn wir Todten erwachen", jener Irene, die auch die Scham und den Verstand verloren hatte und von vielen Männern besessen war? Hier handelt es sich natürlich um nichts weniger als eine Nachahmung oder gar ein Plagiat. Es ist aber merkwürdig, wie aus unserer Zeit heraus gewisse Stimmungen und Gestalten an verschiedenen Orten zugleich ans Licht treten. — Der schönste von allen Beiträgen, die in der „Insel" bisher überhaupt enthalten waren, sind nach meinem Geschmack, die „Drei Briefe aus fremden Sphären" von Kurt Martens. Ich möchte ganz besondere Worte des Lobes für diese kleine entzückende Herrlichkeit finden. — Wunderhübsch ist im Märzheft auch Heymels Gedicht „Mondnacht". — Die Ausstattung des zweiten Quartals ist von Heinrich Vogeler (Worpswede) in bewundernswerth gelungener Weise gezeichnet. Von den Bilderbeiträgen endlich nenne ich besonders die Zeichnungen des Belgiers Minne zu „Schwester Beatrix" und die fünf Reproduktionen nach japanischen Holzschnitten. Die zweite, wohl im April fällige Ausgabe des zur „Insel" gehörigen Mappenwerkes steht bis jetzt noch aus.

Max Lorenz.

Ein Berliner Literaturhistoriker. Dr. Richard M. Meyer und seine „Deutsche Literatur". Von Adolf Bartels. Flugschriften der Heimath, Heft 1. Leipzig und Berlin bei Georg Heinrich, Meyer. 1900.

Es ist eine besonders auch im Antisemitismus arbeitende Schmähschrift gegen R. M. Meyers „Geschichte der deutschen Literatur im neunzehnten Jahrhundert". Das Werk ist uns zur Besprechung zugegangen und wird auch besprochen werden. Das sei schon jetzt bemerkt: Die Verurtheilung von Adolf Bartels verdient es nicht. Ich stimme durchaus nicht immer mit Meyer überein. Vor allem trennt mich eine Grundauffassung von ihm. Er will wenig oder garnichts von Ideenwerken in der Literatur wissen, hat daher für Hamerling oder Jordan garnichts übrig. Für mich dagegen ist die ganze Kunst in der Hauptsache die sinnliche Gestaltung der aus der Entwickelung sich heraus-

Digitized by Google

arbeitenden Zeitideen. Herrn Bartel's Streitschrift übrigens dürfte, wie sich aus Seite 2ff. ergiebt, zu einem guten Theil auch aus persönlichen Motiven entsprungen sein. Ein weiteres Eingehen verbietet sich darum wohl von selbst. Max Lorenz.

Selbstanzeige.

Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte von Hans Delbrück. I. Band: Das Alterthum. Berlin. Georg Stilke. 10 Mk.

In den nächsten Tagen kommt unter dem obigen Titel ein Werk von mir zur Ausgabe, das ich, da ich mich an dieser Stelle nicht wohl von einem Andern rezensiren lassen kann, und es doch vor den Lesern der Preußischen Jahrbücher nicht ganz mit Stillschweigen übergehen möchte, mit einigen Worten selber anzeigen will. An die 25 Jahre habe ich mich mit diesem Werke beschäftigt und es ist so eng mit meinen eigenen Lebensschicksalen verflochten, daß ich nicht umhin gekonnt habe, in der Vorrede eingehender darüber zu sprechen, ja, die Vorrede ist sogar so persönlich geworden, daß ich sie hier, außerhalb des Zusammenhanges, was ja sonst das Natürlichste wäre, nicht wiederholen möchte. Auch etwa einige der historischen Ergebnisse hier zusammenzustellen, ist nicht räthlich, denn sie weichen von den herrschenden Vorstellungen so sehr ab, daß sie, so nackt hingestellt, nicht anders als ein Gefühl des Widerspruchs hervorrufen können. Das Heer des Xerxes' hat bisher für sehr groß, das, mit dem Alexander Asien eroberte, für sehr klein gegolten. Ich glaube meinerseits mit voller Sicherheit nachweisen zu können, daß das Heer Alexanders viel größer war als das des Xerxes'. Noch einige solche Behauptungen und der freundliche Leser fängt an zu zweifeln, ob das Buch wohl wirklich auf strenger Quellenforschung beruhen könne und nicht etwa von stark subjektiven Vorurtheilen eingegeben sei. Ich will deshalb von dem Inhalt nichts weiter sagen, und begnüge mich in formeller Beziehung mit der Bemerkung, daß ich mich bemüht habe, die quellenmäßige Forschung möglichst von der Darstellung zu trennen und in besondere Abschnitte zu verlegen, so daß trotz vielfältiger Einzeluntersuchungen doch ein Buch entstehen konnte, das nicht bloß für Fachgelehrte bestimmt, sondern für jeden Geschichtsfreund lesbar ist. Im Mittelpunkt steht stets nicht die eigentliche Kriegsgeschichte, sondern der Zusammenhang zwischen dem Kriegswesen und der Verfassung der Staaten. Die Darstellung setzt ein bei den Perserkriegen und führt bis zu Cäsar, so daß der zweite Band mit der Frage, wie es kam, daß die Germanen den Römern Widerstand leisten konnten, zu beginnen haben wird. Delbrück.

Digitized by Google

Theater-Korrespondenz.

Gastspiel des Deutschen Volkstheaters aus Wien. Die Geschwister. Schauspiel in einem Aufzug von Goethe. — Untreu. Lustspiel in drei Aufzügen von Roberto Bracco. — Onkel Toni. Komödie in vier Aufzügen von C. Karlweis. — Die Kreuzelschreiber. Bauernkomödie mit Gesang in drei Aufzügen von Ludwig Anzengruber. — König Harlekin. Ein Maskenspiel von Rudolph Lothar.

Königliches Schauspielhaus. Schwarmgeister. Tragödie in fünf Akten von Carl Weitbrecht.

Im Mai ist unser Deutsches Theater nach Wien gegangen und an seine Stelle das Deutsche Volkstheater von dort hierher gekommen. Solch ein Theaterwechsel verdient unter allen Umständen literarisches Interesse. Wir lernen Wiener Theaterkunst kennen, die an der Donau erfahren, wie an der Spree gespielt wird. Das Deutsche Volkstheater nimmt in Wien in literarischer Beziehung, nachdem das Burgtheater nach dem übereinstimmenden Urtheil aller Kenner heruntergewirthschaftet sein soll, eine erste Stelle ein, also so etwa, wie das Deutsche Theater bei uns. Da drängt sich nun der Vergleich von selbst auf. Doch wird bei diesem Vergleichen kaum eine Censur zu ertheilen sein: Dies ist besser als jenes. Man wird sich vielmehr freuen, erkennen zu können: dies ist Wienerisch und jenes Berlinerisch. Der Unterschied scheint uns nun darin zu liegen: Die Wiener „spielen“ mehr, sind mehr „Komödianten“, natürlich im guten Sinne des Wortes. Die Schauspieler stehen über den Rollen, machen sie sich zurecht und kommen sich mindestens so wichtig vor, als das Werk. Das Eigenartige der Kunst des Deutschen Theaters dagegen beruht auf dem völligen Untertauchen der Spieler ins Werk. Sie sind nur um der Dichtung willen da. Das Ganze wird von vornherein als Ensemblespiel angesehen und angelegt. Der Wiener dagegen zerlegt das Stück in Rollen. In Berlin geht man vom Allgemeinen zum Einzelnen, in Wien vom Einzelnen zum Allgemeinen. Der verstandesscharfe Berliner verfährt deduktiv, der warmblütige Wiener induktiv. Ich muß aber bemerken, daß sich diese Berliner Theaterart allein auf

Digitized by Google

unser „Deutsches Theater“ beschränkt. Nur hier ist wirklich ein Stil ausgebildet, den man als specifisch Berlinerisch bezeichnen könnte. Unsere anderen Theater, z. B. das Lessing-Theater, stehen dem Wiener Stil viel näher. Hier spielt jeder auch nach Kräften seine Rolle. Wir, vom Berliner Standpunkt aus, lieben natürlich die Art des Deutschen Theaters mehr, geben ihr den Vorzug, halten sie für künstlerischer und literarischer. Dazu kommt nun noch, daß dieser Berliner Stil — literarisch ausgedrückt — auch der Stil des Naturalismus ist, in dem wir alle mehr oder weniger hineingezogen sind. Ganz mit Recht aber wird der Wiener von seinem Standpunkte aus seine Art mehr lieben und an den Berlinern manches auszusetzen haben. So kann man denn auch in der That jetzt in den Theaterkritiken der Wiener Zeitungen manche Aussetzungen den Berlinern gegenüber finden. Um ein Beispiel anzuführen: Die Vorstellung, die das Deutsche Theater von Hauptmann's „Friedensfest“ giebt, halte ich schlankweg für vollendet, die Wiener nicht. Sie kommen überhaupt mit dem ganzen Stück schwer aus. Das liegt ihnen eben nicht. — Was das Repertoire anbetrifft, so sind unsere Berliner den andern sicherlich überlegen, selbst wenn man in Betracht zieht, daß zwei Stücke von literarischer Bedeutung, die hier noch nie gegeben worden sind, „Familie Wawroch“ und „Der letzte Knopf“, die Polizeibehörde zur Aufführung nicht zugelassen hat. Von Stücken, die für uns Neuheit sind und halbwegs auf literarische Bedeutung Anspruch erheben können, ist bis jetzt allein Lothars „König Harlekin“ zu nennen. Soviel sei über die Wiener im Allgemeinen gesagt. Von einer Besprechung der einzelnen Künstler sehe ich ab. Denn es hat immer etwas Mißliches, über Darsteller zu urtheilen, die man zum ersten Mal sieht und deren Eigenart man daher doch eigentlich gar nicht durchschauen kann. Mindestens möchte ich mich unter solchen Umständen doch vor dem Tadeln hüten. Lobend erwähnen möchte ich zuerst vor Allem Herrn Martinelli's Steinklopferhans in Anzengruber's Bauernkomödie, Herrn Tewele als Graf Waldhof in „Onkel Toni“, Herrn Kramer in anderen Rollen, obwohl ich mir für den Harlekin eigentlich Kainz herbeiwünschte; Herr Kutschera hat mir in Goethe's Einakter sehr gut gefallen; seine Sentimentalität schien mir da ganz angebracht. Von Damen wird Frau Retty mit viel Lob genannt; sie verdient es wohl auch. Aber betonen möchte ich doch, daß sie die Gabe der Charakteristik nicht zu besitzen scheint, sie spielt mehr oder weniger sich selbst mit viel Anmuth und lieblicher Natürlichkeit. Frau Odilon war als Gräfin Sangiorgi von glänzender Extravaganz. Bracco's Stück selber, eine vergröberte „Cyprienne“, wirkt unterhaltend und amüsant. Aber einen literarischen oder psychologischen Werth kann ich ihm nicht zuerkennen. Ich ging an dem Abend auch nicht Bracco's, sondern Goethe's wegen ins Theater, dessen „Geschwister“ dem italienischen Dreiakter vorangingen. Es wird einem warm ums Herz bei diesem Einakter, der seinem Stoff nach

Digitized by Google

doch wirklich sehr harmlos ist und in seiner Technik mit veralteten Mitteln arbeitet. Der Stoff ist in der That harmlos, denn die „Geschwisterliebe" liegt doch gar nicht vor, auch nicht etwa in der Vermuthung und Befürchtung des Zuschauers, der früh genug erfährt, wie unschuldig Alles zu gutem Ende kommen kann. — Anzengruber's „Kreuzelschreiber" zu sehen, ist eine reine, ungetrübte Freude. Anzengruber gehört heute zu den Dramatikern, den ganz wenigen Dramatikern, die in allen Lagern gepriesen, nur gepriesen werden. Inwiefern da nicht auch gewisse Zeit- und Modeströmungen ein wenig mitspielen, will ich nicht untersuchen. Auf eins nur möchte ich die Aufmerksamkeit lenken: ein Dramatiker im höchsten und reinsten Sinne ist er doch nicht. Unter einem solchen nämlich verstehe ich einen Dichtergeist, der in dem dramatisch darzustellenden Lebens- resp. Weltprozeß völlig aufgeht, verschwindet. Aus Anzengruber's Bühnenwerken aber guckt doch immer der Autor vor, der das Stück „gemacht", sozusagen arrangirt hat. Es fehlt die absolut zwingende Nothwendigkeit der Geschehnisse und Seelenzustände. Viel gerühmt ist in den „Kreuzelschreibern" die Figur des Steinklopferhans. Sie verdient den Ruhm. Aber das ist doch nicht zu leugnen: vollkommen organisch fügt sie sich so, wie sie ist, dem Ganzen kaum ein. Aus dem Leben „genommen" ist sie auch nur in bedingter Weise. Sie stammt aus der Seele des Dichters, personifizirt sein eigenes Glaubensbekenntniß in herrlicher Weise; aber stilistisch betrachtet paßt sie in den Rahmen des Uebrigen nicht ganz hinein. Es mischen sich hier verschiedene Kunststile. Es herrscht eine gewisse persönliche Willkür von Seiten des Autors. Ich glaube übrigens, daß dieses persönliche, subjektive Element dem Volksdichter im Gegensatz zum Kunstdichter, soweit dieser auf der Höhe steht, stets eigenthümlich ist.

Das andere Volksstück, das die Wiener uns brachten, Karlweis' „Onkel Toni", kann sich mit der Dichtung Anzengruber's natürlich nicht messen. Ihm giebt nicht der Stoff, nicht die Handlung irgend welchen Werth, sondern nur eine einzige Figur, der Graf Paul Waldhof. Das ist ein ganz echter Wiener Typus, nirgends als in Wien möglich, sicherlich, das fühlt man mit eindringlichster Deutlichkeit. Das Charakteristikum dieses verarmten Adeligen, der aber doch von der Höhe nicht herunter will, ist Leichtlebigkeit bis zur Schlechtigkeit. Er ist ein guter Kerl, ein ganz guter Kerl. Er würde mit Willen und Vorbedacht und Berechnung Niemandem etwas Böses thun. Aber die Verhältnisse ziehen den fidelen Grafen, ohne daß er es will und weiß, hinab, ganz tief hinab. Wie ein fideler guter Kerl schlecht sein kann — das zeigt uns Karlweis, und das kann man wohl nirgends so harmlos einerseits und so gründlich andererseits, als mit „Wiener Blut" in den Adern.

Lothar's „Maskenspiel" vom König Harlekin ist ein Stück, über das man sich gründlich ärgert, um so gründlicher, als man bei seinem ersten Akt und gelegentlich auch sonst noch hofft, sich höchlichst freuen zu dürfen.


Digitized by Google

Das Stück verspricht besonders im ersten Akt, aber auch weiterhin sogar bis zur letzten Seite, sehr viel und hält garnichts. Reden und Thaten stehen in einem bösen Widerspruch und zerreißen völlig die Einheit des Werkes. Die Reden sind geistreich, die Thaten bedeutungslos. Der erste Akt gehört zu den brillantesten, die auf dem Theater gesehen werden können. Die Zeit ist die Renaissance. Der Ort irgend ein imaginäres Königthum in der Nachbarschaft Genuas. Die Situation ist die: Der alte König, ein Bluthund, liegt im Sterben, verflucht vom Volk und selbst seiner Gemahlin, die sich vor Gram die Augen hat blind geweint. Sein Sohn Bohemund soll jeden Augenblick aus dem Ausland eintreffen, um die Nachfolge anzutreten. Sein Eintreffen ist um so dringender nöthig, als die Genueser mit Heeresmacht feindlich heranrücken und das Volk dringend des Feldherrn bedarf. Bohemund kommt. Aber er kommt nicht, um sich an die Spitze des Heeres zu stellen. Er ist ein wüster Lüstling. „Laßt sie kommen, die Genueser! Wir wollen sie hier empfangen wie Sardanapal. Meinem Vater soll dies Schloß als Todesfackel brennen. Mein reizendes Fräulein Braut, darf ich Euch nicht einladen, das brennende Bett mit mir zu theilen?“ So führt er sich ein. Und mit sich führt er eine Gauklertruppe, Harlekin und seine Genossen, Colombine, Pantalone und Scapino. Sie müssen ihm mit ihrem Possenspiel die Zeit vertreiben. Auch jetzt verlangt er nach ihnen, und der Lüstling verlangt besonders nach der reizenden Colombine, mit ihr allein zu sein. Doch Harlekin liebt Colombine und Harlekin erschlägt Bohemund, der sich an der Geliebten vergreift, erschlägt ihn im selben Moment, da der alte König stirbt. Nun wird der Königsmörder dem Gericht verfallen. Doch nein, er sieht einen Ausweg. Er hat oft zum Ergötzen Bohemund's diesen selbst spielen müssen. Das konnte er gut. Denn er glich ihm an Gestalt und konnte mit schauspielerischer Kunst und mit Bart und Perrücke den Prinzen getreu nachahmen. Dessen entsinnt er sich. Er wirft die Leiche über die Brüstung hinaus ins Meer, verkleidet sich als Bohemund und — ein Harlekin ist König.

Ein Harlekin wird König! Das kann zwei Entwickelungen möglich machen. Entweder: ein Harlekin kann ein König sein, königlich handeln, befehlen, regieren, so daß Niemand den Harlekin merkt — dann wehe den Königen! Oder: der Harlekin bleibt, der er ist, er kann nimmer ein König werden, er fühlt es selbst, der Harlekin muß unter der Königslast zusammenbrechen, — armer, närrischer Harlekin, der Du Dir das Königsein so leicht vorstelltest. Lothar wählt keinen dieser beiden Wege und geräth darum in die Irre, irrlichterirt hin und her, kreuz und quer. Die Einheitlichkeit des Werkes geht ihm völlig in die Brüche. Er führt eine Reihe von Thatsachen herbei, die dem Harlekin das Königsein äußerlich verleiden. Die Personen seiner nächsten Umgebung stellen ihm nach mit Gift und Dolch. Diese Handlung, die doch reine Aeußerlichkeiten sind,

Digitized by Google

bedingen dann eben eine rein brutale Entwickelung von außen her. Das wollte nun aber Lothar nicht. Darum sind in dem Werk eine Reihe von Betrachtungen und Gesprächen, die theilweise geistreich, sehr geistreich sind und die innere Entwickelung des Harlekin-Königs darlegen sollen. Der Harlekin wird sich mehr und mehr bewußt, seine Rolle schlecht zu spielen. „Ein elender Stümper bin ich. Sehe ich aus wie ein König? Ja! Gehabe ich mich wie ein König? Ja! Trage ich die Krone wie ein König? Ja! Und doch bin ich keiner. Ich werde Dir das Geheimniß der Schauspieler sagen: man muß vergessen, daß ein Schauspieler auf der Bühne steht. Man muß glauben, da oben agiere ein Geizhals, ein Verschwender, ein Lump, ein König, ein Verbrecher. Dazu aber genügt es nicht, seine Rolle gut zu können. Nein. Der Schauspieler muß aus seinem eigenen Wesen dazu geben. Die Rolle ist der Schacht, durch den er in sein Innerstes steigt. Da holt er dann das Wesentliche hervor. Wer nicht schlau und unerschrocken ist wie ein Verbrecher, wer nicht demüthig ist wie ein Priester, nicht tapfer wie ein Soldat, wird nie einen Verbrecher, einen Priester, einen Soldaten so spielen können, daß der Zuschauer die Kunst vergißt und vom Leben ergriffen wird. Darum ist der Schauspieler ein so herrlicher Mensch, weil er so vielfach ist in seinem Wesen. Und weil er besser in sich hineinsieht, als andere. Weil er sein Innerstes zeigen muß, lernt er es erkennen. Er lernt lesen in seiner eigenen Seele. Er lernt in sich hineinsehen! Ich sehe, Pantalone, nichts Königliches ist in mir! Ich spiele eine Rolle, ich schaffe sie nicht!" Und schließlich erklärt er, wohl allen Ränken und Anschlägen auf sein Leben hätte er entgegentreten können und König bleiben. „Aber ich habe nichts in die Waagschale zu legen. Ich bin nicht der Mann dieser Rolle. Wir spielen alle die Rolle, die wir spielen *müssen*. Die Maske wird mit uns geboren. Die Natur hält sie uns vor's Gesicht, nicht unsere Willkür. Ich muß ein Anderer sein können jeden Tag, um ich selbst immer zu sein. Was ich bin? Ein Komödiant bin ich! Sonst nichts! Ich sage es wieder mit meinem alten Stolz! Heut' König, morgen ein Narr, übermorgen ein Gauner — aber nicht König alle Tage!" Schließlich entflieht Harlekin mit seinen Genossen heimlich, um wieder zu sein, der er ist. So läuft also schließlich das Ganze auf ein Komödiantenspiel hinaus. „Wir spielen immer, wer es weiß, ist klug" — dieses Wort aus Schnitzlers „Paracelsus" macht sich auch Lothar zu eigen. Am besten weiß es der Komödiant. Also ist der der Klügste, Aufrichtigste, Ehrlichste und Tapferste im Maskenspiel des Lebens. Was sich zunächst als im höchsten Maße politische Satire anließ, wird so ein bloßes Spiel, nichts als Spiel, ein Maskenspiel, wie es ja jetzt in der Wiener Literatur Mode ist. Nicht unterlassen will ich, zu betonen, daß außer sehr hübschen und geistreichen Gedanken und Beobachtungen auch sehr wirksame Bühnenscenen gelegentlich vorkommen.

Digitized by Google

Wie Harlekin im dritten Aufzug mit Colombine eine „Probe anstellen“ will auf die „Reinheit eines Menschenlebens“ und wie sich dabei nothwendiger Weise allerlei Irrungen und Wirrungen ergeben, das ist ganz ausgezeichnet geraten. Alles in Allem: Wir haben das Werk eines geistreichen Schriftstellers, der mit der Klugheit des Hirns und der Lebhaftigkeit des Esprit arbeitet, ohne mit der Intuition des Dichters schaffen zu können. Daß dieses Stück in Wien verboten worden ist, konnte natürlich nur der Reklame dienen. Im Uebrigen wird Herr Lothar — unter uns gesagt — ganz genau wissen, daß er sich eine stattliche Zahl recht böser Anspielungen nicht hat entgehen lassen.

* * *

Ich habe vor Kurzem Carl Weitbrecht's Buch über das „Deutsche Drama“ recht scharf zurückweisen müssen. Ich würde mich nun wirklich aufrichtig freuen, wenn ich sein Drama „Schwarmgeister“ loben könnte. Jede Kritik, so objektiv sie gemeint ist, wird ja schließlich vom Autor persönlich genommen. Und nun gestehe ich es offen, daß mir jede Kränkung einer Menschenseele, auch wenn ich mich ihr als Kritiker nicht entziehen kann, leid thut. Ueber Weitbrecht's „Schwarmgeister“ muß ich — leider also — urtheilen, wie Alle geurtheilt haben. Die Tragödie taugt nichts. An sich ist der Ideengehalt, der ihr zu Grunde liegt, gar nicht unbedeutend oder uninteressant. Die Idee und das Problem werden durch drei Gestalten personifizirt, durch Kohlhas, den aus Kleist bekannten Kohlhas, der mit allen Mitteln sein Recht verfechten will, durch Martin Luther, der in diesem Drama kühner Weise — es ist eine Kühnheit des Autors — persönlich auftritt, und durch Claus Frey, den Pfarrer von Marzahna. Das Wesentliche des Dramas, die darin enthaltenen Ideenkämpfe spricht zum Schlusse hin der Pfarrer von Marzahna zu Kohlhas so aus:

Blieb mein Auge klar
In all' dem Wirrsal, klarer als das Eure —
Auch klarer noch als Doktor Luther's Aug' —
So dank ich's Gott, der in der Jugend schon
Durch Irrthum zur Erkenntniß mich geführt!
Was Ihr gewollt, was meine arme Schwester
Im anerzognen trüben Wahn geträumt —
Einst wollt' ich's auch, als ich dem Thomas Münzer
Zulief und für ihn focht! Unrecht mit Unthat bessern,
Ein Reich des Geistes gründen, und dazu
Das Thier erwecken, das im Menschen schläft!
So ging es nicht und wird es niemals gehen!
Auch auf dem Weg nicht, drauf der Luther steht —
Denn nicht von Gott ist alle Obrigkeit,
Wie er es lehrt — und nicht mit Geisteswaffen
Allein wird Gottes Reich erkämpft! Macht und Gewalt,

Digitized by Google

Dem Recht verbündet und der Wahrheit, Geist und Schwert,
Ein klarer Kopf und eine starke Faust
In einem sieggewaltigen Willen eins:
Das muß erst kommen, wenn die Zeit erfüllt,
Das muß in tausend Millionen Herzen
Und Millionen Geistern lange dämmern —
Dann kommt Ein Mann, und der vollbringt's!
Wann, weiß ich nicht — und Ihr wart nicht der Mann.

Ich freue mich, den Dichter in einem Punkte in Schutz nehmen zu können. Man hat es nirgends verstanden, warum, aus welchem Grunde und in welcher Absicht er dem Kohlhas die Elsbeth Frey zugesellt. Die beiden gehören in der That innerlich zusammen. Diese Elsbeth Frey ist in den zionistischen Wiedertäuferwirren zu Münster verstrickt gewesen. Sie kann wohl ruhig als hysterisch bezeichnet werden. Sie sieht Visionen und fällt verzückt beim ersten Anblick dem Kohlhas in die Arme. Sie redet stets vom Ueberirdischen. Das Ueberirdische aber kommt bei ihr, wie ihr Bruder, der Pfarrer, sehr richtig erkennt, aus dem Fleische. Wie nun bei diesem Mädchen das vermeintlich Hohe und Geistige aus dem Niedrigen und Thierischen quillt, so erhebt sich in Wahrheit des Kohlhas' überspanntes Rechtsverlangen nicht aus einem wirklich edlen Rechtsgefühl, sondern aus der Rechthaberei und einem geradezu brutalen Krafttrieb und Kraftbewußtsein. Die Elsbeth ist in der That eine ins Weibliche übertragene Kohlhasnatur, wobei zu bedenken ist, daß sich das beim Weibe in der Sphäre der Sinne abspielt, was beim Manne im Reiche der Gedanken vor sich zu gehen scheint. Der Parallelismus und doch auch wieder der Kontrast zwischen Kohlhas und Elsbeth sind wirklich sehr geistreich erdacht. Nur ist es schade, daß in dem ganzen Drama keine Gestalt Blut und Leben gewinnt, auch nicht in dem Gewande einer Sprache, die sich äußerlich knorrig und urwüchsig giebt. Es fehlt dem Autor jede dichterische Intuition.

Max Lorenz.

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Die Beseitigung der lex Heinze als Verdienst der Sozialdemokratie. — Der Berliner Straßenbahn-Streik und die Sozialdemokratie. — Die zukünftigen Handels-Verträge und die Sozialdemokratie. — Die Schul-Reform. — Transvaal. — Die Fürstlichkeiten in Berlin und der Dreibund.

Deutschland ist heute mit seinen inneren Angelegenheiten in der Lage des Odysseus, als sein Schiff der Meerenge zutrieb, wo es zwischen Scylla und Charybdis hindurchzusteuern hatte. Wir haben nur noch zwei maßgebende Parteien, das Zentrum und die Sozialdemokratie, beide sind in ihrem innersten Wesen international, undeutsch, kulturfeindlich, und doch kann das Deutsche Reich keinen Schritt nach irgend einer Seite thun, ohne entweder mit der einen oder mit der anderen dieser Parteien zu paktiren und ihre Hülfe in Anspruch zu nehmen. Daß wir so mit dem Zentrum stehen, ist aller Welt längst geläufig, wird theils mit Freude, theils mit Achselzucken, theils mit Seufzen anerkannt; daß die Sozialdemokratie im Begriff sei, in die analoge Stellung einzurücken, ist von unserer Seite schon längst in Aussicht genommen und nunmehr in den letzten Monaten zur vollendeten Thatsache geworden.

Ich gehöre zu den Leuten, die nicht so sehr vom Parteigeist eingenommen sind, um nicht hervorragende Eigenschaften und Leistungen auch beim Gegner erkennen zu können, ja, ich gestehe, ein glänzend geführter Feldzug macht mir eine gewisse ästethische Freude, auch wenn ich selber der Richtung angehöre, welche dabei eine Niederlage erlitten hat. Einen solchen Feldzug hat jetzt die Sozialdemokratie mit der Lex Heinze geführt. Auch wir haben uns ja gegen dieses Gesetz erklärt und könnten uns ja insofern auch der reinen Siegesfreude hingeben. Wenn wir dennoch die ganze Aktion sachlich nicht bloß als einen Sieg, sondern in gewisser Richtung als eine Niederlage ansehen, so liegt die Niederlage in der Thatsache, daß wir diesen Sieg der Sozialdemokratie verdanken und die deutsche Bildung wie der deutsche Liberalismus sich nicht aus eigener Kraft haben

Digitized by Google

behaupten können. Je weniger in der Presse gerade von dieser Seite der Erscheinung die Rede gewesen ist, desto wichtiger ist es, sie wenigstens hier stark zu betonen. Wenn es je für den Liberalismus einen Kampfplatz gab, seine Nothwendigkeit und sein Recht zu beweisen, so war es hier. Aber die Impotenz und Zerfahrenheit der liberalen Parteien in Deutschland ist so groß, daß sie bei dieser wahrhaft von den Göttern geschenkten Gelegenheit, die deutsche Bildung gegen die klerikale Weltanschauung zu vertheidigen, keinen Gebrauch zu machen verstanden, sondern die Führung der Sozialdemokratie überließen. Die allgemeine Erregung der litterarischen und künstlerischen Kreise in Deutschland gab den unentbehrlichen Untergrund ab, aber den Sieg verlieh erst die Entschlossenheit und taktische Geschicklichkeit der sozialdemokratischen Fraktion. Kunst, Wissenschaft und Bildung haben sich in Deutschland unter die Fittiche der Sozialdemokratie flüchten müssen! Es hilft nichts, die Augen gegen diese Thatsache verschließen zu wollen: im Gegentheil, je bestimmter man sie ausspricht, desto deutlicher erkennt man die Situation und findet leichter den richtigen Weg in die Zukunft. Jeder Gedanke, mit Scharfmacherei und Umsturzbewegung der Sozialdemokratie etwas anhaben zu wollen, muß jetzt schwinden. Wir sind soweit, diese Partei schon gar nicht mehr entbehren zu können; alle die Kreise in Deutschland, die jetzt mit Dankbarkeit auf den Obstruktionsfeldzug im Reichstag blicken, würden sich für die Sozialdemokratie erheben, wenn man ihr mit neuen Ausnahmegesetzen zu Leibe gehen wollte. Wie recht haben doch jene Leute behalten, die von Anfang an der unseligen Verirrung der Nationalliberalen auf ihrem Frankfurter Parteitage widersprachen, als sie die Umsturz-Gesetzgebung ins Werk setzen wollten! Welch eine Wandlung von jenem nationalliberalen Parteitage bis zu diesen Reichstags-Sitzungen, wo die einst so stolze Fraktion nichts zu thun wußte, als ihr Schifflein an die aus allen Stückpforten feuernde sozialdemokratische Fregatte hinten anzubinden und endlich eine Gelegenheit zu erhaschen, ihr durch ihren Uebertritt den definitiven Sieg zu verleihen!

Nicht minder bewundernswerth als der Scharfblick der sozialdemokratischen Fraktion, mit dem sie erkannte, daß hier eine Gelegenheit sei, wo sie, durch die öffentliche Meinung im Rücken gedeckt, die ultima ratio jeder radikalen Opposition, die Obstruktion in den deutschen Reichstag einführen könne, ist die Klugheit, mit der sie die Obstruktion sofort einstellte, als das Ziel erreicht war, und den Gegnern selbst die Erreichung eines gewissen Kompromisses nicht weiter erschwerte. Während die „Kreuzzeitung" jubelte, daß endlich das Kartell der „positiven" Parteien, von anderen Leuten das „schwarze Kartell" genannt, zu Stande komme, ist das ganz Umgekehrte geschehen: die Sozialdemokratie ist aus der Stellung einer „reichsfeindlichen" in die Stellung einer positiven Partei, einer Partei, mit der man verhandelt und zuletzt auch Kompromisse schließt, ein gut Stück weiter vorgerückt.

Digitized by Google

Gleichzeitig hat die Sozialdemokratie noch einen andern großen Sieg erfochten. Die Angestellten der Berliner Straßenbahn, 5000 Mann, haben unter ihrer Aegide einen großen Streik gemacht und gewonnen, und abermals hat die ganze öffentliche Meinung auf Seiten der Sieger gestanden, und wiederum ist es nichts als die vollendete Unfähigkeit ihrer Gegner, die der Sozialdemokratie diesen Sieg in die Hand gespielt hat. Unsere Scharfmacher-Parteien, nach den famosen Grundsätzen des Herrn von Stumm, glauben bekanntlich, für alle Zeit unserer Industrie-Arbeiterschaft die gewerkschaftliche Organisation verbieten zu können. Die unvermeidliche Antwort darauf ist, daß die Arbeiter, da sie für ihre wirthschaftlichen Angelegenheiten nicht selber sorgen dürfen, sich unter die Protektion einer politischen Partei stellen, der sozialdemokratischen. Das hat wohl zuerst mit ausgezeichnetem politischen Scharfblick Herr Richard Rösicke erkannt und vorausgesagt, und das ist auch hier wieder eingetroffen. Die Schaffner und Kutscher wollten an sich mit der Sozialdemokratie garnichts zu thun haben, aber sie konnten sie nicht entbehren, da ihre Direktion ihnen nicht erlaubte, sich selbstständig zu organisiren. Ist es den Leuten zu verdenken, wenn sie von Stund' an mit Sympathie und Dankbarkeit auf die sozialdemokratischen Führer blicken? Wer aber ist Schuld an dieser neuen Förderung des Umsturzes? Der Industrie-Feudalismus, der auch den Geist der Direktion der Straßenbahn erfüllte. Ist es zu hart, wenn wir diese Art Gesinnung seit Jahren in dieser Zeitschrift als Mammonismus gebrandmarkt haben?

Was die einzelnen Forderungen der Angestellten betrifft, so lehnen wir es ganz wie seiner Zeit bei dem Hamburger Hafenstreik grundsätzlich ab, ein berechtigt oder unberechtigt auszusprechen. Das ist sehr schwer zu beurtheilen und man darf darüber auch verschiedener Ansicht sein. Ein Punkt ist jedoch in den Verhandlungen mit völliger Deutlichkeit zu Tage getreten, der zeigt, daß die Direktion der Straßenbahn ihre Verwaltung rein kapitalistisch, ohne das elementarste sozial-politische Verständniß geführt hat. Es ist festgestellt worden, daß die Angestellten Ueberstunden leisten mußten, die mit 25 Pfg. gelohnt wurden; mit anderen Worten: Ueberstunden kamen der Gesellschaft billiger als im Durchschnitt der regelmäßige Dienst, und die Folge war eine ganz unerlaubte Ausdehnung der Arbeitszeit. Eine der wichtigsten Bedingungen des geschlossenen Friedens ist daher die Erhöhung des Ueberstunden-Preises auf nicht weniger als das Doppelte, 50 Pfg., woraus sich ganz von selbst ergiebt, daß die Ueberstunden eingeschränkt und den Leuten ihre freien Tage erhalten bleiben. Ist es nicht unerhört, daß eine hauptstädtische Gesellschaft, die 15 Proz., 16 Proz., 18 Proz. Dividende gegeben hat und trotz Verdoppelung des Aktienkapitals noch jetzt 10½ Proz., zu einer solchen Reform erst durch Androhung eines Streiks gezwungen werden muß? Ist es zu hart, eine solche Verwaltung mammonistisch zu nennen?

Digitized by Google

Aber es kommt noch schlimmer. Eben dieser Gesellschaft hat gerade in diesen Tagen der Minister der öffentlichen Arbeiten, die ablaufende Konzession bis zum Jahre 1949 verlängert, und als er im Abgeordnetenhause über den Streik sprach, fand er nicht das leiseste Wort des Tadels für die Direktion, die es fertig gebracht hat, den Verkehr der Reichshauptstadt drei Tage lahm zu legen und ihre 5000 Angestellten den Sozialdemokraten in die Arme zu treiben, sondern nichts als Drohungen für die Arbeiterschaft. Es gab ja eine Zeit, wo die sozialpolitisch denkenden Professoren als Helfershelfer der Sozialdemokratie verdächtigt wurden — wo stecken wohl die wahren Helfershelfer der Sozialdemokraten? Es war doch wahrlich für die Herren Minister nicht schwer, hier den Standpunkt einer ihrer Pflicht bewußten und entschlossenen Regierung zu finden: daß eine solche Unterbrechung des Verkehrs nicht mehr eine rein private, sondern eine öffentliche Angelegenheit ist; daß der Kontraktbruch und die Unordnungen, die sich daran geknüpft, nicht mehr bloß wirthschaftliche, sondern moralische Schäden sind; daß die Regierung deshalb ernstlich darauf sehen muß, solchen Dingen in Zukunft vorzubeugen; daß aber die unerläßliche Vorbedingung dafür ist, den Arbeitern Mittel und Wege zu schaffen, ihre Beschwerden und Ansprüche in geordneter Weise zu vertreten und so schwere Mißbräuche, wie sie hier vorgelegen haben, zu verhindern. Die Angestellten der staatlichen Verkehrsanstalten, Eisenbahn und Post, haben den Schutz der Volksvertretung und das Recht, diese beschwerdeführend um Schutz anzurufen. Für die Angestellten der Privatgesellschaften müssen andere Mittel zugelassen werden.

So lange wir nicht Minister haben, die so sprechen, wird unsere Arbeiterschaft sozialdemokratisch bleiben.

Alle diese Erscheinungen erhalten aber ihre wahre Bedeutung erst durch das Herannahen des Termins der Handelsverträge. Mit vieler Mühe ist es ja gelungen, bei dem „anderen Fleischschau-Gesetz“ innerhalb der regierenden Parteien gegen die extremen Agrarier einem verständigen Kompromiß die Majorität zu verschaffen, aber die Heftigkeit dieses Kampfes um ein keineswegs bedeutendes Objekt war eine Probe darauf, wie heftige Kämpfe uns bevorstehen. Immer wieder wird die Regierung sich glücklich schätzen, in den Stimmen der Sozialdemokraten eine Hilfe gegen die unerfüllbaren Forderungen der Agrarier zu finden. Das industrielle Deutschland ist bereits hart an der Linie, wo es, weit entfernt einen verstärkten Zollschutz zu wünschen, seinen Fortschritt in größerer Freiheit des Handels suchen muß, und das industrielle Deutschland ist so stark und so wichtig für Gesammt-Deutschland, daß man sich seinen Forderungen nicht entziehen, ihnen wenigstens nicht entgegenhandeln kann. Es gab ja eine Zeit, wo man sich vorstellte, daß Deutschland als Wirthschaftsgebiet sich durch Kolonien vergrößern und dann möglichst in sich abschließen müsse, weil die drei großen Weltmächte England, Rußland und die Ver-

Digitized by Google

einigten Staaten dasselbe thun würden. Ich selber habe mich dieser Ansicht einmal zugeneigt, bin aber schon seit längerer Zeit zweifelhaft geworden, ob sie richtig ist, und eine Reihe ausgezeichneter Artikel von Professor Dietzel in Bonn in den letzten Nummern der „Nation“ hat mich vollständig überzeugt, daß die Dinge nicht diesen Gang gehen werden, sondern daß die durch den Grafen Caprivi zum Segen Deutschlands eingeleitete Aera der Handels-Verträge und Erleichterungen auch die Zukunft beherrschen wird. Man mag und muß den Agrariern dankbar sein, daß sie uns helfen, die Flotte zu bauen; man wird und muß auch suchen, ihren Bedürfnissen nach Möglichkeit gerecht zu werden (namentlich das hysterisch-selbstmörderische Verbot fremder Arbeitskräfte endlich beseitigen), trotzdem wird man gegen ihre ganz unvernünftigen Forderungen einen harten Strauß auszufechten haben. Auf einem nationalliberalen Parteitag in Arnstadt hat der Abgeordnete Bassermann eine sehr schöne Rede gehalten, wo er versichert hat, daß die nationalliberale Partei den besten Willen habe, alle billigen Ansprüche der Landwirthschaft bei der Verlängerung der Handelsverträge zu erfüllen. Nur schade, daß in solchen Fragen auch der beste Wille der Gemäßigten niemals den Ansprüchen der entschlossenen, einseitigen Interessen-Vertreter genügt. Im Jahre 1879 sind Landwirthschaft und Industrie zu einem Bündniß gelangt, weil beide in derselben Richtung gingen und die wirthschaftlichen Interessen durch die überlieferten politischen Grundsätze der Parteien noch im Zaum gehalten wurden. Heute sind die wirthschaftlichen Interessen das stärkste Element in den alten Kartell-Parteien geworden, und die Industrie und Landwirthschaft gehen, wenn auch noch nicht gerade in entgegengesetzter Richtung, doch mehr und mehr auseinander. Der Moment muß kommen, wo in der Industrie nicht die Stimmführer, die zusammengehen, sondern diejenigen, die Widerstand gegen die Agrarier predigen, die Oberhand behalten, die Regierung ihnen zustimmen und man dazu auch die Hilfe der Sozialdemokraten nicht wird entbehren können. Die augenblickliche große Stellung dieser Partei ist also keineswegs eine bloße Episode, sondern die Einleitung eines dauernden Zustandes.

Hier modifiziren wir nun etwas das Bild von der Scylla und Charybdis, das wir im Eingang gebraucht, und sagen, bei der Nichtigkeit und Zerfahrenheit der alten „reichstreuen“ Parteien wird die Staatskunst bei uns in Zukunft darin bestehen müssen, Centrum und Sozialdemokratie immer so gegen einander auszuspielen, daß jede das verhindert, was die andere uns Böses thun könnte, und wenn es so weiter geht, wie jetzt, so geht es ja ganz gut. Die lex Heinze ist beseitigt; daß wir aber den Kampf darum haben durchfechten müssen, war keineswegs ein Unglück, sondern ein Segen. Die Tendenz des Gesetzes, wie die Herren in der Regierung, namentlich der Staatssekretär Nieberding sie wollte, war ja keineswegs tadelnswerth, sondern vortrefflich. Es ging nur deshalb

Digitized by Google

nicht, ein solches Gesetz zu machen, weil unsere Judikatur nicht das für die Ausführung nöthige Vertrauen besitzt. Gerade daß diese Thatsache einmal mit aller Deutlichkeit zur Aussprache gekommen, wird hoffentlich auf die Herren im Reichsgericht, manchen Oberlandesgerichten und Strafkammern einigen Eindruck machen und unsere Rechtsprechung auch in Majestätsbeleidigungs- und ähnlichen Sachen günstig beeinflussen. Eine Erklärung, wie sie 16 Professoren des Strafrechts über unsere Strafgerichtsbarkeit veröffentlicht haben, dürfte in der Weltgeschichte noch nicht dagewesen sein, und ich will offen gestehen, daß sie mir sogar in Anbetracht der Stellung der Sprechenden etwas allzu scharf vorkam. Jedenfalls ist damit ein sehr bedeutsames Warnungssignal aufgesteckt und man darf hoffen, daß es nicht vergebens sein wird. Ganz ebenso war die allgemeine Hinweisung der öffentlichen Aufmerksamkeit auf allerlei Unanständigkeiten, gegen die bisher nichts geschah, gewiß nützlich. Man kann sich für die Gesundheit des öffentlichen Geistes garnichts Besseres wünschen als Episoden wie diesen lex Heinze-Kampf. Nehmen wir hinzu, daß das Fleischschau-Gesetz passabel zu Stande gekommen, daß die Unfall-Versicherung und Gewerbe-Ordnung sehr erheblich verbessert worden ist, daß das Flottengesetz in seinen Grundlagen gesichert erscheint und daß auch im preußischen Landtag in den Gesetzen über die Zwangserziehung etwas sehr Gutes und über das Gemeinde-Wahlrecht wenigstens etwas Brauchbares zu Stande gebracht, so kann man ganz befriedigt auf unsere inneren Zustände schauen. Regierten die abstrakten Prinzipien die Welt, so würde es um das Beste der deutschen Nation zwischen Ultramontanismus und Internationalismus eingekeilt heute schlimm stehen. Aber zum Glück, trotz aller modernen Wahnlehren von der Bestimmung der Völkerschicksale durch die bloße Masse und ihre Wirthschaftsbedürfnisse, bedeutet doch auch die Persönlichkeit etwas in der Welt, und in beiden Parteien, dem Centrum wie der Sozialdemokratie, giebt es Männer genug, die unendlich viel besser, deutscher, gebildeter sind, als sie es nach den Parteiprinzipien, die sie vertreten, sein dürften. Kann der Reichstag sich einen besseren Präsidenten als den Grafen Ballestrem wünschen?

So schreitet Deutschlands Entwickelung unter steten Kämpfen, wie sie sein müssen, doch stetig voran, und doppelt befriedigt sieht man auf unsere Zustände, wenn man eben gelesen hat, wie das souveräne Schweizervolk in seiner souveränen Weisheit ein Kranken-, Unfall- und Militär-Versicherungsgesetz, das die gesetzgebenden Faktoren mit größter Sorgfalt ausgearbeitet und endlich fast einstimmig angenommen, mit weit mehr als Zweidrittel-Mehrheit verworfen hat. Auch das deutsche Volk hätte ja in Volksabstimmungen unsere Kranken-, Unfall-, Invaliditäts- und Alters-Versicherung, die jetzt Jedermann als ein Segen anerkennt, zweifellos ganz in derselben Weise verworfen, wenn es in derselben Weise gefragt worden wäre. Rühmen wir uns nicht, daß wir weiser wären, als jene. Aber

Digitized by Google

besser haben wir's als alle Republikaner, das ist gewiß, wenn uns auch leider oft genug Aergernisse, die ganz überflüssig und leicht zu vermeiden wären, das vergessen machen.

* * *

Wenn wir uns also auch der angenehmen Empfindung hingeben dürfen, daß die Dinge in Deutschland den von der Natur gebotenen und im Ganzen gutzuheißenden Weg gehen, so ist doch ein Punkt, der uns mit großer Besorgniß erfüllt. Es ist offenbar, daß die Grundlagen unserer geistigen Bildung jetzt wirklich schwer bedroht sind. Es giebt keine wahre Bildung, die nicht historischer Natur, die sich nicht des gesammten geistigen Zusammenhanges ihres Ursprungs bewußt wäre. Die Wurzeln unseres geistigen Daseins aber sind zu suchen vor Allem in Griechenland. Wird der Zusammenhang unseres Bildungswesens mit dem Griechischen zerschnitten, so giebt es in Zukunft Theologie, Geschichte, Philosophie, Litteraturgeschichte, Kunstgeschichte in strengerem, wissenschaftlichem Sinne nur noch für einen kleinen Kreis von Gelehrten. Wie ist es möglich, daß während die ganze Welt darüber einig ist, daß Deutschland den ungeheuren Einfluß, den es auf allen Gebieten des Lebens in diesem Jahrhundert gewonnen, vor Allem seinem Bildungswesen verdankt und es nachzuahmen strebt, in Deutschland selber eine stärker und stärker werdende Tendenz aufkommen konnte, dieses Bildungswesen zu zerstören?

Die Frage ist ganz dieselbe, die wir oben aufgeworfen haben: wer eigentlich die Sozialdemokratie bei uns großzieht? Wie hier für jeden Unbefangenen die Antwort auf der Hand liegt, daß es der kurzsichtige Egoismus des Kapitalismus ist, der dem Arbeiterstande die natürlichsten und berechtigtsten Forderungen versagt und ihn dadurch gewaltsam den Ideen des allgemeinen Umsturzes zutreibt, so haben die Vertreter der klassischen Bildung, glücklich im Besitzstand, ihr Bildungswesen weiten Volkskreisen aufgezwungen, für die es thatsächlich ungeeignet ist, und sind als Strafe dafür nunmehr in ihrer eignen Burg bedroht. Nicht die klassische Bildung ist es, die die allgemeine Feindschaft erweckt, sondern die politischen Berechtigungen, die ihr verliehen worden sind. Immer und immer wieder, leider vergeblich, haben wir in diesen „Jahrbüchern" darauf gedrungen, daß die Vertreter klassischer Bildung selber dafür sorgen sollten, ihre Berechtigungen los zu werden und den andern Schulen die formale Gleichberechtigung zuzugestehen: statt dessen hat man durch die unselige Schulreform von 1892 die klassische Bildung verkrüppelt, in der Hoffnung, dem Krüppel dadurch das Privileg zu erhalten. Die einzig wahre Reform muß das Programm haben, wie es ein so anerkannter und erfahrener Schulmann wie Herr Direktor Cauer hier immer vertreten hat: Wiederherstellung eines wirklich klassischen Gymnasiums auf der einen, Ausbildung der jetzigen, sogenannten Ober-Realschule ohne die alten Sprachen auf der

Digitized by Google

andern Seite mit gleichen Rechten. Dazwischen mögen auch die Zwischenformen des Real-Gymnasiums und des Reform-Gymnasiums (Frankfurter Lehrplan) fortbestehen, wo sie praktisch sind. In Hamburg besteht, wie mir versichert wird, ein derartiges mehrseitiges Schulsystem mit gutem Erfolg. und die Hamburger haben sich deshalb auch gehütet, die Fehler unserer Schulreform von 1892, die man ja auch hier bald genug erkannte, mitzumachen. Die Universitäten müssen sehen, wie sie sich durch nachträgliche Examina nach der Art, wie es jetzt die Theologen mit dem Hebräischen halten, für die einzelnen Fächer den nöthigen Unterbau sichern. Eine völlig gleichmäßige Bildung für alle Volkskreise kann nichts als etwas gleichmäßig Unbrauchbares ergeben. Das Beste wäre, um der herrschenden Vorstellung von dem sozialen Vorrang des klassischen Gymnasiums den Boden zu entziehen, wenn man allen Schulen mit neunjährigem Kursus und Abiturienten-Examen denselben Namen „Gymnasium" gäbe und sie nur durch Beiwörter wie „klassisches", „modernes" und dergleichen unterschiede. Der innere Vorzug der höchsten Bildung, der den klassischen Studien innewohnt, wird sich auch ohne jede äußere Dekoration immer behaupten, die gefährliche Feindschaft aber, die diese Bildung heute in Volkskreisen erregt hat, die ein volles Recht haben, ihre Meinung geltend zu machen, würde durch eine solche Konzession gedämpft werden. Wie wenig eine wirkliche Entwurzelung der alten Sprachen auch bei völliger Freigabe zu besorgen ist, erkennt man dann, wenn man sich klar macht, einen wie mächtigen Bundesgenossen sie an den Kirchen haben. Der Protestantismus würde sich selbst aufgeben, wenn er das Griechische aufgäbe, und wenigstens für das Lateinische ist das Zentrum ein sehr in Betracht kommender Bundesgenosse. Selbst das Reform- und das Real-Gymnasium haben an der hohen katholischen Geistlichkeit durchaus keine Freunde.

Ist es nun ein Widerspruch, daß wir oben den Ultramontanismus als kulturfeindlich und bildungsfeindlich bezeichnet haben und hier das Zentrum als Verbündeten für die Erhaltung der deutschen Bildung anrufen? Keineswegs. So komplizirt ist eben das Leben und im Besondern das deutsche Leben mit seiner unermeßlichen Fülle von Gegensätzen. Gewisse Bildungs-Elemente haben wir mit der katholischen Kirche, andere mit der Sozialdemokratie gemein. Wer sich über diese unzweifelhaften Thatsachen einmal klar geworden ist, wird nicht mehr geneigt sein, mit einer kurzen, scharfen Formel ein für alle Mal seine Stellung im deutschen Parteileben nehmen zu wollen.

* * *

Der Verlauf des Transvaalkrieges ist an dieser Stelle, glaube ich, von Anfang an richtig beurtheilt: die Schwäche in der burischen Rüstung (Mangel an Offensivkraft), die Stärke des englischen Heerwesens, entgegen

Digitized by Google

den damals bei uns herrschenden Auffassungen, anerkannt worden, bis auf das letzte Mal, wo die an dieser Stelle von mir ausgesprochene Meinung durch die Ereignisse nur zu bald widerlegt worden ist. Ich ging davon aus, daß die englische Kriegsrüstung in Südafrika zwar sehr stark, aber doch nicht ausgeschlossen sei, daß sie in dem Kampf mit Raum und Klima unterliege. Eine große Burenkolonne war damals in der Flanke der Engländer bis weit in ihren Rücken vorgedrungen, und ich glaubte schließen zu dürfen, daß, wenn die englische Armee dieses Detachement nicht abfassen und abschneiden könne, dies ein sicheres Zeichen sei, daß ihr bereits der Athem ausgegangen, daß sie bei der jetzt dort herrschenden Regenzeit nicht weiter vorwärts kommen könne und trotz ihrer Uebermacht liegen bleiben müsse. Das Gegentheil ist eingetreten. Die Regenzeit scheint bei Weitem nicht so schlimm zu sein, wie unsere Afrika-Kenner sie geschildert haben, denn es wurde berichtet, daß die Engländer das Bett eines Flusses, von dem man annahm, daß sie ihn nicht ohne Schwierigkeiten passiren würden, trocken gefunden hätten, und die englische Hauptarmee ist in flottem Vormarsch bereits am Vaalflusse angelangt und hat ihn überschritten. Wie ist der Widerspruch zu erklären? Denn die Thatsache, die unser ganzes Urtheil bestimmt hat, daß die Engländer die burische Umgehungskolonne, die ihnen bei einiger Thätigkeit unmöglich entgehen konnte, nicht gefaßt haben, ist ja doch einmal da und bleibt, gegen ihre jetzigen flotten Operationen gehalten, objektiv unverständlich. Vermuthlich liegt der letzte Grund in dem persönlichen Charakter des Feldmarschall Roberts. Er wird zu den Generalen gehören, die nicht mit der freien Schöpfungskraft des Genius allein aus der augenblicklichen Lage jedesmal das richtige Mittel entnehmen, sondern die nur dann ihre Aufgabe erfüllen können, wenn sie nach einem ganz bestimmten Schema, nach einem gewissen System von Grundsätzen, das sie sich gebildet haben, handeln. Ein solcher General war Benedeck; ein solcher General war auch, freilich in der höchsten Potenz der Begabung, Wellington. Zu den Grundsätzen des Lord Roberts gehört offenbar, daß er nicht zur Offensive schreitet, bis alle Vorbereitungen beendet und jeder einzelne Truppentheil mit allen seinen Kolonnen bereit ist.

So ließ er England sich in Ungeduld verzehren, bis er mit gesammelter Kraft den Marsch zum Entsatz von Kimberley und im Anschluß daran auf Bloemfontein antrat. Dann machte er in Bloemfontein Halt und schuf sich erst eine neue Basis, ohne sich auf irgend welche Einzel-Unternehmungen einzulassen. Hiebei blieb er auch, als die Buren, ermuthigt durch sein Sitzenbleiben, ihn zu umgehen wagten und damit selbst ihren Rücken preisgaben. Statt die prächtige Gelegenheit zu einem großen Schlage zu benutzen, hielt Lord Roberts fest an seinem einmal gefaßten Plan und blieb mit dem Gros seiner Armee bei Bloemfontein. Erst als die Buren gar zu keck wurden, schickte er nothgedrungen einige Kolonnen gegen sie vor, die sie aber nun nicht mehr erreichten. Ist ihm dadurch hier ein

Digitized by Google

großer Erfolg entgangen, so hat er doch auf der andern Seite den nicht minder großen, moralischen Erfolg erreichte, plötzlich und gegen alles Erwarten seine ganze Armee bis an den Vaalfluß vorwärtsrollen zu können, und es ist noch nicht abzusehen, wo sie zum Stehen kommen wird.

Nicht bloß bei den Buren, sondern auch bei andern Völkern blickt man mit Beklommenheit auf die Schnelligkeit dieses Erfolges. Während es anfänglich schien, als ob die Russen die Gelegenheit benutzten wollten, in Persien vorzugehen, haben sie zuletzt in Korea einen großen Vorstoß gemacht und sich des Hafens Masompo bemächtigt; die Franzosen aber haben angefangen, mächtig gegen Marokko vorzurücken, wo in Folge des Todes des Groß-Vezirs die innern Verhältnisse gerade ins Schwanken gerathen sein sollen. Beide Punkte, sowohl Korea als Marokko, sind für England kaum von geringerer Wichtigkeit als Transvaal. Bis jetzt schweigt die englische Diplomatie vorsichtig still zu jenen Ereignissen, aber wenn sie erst mit den Buren Frieden geschlossen oder wahrscheinlicher, sie unterworfen, annektirt, und ein strammes Militärregiment aufgerichtet haben wird, dann wird man hören, wie sie im Herzen über Korea und Marokko denkt.

Wie bescheiden steht doch Deutschland neben diesen Weltmächten, die allenthalben große Ziele im Auge haben, während wir froh sind, kleine Gruppen von Korallen-Inseln um Dutzende von Millionen baar Geld kaufen zu können. Oder hat die deutsche Diplomatie doch auch ein großes Ziel im Auge, das nur noch vorläufig im Geheimen bleiben muß? Wozu ist der große Apparat des Fürstenkongresses in Berlin bei Gelegenheit der Großjährigkeits-Feier unseres Kronprinzen aufgeboten worden? Wir stehen mit Rußland gut; wir haben von Frankreich nichts mehr zu fürchten; unsere amtlichen Beziehungen zu England sind getränkt mit Sympathiebezeugungen; wozu war da die feierliche Renaissance des Dreibundes erforderlich? Waren es nicht deutsche, sondern österreichische und italienische Bedürfnisse und Wünsche, die es nöthig machten? Erwägungen der inneren Politik dieser Staaten? Oder ist es für Deutschland wünschenswerth, kommender großer Ereignisse willen sich so vorsichtig den Rücken zu decken? Die Zukunft wird es lehren.

27. 5. D.

Digitized by Google

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Anton, Dr. G. K. — Der Mittellandkanal (Rhein-Elbekanal), Vortrag. (40 S.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, Akt.-Ges.
Arndt, A. — Unser Leben. Oktav. (150 S.) M. 2,50. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
Arnheim, Dr. Fritz. — Der ausserordentliche Finnländische Landtag. 1899. (344 S.) Leipzig. Duncker & Humblot.
Arons, Dr. — Die Aktenstücke des Disziplinarverfahrens. (38 S.) Berlin, G. Reimer.
Berlit, Prof. Georg. — Ueber Walther von der Vogelweide. Oktav. (39 S.) Leipzig. B. G. Teubner.
Beyschlag, Friedrich. — Volkskunde und Gymnasialunterricht. Oktav. (45 S.) 80 Pf. Leipzig, B. G. Teubner.
Bölte, Dr. F. — Das klassische Alterthum und die höhere Schule. Ein Vortrag. (15 S.) Heidelberg 1900, Carl Winter.
Bornhak, Conrad. — Geschichte der preussischen Universitätsverwaltung bis 1810. Oktav. (VIII, 200 S.) M. 3,—. Berlin, Georg Reimer.
Cauer, P. — Wie dient das Gymnasium dem Leben? Düsseldorf, L. Voss & Cie.
Conrad, Elster, Lexis, Loening. — Handwörterbuch der Staatswissenschaften. 3. Bd. (1290 S.) Jena, Gust. Fischer.
Dungern, Helene von. — Frederick Denison Maurice. der Führer der christlich-sozialen Bewegung Englands 1848—1866. (142 S.) M. 2,40. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
Eltzbacher, Dr. Paul. — Der Anarchismus. Oktav. (XII, 305 S.) M. 5,—. Berlin. J. Guttentag.
Erdmann, H. — König Tod. Schauspiel in drei Akten. M. 1,—. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
Federn, K. — Dante. Gr.-Oktav. (235 S.) Kart. M. 4,—, geb. M. 5,—. Leipzig, E. A. Seemann.
Fick, Dr. R. — Auf Deutschlands hohen Schulen. (487 S.) M. 10,—. Berlin, Hans Ludw. Thilo.
Fr., Fr. — Ergänzungen zu Denken und Handeln. (69 S.) Birkenwerder/Berlin, A. Koch.
Freudenthell, Dr. G. W. — Geschichte des Advokatenstandes des vormaligen Königreichs Hannover bis zum Jahre 1831. (24 S.) Stade, A. Pockwitz' Verlag.
Geiger, Ludwig. — Gefühltes und Gedachtes von Fanny Lewald. (400 S.) Dresden und Leipzig, Heinr. Minden.
Gény, Joseph. — Die Reichsstadt Schlettstadt. (223 S.) M. 3,—. Freiburg i. Br., Herder.
Golowin, K. — Die finanzielle Politik Russlands und die neue Goldwährung. (117 S.) M. 1,80. Berlin, August Deubner.
Hahn, Ed. — Die Wirthschaft der Welt am Ausgange des XIX. Jahrhunderts. Gr.-Oktav. (VIII, 320 S.) M. 5,50, geb. M. 7,—. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.
Hartmann, Eduard von. — Geschichte der Metaphysik. II. Bd. M. 12,—. Leipzig 1900. Hermann Haacke.
Heinemann, E. — Die Grundlagen der Schleiermacher'schen Theologie. (48 S.) Berlin, Hermann Walther.
Vorläufiger **Jahresbericht** der Handelskammer zu Köln. 1899. (99 S.) Köln, Du Mont-Schauberg.
Kant's gesammelte Schriften. Herausgegeben von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften. Bd. X. Zweite Abth.: Briefwechsel. I. Bd. Oktav. (XIX, 532 S.) M. 10,—. Berlin, Georg Reimer.
Karpeles, Dr. B. — Die englischen Fabrikgesetze. (481 S.) M. 10,—. Berlin, E. Felber.
Kassner, Rudolf. — Die Mystik, die Künstler und das Leben. Oktav. (288 S.) M. 6,—. Leipzig, Eugen Diederich's Verlag.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.

Digitized by Google

Natürlicher

Biliner Sauerbrunn!

Schutzmarke.



Hervorragender Repräsentant der alkalischen (Natron) Quellen

Korkbrand.

BILINER SAUERBRUNN

wird **bei gichtischen Ablagerungen, Magen-, Nieren- und Blasenleiden, speciell auch bei Diabetes von Aerzten aller Kulturländer vielfach verordnet.** Besonders als **prophylaktisches Mittel** gegen alle das **Verdauungssystem, die Nieren-, Galle- und Blasenfunktionen störenden Einflüsse** zu empfehlen.

Wohlschmeckendes, angenehmes Erfrischungsgetränk, auch mit Wein gemischt zu nehmen.

In Flaschen circa [illegible] gr.	circa 750 gr.	circa 375 gr. enthaltend
bei 1 Flasch. zu 70 Pf.,	**zu 50 Pf.,**	**zu 40 Pf.,**
„ 10 „ „ 65 „	**„ 45 „**	**„ 35 „**
„ 50 „ „ 60 „	**„ 42 „**	**„ 32 „**

in unseren Hauptniederlagen in Berlin bei Herren

Johs. Gerold, W., Unt. d. Linden 24 — **J. F. Heyl & Co.,** W., Charlottenstr. 66 — **Dr. M. Lehmann,** C., Heiligegeiststr. 43/44

und in allen Apotheken und Drogerien erhältlich. — Leere Flaschen werden à 2½ Pf. pro Stück zurückgenommen.

Die aus dem **Biliner Sauerbrunn** gewonnenen

Pastilles de Bilin

(Biliner Verdauungszeltchen)

bewähren sich als vorzügliches Mittel bei **Sodbrennen, Magenkrampf, Blähsucht und beschwerlicher Verdauung,** bei **Magenkatarrhen,** wirken überraschend bei **Verdauungsstörungen im kindlichen Organismus** und sind bei Atonie des Magen- und Darmcanals infolge sitzender Lebensweise ganz besonders anzuempfehlen.

Depots in allen Mineralwasser-Handlungen, in den Apotheken und Drogen-Handlungen.

Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen).

Digitized by Google

„APENTA"

Das Beste Ofener Bitterwasser.

Geheimrath Prof. OSCAR LIEBREICH, *Berlin, schreibt in „Therapeutischen Monatsheften," Juni 1896,*

„ Ein derartig brauchbares Wasser ist
„ Für längere Trinkcuren,
„ Zur Regulirung des Stoffwechsels,
„ Bei Fettleibigkeit, chronischen Obstipationen,
„ Bei Hämorrhoidalleiden
„ Als besonders geeignet zu empfehlen."

Professor Dr. LANCEREAUX, *Paris, Mitglied der Académie de Médecine," erklärte am 4 Febr. 1899.*

„ Gerade dieses Wasser eignet sich am Besten
„ Für die Behandlung chronischer Verstopfung,
„ Verdient eine Ausnahmestellung
„ in der hydrologischen Therapeutik."

EIGENTHÜMERIN UND BRUNNENDIRECTION

„APENTA" ACTIEN-GESELLSCHAFT, BUDAPEST.

Käuflich bei allen Apothekern, Drogisten und Mineralwasser-Händlern.

Digitized by Google

Digitized by Google

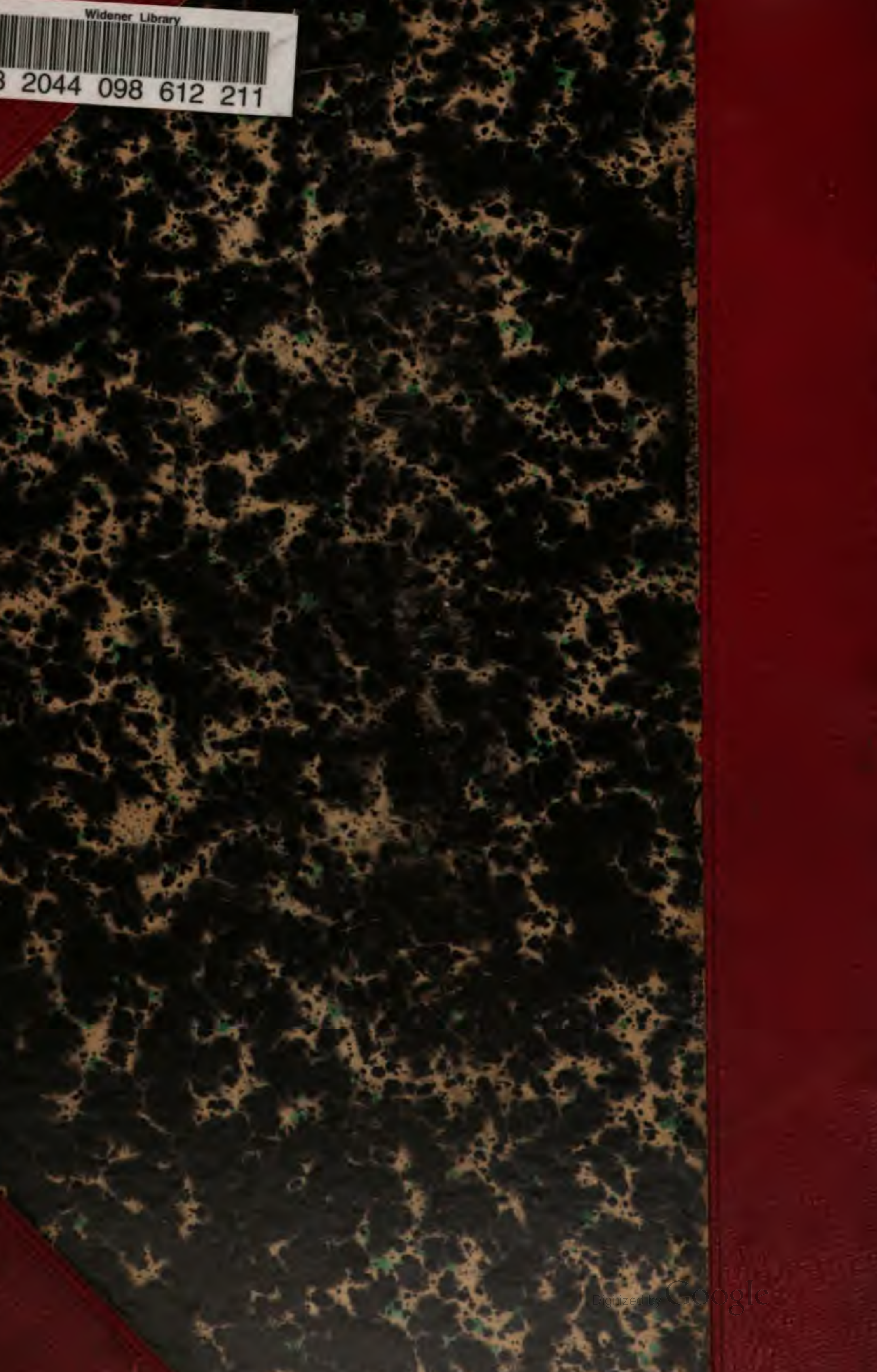
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google


Widener Library
3 2044 098 612 211
Digitized by Google